Boyce, 1874-2
Title

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitgenossen.

V.

Verlag von Otto Janke.
Berlin SW. Kochstraße 68.
1863.

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspuncte des ganzen Unternehmens angedeutet werden, wie sie in einer ausführlichern Ankündigung, die von der Verlagshandlung unentgeldlich ausgegeben wird, enthalten sind.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir nicht blos noch Lebende, sondern auch schon Verstorbene, die unsrer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunct nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten, (ob auch der größere Theil ihrer Dauer noch einer frühern Zeit angehöre) dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unsrer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es seyn, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherrn und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft, (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im ächten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben, (so weit der Forscher einzudringen vermag!) mit dem möglichst tiefsten Ergreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in ausgeführten Gemälden, jedes wenigstens in sichern, treffenden

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Zweiten Bandes.

Erste Abtheilung.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Fr. Carl Freiherr v. Tettenborn.

Von C. D.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tettenborn.*)

Das Leben der Feldherrn hat den eignen Reiz, daß neben dem Talent hier vorzüglich der Charakter wirkt, der nirgends so frei und schnell hervortreten kann, als im Auf-

*) Der Herr Verfasser dieser schätzbaren Darstellung, die eben so anziehend durch ihren Gegenstand, als ausgezeichnet durch ihre geistreiche und gebildete Eigenthümlichkeit ist, hat hinreichende Gründe gehabt, seinen Namen hier nicht zu nennen, und der Herausgeber hielt für besser, den Lesern den Namen, als den ganzen Beitrag vorzuenthalten. Daß derselbe aber aus guter Quelle geflossen und in sich selbst hinlänglich bewährt ist, wird den Kundigen, ohne weitere Versicherung, wohl einleuchten. Die nachfolgenden Blätter sind selbst Beweis genug, daß der Darsteller seinem Unternehmen vollkommen gewachsen, und eben so sehr durch vertrautere Bekanntschaft mit seinem Helden, als durch allseitige Kenntniß und Erfahrungen in der Kriegskunst, dazu geeignet war. Sein Zeugniß ist das eines feinen und einsichtsvollen Beobachters, und hat in einem Haupttheile dieser Lebensgeschichte den unbezweifelten Werth des treuen und eindringenden Berichts eines Augenzeugen.

Es wird hier das Gedächtniß einer Zeit erneuert, in deren Geschichte jeder größere und kleinere Theil, jeder hervorleuchtende Zug uns're lebhafteste Theilnahme erregt, und jede zuverlässige Aufklärung, die uns mitgetheilt wird, unsern Dank verdient. Denn so nahe diese Zeit uns liegt, und obwohl wir selbst ihr angehörten und ihre reiche Entwicklung mit eignen Augen sahen, so ist doch Vieles aus ihrem innern Leben uns noch verborgen, und, je mächtiger und mannigfaltiger sie in ihren Thaten und Begebenheiten war, desto mehr die Stimme unbefangner Theilnehmer zu befragen, damit der Leidenschaft-

ruf aller Kräfte des innern und äußern Menschen, im Kriege. Nirgends erscheint häufiger der Vorzug einer stark ausgeprägten und schnellgültigen Persönlichkeit, von der am Ende fast alles abhängt, indem sogar das, was man Glück nennt, meist nur Wirkungen sind, die aus dem dunklern Zusammenhang der Eigenschaften hervorgehn. Ein Beispiel davon sehen wir auch in der Geschichte des tapfern Generals, dessen Leben wir hier liefern, und der in den letzten Kriegsjahren als einer der Anführer, die nicht gerade Oberbefehlshaber waren, unter den eigenthümlichsten und persönlich merkwürdigsten dasteht.

Friedrich Carl Freiherr von Tettenborn wurde am 19. Februar 1778 zu Tettenborn in der Grafschaft Hohenstein geboren. Seine Mutter war eine geborne Gräfin von Arz (ursprünglich Arzio, im südlichen Tyrol); sein Vater, der anfangs dem Kriegsdienste, wo der Name Tettenborn schon in frühern Zeiten oft rühmlich vorgekommen, gefolgt war, hatte späterhin diese Laufbahn verlassen, und war markgräflich badischer Oberjägermeister in Rastadt geworden. Hier lebte der junge Tettenborn von seinem sechsten Jahr an, und erhielt im väterlichen Hause sorgfältigen und nach damaliger Weise gründlichen Unterricht, der zu gelehrter Bildung führen sollte, obwohl dieses nicht die Richtung war, für welche die guten Anlagen sich diesmal entscheiden mochten. Nichtsdestoweniger bewährten aber auch in der Folge bei veränderter Laufbahn sich die Wirkungen ersten Unterrichts als bleibender Gewinn. Dasselbe gilt von dem frühen Einfluß guter Grundsätze und frommen Beispiels, welches, wenn auch nicht

---

lichkeit vieler Berichte und Urtheile, wie wir sie von den zum Theil unberufenen Tagsschriftstellern vernehmen, auf eine für die Geschichte ersprießliche Weise, begegnet werde.

Unser Verfasser schrieb das Leben des Mannes, den er abbildet, weder zu dessen Rechtfertigung noch Lobpreisung, weil, nach seiner Ueberzeugung, er weder der einen noch der andern bedarf. Es ist ein ungeschminkter, einfacher Bericht, der nichts beabsichtigt, als ein reines, ungetrübtes Bild einer merkwürdigen und kräftigen Persönlichkeit aufzustellen, von beschränkenden Verhältnissen aber so völlig unabhängig ist, daß er um so gewisser als unverdächtig und wahrhaft gelten muß.

Anmerk. des Herausgebers.

den Schein äußeren Uebungseifers, desto mehr den Sinn ſtiller Achtung erweckte. Günſtig war ſeiner Jugend auch die ſtete Nähe und der regſame Umgang mit der freien Natur, wozu das Amt und Streben des Vaters, dem das badiſche Land die größten Anlagen und Pflanzungen dankt, die nächſte Gelegenheit und Aufforderung gab. Hier nährte ſich früh die heitre Kühnheit und übte ſich der ſcharfe Blick, die ſpäter in kriegeriſchen Unternehmungen ein glänzenderes Feld finden ſollten. In ſeinem dreizehnten Jahr, als er inzwiſchen auch groß und wohlgebildet herangewachſen war, wurde er von dem Vater an den kurfürſtlichen Hof nach Mainz geſchickt, und daſelbſt unter die Pagen des Kurfürſten aufgenommen. Es iſt noch vielfältig in Erinnerung, welch großes Leben, welche Pracht, Fülle und geſellige Bewegung ehemals in dieſer Stadt verſammelt war; in heitrer Sorgloſigkeit gab der Hof ſich ſeinen Vergnügungen hin, als plötzlich die Annäherung der Franzoſen im Jahr 1792 aus dem Taumel aufweckte. Bei der Ankunft des Generals Cuſtine flüchtete der Kurfürſt eilig nach Aſchaffenburg, der Hof ſtob auseinander, und hat ſich größtentheils nie wieder zuſammen gefunden. Der junge Tettenborn ſah die franzöſiſchen Truppen in Mainz einrücken, und kehrte wenig Tage darauf zu ſeinem Vater nach Raſtadt zurück. Die Wendung der Begebenheiten ſchien auf lange hinaus die bisherigen Verhältniſſe verwirrt zu haben, und der Vater, welcher ſeinen Sohn auf die Herſtellung derſelben nicht unnütz warten und ſeine Zeit zweckmäßig anwenden laſſen wollte, gab ihn ſchon im folgenden Jahr (1793) zu dem berühmten Bergrath Bechſtein in Waltershauſen, um ſich unter deſſen Leitung den Forſtwiſſenſchaften zu widmen. Hier blieb er jedoch nicht lange; er bezog noch im nämlichen Jahr die Univerſität Göttingen, welche er in Folge einer jugendlichen Uebereilung bald mit Jena vertauſchen mußte, und von da unvermuthet nach Raſtadt zurückgerufen wurde, wo er ſeinen Vater nicht mehr am Leben fand. Seine unüberwindliche Neigung zum Kriegsdienſte, die er bisher ſeinem Vater zu Liebe, der ihn in ſeinem angeſehenen und vortheilhaften Amte zum Nachfolger wünſchte, immer unterdrückt hatte, brach nun, da er durch keine Rückſicht mehr gebunden ſeyn konnte, indem auch ſeine Mutter bereits früher verſtorben war, mit aller Heftigkeit aus; er verließ die angefangnen Studien, und trat gleich im Jahr 1794

als Cadet beim Joseph Kinsky'schen, späterhin Klenau'schen Chevaurlegers-Regiment in das österreichische Heer.

Hier begann für den jungen Tettenborn eine Laufbahn, die seinen militärischen Eigenschaften alle Gelegenheit zur Entwicklung bot, und für ihn reich an persönlicher Auszeichnung wurde. Das österreichische Heer, welches den Charakter eines durch mehrere Jahrhunderte ohne Unterbrechung bestandenen Kriegswesens bis auf den heutigen Tag bewahrt, vereinigt mit den daraus fließenden, besonders nach innen höchst bezugreichen Vortheilen, zugleich die einer stets frischen, durch neue, und nach der Lage der Grenzen sehr verschiedne, Kriege unaufhörlich geübten Erfahrung; seine Zusammensetzung erhielt, außer den mannichfachen Elementen, welche die österreichischen Erblande in glücklichem Verhältnisse dazu gaben, noch einen unschätzbaren geistigen Zusatz durch den Umstand, daß so geraume Zeit hindurch dieses Heer für alle Deutschen zugleich als das Heer ihres Kaisers, und sonach als ihre eigentlich vaterländische Kriegsmacht dastand, der die besten Kräfte des Reichs auf alle Art zuströmten. Der eigenthümliche Geist, der sich hieraus gebildet, beurkundet sich in vielen Zeichen, an welchen wohl unleugbar deutsche Eigenschaften erkannt werden, die Vernachlässigung bloßen Scheins, die Sparsamkeit äußerer Belohnungen, die in untern Graden aufgehäufte Thatfülle und Auszeichnung, ohne daß durch die allgemeinste Anerkennung das langsame Emporsteigen merklich gefördert würde. Wir glaubten diese Bemerkungen, die sich uns aus eigner Anschauung aufgedrängt, hier nicht übergehn zu dürfen.

Das Regiment, in welches Tettenborn getreten war, stand in den Niederlanden vor dem Feind, und nahm ruhmvollen Antheil an den Kriegsthaten, durch welche die verbündeten Heere damals für sich selbst wohl Auszeichnung genug, für die Sache ihrer Herrscher aber unter den obwaltenden Verhältnissen keine bleibenden Erfolge erfechten konnten. Einzelne Compagnien Fußvolk, eine einzige Schwadron Reiter, ja bloße Patrouillen befanden sich häufig gegen eine zehnfache Uebermacht ausgesetzt, hielten sie auf, warfen sie zurück, oder wagten wohl gar den Angriff; der Ruf, den manche Regimenter in solchen Leistungen erlangten, und die Ansprüche, welche ihre eigne und

die öffentliche Meinung an sie machte, grenzten oft an die romantischen Erzählungen früherer Zeiten: die Feldzüge waren darum nicht weniger unglücklich, und das Ganze des Kriegs blieb in höheren Verhältnissen für die Franzosen entschieden; aber eine bessere Schule des Kriegs und aller seiner persönlichen Uebungen und Aufgaben hat es schwerlich jemals gegeben, als das österreichische Heer unter diesen Umständen es seyn konnte. Nach wenigen Monaten Unterlieutenant geworden, fand Tettenborn häufige Gelegenheit, seinen Muth zu prüfen und vielfache Kunde des Felddienstes zu erwerben. Die damaligen Kriegsereignisse sind bekannt; ihren Wendungen folgte Tettenborn in den Bewegungen seines Regiments, das wir im Jahr 1799 bei dem Heere unter dem tapfern Erzherzog Carl wiederfinden. Von den zahlreichen Vorfällen, welchen Tettenborn mit Auszeichnung beiwohnte, heben wir nachfolgende Züge aus, welche ihn insbesondre angehn.

In dem Treffen von Frauenfeld hatte das Regiment Kinsky einen harten Stand, und bewies gegen den überlegnen Feind in ungünstiger Gegend die ausdauerndste Unerschrockenheit. Viele seiner ausgezeichnetsten Offiziere wurden getödtet oder verwundet. Die Franzosen hatten das österreichische Fußvolk aus einem vorliegenden Walde verdrängt, und dadurch die auf der Straße vorgerückten Truppen in die Flanke genommen; der Augenblick war dringend, und forderte schleunige Hülfe; da ließ Tettenborn eine halbe Schwadron absitzen, und stürmte zu Fuß mit dieser Mannschaft den Wald, aus welchem der Feind, bestürzt durch den unerwarteten, raschen Angriff, eiligst wieder vertrieben wurde, so daß Wenigere wieder wegnahmen, was Mehrere nicht behaupten gekonnt. Drei Tage darauf, bei dem Gefecht von Winterthur, machte Tettenborns Schwadron den Vortrab, und wurde von den Franzosen, die vor der Stadt sechs Stück Geschütz aufgepflanzt hatten, mit heftigem Kartätschenfeuer empfangen, das sogleich mehrere seiner Leute niederstreckte; Tettenborn besann sich keinen Augenblick, und stürzte an der Spitze seines Zuges auf das feindliche Geschütz; schon waren die ihre Kanonen vertheidigenden Artilleristen im Handgemenge größtentheils niedergemacht, als die Franzosen zur Unterstützung derselben mit zahlreicher Reiterei

heftig hervorbrachen, und die Oesterreicher wieder zurück mußten; in diesem Augenblick stürzte Tettenborns Pferd, von einem Kanonier durch Säbelstiche verwundet, zwischen die Kanonenpferde nieder; Tettenborn lag zu Boden und schien verloren, umgeben von feindlichen Husaren, die nach ihm hieben und schossen, und ihn wenigstens gefangen genommen hätten, als die Tapferkeit seines Rittmeisters, des nachherigen Generals Meyer, ihn noch eben zu rechter Zeit aus dieser großen Gefahr wieder befreite. Der Erzherzog Carl verließ nach Beendigung des Feldzugs die Schweiz, rückte rasch an den Oberrhein, und nahm die damals noch befestigte Stadt Mannheim mit Sturm. Der Feind hatte sich mit einem Theil seiner Macht noch außerhalb der Festung festgesetzt, und mußte erst in diese zurückgetrieben werden; dies geschah durch mehrere hitzige Gefechte, in welchen die Reiterei die besten Dienste leistete, und besonders in einem derselben bei dem Neckarauer Wald das französische Fußvolk niedermachte und zersprengte, wobei Tettenborn sich so sehr auszeichnete, daß er dafür ausdrücklich belobt wurde. Bei dem Sturm selbst war er einer der ersten, die durch die aufgehauenen Thore in die Stadt sprengten, und machte in den Straßen noch eine Menge Gefangene, während die Hauptmasse der Franzosen sich über die Rheinbrücke fechtend aus der Stadt zurückzog.

Als General Kray den Oberbefehl des Heeres übernommen hatte, und dieses seinen Rückzug vom Rhein gegen Ulm bewerkstelligte, zeigte Tettenborn wieder in häufigen Nachtrabsgefechten seinen Muth wie seine Geschicklichkeit. Bei Biberach hielt er so standhaft gegen den andringenden Feind, daß er in zwei Stunden drei Pferde unter dem Leibe verlor; nicht minder ausgezeichnet war das Gefecht bei Riedeschingen, am Tage der Schlacht von Engen. Nach dem Treffen von Neuburg erhielt Tettenborn von dem General Giulay den besondern Auftrag, mit einer eigends hierzu zusammengesetzten Abtheilung von Chevaurlegers und Husaren das Truppencorps, welches gegen Landshut ging, seitwärts zu begleiten und die Brücken der Isar zu zerstören. Indem er sich dieses Auftrags bestens entledigte, hatte er Gelegenheit, noch einen andern wichtigen Dienst zu leisten, der den Bewegungen des Heeres sehr zu statten kam; er hielt sich neun Tage zu

Freisingen gegen eine sehr überlegne Macht, mit welcher der Feind seine Angriffe oft erneuerte, aber, durch das geschickte Benehmen Tettenborns über dessen Stärke getäuscht, nicht das Aeußerste wagen wollte. Endlich dennoch nach hartnäckiger Gegenwehr gezwungen, Freisingen zu verlassen, nahm Tettenborn seine Richtung gegen München, wo gleich ein neues Uebungsstück seiner wartete; denn kaum in dortiger Gegend angekommen, erblickte er jenseits der Isar eine beträchtliche Anzahl Packpferde einherziehn — es waren die des französischen Generals Lecourbe; — sogleich suchte er fünf seiner entschlossensten Reiter aus, schwamm mit diesem kleinen Häuflein durch die Isar, und fiel mit solchem Ungestüm über die stärkere Bedeckung her, daß diese ihr Heil in der Flucht suchte, und ihm Alles zur Beute ließ, mit welcher er ungestört auf das andere Ufer zurückkehrte. Bei der Schlacht von Hohenlinden war Tettenborn beim Rückzuge gegen Abend der letzte derjenigen Truppe, welche den Rückzug des linken Flügels decken sollte, und leistete hier wiederum so gute Dienste, daß ihm darüber besondre Zufriedenheit bezeigt wurde.

Tettenborn, der während dieser Zeit nach und nach zum Rittmeister und Schwadronscommandanten vorgerückt war, kehrte mit dem Ruf eines tapfern und unternehmenden Officiers aus dem Felde in die Friedensstation nach Böhmen zurück. Er hatte seinen Namen so vortheilhaft bekannt gemacht, daß man die größten Erwartungen von ihm hegte. Auch im Frieden wußten seine persönlichen Eigenschaften die günstige Aufmerksamkeit eines größern Kreises zu fesseln, während er in seinen nächsten Verhältnissen im höchsten Grade Zuneigung und Wohlwollen seiner Cameraden besaß. Der freie Jugendmuth, der überall das Beste anspricht, die rege Kraft, die dem Genuß überlegen bleibt, die heitre Unbefangenheit, welche ihren natürlichen Anspruch auf Glück und Gelingen selten betrogen findet, und selbst in solchem Falle jeder ängstlichen Bedenklichkeit widersteht; dazu ein großmüthiges Hingeben für Andre, ein erfreulicher Umgang, eine bei starkem Durchgreifen der Persönlichkeit desto einnehmendere Leutseligkeit, eine glänzende Erscheinung, und eine Freigebigkeit ohne Grenze und Rücksicht: dieser Verein von wirksamen Eigenschaften konnte nicht ohne die größten Erfolge

bleiben, für welche die prächtige Geselligkeit von Prag und Wien, und das ganze Leben in Böhmen überhaupt, den abwechselnden Schauplatz boten. Frauengunst, Spiel, jugendlicher Ehrgeiz, und Lust und Freude des Militärlebens mußten hier vielfache Abenteuer geben, die der Stoff anziehender Erzählung werden konnten. Auch an neuen Proben eines Muths, den viele Kenner von dem Muthe auf dem Schlachtfelde sehr verschieden halten, fehlte es unter diesen Umständen nicht, und so wurde Tettenborns Name nur immer ausgezeichneter bekannt. Unter den zahlreichen Befreundungen die ihm zu Theil wurden, war keine bedeutender, als die mit dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, der sich durch viele Aehnlichkeiten hier angezogen fühlte, und in Tettenborn eben so sehr den trefflichen Officier würdigte, als er in ihm den heitern Lebensgenossen liebte. Diese Befreundung wurde noch inniger, als Tettenborn im Jahr 1804 mit einem Auftrag an den österreichischen Gesandten, den damaligen Grafen, jetzigen Fürsten Metternich, nach Berlin geschickt wurde, und mit dem Prinzen, den er auch schon auf dessen Landsitz besucht hatte, in vertrautem Umgang lebte, welchen die deutsche Kriegsgesinnung, zu der die Zeitumstände ernstlicher weckten, beziehungsreich erhöhte. Von diesem Aufenthalt in Berlin wird ein besondrer Zug erzählt, den wir, falls er verbürgt wäre, zu bezeichnend fänden, um denselben nicht hier aufzubewahren. Tettenborn hatte nämlich in Berlin zugleich die nicht unbeträchtliche Erbschaft eines im Preußischen verstorbenen Verwandten erhoben, und sollte, als er die Rückreise antreten wollte, von dem außer Landes gehenden Vermögen das übliche Abzugsgeld bezahlen; er aber leugnete, daß er von dieser Erbschaft das Geringste mitnähme, und bewies, als man darauf bestand, zum allgemeinen Erstaunen, daß er während seines kurzen Aufenthalts die ganze Summe gleich an Ort und Stelle verbraucht, und also dem Lande keineswegs entzogen habe.

Der Krieg gegen die Franzosen war im Jahr 1805 auf's Neue ausgebrochen, und führte bekanntlich eine Menge Unglücksfälle für die österreichischen Waffen herbei. Tettenborn war mit einem Theil des Regiments, bei welchem er stand, in Ulm geblieben, während der andre Theil unter dem Obersten Kinsky bei Bregenz war. Mehrere

Recognoscirungen die ihm aufgetragen wurden, führte er zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Als aber der Oberbefehlshaber des Heeres, General Mack, in unbegreiflicher Verblendung verharrend und dann plötzlicher Muthlosigkeit hingegeben, zuletzt in Ulm, trotz des Muthes der Truppen, kein andres Heil mehr sah als in der Uebergabe, da wußte sich ein Theil des Heeres dieser Schmach glücklich zu entziehn. Der Erzherzog Ferdinand faßte den kühnen Entschluß, mit einem Theil der Reiterei, der unter solchen Umständen noch in der Eil abzureichen war, durch den Feind durchzubrechen, und sich nach Böhmen zu werfen. Tettenborn genoß bereits eines solchen Vertrauens, daß man Niemandem besser als ihm die Führung des Vortrabs zu übertragen glaubte. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit und heldenmüthiger Anstrengung wurde das gefährliche Unternehmen im Rücken der französischen Heere ausgeführt, und Tettenborn hatte das Glück, die vollkommene Zufriedenheit des Erzherzogs, so wie des die Reiterei befehligenden Fürsten Schwarzenberg zu erwerben. Die geretteten Schaaren gelangten glücklich nach Böhmen. Tettenborn blieb zur Deckung der Straße, die über Waldmünchen nach Böhmen führt, in der Oberpfalz zurück. Hier wuste er sich durch geschickte Bewegungen und einzelne glückliche Gefechte mehrere Wochen zwischen Amberg und Waldmünchen gegen die französischen Streifparteien zu halten, bis der General Baraguay d'Hillers mit 8000 Mann gegen ihn heranrückte, ihn zum Rückzug nach Böhmen nöthigte, und selbst in Böhmen eindrang. Tettenborn verzweifelte nicht, der Uebermacht die Spitze zu bieten. Er rief zwischen Pilsen und Klentsch alles Landvolk zu den Waffen, ließ in allen Dörfern die Sturmglocke läuten, und wagte nun, den ihm sechsmal überlegenen Baraguay d'Hillers anzugreifen, der, geschreckt durch den gutgeleiteten Aufstand, sich zuerst nach Klattau zurückzog, und bald darauf Böhmen verließ. Nach geschlossenem Frieden wurde Tettenborn durch die Nachricht überrascht, daß die unter seinem Befehl gestandnen Officiere der Regimenter Klenau und Rosenberg für ihn das Theresienkreuz verlangt hätten, eine Auszeichnung, welche in Oesterreich von den höchsten Personen als das köstlichste Kleinod militärischer Ehre erstrebt, und nur dem anerkanntesten Verdienst ertheilt zu werden pflegt, und noch jetzt eben so selten als werthgehalten ist; selbst dem

Verdienst sind noch Bedingungen auferlegt, welche die Verleihung dieses Ordens beschränken, indem derselbe nur gegeben wird, wenn vor dem Feinde eine That begangen worden, die nicht durch Auftrag oder unerläßliche Pflicht anbefohlen, zugleich von entschiednem Vortheil gewesen. Das zur Prüfung der Ansprüche und Zeugnisse versammelte Ordenscapitel erkannte die Forderung der Offiziere vollkommen an, und Tettenborn erhielt einstimmig das Ordenskreuz.

Mit neuem Ruhm und neuen Erfolgen trat er wieder zu den Beschäfftigungen des Friedensdienstes, und in den Glanz der Hauptstädte Prag und Wien, wo er in den angesehensten Verhältnissen nur immer günstiger bemerkt wurde. Im Jahr 1808 wurde ihm der Antrag gemacht, den Fürsten Schwarzenberg, der als österreichischer Botschafter nach St. Petersburg ging, als dessen erster Adjutant und Botschaftcavalier zu begleiten; Tettenborn sah eine neue Laufbahn sich eröffnen, für die er sich schon vielfach vorbereitet fühlte; er empfing noch vor der Abreise den kaiserlichen Kammerherrnschlüssel, eilte dem Fürsten Schwarzenberg nach, der schon abgereist war, holte ihn in Wilna ein, und kam mit demselben in St. Petersburg an. Der dortige Aufenthalt war durch die politischen Verhältnisse mit sehr schwierigen Rücksichten verknüpft, und forderte große Kunst des Benehmens; wenn dem Fürsten Schwarzenberg der Ruhm gebührt, bloß durch sein persönliches Verdienst alles noch mögliche Gute gewirkt zu haben, so darf seine Zufriedenheit hier auch für Tettenborn ein um so bewährteres Zeugniß seyn. Als im Mai 1809 die Nachricht von dem Ausbruch des neuen Kriegs gegen Napoleon nach St. Petersburg gelangt war, wurde Tettenborn von dem Fürsten Schwarzenberg mit besondern Aufträgen als Courier zu dem Heere gesandt, das unter dem Erzherzog Carl inzwischen den glorreichen Sieg bei Aspern erkämpft hatte, und einer neuen Schlacht auf dem Marchfelde entgegen sah. Diese erfolgte sehr bald; zwei Tage dauerten bei Wagram die heldenmüthigen Anstrengungen der Oesterreicher, die erst am Abend des zweiten Tages höheren Unfällen, als die Tapferkeit des überlegenen Feindes ihnen brachte, zurückwichen, und in bester Ordnung das Schlachtfeld verließen. Tettenborn zeichnete sich in dieser Schlacht dergestalt aus, daß ihn der

Erzherzog Carl am sechsten Juli auf dem Schlachtfelde zum Major ernannte, sein Name in dem amtlichen Bericht mit Auszeichnung erwähnt, und ihm sogleich die Deckung des Rückzugs übertragen wurde, zu welchem Endzweck er außer der nöthigen Reiterei auch noch ein Jägerbataillon unter seinen Befehl bekam. Nach wenigen Tagen wurde schon wieder eine zweitägige Schlacht bei Znaim geliefert, die sich schon zum Vortheil der Oesterreicher neigte, als sie durch den inzwischen abgeschloßnen und durch höhere Gründe anbefohlnen Waffenstillstand unentschieden beendigt wurde. Auch in dieser Schlacht ärntete Tettenborn die ausgezeichnetste Zufriedenheit, sowohl des Erzherzogs Carl, als auch des Feldmarschalls Bellegarde, unter dessen unmittelbarem Befehl das erste Armeecorps stand, zu welchem das Regiment Klenau gehörte. Bei der Unterhandlung des Waffenstillstands wurde Tettenborn ebenfalls gebraucht, und von dem Erzherzog Carl, der ein großes Vertrauen in ihn setzte, mehrmals an Napoleon und Berthier gesandt, wodurch der Abschluß auf vortheilhafte Bedingungen sehr gefördert wurde.

Nach erfolgtem Frieden ging der Fürst Schwarzenberg als Botschafter nach Paris, und Tettenborn begleitete denselben in gleicher Eigenschaft wie vorher nach St. Petersburg. Selten ist wohl eine Botschaft von solchem Glanze, solcher reichen Zurüstung und solchem Ansehn, zugleich mit solcher ruhigen Würde und großartigen Einfachheit geführt worden. Alle Deutsche fanden hier ihren sichersten Anhalt, ihr vertrautestes Zusammenseyn, während zugleich das ausgesuchteste Prachtleben hier vor allen Einheimischen und Fremden den Preis behauptete. So großer, nach allen Richtungen ausgedehnter Aufwand, scheint diesmal wirklich sehr zweckmäßig und nützlich gewesen zu seyn, denn man kann annehmen, daß Oesterreich durch diesen Anblick, den es dem französischen Hofe gab, unmerklich in der Meinung desselben an Ansehn gewann, wodurch bewirkt wurde, daß manches widerwärtige Ansinnen entweder gar nicht, oder doch zarter und schonender zu ihm gelangte. Mit welcher Weltkunde, Klugheit und Anmuth sich Tettenborn in diesen Verhältnissen bewegte, läßt sich zum Theil schon aus obigen Mittheilungen abnehmen; außerdem, daß er in dem innersten

Vertrauen des Fürsten vielfach beschäfftigt war, lag ihm auch ein großer Theil der äußeren Erscheinung ob, an der es hier nicht fehlen durfte. Mit großer Gewandtheit wußte er die schwierige Aufgabe eines fortgesetzten Verkehrs mit den Franzosen zu lösen; es war äußerlich das beste Verhältniß, ohne daß er jemals zu Schmeicheleien seine Zuflucht genommen, oder die Gesinnungen, die ihn innerlich beseelten, durch Versicherung des Gegentheils beleidigt hätte; dies war überhaupt der Geist der ganzen österreichischen Botschaft, und nicht leicht konnte die Trennung dessen, was äußere Form und Staatsdienst war, von der innern Gesinnung und persönlichen Ansicht schicklicher gehalten werden. Napoleon selbst, der gegen Tettenborn einigen Widerwillen empfand, ließ ihn am Ende gelten. In diese Zeit fällt das durch seinen Ausgang unglücklich berühmte Fest des Fürsten Schwarzenberg, wo mehrere der angesehensten Personen verbrannten, und viele durch die Flammen sehr schwer beschädigt wurden. Napoleon entfernte sich mit seiner Gemahlin, und in der ersten Bestürzung konnte mancher Franzose wohl eine verrätherische Absicht gegen ihn vermuthen; Tettenborn, von einem derselben mit zweideutiger Aeußerung angeredet, konnte sich in seiner Empörung nicht halten, und warf den dreisten Frager mit zürnender Kraft rücklings zu Boden. Inzwischen zerstreute Napoleons Wiederkehr bald jeden Verdacht, den er selbst keinen Augenblick gehegt haben konnte, und Alles wetteiferte, um das noch immer fortwüthende Feuer zu bezwingen, welches gegen Morgen gelang. Napoleon nahm Gelegenheit, die unter seinen Augen bewiesene Anstrengung mehrerer Oesterreicher durch Verleihung der Ehrenlegion zu belohnen, die denn auch Tettenborn erhielt, ohne daß damit eine besondre Gunst gemeint gewesen wäre. Im Gegentheil suchte Napoleon auch ihm, wie so vielen Andern, von Zeit zu Zeit etwas Unangenehmes zu sagen, was jedoch nicht immer unerwiedert blieb, wie folgendes Beispiel zeigt. Der Kaiser, an dessen Hof alle Militärpersonen bisher in ihrer dienstmäßigen Uniform erschienen waren, hatte plötzlich den Befehl erlassen, daß fernerhin Alles ohne Unterschied nur in französischer Hofkleidung erscheinen dürfe; Tettenborn, der von dem Regiment Klenau zu Radetzky Husaren übersetzt worden war, wollte mit der Uniform doch nicht zugleich den Schnurrbart aufopfern, und erschien mit diesem in der neuvorgeschrie-

schriebenen Kleidung; Napoleon mochte sich darüber im Vorbeigehn ärgern, und redete Tettenborn höhnisch mit den Worten an: „Ein Schnurrbart ist doch recht lächerlich bei solcher Kleidung!" allein dieser erwiederte trotzig: „Vielmehr solche Kleidung bei einem Schnurrbart!" was wohl nicht für jeden und nicht immer so glimpflich abgelaufen wäre.

Tettenborn machte mehrmals in wichtigen Angelegenheiten die Reise nach Wien, und wieder nach Paris zurück. Niemals aber wurde diese Reise schneller vollbracht, als da er die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom nach Wien überbringen, und wo möglich den mit der telegraphischen Nachricht von Straßburg fortgeeilten französischen Courier noch einholen sollte. Den Vorsprung von 120 Stunden suchte Tettenborn dadurch einzubringen, daß er diesen ganzen Weg von Paris nach Straßburg reitend zurücklegte, und allerdings wäre die Sache gelungen, wenn er nicht unglücklicherweise gestürzt, und dadurch um einige Stunden aufgehalten worden wäre. Doch hatte Tettenborn, trotz seines Unfalls, die Reise mit beispielloser Schnelligkeit zurückgelegt, und nur vier Tage und zehn Stunden dazu gebraucht. Die Möglichkeit, solche und ähnliche Dinge auszuführen, hängt freilich mit Eigenschaften zusammen, die bisweilen auch etwas wild in das Leben einbrechen, und es wird in Paris besonders auch nicht an Veranlassungen dazu gemangelt haben. Wenn aber auch Tettenborn Manches, was ihn selbst betraf, ohne großes Bedenken auf's Spiel setzte, so war er doch von größter Vorsicht und Besonnenheit, sobald es Andere galt; bei den geheimen Verbindungen, die zum Theil durch ihn angeknüpft und besorgt wurden, fiel nie eine Unvorsichtigkeit vor, noch ließ er irgend ein Vertrauen blosgestellt; wie denn auch, um nur Eins anzuführen, der unglückliche Michel, der späterhin wegen entdeckter Mittheilungen, die er den Russen gemacht hatte, erschossen wurde, geraume Zeit ohne den geringsten Unfall den Oesterreichern bekannt gewesen war.

Schon zwei Jahr hindurch konnte man Napoleons Absicht, Rußland mit Krieg zu überziehen, deutlicher und deutlicher hervorbrechen sehn. Die Zurüstungen, so sehr sie ohne Lärm geschahen, waren zu ungeheuer, als daß sie

verborgen bleiben konnten, und jeder Aufschub der öffentlichen Erklärung ließ nur ein desto furchtbarer vorbereitetes Ausbrechen erwarten. Tettenborn, dem in seinen Verhältnissen die diplomatischen und militärischen Maaßregeln des französischen Herrschers weniger entgehen konnten, sah endlich den Augenblick nicht mehr fern, wo dieser neue Krieg auch das österreichische Heer in eine verhaßt gebliebene Sache verwickeln würde. Seine Denkungsart sträubte sich gegen jeden Reiz, den der schon bestimmte Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg über die österreichischen Hülfstruppen für ihn persönlich wirken mußte; als Ausländer konnte er sich nicht verpflichtet fühlen, jedem Wechsel einer durch Zeitumstände in ihrer freien Aeußerung gehemmten Politik zu folgen; diese und andre Gründe bestimmten ihn, im Frühjahr 1812 den Abschied zu nehmen, und nach kurzem Aufenthalt in Wien sich nach Rußland zu begeben, wo er zu sehr bekannt war, um nicht mit offnen Armen aufgenommen zu werden. Die preiswürdigen deutschen Männer, welche damals die Sache ihres Vaterlands bis jenseits des Meeres und an der äußersten Grenze Europens aufsuchten, um sie einst siegreich ihren harrenden Genossen in die Heimath zurückzubringen, folgten mehr ihren Ueberzeugungen, als ihren nächsten Aussichten, wenn sie den Russen und Engländern beitraten; dem Glück Napoleons und seiner Waffenmacht schien damals wahrlich so leicht noch nicht Stillstand zu gebieten, aber die muthige Gesinnung Gneisenau's, Chassots, Dörnbergs, Tettenborns, Klausewitzens und Pfuels, so wie Steins, Gruners und Arndts, die wir hier statt Aller nennen, wollte dem Kampfe nicht fehlen, wenn auf den Sieg auch noch nicht sogleich zu rechnen war! Tettenborn fand in St. Petersburg zu manchen Betrachtungen Anlaß, welche selbst den noch übrigen Hoffnungen nicht günstig seyn konnten. Diese hatten eine kräftige Stütze in der einflußreichen Thätigkeit Steins, dem hier das Vaterland den reichsten Dank schuldig wurde.

Inzwischen war Tettenborn als Obristlieutenant in dem russischen Heere angestellt, und zu dem General Winzingerode gesandt worden, der mit ansehnlicher Macht die Straße von Twer deckte. Unglücklicherweise war dieser General, unter welchem Tettenborn die günstigsten Verhältnisse erwarten durfte, kurz vorher in französische Ge-

fangenschaft gerathen, und der General Kutusoff, Neffe des Feldmarschalls, hatte den Befehl übernommen. Dieser General Kutusoff galt allgemein als der heftigste Feind aller Fremden im russischen Dienst, aber sonst als ein rechtschaffner, wohldenkender Mann, und als ein ausgezeichneter Krieger. Seine Abneigung gegen Fremde schien gegen Tettenborn anfangs dieselbe, nach einiger Zeit aber, wo mehrere Gefechte vorgefallen waren, nahm er schon eine günstigere Gesinnung an, und wurde zuletzt, im Verfolg des Feldzugs, der theilnehmendste und thätigste Anerkenner eines Verdienstes, dem er Gerechtigkeit zu versagen nicht fähig war. Nach dem Abzug der Franzosen rückte Tettenborn mit Kutusoff zuerst wieder in Moskau ein, wo unter rauchenden Trümmern den Greueln der Verwüstung nicht ohne Kampf Einhalt zu thun war. Unmittelbar darauf erhielt Tettenborn schon eine besondre Truppenabtheilung unter seinen Befehl, und den Auftrag, dem Feind auf seinem Rückzuge allen möglichen Abbruch zu thun. Er führte dies mit solchem Erfolg aus, lieferte so glückliche Gefechte, und nahm dem Feind so viel Gefangene ab, daß man, um diese Vortheile bedeutender zu machen, seine Truppenzahl ansehnlich verstärkte. Dies setzte Tettenborn in den Stand, die wichtigsten Dienste zu leisten, da ohnehin die Umstände jenes ewig denkwürdigen Rückzugs für den entschloßnen Anführer einer fliegenden Truppe solche Unternehmungen möglich machten, an deren Schwierigkeiten, unter andern Umständen, ganze Heerabtheilungen scheitern konnten. Wir sahen früher einen Wald von abgesetzten Reitern angreifen und wegnehmen; bei dem Bache Plisse lieferte er das Gegenstück dazu, indem er den Uebergang, den ein französisches Bataillon hartnäckig vertheidigte und dadurch das Vorrücken der Russen hemmte, an der Spitze einer Schwadron Husaren erzwang, und das feindliche Fußvolk sämmtlich gefangen nahm. Viele Gefangene, Kanonen und Gepäck nahm er dem Feind auf dem weitern Rückzuge bis zur Beresina, von wo er nach Lepel entsandt wurde, um die dort aufgestellten baierischen Truppen zu beobachten, die er aber schon abgezogen fand. Zu Kobilnitzki und in der Umgegend machte er alle noch zurückgebliebenen feindlichen Truppenabtheilungen zu Gefangenen, und setzte darauf seinen Marsch mit angestrengter Eile nach Wilna fort, wo er Abends spät mit ermüdeten Truppen anlangte, aber den-

noch sogleich die Vorstadt wegnahm, und daselbst über 3000 Gefangene machte.

Wilna war der Hauptort für die Franzosen geworden, wohin die ganze Rückzugsmasse des Heeres ihre Zuflucht nahm, und in Hoffnung vorhandner Verstärkungen und sonstiger Hülfe daselbst den Zielpunct zu finden wähnte, wo dem schrecklichen, durch Kälte, Hunger und Schwert verfolgenden Untergange Einhalt geschehn würde. Diese Hoffnung war eitel, auch hier war keine Rettung bereitet, und an Widerstand gegen die verfolgenden Russen nicht zu denken, der Rückzug mußte unter fast eben so verzweiflungsvollen Umständen immer noch weiter fortgesetzt werden, und kaum daß die Weichsel eine sichre Schutzwehr scheinen konnte. Aber wenn Wilna auch nichts weniger, als lange haltbar gegen die Russen war, so fanden sich doch für den Augenblick so zahlreiche französische Truppen, wenn gleich in Unordnung, dort zusammen, so große Vertheidigungsmittel dort angehäuft, daß die schleunige Einnahme für die russischen leichten Truppen, die dem Hauptheer vorausgeeilt waren, kein allzuleichtes Unternehmen, obwohl für den ganzen Feldzug um so wichtiger war, wenn der Feind nicht Zeit gewinnen sollte, in jenen aufgelösten Haufen und einzelnen noch zusammenhaltenden Abtheilungen den ergiebigen Stoff hergestellter Kriegerschaaren zu retten. Tettenborn ließ sich durch keine Schwierigkeiten abschrecken, trotz des fast allgemeinen Zweifelns und Abrathens griff er am folgenden Morgen vor Tagsanbruch mit einer Compagnie Fußjäger, die er auf Schlitten mitgeführt hatte, das eine Thor an, überwältigte den feindlichen Widerstand, und sprengte von zwei Seiten mit drei Kosakenregimentern und vier Schwadronen Isumscher Husaren in die Hauptstraßen der Stadt, wo das französische Fußvolk ihm anfangs herzhaft entgegenrückte, aber bald, umgangen und von allen Seiten angegriffen, theils das Gewehr streckte, theils niedergemacht wurde. Die Ueberraschung war so groß, daß die Gegenwehr dem Zufall überlassen und nur von geringer Dauer, und die ganze Stadt alsbald in den Händen der Russen war; zum Theil hatten Juden, die mit wüthendem Eifer gegen die Franzosen entbrannt waren, diese während des Gefechts im Rücken angegriffen und entwaffnet. Der Schlag, den die Franzosen durch diese unerwartete Einnahme erlitten, war sehr

groß. Sie verloren in Wilna 48 Kanonen, 7 Fahnen, 6000 Gefangene, ungerechnet 24,000 Kranke, die in Spitälern lagen, ferner außerordentliche Vorräthe von Kriegsbedürfnissen aller Art. Tettenborn übergab die Stadt dem General Tschaplitz, der mit dem Vortrab des Admirals Tschitschagoff mehrere Stunden später anlangte, und rückte gleich am folgenden Tage wieder von Wilna gegen den Niemen vor, um die Verbindung des Marschalls Macdonald, der noch bei Mietau stand, und dem König Murat, der in Königsberg die zerstreuten Truppen sammelte, zu unterbrechen. In dieser Gegend stieß Tettenborn auf Preußen, mit welchen es, da man sich gegenseitig gute Gesinnungen zutraute, zu keinem ernstlichen Gefecht kam; nach einigen Scharmützeln zogen sie sich, zufolge erhaltnen Befehls, über den Niemen zurück, und Tettenborn rückte in Tilsit ein, wo die Einwohner ihn mit begeistertem Jubel empfingen. Nach einigen Gefechten zwischen Tilsit und Ragnit endigte der von dem General York eingegangene Waffenstillstand die unwillkommnen Feindseligkeiten gegen die preußischen Truppen, und Tettenborn verfolgte nun den Marschall Macdonald, der von den Preußen getrennt war, und seinen Rückzug über Königsberg ohne Aufenthalt fortsetzte.

In Königsberg wurde Tettenborn durch eine Rose am Fuß, die ihn in Folge der überstandnen Beschwerden und der strengen Kälte dieses außerordentlichen Winterfeldzugs befallen hatte, mehrere Tage im Bette gehalten. Zugleich waren auch wegen Weiterverfolgung der Franzosen allerlei Bedenken eingetreten. Schon am Niemen hatten die Russen anfangs Halt machen wollen, dann sollte die Weichsel das unüberschreitbare Ziel seyn, indem man die Stärke und Ueberlegenheit, die sich gegen den eingedrungnen Feind gezeigt hatte, mit jeder weitern Entfernung von den russischen Grenzen wieder aufzugeben fürchtete. Allerdings waren die Truppen, mit welchen man dicht hinter den Franzosen nachgeeilt war, wenig zahlreich, und die übrigen noch weit zurückgebliebenen hatten auch ihrerseits beträchtliche Verminderung gelitten. Die Franzosen hingegen waren nun ihren unermeßlichen Hülfsquellen wieder genähert, und in Deutschland im Besitz aller festen Plätze, unter deren Schutz sie ihre geretteten Heerestrümmer wieder sammeln und mit neuen Zuschüssen verstärken konnten.

Alle diese Betrachtungen wurden jedoch überwunden, das Verderben des Feindes offenbarte sich mit jedem Augenblick vollständiger und verzweifelter, der Schrecken that, was den Waffen noch schwierig gewesen wäre; an Widerstand im offnen Felde war gar noch nicht zu denken. Unter diesen Umständen, zu welchen sich die lautwerdende Stimme des deutschen Volksgeistes, und die gute Aussicht diplomatischer Wirkungen gesellte, schritten die Russen in der geöffneten Bahn getrost vorwärts, entschlossen, das Ziel derselben in neuen Begebenheiten zu suchen.

In Folge dieser veränderten Ansicht erhielt nun Tettenborn, der inzwischen Oberst geworden war, von dem General Wittgenstein den Befehl, mit den ihm anvertrauten Truppen über die Weichsel zu gehn, und so weit vorzudringen, als die Umstände erlaubten. Tettenborn empfand hierüber so große Freude, und fühlte sich so glücklich der erste zu seyn, der seinen deutschen Landsleuten als Verkündiger der Befreiung von der Franzosenherrschaft erscheinen sollte, daß er ungeachtet seines Uebels am Fuß unverzüglich von Königsberg aufbrach, und seinen Marsch über Konitz und Soldin bis zur Oder fortsetzte. Obgleich ansehnliche französische Truppenabtheilungen auf dem rechten Oderufer sich noch aufhielten, so beschloß Tettenborn doch ohne Bedenken den Uebergang über diesen Fluß, um auf dem linken Ufer dem Feind keine Zeit zu neuen Maaßregeln zu lassen, und die bereits getroffnen zu hintertreiben. In Wrietzen, wo der Uebergang Statt fand, traf der Obristlieutenant Benkendorf, der Tettenborns Vortrab befehligte, ein westphälisches Bataillon, nahm dasselbe nach geringem Widerstand gefangen, und Tettenborn empfing gerade beim Uebergehen über den Fluß als gutes Vorzeichen schon zwei eroberte Fahnen. Er rückte nun rasch gegen Berlin vor, welches der Marschall Augereau noch mit 10,000 Franzosen, ansehnlichem Geschütz ꝛc. besetzt hielt. Dieser sandte den General Poinsot mit etwa 2000 Mann bis nach Werneuchen, drei Meilen von Berlin, den Russen entgegen, um sie von der schon durch mancherlei Stimmungen bewegten Hauptstadt abzuhalten. Die Franzosen hatten keine Reiterei, die Russen kein Fußvolk, und so hatten beide Theile mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem jene das freie Feld aufgeben, diese aber den Angriff der Ortschaften und Stellungen ver-

meiden mußten. Tettenborn, zu schwach gegen so bedeutende Macht etwas allein auszuführen, lud den General Czernitscheff, welcher noch jenseits der Oder war, zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung ein; dieser folgte der Einladung, ging über die Oder, und vereinigte sich mit Tettenborn bei Landsberg, indem dieser den General Poinsot bei Werneuchen durch einige zurückgelassene Posten über seinen Abmarsch getäuscht erhielt. Die verabredete Ueberrumpelung Berlins wurde jedoch durch ungünstige Umstände verzögert, und der Zufall brachte sie blos theilweis zur Ausführung, so daß darin wenigstens zu sehn war, welch glänzender Erfolg die Unternehmung gekrönt haben würde, wenn sie gleich auf der Stelle ausgeführt, und mit ganzer Macht wäre unterstützt worden. Die Russen waren nicht lange in Pankow angekommen, als eine starke französische Recognoscirung anrückte, die Tettenborn an der Spitze einiger Kosakenregimenter zurückzutreiben eilte. Der Feind gerieth in Unordnung und suchte schnell das Thor von Berlin zu gewinnen; Tettenborn, in rascher Verfolgung bis dahin nachgedrungen, ließ die Wache am Thor theils niedermachen, theils gefangen nehmen, und sprengte mit seinen Kosaken unaufhaltsam in die Stadt, die bald nach allen Richtungen von Kosaken durchschwärmt, und unerwartet der Schauplatz kriegerischer Auftritte war. Tettenborn selbst rückte bis auf den Alexandersplatz vor, wo das Gefecht am hitzigsten unterhalten wurde. Die Ueberraschung war so groß, daß die Kosaken im ersten Augenblick gegen 500 Gefangene, viele Beutpferde ꝛc. einbrachten, und erst nach drei Stunden der Marschall Augereau vom entgegengesetzten Theil der Stadt mit gesammelter Truppenmasse vorrückte, und Tettenborn zum Rückzug genöthigt wurde. In Berlin waren gegen 8000 Mann Franzosen, einzelne Truppenabtheilungen standen schon vorher unter dem Gewehr, und auf mehrern Plätzen Kanonen aufgepflanzt, allein die Kosaken sprengten überall ungestraft durch, und die Bestürzung die sie verbreiteten, wurde noch ungemein erhöht durch den lauten Jubel des Volks, der unverholen ausbrach und sich jeden Augenblick verderblich auf die Franzosen zu werfen drohte. Doch weil es den Bürgern an einem Anführer fehlte, und der eingedrungene Theil der russischen Truppen keine Nachwirkung erfolgen sah, so gewann Augereau Zeit und behauptete Berlin, wo er auch den Ge-

neral Poinsot wieder an sich zog. Das kühne Unternehmen, das auch in seinem Fehlschlagen höchst ruhmvoll und vortheilhaft blieb, kostete nur wenige Kosaken, die sich einzeln in den Straßen verirrt und zuletzt abgeschnitten fanden. Allgemein galt es für einen der glänzendsten Reiterzüge, und der Kaiser Alexander bezeigte seine Zufriedenheit damit durch Uebersendung des St. Wladimir-Ordens.

Inzwischen war die französische Macht in Berlin durch die Trümmer, die der Vicekönig von Italien von der Oder zurückführte, verstärkt worden, und hielt das linke Ufer der Spree noch mehrere Tage besetzt, während welcher immerfort zum Nachtheil der Franzosen blutige Gefechte in der Nähe der Thore von Berlin vorfielen, wo die Kosaken die letzten Ueberbleibsel französischer Gardereiterei übel zurichteten. Dieser Zustand hörte nicht eher auf, als bis das erste russische Fußvolk über die Oder gegangen war, auf welche Nachricht die Franzosen theils nach Magdeburg, theils nach Wittenberg abzogen. Tettenborn rückte in Berlin ein, mit größtem Jubel von den Einwohnern empfangen; der General Czernitscheff ließ einen Theil seiner Truppen sogleich durch die Stadt dem Feinde nacheilen; andere russische Truppen unter den Befehlen des Generals Wittgenstein zogen gleichfalls ein. In Berlin mußte Tettenborn abermals das Bett hüten, weil die Rose bei der schonungslosen Anstrengung wieder schlimmer geworden war. Dies hinderte ihn jedoch nicht, mit rastlosem Eifer fernern Kriegsunternehmungen nachzuhängen. Schon früh hatte sich das Augenmerk der Russen auf Hamburg gelenkt; außer den militärischen Gründen, die einen Zug dorthin versuchen hießen, waren auch politische dafür vorhanden, worunter die Eröffnung der nächsten Verbindung mit England und die günstige Entscheidung Dänemarks zu den wichtigsten gehörten, und selbst die Wirkung, welche die Befreiung dieser großen Handelsstadt in St. Petersburg machen würde, kam sehr in Anschlag; die Stimmung der Hamburger war übrigens bekannt, so wie auch der Zustand der französischen Macht in jenen Gegenden, die der russischen Annäherung noch weit entlegen schienen. Dieser Zug nach Hamburg, in eine Entfernung von mehr als 30 Meilen von den Haupttruppen, hätte dennoch, so zweckmäßig und günstig er

auch schien, schwerlich Statt gefunden, wenn nicht in Tettenborn zugleich der glücklichste Führer dazu vor Augen gewesen wäre. In ihm glaubte man alles dazu Erforderliche vereinigt zu finden; er erhielt seine Befehle und Instructionen, ein erlesenes Truppencorps von Kosaken, Dragonern und Husaren, nebst zwei Stücken leichtem Geschütz, und setzte sich mit diesen am 12. März von Berlin rasch gegen Hamburg in Bewegung. Ein schreckender Ruf, der die Zahl der Truppen ungeheuer vergrößerte, ging denselben voraus, die schnell hinter ihm nachfolgten.

Am 14. März traf Tettenborn in Ludwigslust ein, und bestimmte in einer kurzen Unterredung durch sein eben so kluges als entschlossenes Betragen den Herzog von Mecklenburg-Schwerin, sich auf der Stelle gegen die Franzosen zu erklären, der dadurch ein schönes Beispiel gab, wie auch mindermächtige deutsche Fürsten da zu handeln haben, wo es des allgemeinen Vaterlands Freiheit und Wohl gilt. Der Herzog schickte bald darauf unbedenklich sogar seine Leibwache nach Hamburg, und stellte sie zu Tettenborns Verfügung, als die Lage der Sachen den Wunsch einer solchen Verstärkung dringend gemacht hatte. Von Ludwigslust ging das Vorrücken ungesäumt gegen Hamburg fort, beinah aber hätte die ganze Unternehmung an einem Hindernisse gestockt, an welchem sie zuletzt auch mißlingen konnte. Der französische General Morand war mit 2500 Mann und 16 Stücken Geschütz aus Pommern eiligst durch das Mecklenburgische nach der Elbe zurückgezogen, wo er sich bei Bergedorf zwischen die Stadt Hamburg und die Russen eingeschoben fand. Er machte Miene, sich nach Hamburg zu wenden und daselbst festzusetzen, allein die dänischen Truppen, die sich an der Gränze versammelt hatten, verweigerten den Durchzug durch ihr Gebiet, über welches die Hauptstraße führte, und die Nebenstraße durch die hamburgischen Niederungen schien unrathsam. Aber auch Morands bloßes Stehnbleiben bei Bergedorf war schon genug, um die Russen am Vordringen nach Hamburg zu verhindern, und es galt alle Gewandtheit und Vortheilsindigkeit eines geübten Anführers, um dies Hinderniß zu beseitigen; Einschüchtern, Ueberraschen und Verwirren mußte hier das Meiste thun. Tettenborn ließ die Kosaken, die zu gebrauchen und fortzureißen er ein besondres Talent zeigte, zu Fuß

mit dem Feinde plänkeln, und während diese im Gebüsch ganz nah zu den Kanonen schlichen und die Artilleristen wegschossen, zeigten sich plötzlich andere Abtheilungen dem Feinde im Rücken, überfielen seine Feldwachen und verbreiteten Schrecken und Bestürzung, andere schienen ihn von der Seite angreifen und von der Elbe abschneiden zu wollen. Durch alles dieses auf's äußerste beunruhigt und außer Stand seine Lage zu übersehen, faßte Morand am 17. März schleunig den Entschluß, auf das linke Elbufer zurückzugehn, wohin er sein Gepäck schon früher abgesandt hatte. Tettenborn folgte ihm auf dem Fuße nach, lieferte ihm am Zollenspieker noch ein hitziges Gefecht, und zwang ihn, sich mit Hinterlassung von 6 Kanonen eiligst in die Böte zu werfen, die zur Ueberfahrt schon bereit standen. Das rechte Elbufer war nun gereinigt, und der Weg nach Hamburg offen.

Noch in Bergedorf empfing Tettenborn hamburgische Abgeordnete, denen er erklärte: er würde Hamburg nicht eher als Freund betreten, bevor die Stadt nicht wieder eine Deutsche geworden, die französischen Behörden abgeschafft und die hamburgischen hergestellt wären. Dies geschah unverzüglich, der Rath und die Bürgerschaft wurden zusammenberufen, und muthige Entschlossenheit brach mit unbeschreiblicher Freude in der ganzen Volksmenge aus, die ohnehin durch die ängstlichen Rücksichten einiger ihrer Vorsteher kaum noch zu halten gewesen war. Wiefern Tettenborn hier höheren Befehl oder eigenen Antrieb befolgt habe, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; soviel aber ist gewiß, daß während des kurzen Verlaufs der mit seinem Wirken verknüpften hamburgischen Ereignisse dieses nicht das einzige Mal war, wo das Schicksal Hamburgs an einem zarten Faden einzig von der Wendung abhing, welche die persönliche Gesinnung des obersten Befehlshabers den Verhältnissen mittheilte, und wo dem für die Stadt so unglücklich ausschlagenden Unternehmen die Bürgschaft der Rettung und künftigen Freiheit des Staats einverwebt wurde. Der 18. März war der Tag des feierlichen Einzugs. Die Begeisterung, die leidenschaftliche Rührung, der nicht aufhörende Jubel dieses Tags sind durch Worte nicht zu schildern; es gehörte der seltne Verein so tausendfach außerordentlicher Umstände, wie hier zusammenwirkten, zu der Größe dieser Erscheinung, mit

der wir kein andres Fest irgend einer Wiederkehr, wie wir deren viele gesehn, vergleichen können. Ein zwar kleiner, aber kräftig von Vaterlandsliebe durchströmter Staat, reich, handelblühend, gebildet, sah Freiheit und Blüthe für sich zurückkehren, und in seine Feier die großen Weltbilder, Napoleons Sturz, Deutschlands und der Welt Befreiung verkündigend und hoffend hineingezogen. Und was die Wirkung unendlich erhöhte, keine große Kriegsmacht, kein allgebietender Feldherr, sondern ein ritterlicher Anführer, ein Deutscher, an der Spitze wunderbarlicher, niegesehener Reiterschaaren, die seinem Heldenmuth mehr als seinem Befehl anzugehören schienen, empfing den vollen Strom dieses überwogenden, unerschöpflichen Willkommens. Tettenborn erlebte seinen schönsten Tag; er war der Held des Volks geworden, sein Name schallte weit und breit in den benachbarten Ländern, und bis über das Meer hinüber.

Die Fülle von Thätigkeiten, die sich nun für die Hamburger aufthat, die Zustände, Stimmungen und Verhältnisse, welche hier einwirkten, haben bereits an andern Orten ihre Schilderung gefunden. Die Schriften von Heß, Bartels, Poel und Andern geben zu diesem großen Gemälde die lebendigsten Farben, welche der einsichtsvolle Beurtheiler in der Hallischen Litteraturzeitung in ein übereinstimmendes Ganze zu bringen gewußt. Hier halten wir uns, unserm Zweck gemäß, vorzüglich an das, was Tettenborn selbst betrifft. Sein Hauptquartier bildete bald den Zusammenfluß des bewegten Lebens; in seinem Gefolge befanden sich eine Menge Personen, die mehr freiwilliger Antrieb, als das Gebot des Dienstes ihm beigesellte, junge Russen aus den angesehensten Familien sahen hier glänzende Kriegsbahn vor sich, Preußen und Hannoveraner suchten für ihren Vaterlandseifer Thätigkeit und Stütze, ehemalige Officiere Anstellung, werkmuthige Bürger hülfreiches Ansehn, Wohlgesinnte aller Art gaben und erhielten Auskunft, Nachrichten, Rathschläge. Dieser Zusammenfluß, der durch herzukommende hohe Personen, Abgeordnete, Reisende, russische, englische, dänische Generale u. s. w. oft vermehrt wurde, übrigens aber, wie leicht zu denken, bei solcher wechselnden Bewegung keineswegs ganz rein zu erhalten war, lieh dem Tettenbornschen Hauptquartier einen eignen Reiz ro-

mantischer Heiterkeit, für welche seine einnehmende und über jede geringe Berührung stets erhabene Persönlichkeit den glücklichsten Mittelpunct gab. Man hat aus dieser lebendigen Fülle öfters einen Tadel gegen Tettenborn abzuleiten versucht; allein niemand hat diesen Tadel in solchen Beziehungen, wo er wirklich einer wäre, je zu begründen vermocht; wir aber glaubten hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen, was als ein bezeichnender Zug dem ganzen Bilde seine eigenthümliche Gebühr geben hilft.

Mit außerordentlichem Fleiß und Eifer widmete Tettenborn sich den zahlreichen und schwierigen Geschäfften, die ihn allzumal in Anspruch nahmen. Die Arbeit war ungeheuer, und keine Gattung derselben konnte seiner entbehren. Die Aussendung von Kosaken auf das linke Elbufer, die Einziehung von Nachrichten, die Leitung der Bewaffnungen in der benachbarten Gegend und in Hamburg selbst, die Errichtung der hanseatischen Legion von allen Waffenarten, die Anstellung der Officiere, der Briefwechsel mit dem großen Hauptquartier, mit andern Generalen, mit Behörden und Regierungen, sind nur einige Ueberschriften, unter welche blos der kleinere Theil der mannigfaltigen Obliegenheiten sich einordnen läßt. Die Officiere, welche hierin hülfreiche Dienste leisten konnten, waren in kleiner Zahl. In einem kurzen Zeitraum von nur 10 Wochen häuften sich hier die größten Ereignisse, Verwicklungen und Verlegenheiten bis zu einem Grade, für den keine Hülfe mehr zu finden schien, und wo doch noch immer Hülfe in der mannigfachen Anziehung, die Tettenborns Eigenschaften für das Glück besaßen, gefunden war, bis endlich eine stärkere Gewalt in den entferntern Kriegsbegebenheiten und Staatsverhältnissen alle örtlichen Anstrengungen vergeblich machte, und in die allgemeine Wendung der Dinge mitzog. Während dieser Zeit war ein unaufhörlicher Wechsel von Spannungen, von schnellveränderlichen Verhältnissen, jeder Tag brachte einen neuen Zustand, der neue Ansichten und Maaßregeln gebot, neue Richtungen und Möglichkeiten eröffnete. Im Anfang der hamburgischen Unternehmung schien der Aufstand von ganz Norddeutschland, das Vorrücken der Russen und Preußen an den Rhein, die Theilnahme der Schweden und der Beitritt Dänemarks gewiß, binnen 10 Wochen war die Lage der Dinge so sehr verändert, daß die Aufstände theils

unmöglich, theils untersagt, die verbündeten Kriegsheere nach zwei Hauptschlachten an die Oder zurückgegangen, die Schweden unbeweglich, die Dänen feindlich waren. Diesen Wechsel der Dinge darf man bei Betrachtung der hamburgischen Ereignisse nicht unbeachtet lassen, wenn man nicht Tettenborns großes Ringen verkennen, oder vollends ungerecht beschuldigen will.

Die Errichtung der hanseatischen Legion ging mit außerordentlicher Schnelligkeit vorwärts, Fußvolk, Geschütz und am meisten die Reiterei, weil Tettenborn diese am besten kannte und die besten Gehülfen dabei hatte; sie kam sehr bald und mit gutem Erfolg vor den Feind. Am dringendsten blieb jedoch die Errichtung von Fußvölkern, nur einige hundert Mecklenburger und Preußen waren als alte Soldaten zu rechnen. Unter Tettenborns Schutz und Leitung bildeten sich auch mehrere hannöversche Truppen, und er war der Erste, der die Landesbewaffnung daselbst erregte. Die hamburgische Bürgerwehr ordnete sich langsamer, aber im besten Geiste, unter der Anführung des wackern Patrioten Heß, und mit Theilnahme und Mitwirkung Mettlerkamps, Perthes u. s. w. Sehr fehlte es an Waffen, Pulver und Kriegsbedürfnissen aller Art, aber desto eifriger suchte man diesem Bedürfniß abzuhelfen. Mit den Dänen bestanden die freundlichsten Verhältnisse, sie neigten sich ganz auf die Seite der Russen, während doch auch die von Hamburg geflüchteten Franzosen noch eine Zuflucht in Holstein fanden. Mit den Behörden von Hamburg und Lübeck gab es mancherlei unangenehme Dinge zu verhandeln, wo die zögernde Bedenklichkeit und das rasche Durchgreifen oft in heftigen Gegensatz traten, dessen unselige Wirkung noch spät dem erweckten Parteigeist dienen mußte, worüber Heß und Bartels nachzulesen sind. Tettenborn stand glänzend an der Spitze seines begonnenen Werks; Hamburg und die ganze Gegend in kriegerischer Bewegung, Truppen aller Art in schnellem Entstehn den Kern größerer Schöpfungen bildend, die Verbindung mit England aufgeschlossen, der Feind bis Bremen zurückgeschreckt und dort mit baldigem Angriff bedroht; den Hamburgern hatte Tettenborn die französischen Beschlagnahmen zurückgegeben, freie Schiffahrt verkündigt. Die größte Zuneigung und Bedeutenheit strömte ihm von allen Seiten zu. Die schmeichelhaftesten Versicherungen gaben

ihm die Zufriedenheit des Kaisers Alexander zu erkennen, der alles Geschehene billigte und bestätigte, die ernennten Officiere bei den neuen Errichtungen den russischen Officieren gleichstellte, und Tettenborn zur Würdigung und Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste zum General ernannte. Hamburg ertheilte ihm das Bürgerrecht; eine Ehre, die seit tausendjährigem Bestehn der Stadt auf solche Art niemandem widerfahren war.

Die Franzosen merkten jedoch bald, daß eigne Unkunde und Bestürzung ihre wirklichen Nachtheile vermehrt habe; sie übersahen bald die geringe Zahl der Kriegsmacht vor welcher sie gewichen waren, und fanden ihre eignen Hülfsmittel bei näherer Prüfung gar nicht so verzweifelt, ja binnen Kurzem wieder sehr vermehrt zu hoffen. An der obern Elbe wurde ihr Widerstand bald hartnäckiger, an der untern schien es Ehre und Schuldigkeit, das übereilt Aufgegebene wieder zu gewinnen, besonders da der Gegner noch kein Fußvolk hatte, sondern eilfertig erst errichtete. Tettenborns Kosaken, mit hanseatischen Reitern untermischt, waren gegen die Weser bis dicht vor Bremen vorgerückt, allein dem französischen Fußvolk und Geschütz konnten diese leichten Schaaren nicht lange die Spitze bieten; das ernstliche Vordringen des Generals Morand, der bei Lüneburg glücklicherweise durch den General Dörnberg völlig geschlagen wurde, so wie später des Marschalls Davoust und des Generals Sebastiani, zwang jedesmal zur rückgängigen Bewegung, und da die Franzosen ihre Macht hieher beträchtlich verstärkten, so mußte ihnen bald das linke Elbufer gänzlich überlassen bleiben. Sie setzten sich in Haarburg fest, und standen den Hamburgern wieder im Gesicht. Der Kampf um die Behauptung und Wiedereroberung dieser Stadt zeigte sich schon in der Ferne als höchst bedenklich und unglücklich, die Vertheidigungskräfte mußten aus den Einwohnern entwickelt, und von andern Orten herbeigezogen werden. Zu einer wahren Besetzung war kaum ein erster Anfang vorhanden, die Stadt unbefestigt, die Ufer und Inseln ausgedehnt, eine Verstärkung an russischem oder preußischem Fußvolk, was eigentlich die Hauptsache gewesen wäre, gar nicht zu denken, die großen Heere waren durch ihre nächste Aufgabe unerwartet schon mißlich beschäfftigt. Tettenborn wandte Alles an, um den Muth der Hamburger aufrecht zu erhalten, sie

entsprachen in Betreff des Willens allen größten Erwartungen, allein der Mangel an kunstfertiger Brauchbarkeit ließ sich nicht verhehlen, noch weniger in etlichen Wochen ersetzen. Die Dienstverwendung der Bürgerwehr, die schnelle und bewundernswürdige Herstellung der Festungswerke, der thätigste Betrieb möglicher Truppenhülfe aus den rückwärts liegenden Ländern, Alles wurde aufgeboten, um den Mitteln und Absichten des Feindes kräftig die Wage zu halten. Eine Schlacht in Sachsen blieb freilich die Hauptsache, ein Sieg der Verbündeten mußte den bedrohten Zustand Hamburgs unfehlbar aufheben, eine Niederlage oder einen Rückzug wollte man nicht als möglich denken.

Schon gegen Ende des März hatte Dänemark die größte Neigung gezeigt, der Sache der Verbündeten beizutreten, und namentlich die Städte Hamburg und Lübeck durch seine Truppen in Schutz zu nehmen, wodurch zugleich für den Verlust Norwegens, der unwiderruflich beschlossen war, ein Unterpfand künftiger Entschädigung gefunden gewesen wäre. Allein Tettenborn war diesem Antrage, der durch russischen Beitritt zur Uebereinkunft geworden, höchst wahrscheinlich die ganze Zukunft dieser Städte anders bedingt hätte, mit kluger Besonnenheit und nachheriger großen Billigung des Kaisers Alexander ausgewichen, und hatte sich nur die angebotne Hülfe dänischer Truppen für den Nothfall vorbehalten. Diese zu begehren fand sich bald dringende Veranlassung. Die Franzosen hatten durch einen mißlungenen ersten Angriff auf die Insel Wilhelmsburg wenigstens das Gelingen eines zweiten als höchst wahrscheinlich voraussehn gelernt, und machten die ernstlichsten Anstalten. Tettenborn hatte ihnen für ein eigentliches Gefecht wenig entgegenzusetzen, da das zerschnittene Inselland jeden Gebrauch der Reiterei unmöglich machte, und der Vereinzelung wegen ein geübtes, sichres Fußvolk erforderte, wofür das neuerrichtete auf keine Weise gelten konnte; Swierigkeiten, die in dem Boden und in der Meinung des Feindes lagen, waren die einzigen, auf die man rechnen konnte; die Dänen dem Feinde als mitfechtend zu zeigen, war wichtiger, als der unmittelbare Nutzen ihrer Streitkraft selbst, besonders da sie ihrer Anweisung zufolge nur buchstäblich auf Vertheidigung der Stadt selbst eingehen wollten, und nur mit Mühe

bewogen wurden, eine geringe Anzahl auf die Insel Wilhelmsburg hinübergehn zu lassen. Aber schon früher hatten sich Unterhandlungen zwischen den Dänen und Franzosen wieder angeknüpft, die Nachrichten von der Schlacht bei Lützen waren eingetroffen, und der General Vandamme hatte Hamburg zur Uebergabe aufgefordert, Tettenborn diese Aufforderung verächtlich zurückgewiesen. Der Feind entschied sich also zu den Maaßregeln, die ihm seine ungeheure Uebermacht gestattete. Er nahm zuerst die ganze Insel Wilhelmsburg weg, und begann Hamburg zu beschießen; die vorgefallenen Gefechte entschieden sich fast ganz zu seinem Vortheil; wo der Feind scheiterte, wie beim Zollenspieker, sah er wenigstens die geringe Macht, die ihm bei größerem Versuch zu besiegen blieb. Die schon bedenkliche Lage Hamburgs wurde verzweifelt durch die Nachricht, daß Dänemark, von England auf's Neue hart beleidigt, seine Truppen unverzüglich zurücknehmen, und der französischen Seite, die auch von Sachsen her wieder siegreich erschien, zuwenden würde. Tettenborn hielt diese Schreckensnachricht noch geheim, und bewog die dänischen Anführer, auch nach erhaltenem Befehl zum Abzuge, bei ihm noch eine kurze Frist auszuharren, die er mit angestrengter Thätigkeit benutzte, um für die eintretende Verlassung irgend Ersatz zu finden. Er sandte Eilboten nach Kopenhagen, nach Stralsund an den Kronprinzen von Schweden, in das große Hauptquartier an den Kaiser Alexander; allein die augenblickliche Hülfe mußte zugleich in der Nähe gesucht werden. Der General Wallmoden hatte gemessene Befehle, sein Augenmerk von der Niederelbe gegen die obere zu wenden; es blieb nichts übrig, als den schwedischen General Döbbeln, der, im Mecklenburgischen den Kronprinzen erwartend, mit einer Division vorgerückt stand, zu vermögen, auch ohne Befehl eine schwedische Verstärkung nach Hamburg zu senden. In allen diesen Dingen zeigte Tettenborn den in der Kunst der Unterhandlungen geübten und mit persönlichem Uebergewicht ausgestatteten Mann; es bedurfte zu jedem einzelnen Schritt der größten Findigkeit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart. Allein die Dänen ließen sich endlich nicht länger zurückhalten, und zogen, zur größten Bestürzung der Hamburger, ab; dagegen die Schweden, welche der General Döbbeln, durch Tettenborn bewogen, auf seine eigne Verantwortung sandte, erst nach 24 Stunden

den eintrafen, innerhalb deren der Feind glücklicherweise keinen Angriff versuchte. Diese schwedische Hülfe nahm unmittelbar nach ihrer Ankunft an einem Gefecht Theil, das ohne sie dem Feind die ganze Schwäche Hamburgs enthüllt, und zu größerem Versuch Anlaß gegeben hätte; allein auch diese Beruhigung sollte von keiner langen Dauer seyn. Der Kronprinz von Schweden mißbilligte das eigenmächtige Verfahren des Generals Döbbeln, zog ihn vor ein Kriegsgericht, und rief die schwedischen Truppen von Hamburg, wo er sie dem feindlichen Ueberfall der Dänen ausgesetzt sah, augenblicklich zurück. Hamburg wurde hierdurch dem unvermeidlichen, schrecklichsten Verderben preisgegeben; die bei dem Kronprinz indeß doch rege gewordne Theilnahme für die unglückliche Stadt blieb fruchtlos, er wollte seine Truppen wieder hinsenden und sogar den Feind in Haarburg angreifen, wenn die Dänen das Versprechen gäben, nicht ohne 48stündige Ankündigung feindlich zu handeln, allein diese waren bereits solche Verbindungen mit den Franzosen eingegangen, daß sie nur 2stündige Ankündigung versprechen wollten. Jetzt blieb von den Schweden nichts mehr zu hoffen. Die Dänen machten bereits feindliche Bewegungen, die Franzosen rückten oberhalb Hamburg über die Inseln vor; ihren westlichen Angriff zurückzuschlagen eilte Tettenborn selbst mit dem preußischen Bataillon Borck, welches Wallmoden am Tage zuvor nach Hamburg geschickt hatte, auf den bedrohten Punct. Hier erfuhr er das Wegbleiben der Schweden und das feindliche Anrücken der Dänen; es war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn er nicht abgeschnitten werden wollte, und er sandte daher den in Hamburg zurückgebliebenen wenigen Truppen den Befehl zur Räumung der Stadt; dies geschah am 30sten Mai durch den Billwerder nach Bergedorf, unter den Augen der schlagfertigen Dänen, die gegen den Nachtrab auch alsbald feindlich verfuhren. Die Bürgerwehr in Hamburg war durch den steten Dienst und die wachsende Besorgniß erschöpft und zusammengeschmolzen, die Uebriggebliebenen wurden durch einen Tagsbefehl ihres Anführers Heß aufgelöst. So endete diese hamburgische Unternehmung nach zehnwöchentlicher Dauer, unter dem größten Glücksanschein begonnen, mit ungeheurer Ausdauer und Kunst behauptet, durch die Einwirkung höherer Verhältnisse und

allgemeiner Verdunkelung derselben gefallen! Tettenborn hatte das Aeußerste geleistet, und bis zum letzten Augenblick gegen alle auf diesen Punct gehäufte Schwierigkeiten gekämpft, er hatte Streitkräfte geschaffen, geborgt, erzwungen; aber gegen solche Steigerung des Unglücks war alles Ringen am Ende vergeblich. Mit welchem Schmerz, mit welcher Empörung er der Nothwendigkeit, Hamburg aufzugeben, Folge leistete, mögen diejenigen ermessen, die in seiner Brust den Entschluß gesehn, zu dessen Ausführung es ohne den Beitritt der Dänen zu dem Feinde unstreitig gekommen wäre.

Nicht blos die Lage der Dinge an der Niederelbe, sondern auch das ganze Gewirr der nordischen Angelegenheiten sah nun einer entscheidenden Wendung entgegen, indem mit dem Feind ein neuer Kämpfer in den Dänen auftrat, dem nun auch die Schweden auf der Seite der Verbündeten nothwendig entgegenstehn mußten. Der große Waffenstillstand, der unterdessen geschlossen, unterbrach den drohenden Umschwung der Verhältnisse noch in seinem Beginnen. Dieser Waffenstillstand konnte Hamburg nicht retten, aber daß Hamburg erst so spät fiel, war der ganzen Sache nützlich; Napoleon erfuhr die sichre Nachricht der Wiedereinnahme Hamburgs und des dänischen Beitritts erst nach dem Abschluß, dem sonst, wo nicht andre Plane, doch andere Bedingungen wären vorgeschoben worden. Tettenborns Verdienst bestand in der unerschütterlichen Ausdauer unter den verzweifeltsten Umständen; nicht jeder Feldherr hätte eine solche Vertheidigung so weit hinausgeführt, und erst am äußersten Rande des Verderbens so ohne Truppenverlust aufgegeben. Der Kaiser Alexander sandte ihm zur Anerkennung seines Verdienstes den St. Annenorden erster Classe. Doch war der Verlust Hamburgs ein so schmerzliches Ereigniß, daß es verzeihlich blieb, wenn mancher Unkundige das Ansinnen längerer Vertheidigung behaupten wollte, während Männer vom Kriegshandwerk jede militärische Obliegenheit dazu schon ganz im Anfang geleugnet hatten.

Tettenborn, der ganz in der Nähe von Hamburg geblieben war, und jetzt mit seiner Reiterei wieder im freien

Felde auf neue Unternehmungen dachte, empfing die Nachricht des Waffenstillstands in Lauenburg. In der langen Ruhezeit, die jetzt erfolgte, gingen bei den verbündeten Heeren die größten Veränderungen vor, und Alles wurde nun erst in rechte Anordnung gestellt. Das Heer des Kronprinzen von Schweden gestaltete sich, die dem Oberbefehl des Generals Wallmoden bestimmten Truppen gewannen Zeit sich zu sammeln und zu bilden; Tettenborn befehligte dessen Vortruppen, nachdem er die hanseatischen und andere neuerrichtete Truppen abgegeben, und zu seinen vier Kosakenregimentern nach manchem Wechsel das beträchtliche Lützow'sche Corps von allen Waffengattungen und noch ein andres preußisches Jägerbataillon erhalten hatte. Als die Feindseligkeiten unter den ernsthaftesten Aussichten wieder begannen, war der Feldzug an der Niederelbe von den Verbündeten nur zu untergeordneter Rolle bestimmt, der Feind hingegen hatte dort eine Hauptmacht zusammengezogen, die höchst entscheidende Schläge thun konnte. Der Besitz Hamburgs war jetzt ein Nachtheil, der den Hauptschlachten an der obern Elbe viele Truppen entzog; die Verbündeten hätten diesen Nachtheil noch viel härter empfunden und über Hamburgs Behauptung vielleicht Berlin verloren; vorausberechnet konnte das freilich nicht seyn, aber es traf sich doch so in der Folge, daß Hamburgs Verlust dem Feldzuge zum Vortheil gereichte. Der Marschall Davoust und die dänischen Hülfstruppen, zusammen über 60,000 Mann guter Truppen, blieben an das neubefestigte Hamburg wie festgebunden. Gleichwohl machte diese bedeutende Macht anfangs einen vorrückenden Versuch. Davoust drang bis Schwerin in das Mecklenburgische ein. An Widerstand im eigentlichen Sinn konnte der General Wallmoden mit 18,000 Mann ungeübter, zusammengeraffter Truppen und mit wenigem Geschütz nicht denken, der Feind mußte getäuscht, geirrt, geschreckt, ungewiß erhalten werden. Dies gelang auf eine beispiellose Weise. Mit allen Mitteln der klugen Vorsicht, der geschickten Anordnung und kenntnißreicher Erfahrung, wurde Davoust über Stärke, Güte und Richtung der verbündeten Streitkräfte getäuscht, so daß er es war, der ein Treffen vermied, in mehrern Tagen nur wenig Meilen vorging, und dann zusammengedrängt bei Schwerin stehn blieb. Tettenborn war hier auf seinem wahren Felde; er

schickte dem Feinde Parteien in den Rücken und in die Flanke, lieferte ihm hartnäckige Gefechte, beunruhigte ihn bei Nacht, und wußte den Augenblick dergestalt zu benutzen, daß der Feind immer ein ernstes Spiel vor sich zu haben glaubte, ohne daß es ernst zu werden brauchte. Die Kosaken besonders leisteten vortreffliche Dienste. Nach dem Gefecht bei Vellahn am 21. August, wo Tettenborn selbst an der Spitze der Kosaken in die feindliche Schützenlinie einbrach, und wo eine vierfache Uebermacht sich durch 5000 Mann stutzig machen ließ, wurde Davoust in seinem Lager zwischen den Seen bei Schwerin so gut umengt, daß kaum noch einige Nachricht zu ihm gelangte. Er wagte nicht sich Luft zu machen, weil schon die Wendung einzelner Plänkeleien ihn für den Ausgang größerer Gefechte fürchten ließ. Endlich brach er in aller Eile von Schwerin auf, weil er nach dem Siege von Großbeeren den Kronprinzen von Schweden im Anzuge glaubte, und zog sich an die Stecknitz zurück. Tettenborn verfolgte ihn lebhaft, nahm ihm gegen 500 Gefangene ab, und behielt in mehrern kleinen Gefechten immer den Vortheil.

Doch machte die gute Stellung des Feindes auf dieser Seite jede weitere Unternehmung unmöglich, und Tettenborn, nach größerer Thätigkeit verlangend, wandte den Blick nach dem linken Elbufer. Der Feind war durch die Stecknitz und ihre verwickelten Ufer unangreifbar, durch geschickte Aufstellung der Vorposten, durch beunruhigende Entsendungen und wechselnde Bewegungen wurde es für einen so vorsichtigen Feind die Linie der Verbündeten. Unter diesen Umständen sandte Davoust, durch eine Bewegung des Generals Wallmoden nach Dömitz beunruhigt, den General Pecheur mit einer Division von 7000 Mann über Lüneburg die Elbe aufwärts, um das linke Elbufer zu reinigen, und vielleicht bis nach Magdeburg vorzugehn. Der General Wallmoden erhielt durch aufgefangene Papiere frühzeitig davon Nachricht, und faßte sogleich seinen Entschluß. Die Linie an der Stecknitz blieb zur Täuschung des Feindes mit einem Theil der Truppen besetzt, mit allen übrigen eilte der General Wallmoden in aller Stille über die bei Dömitz geschlagne Brücke nach Dannenberg, und dann bis zu dem Jagdschloß Görde dem Ge-

neral Pecheux entgegen, der am 16. September ganz unerwartet sich in ein blutiges Treffen verwickelt sah, das bekanntlich mit der Vernichtung seiner Division endigte. Tettenborn eröffnete den Angriff; Jäger, Kosaken und Geschütz wurden mit rascher Kraft angewendet, und der Feind ernsthaft beschäftigt, bis die andern Truppen herangekommen waren. Die Franzosen fanden sich bald auch im Rücken und von den Seiten durch große Uebermacht angegriffen, allein ihre Gegenwehr wurde nur um so hartnäckiger und heldenmüthiger. Die wiederholten Angriffe des stürmenden Fußvolks, der einhauenden Reiterei, und das fortgesetzte Feuer zahlreicher Kanonen und Congrevscher Brandraketen ließen endlich von dem Feinde nur ein kleines Häuflein übrig, das sich in der Dunkelheit der Nacht durch die Flucht rettete. Tettenborn zeigte an diesem Tage die größte Einsicht und Tapferkeit, in seinem unaufhaltsamen Andrang ließ er dem Feinde keinen Augenblick Zeit zur Besinnung. Im dichtesten Kugelregen blieb er unversehrt, nur sein Pferd wurde gestreift, dem General Wallmoden eins unter dem Leibe erschossen. Dieser Sieg bei der Görde war so vollständig als möglich, und machte in den Ländern der Elbe und Weser eine außerordentliche Wirkung, die sich besonders auch bei Davoust und den Franzosen durch vermehrte Zaghaftigkeit offenbarte.

Wallmoden hatte sich nach dem erfochtenen Siege mit großer Aufmerksamkeit wieder gegen Davoust auf das rechte Elbufer gewendet, während Tettenborn auf dem linken blieb, um den Feind von dieser Seite zu beobachten und zu beunruhigen. In Lüneburg nahm Tettenborn sein Hauptquartier, und sandte nach allen Richtungen Parteien aus, die weithin das Land durchstreiften, Nachrichten einzogen und die rückwärtigen Verbindungen des Feindes unterbrachen; mehrere hitzige Gefechte fanden gegen die Elbe hin Statt. Die guten Nachrichten, die von den Fortschritten der verbündeten Heere einliefen, wurden im ganzen hannöverschen Lande und bis nach Westphalen und Holland ausgebreitet, und die Gemüther vielfach gegen die Franzosen aufgeregt, die sich dadurch zu hemmender Vorsicht immer mehr gezwungen fanden, und nicht versuchen wollten, diesem kühnen Treiben ein Ziel zu setzen.

Bestimmte Befehle des Kronprinzen von Schweden nöthigten den General Wallmoden, einen Versuch gegen Davoust an der Stecknitz zu machen, und Tettenborn zur Mitwirkung von Lüneburg auf das rechte Elbufer herbeizuziehn. Der Versuch zeigte sich aber durchaus unthunlich, und Tettenborn konnte wieder über die Elbe nach Lüneburg zurückkehren. Hier aber mochte seine rege Thätigkeit sich nicht länger mit kleinen Vortheilen über den Feind beruhigen, und trachtete nach größeren Ausführungen. Er schlug dem General Wallmoden einen raschen Zug nach Bremen vor, den er mit einer ausgewählten Truppe unternehmen wollte, und Wallmoden, obgleich das Gelingen bezweifelnd, willigte ein, um Tettenborn, den er bei einem Unfall immer wieder aufnehmen konnte, nicht in seinem Unternehmungsgeist zu lähmen. Die Schwierigkeiten, die besiegt werden mußten, waren in der That sehr groß, ein Blick auf die Landkarte macht dieselben anschaulich. Von der Elbe zur Weser waren 20 bis 24 Meilen, die zum Theil in fast unwegsamen Gegenden zurückgelegt werden mußten; Bremen selbst war befestigt und nicht ohne Truppen; die Franzosen konnten von Hamburg über Haarburg und Rothenburg schneller zu Hülfe, als Tettenborn zum Angriff kommen, und ihn selbst unterwegs durch übermächtige Entsendungen vortheilhaft anfallen; bei so ansehnlicher und wenigstens viertägiger Truppenbewegung war auf völlige Geheimhaltung kaum zu rechnen. Allein Tettenborn ließ sich durch alles dieses nicht abschrecken, er achtete der Schwierigkeiten nie bei'm Entwurf, sondern nur bei der Ausführung, indem er dort kühn, hier aber bedächtig und vorsichtig war, und so durch die glücklichste Vereinigung entgegengesetzter Eigenschaften den Erfolg erreichte, der durch eine dieser Eigenschaften allein entweder gescheitert, oder unversucht geblieben wäre.

Am 10. October in aller Frühe brach also Tettenborn mit 800 Kosaken, 800 preußischen Jägern, für welche auch eine Anzahl Wagen angeschafft worden, und 4 reitenden hanseatischen Kanonen von Bleckede, wo der Uebergang über die Elbe still! vor sich gegangen war, nach der Weser auf. Die besten Vorkehrungen waren getroffen, um dem Feinde durch ausgestellte Posten gegen Haarburg und die

übrigen französischen Puncte alle Nachricht abzuschneiden. Der Zug ging über Bienenbüttel, Amelinghausen, Soltau, Visselhörede nach Verden. Die Wege waren entsetzlich, der Regen strömte unaufhörlich, die Truppen erfuhren die größten Beschwerden und Anstrengungen, strebten aber immer muthig vorwärts. Eine Menge einzelner zerstreuter Kosaken hielt den eigentlichen Truppenzug hinter einer weiten Außenlinie verdeckt, die undurchdringlich war. Rothenburg, wo ein feindlicher Posten verschanzt lag, wurde umstellt, und auf die Möglichkeit einer schnellen Uebergabe angegriffen. Bei Verden wurden mehrere Franzosen, die sich bei Annäherung der Kosaken nach Bremen flüchten wollten, aufgefangen, und Tettenborns scharfes Auge wandte noch zuletzt durch Entdeckung eines französischen Försters, der zu Pferde eben entkommen mochte, die Gefahr einer zu frühen Allarmirung des Feindes ab. In der Nacht auf dem Weiterrücken gegen Bremen gelangte eine andre französische Nachricht, die von Rothenburg mit der Meldung feindlichen Anzugs nach Bremen bestimmt war, statt in des französischen Generals, in Tettenborns Hände. Erst Morgens um 7 Uhr erreichte Tettenborn die Vorstadt von Bremen, nachdem kurz vorher dennoch eine Meldung, die jedoch nur von Kosaken wußte, an den Commandanten gekommen war. Die Bestürzung war außerordentlich; Truppen, die man 20 bis 30 Meilen weit entfernt und durch ein ganzes Heer unter Davousts Befehl abgehalten glaubte, sah man vor der Stadt, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen. Die französischen Behörden wollten die Flucht ergreifen, allein auch jenseits der Weser begegneten sie starken Kosakentrupps, die Tettenborn am Tage vorher über den Fluß geschickt hatte, um die Stadt auch von dieser Seite einzuschließen. Die angegriffne Vorstadt war jedoch nicht unvertheidigt, eine starke Abtheilung französischer Schweizertruppen suchte die eingedrungenen Kosaken wieder zu vertreiben. Allein Tettenborn, dessen Fußvolk noch zurück war, ließ eine Kanone im Trab herbeiholen, und nach einem einzigen Schuß, der den Feind bloß von der Anwesenheit groben Geschützes überzeugen und in Schrecken setzen sollte, sprengte er an der Spitze der Kosaken kühn in den bestürzten Feind hinein, ließ Alles, was nicht das Thor erreichen konnte, niedermachen oder gefangen nehmen, war Meister der Vor-

stadt, und es fehlte nicht viel, so hätt' er auch gleich das Thor genommen; allein dieses war grade sehr befestigt und der Feind dort zur Gegenwehr bereit. Nun ließ Tettenborn die Stadt mit Granaten beschießen, um durch entstehendes Feuer die Bürger zum Aufstand, und unter der Besatzung Verwirrung aufzuregen; die Jäger setzten inzwischen ein lebhaftes Geplänkel fort. Als die gehoffte Wirkung ausblieb, traf Tettenborn, der indeß auch die nach Rothenburg entsendeten Truppen wieder an sich gezogen hatte, alle Anstalten zum Sturm, der trotz der stärkern Feindeszahl unfehlbar gelungen, doch nicht ohne große Opfer zu vollführen gewesen wäre. Glücklicherweise war aber der französische Commandant durch den Schuß eines preußischen Jägers auf dem Wall getödtet worden, und der neue Commandant neigte sich zur Uebergabe der Stadt. Nachdem man sich überzeugt hatte, daß wirklich Tettenborn in Person da sey, was man nicht recht glauben gewollt, so ließ man den Gedanken an fernern Widerstand gänzlich fahren. So vortheilhaft wirkte schon die Vorstellung von Kraft und Nachdruck, die sich bei dem Feind mit dem Namen Tettenborn verknüpft hatte! Die Capitulation kam am 15. October frühmorgens zu Stande, unter den günstigsten Bedingungen; die französischen Truppen zogen ab, mit dem Versprechen binnen Jahresfrist nicht mehr zu dienen; alle sehr beträchtlichen Vorräthe, ansehnliche Cassen, Geschütz und Kriegsbedürfnisse wurden abgeliefert, die Reiterei mußte die Pferde abgeben u. s. w. An Geschütz fand man 14 Kanonen und 2 ungeheure Bombenkessel, die nach Hamburg bestimmt waren. Tettenborn hielt seinen Einzug unter dem größten Jubel der Einwohner, die nur durch die äußerst guten Anstalten der Franzosen früher an Eröffnung der Thore verhindert worden waren. Tettenborn sandte die Nachricht von der Einnahme Bremens an den General Wallmoden, und die Schlüssel der Stadt an den Kaiser Alexander, der sie auf dem Schlachtfelde von Leipzig im Augenblicke des entschiedenen Sieges erhielt.

Die Bestürzung des Feindes konnte nicht von langer Dauer seyn, der Zug nach Bremen gereichte seinen unverhältnißmäßigen Waffenkräften schon zur äußersten Beschä-

mung, wie viel mehr hätte es die Behauptung dieses Puncts gethan, wenn sie im Rücken Davousts mit so großem Aufsehn und Nachtheil ungestört wäre gestattet worden! Davoust machte zwar nur schwache und bald wieder abgeschreckte Versuche, aber der General Lauberdiere rückte von Osnabrück wieder mit 1500 Mann gegen Bremen vor, und Tettenborn, der bereits in den ersten Tagen alles Eroberte rückwärts geschafft, und auch sein Fußvolk auf höheren Befehl aus dieser gewagten Stellung wieder der Elbe genähert hatte, zog sich einstweilen nach Verden zurück, von wo er kühne und erfolgreiche Streifzüge unausgesetzt anordnete. Bald glaubten sich die Franzosen auch in Bremen nicht sicher genug, und Tettenborn kehrte dahin zurück, indem er auf der einen Seite bis Minden und selbst bis Münster reichte, auf der andern Seite Oldenburg und Ostfriesland von dem Feinde befreite, und rückwärts das Land bis zum General Wallmoden offen hielt. Die Errichtung eines bremischen Antheils zu der hanseatischen Legion, die Wiederherstellung Bremens in den Zustand einer freien Hansestadt konnten nun mit Sicherheit geschehn, und wurden von Tettenborn mit allem Eifer angeordnet und betrieben. In Erwartung dessen, was Davoust nach der so ungeheuer folgenreichen Schlacht bei Leipzig beginnen, und welche Maaßregeln der Kronprinz von Schweden nöthig finden würde, blieben die verbündeten Truppen unter Wallmoden und Tettenborn an der Elbe und Weser gleichsam stillgestellt, und besonders sah sich der letztere nicht ohne Mißmuth von dem schon beschloßnen Vorrücken nach Holland abgehalten. Die Einschließung mehrerer verschanzter Plätze, die Aufmerksamkeit auf Davousts Bewegungen und die Anordnung einer Menge von militärischen Gegenständen, erfüllten die Zeit bis zum Anbruch des Feldzugs gegen Dänemark, welchen der Kronprinz von Schweden mit allem Eifer betrieb.

Bis dahin hatte Tettenborn unter dem Oberbefehl des Generals Wallmoden gestanden, ein Verhältniß, welches durch beiderseitige freundschaftliche Gesinnung begünstigt war. Der Kronprinz von Schweden hatte gegen Tettenborn, durch manche ihm hinterbrachte Aeußerungen desselben aufgereizt, die ungünstigste Stimmung genährt, jetzt

aber zeichnete er denselben nach Verdiensten aus, und indem er seine kriegerischen Fähigkeiten erkannte, nahm er ihn für den bevorstehenden Feldzug unter seinen unmittelbaren Oberbefehl, theilte ihm seine Meinung im Allgemeinen mit, und überließ ihm alle Freiheit, im Einzelnen nach eignem Urtheil zu handeln. Tettenborn gab die übrigen Truppen, seinem Wunsche gemäß, wieder ab, und behielt für den beginnenden Zug blos seine Kosaken, mit denen er wußte, daß er überall durchkommen würde. Am 4. December rückte die an der Stecknitz versammelte Macht des Kronprinzen von Schweden überall nach Holstein vor. Davoust hatte sich nach Hamburg zurückgezogen, die Dänen sich bei Oldeslohe aufgestellt; zwischen beiden drang Tettenborn mit größter Schnelligkeit in das Innere des Landes ein, fiel den Dänen in den Rücken, und hielt sie, auch als sie selbst eiligst nach der Eider zurückwichen, immerfort überflügelt; sein Erscheinen war überall die größte Ueberraschung; in Bramstadt nahm er die für den Prinzen Friedrich von Hessen bestimmten wichtigen Briefschaften des Königs von Dänemark, worin dessen Absichten und Lage vollständig enthüllt waren; in Itzehoe ein Reiter-Depot; unterwegs verschiedne Truppenabtheilungen, Pulverwagen und Gepäck; in unaufhaltsamem Zug erreichte er schon am 9. Decbr. Friedrichsstadt jenseits der Eider, und setzte gleich darauf seine kühne Bewegung bis gegen Schleswig fort, von Entschlossenheit und gutem Erfolg in aller Gefahr und Verlegenheit, die auf solch gewagtem und schnellem Vorrücken sich häuften, glücklich begleitet. Das Gefecht, das der General Wallmoden bei Sehestedt mit den Dänen hatte, und gleich darauf der abgeschloßne Waffenstillstand hemmten die weitern Fortschritte. Doch ergab sich noch das wichtige Fort Vollerwieck am Ausfluß der Eider mit großen Vorräthen von Kriegsbedürfnissen und 28 Kanonen, auch in Husum hatte Tettenborn 10 Kanonen, in Allem also 38, auf diesem kurzen Zuge genommen. Von dem erbeuteten Geschütz ließ er 4 kleine Feldstücke in Stand setzen, und von Kosaken, die freiwillig sich dazu erboten und Unterricht nahmen, bedienen. Die Friedensunterhandlungen führten zu keinem Erfolg, und um ihnen eilenderen Schwung zu geben, begannen die Feindseligkeiten wieder. Eine rasche Bewegung vorwärts schien vonnöthen, und Tettenborn führte dieselbe

trotz aller Hindernisse, die Schnee und Wetter entgegensetzten, bis an die Gränze von Jütland aus. Er brach am 6. Januar 1814 nach Schleswig auf, und eilte über Flensburg, Apenrade und Hadersleben an der Küste der Ostsee gegen Kolding, während er eine besondre Abtheilung an der Westküste nach Tondern und Rypen vordringen ließ. Bei Kolding schien der Feind ernsteren Widerstand leisten zu wollen, allein ein neuer Waffenstillstand, während dessen Tettenborn fast allein den größten Theil des Herzogthums Schleswig besetzt behielt, unterbrach die Ereignisse, und führte nach kurzer Zeit endlich zum Frieden. Der Kronprinz von Schweden hatte Tettenborn bereits den Schwertorden verliehn, und ihm die größten Beweise der Zufriedenheit und des Vertrauens gegeben; er wollte denselben auch in dem bevorstehenden französischen Feldzuge, zu welchem alle Truppen eiligst aufbrachen, unter seinem unmittelbaren Befehl behalten, mit der nämlichen Freiheit des Verhaltens und Wirkens, die bisher so erfolgreich gewesen war, und es nun noch in viel höherem Grad werden sollte.

Am 24. Januar trat Tettenborn den Marsch nach dem Rhein an. Während seines kurzen Aufenthalts in Bremen überreichte ihm die Stadt das große Bürgerrecht, als ein Zeichen der Verehrung und des Danks, auf welche er sich früherhin durch Einnahme der Stadt, durch Wiederverkündigung ihrer Freiheit, und durch Errichtung ihrer hanseatischen Truppen so gegründete Rechte erworben. In Cöln am Rhein angekommen, erhielt er die Bestimmung, zwischen dem Heer des Kronprinzen von Schweden, dessen russische und preußische Abtheilung schon weit voraus war, und dem Heere des Feldmarschalls Blücher in Frankreich einzudringen, und die Verbindung beider zu erhalten. Er nahm daher den Weg über Trier, an Luxemburg vorbei, über Arlon und neben Montmedy hin nach Stenay, wo er über die Maas ging.

Dieser Marsch durch waldiges Gebirg und beschwerliche Engwege kostete große Anstrengung, zumal auch die Nähe unberennter Festungen große Wachsamkeit, und der

ganze Zustand des Landes alle mögliche Vorsicht erforderte. In der Gegend von Vouziers mußte man sich im Walde schlagen, und den Weg von den bewaffneten Haufen, die ihn versperren wollten, säubern; die ganze Gegend war bewaffnet und jeden Augenblick geneigt, sich gegen die Fremden zu erheben; doch gelangte Tettenborn nach vielen Mühseligkeiten endlich ohne Schaden am 25. Februar nach Rheims, wo er wieder die ersten russischen Truppen unter dem General Winzingerode traf. Die Lage der Sachen in Frankreich war höchst seltsam und schwierig, und trotz ihrer überlegenen Kräfte kamen die Verbündeten nicht recht weiter, und vieler Einzelnen hatte sich das Gefühl dieser theils erkannten, theils muthmaßlichen Hindernisse dergestalt bemächtigt, daß der Wunsch nach Frieden häufig gehört wurde. Napoleon hatte den Feldmarschall Blücher geschlagen, und war nun vor das unter dem Feldmarschall Schwarzenberg stehende Hauptheer gerückt; dies benutzte Blücher sogleich wieder, ließ Napoleon links stehn, und zog in Eilmärschen auf der Straße von Paris nach Meaux vor. Was Napoleon hierauf beginnen würde, wußte niemand, ob er Schwarzenberg schlagen, Blüchern nacheilen, oder sich auf Winzingerode und Bülow werfen würde, war ungewiß, denn was zwischen Marne und Aube vorging, davon hatte man durchaus keine Nachricht. Da faßte Tettenborn den Entschluß, in das Innere dieses Landstrichs vorzudringen und in gerader Richtung fortzugehn, bis er irgendwo auf den Feind stieße, und von dessen Stellung oder Marsch sich überzeugte. Er ging daher am 27. Februar bei Epernay über die Marne, und über Vertus unaufhaltsam bis Fere Champenoise, wo er mit der Nacht ankam. Nachdem schon während dieser einiges Geplänkel vorgefallen, zeigte sich am folgenden Morgen der Feind mit aller Macht, und rückte gegen den Ort an. Sieben Regimenter Reiterei, zahlreiches Geschütz und große Massen Fußvolk im Hintergrund, sah man eilig diese Richtung nehmen. Tettenborn räumte den Ort, aber gleich hinter demselben auf der Ebene stellte er sich dem Feind entgegen, dem er nur Schritt vor Schritt unter stetem Gefechte wich, und den er sogar vor dessen voller Entwicklung wieder zurücktrieb; er selbst war immer der nächste am Feind, und seine herzhafte Unerschrockenheit gab Allen das Beispiel. Durch die Gefangenen, welche mitten aus den

feindlichen Plänklern herausgeholt, Mamelucken und andere Truppen der kaiserlichen Garde zu erkennen gaben, erfuhr man, daß Napoleon selbst anwesend und bei den ersten Schüssen hervorgesprungen sey, um zu sehn, was es gebe, und vor lauter Ungeduld selbst die Plänkler ins Gefecht getrieben habe; es zeigte sich, daß er mit dem stärksten und besten Theil seiner Truppen in den größten Eilmärschen Blüchern nachziehe, und gegen Schwarzenberg nur eine Täuschungslinie schwachvertheidigt zurückgelassen habe; auch folgte er, nachdem er gesehn, daß nur eine fliegende Truppe seinen Marsch gestört habe, unaufhaltsam der Straße über Sezanne nach Meaux. Diese wichtige Entdeckung, die über alles Zweifelhafte Aufschluß gab, eilte Tettenborn nach allen Seiten mitzutheilen; er sandte die Nachricht an Winzingerode und Blücher, daß Napoleon komme, und an Schwarzenberg, daß er weggezogen sey; an beiden Orten war der Marsch Napoleons noch unbekannt, ohne Tettenborns Einsicht, Geschicklichkeit und Unerschrockenheit wäre die Gewißheit darüber wohl nur erst spät erlangt worden, und so hatte er einen der wichtigsten Dienste geleistet, der freilich noch zu größerem Erfolg benutzt werden konnte, als wirklich geschah. Tettenborn folgte Napoleons Bewegung von der Seite nach, fing wichtige Depeschen auf, und erforschte durch dem Feind in den Rücken gesandte Parteien dessen Stärke, Richtung und Zusammenhang, ging mit ihm fast zugleich über die Marne, und wollte sich über Rheims an den General Winzingerode wieder anschließen; allein Napoleon war mit solcher Eile rechts vorgegangen, daß seine Truppen schon zwischen Winzingerode und Tettenborn vorgeschoben waren, und dieser Rheims vom Feinde besetzt fand. Nahe bei der Stadt gewahrte er ein französisches Dragoner-Regiment, das mit 6 Kanonen die Straße zog; sogleich warf er sich mit 2 Kosakenregimentern ungestüm auf diese Reiterei, zersprengte sie, und eine Schwadron, die sich länger wehren wollte, wurde ganz vernichtet. Nach diesem glücklich ausgeführten Streich, der in Rheims große Bewegung erregte, die auch die Landleute durch Ziehen der Sturmglocken vermehrten, war es nöthig, zu größerer Sicherheit den Uebergang über die Marne nicht zu verlieren. Tettenborn ging daher nach Epernay, aber gleich darauf wieder in die Nähe von Rheims, auf wel-

ches, in Verbindung mit dem herzugekommenen russischen General St. Priest, sogar ein Angriff versucht wurde, den dieser letztere aber nicht gehörig unterstützte, sondern erst späterhin mit wenig dauerhaftem Erfolg allein durchsetzte.

Tettenborn folgte seinem kühnen Unternehmen, sich mitten in den feindlichen Bewegungskreis zu werfen, und ging über die Marne zurück und den Fluß hinab nach Port a Bainson, wo er nach allen Richtungen seine Parteien aussandte, aus den entlegensten Orten Nachrichten einzog, und dicht im Rücken Napoleons alle dessen Bewegungen beobachtete. Napoleon hatte seine Absicht bei Laon scheitern sehn, allein er hielt sich noch eine geraume Zeit dort, und zog Verstärkungen an sich, dann brach er mit allen Truppen auf, um an verschiednen Orten über die Marne zu gehn, und das Heer Schwarzenbergs von der Seite unerwartet anzugreifen. Auch von dieser Bewegung gab Tettenborn die erste Nachricht, die man kaum glauben wollte, und sah dieselbe um so ernstlicher bestätigt, als er selbst bei Epernay abermals ein sehr glänzendes Gefecht gegen Napoleons Vortrab hatte, und sich darauf in dem Lande zwischen Marne und Aube so geschickt hinzog, daß er die feindlichen Marschlinien kreuzte, und bald wiederum zu Chalon ganz im Rücken des Feindes stand. Napoleon lieferte die Schlacht bei Arcis sur Aube, und, weder Sieger noch geschlagen, zog er seitwärts gegen Vitry und neben diesem Platze vorbei nach St. Diziers hin. Es war unbegreiflich, was er in dieser Richtung vorhaben könne, die größten Heere der Verbündeten ließ er in seinem Rücken, und schien sie von ihrer Grundlinie abschneiden zu wollen. Tettenborn, überzeugt, daß Napoleon Couriere zurücksenden würde, schickte Parteien auf die Landstraße von Paris, mit gemessenen Befehlen, alles rückwärts gehende aufzufangen; eine dieser Parteien war so glücklich, den wichtigsten aller Couriere nach langem Verfolgen wegzunehmen, seine Papiere enthielten außer einer Menge höchst merkwürdiger Briefschaften bedeutender Personen, einem Bulletin über die Schlacht bei Arcis u. dgl. m. ein eigenhändiges Schreiben Napoleons an seine Gemahlin, worin er ihr seine Absicht mittheilte, und ihr sagte, daß er vorwärts marschiere, um sich seinen

Festungen zu nähern und die Verbündeten weiter von Paris abzuziehn. Nach diesen Aufschlüssen war keine Zeit zu verlieren. Die verbündeten Truppen kamen am 24. März bei Vitry zusammen; General Winzingerode, der über Rheims und Epernay herangerückt war, erhielt den Auftrag, mit 7000 Reitern und 46 reitenden Kanonen den Zug Napoleons zu verfolgen; die Hauptmacht der Verbündeten brach dagegen geradezu nach Paris auf, wo sie bekanntlich nach einigem Widerstand einzog, noch ehe Napoleon zu Hülfe kommen konnte. Tettenborn bildete Winzingerode's Vortrab, und vereinigte unter seinem Befehl jetzt fünf Kosakenregimenter, das Isumsche Husarenregiment und 8 reitende Kanonen. Schon am Abend des Abmarsches von Vitry traf er auf den Nachtrab des Feindes, der angegriffen und am folgenden Tage bis St. Dizier verfolgt wurde. Hier aber hatte sich der Feind gesetzt, und man sah große Truppenmassen jenseits der Marne die längs des Ufers zurückführende Straße ziehn. Sogleich ließ Tettenborn sein Geschütz hart am Ufer aufpflanzen, und begann ein heftiges Feuer mit Kugeln und Granaten in die französischen Massen, die, einem so nahen und mörderischen Feuer vertheidigungslos ausgesetzt, mit großem Verlust ihre Schritte beschleunigten, und zum Theil in die Wälder zerstoben. Allein der Feind, um seinen Marsch zu decken und Rache wegen des Verlusts zu nehmen, ließ sein schon vorangegangenes Geschütz zurückholen, führte über 16 Kanonen auf beherrschender Anhöhe auf, und begann das Feuer heftig zu erwiedern. Bei dieser Gelegenheit fuhr eine Kanonenkugel so dicht über Tettenborns Kopf hin, daß ihm die Mütze davon verschoben wurde; seine Begleitung war von Schauder ergriffen, Tettenborn aber, ohne einen Augenblick seine ruhige Haltung zu verlieren, nahm die Mütze vom Kopfe, schwang sie in der Luft, und dankte den Franzosen für den erhaltenen Gruß; solche Züge von Unerschrockenheit gewannen ihm das Vertrauen und die Achtung der Truppen immer mehr, und befestigten den hohen Ruf der Tapferkeit, den auch keiner seiner heftigsten Nebenbuhler und Neider je anzutasten versuchte. St. Dizier wurde noch am nämlichen Tage besetzt, und Tettenborn folgte dem feindlichen Nachtrab in der Richtung von Wassy, wo der Feind Halt machte, und eine ungeheure Menge von nächtlichen Wachtfeuern die Anwesenheit einer großen Heeresmacht zu erkennen gab.

Am folgenden Tage, den 26. März, begann diese Truppenmasse, die Tettenborn nun über 30,000 Mann schätzte, sich wieder gegen St. Dizier zu wenden, wo Napoleon, der sich an der Spitze dieser seiner Kerntruppen befand, durch falsche Nachrichten irre geleitet, das Hauptheer der Verbündeten zu treffen, und in für ihn ganz vortheilhafter Gegend zur Schlacht zu bringen hoffte. Tettenborn meldete das Anrücken dieser starken Macht zu wiederholten Malen, und wich unter raschem Nachdringen des Feindes, der immerfort Geschütz, Fußvolk und Reiterei mit zunehmender Geschwindigkeit entwickelte, über die Marne zurück, um sich an Winzingerode anzuschließen; die Franzosen drangen so rasch nach, und waren so schnell und mit solcher Macht plötzlich über der Marne, daß der General Winzingerode, durch mancherlei Umstände gehindert, kaum Zeit behielt, seine Reiterei und das Geschütz in gehörige Anordnung zu stellen. Ein Bataillon russischer Jäger zu Fuß wäre bei einem eiligen Rückzug verloren gewesen, es mußte daher das Gefecht eine Zeitlang aufgenommen werden, so unverhältnißmäßig auch die Streitkräfte waren. Tettenborn erhielt daher den Befehl, die Straße nach Vitry zu halten. Allein Napoleon befand sich bereits mit etwa 10,000 Reitern diesseits der Marne, beschoß St. Dizier, und rückte mit dieser Masse unaufhaltsam vor, immer größere Linien zum Angriff entfaltend, es bedurfte nur noch weniger Augenblicke, und diese schon ganz nahen Reitertreffen mußten Tettenborns geringe Anzahl von ungefähr 1000 Mann im erstén Anreiten erreicht und zusammengehauen haben. Hier galt es einen Entschluß, in welchem der General der Reiterei sich als solcher bewähren mußte, dem Angriff selbst angreifend zuvorzukommen war das einzige Rettungsmittel, Tettenborn ergriff den Augenblick, wo der Feind noch eben im Entwickeln war, nahm seine Mannschaft zusammen, und warf sich an ihrer Spitze mit heftigem Ungestüm auf die Franzosen; wüthend fielen die Husaren und Kosaken in die feindlichen Schaaren ein, warfen das erste Treffen zurück, nicht minder das zweite, und hieben und stachen im Gemenge Alles nieder; allein die Ueberzahl des Feindes war zu groß, rechts und links zeigten sich wieder neue große Schaaren, und zugleich feuerte das grobe Geschütz; unter solchen Umständen mußte der Angriff in seiner Fortsetzung

setzung mißglücken; Tettenborns Reiter wurden von den Franzosen nun ebenfalls geworfen und auf der Straße von Vitry verfolgt, lebhaft genug, aber doch minder nachdrücklich, als ohne die erregte Verwirrung des ersten Angriffs geschehen wäre; er selbst, beinah immer der letzte am Feinde und lange in persönlicher Gefahr, sammelte alsbald wieder seine Truppen bei dem Dorfe Perthe, und plänkelte noch am nämlichen Abend mit dem Feinde, der sich indeß gewendet, auf Winzingerode's Haupttrupp geworfen, und denselben mit Verlust auf die Straße von Bar le Duc zurückgedrangt hatte. Tettenborns ganzer Verlust betrug etwa 40 Mann. Dieser herzhafte, obwohl am Ende mißlungene Angriff, darf für eine seiner schönsten Waffenthaten gelten; der General Winzingerode, ein unverwerflicher Richter und Zeuge, gab ihm den ruhmvollsten Beifall, und selbst Napoleon, der sich dem Gemenge ganz nah befand, sprach noch späterhin auf seiner Reise nach Elba in den rühmlichsten Worten davon.

Höchst wichtig wurde aber das Gefecht bei St. Dizier durch den Irrthum Napoleons, der hier das ganze Hauptheer der Verbündeten zu finden wähnte, und nun bloße Reiterei vor sich zu haben erkannte; in seinem Zorn folgte er noch bis Vitry, und wollte sich der befestigten Stadt mit Sturm bemeistern, als er die unglücklichen Nachrichten von der Niederlage Marmonts und Mortiers, und von dem Anrücken der Verbündeten gegen Paris erhielt. Eilig raffte er jetzt die ermüdeten Truppen zusammen, und riß sie über Troyes nach Fontainebleau fort, um seiner Hauptstadt zu Hülfe zu kommen; allein er hatte drei köstliche Tage bei St. Dizier verloren, und konnte der Uebergabe von Paris nicht mehr voreilen. Hätte er von Wassy, ohne wieder umzukehren, seinen Marsch fortgesetzt, so wär' er ohne Zweifel im Stande gewesen, bei Paris noch eine Schlacht zu liefern, deren Ausgang für die Verbündeten ungünstig seyn konnte; in dieser Rücksicht äußerte der Kaiser Alexander mit schmeichelhafter Würdigung: er danke es dem General Winzingerode, daß er schon in Paris sey.

Die nachfolgenden Bewegungen Tettenborns über Troyes nach Sens, von dort nach Villeneuve le Roi und zurück nach Sens, führten zu keinen weitern Ergebnissen; der Angriff auf Sens und der beabsichtigte Uebergang über die Yonne wurden durch die Nachrichten aus Paris eingestellt, und der ganze Krieg hatte durch die dortigen Veränderungen sein Ziel erreicht.

Tettenborn kehrte nach einigem Aufenthalt in Paris, wo sich die Waffengefährten von den verschiedenen Heeren siegreich zusammengefunden, freudig nach Deutschland zurück. Geschmückt mit den schönsten Zeichen kriegerischer Ehre, sah er dieselben hier auf die ausgezeichnetste Weise vermehrt. Auch erhielt er zur Belohnung seiner trefflichen Dienste, durch Vermittlung des Kaisers Alexander und Zustimmung des Königs von Preußen, beträchtliche Güter in Westphalen, welche Napoleon einem seiner Generale früher verliehen hatte, und deren eines schon vor Alters in der Familie Tettenborn gewesen war.

In dem Kriege, welchen die Wiederkehr Napoleons von Elba veranlaßte, war die Hauptsache durch Blüchers und Wellingtons Sieg bei belle Alliance bereits entschieden, als die Russen anlangten. Tettenborn befehligte eine Division Uhlanen, die jedoch, gleich den andern russischen Truppen, von denen nur einzelne Abtheilungen an der Marne einige Gefechte hatten, nicht vor den Feind kamen. Das Lager bei Vertus zeigte aber die Streitkräfte versammelt, die bei minder schneller Entscheidung des Krieges für diesen bereit gewesen wären.

Tettenborn erhielt einen nachgesuchten Urlaub zu längerem Aufenthalt in Deutschland und Italien, um seine durch die Kriegsanstrengungen, und besonders durch den Feldzug in Rußland zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Noch gegenwärtig hält derselbe sich in Deutschland auf, welches nie aufhören kann, ihn zu den

Seinigen zu rechnen, und seiner Anhänglichkeit durch Geburt, Erziehung, Gemüth und Geist, wie durch Besitzthümer und Verbindungen, unter welchen die mit einer deutschen Gattin eine der neuesten und glücklichsten auch in einem fremden Kriegsdienst versichert bleibt, in welchem der Deutsche seine vaterländische Sache als mitkämpfend erblicken mußte.

Wir endigen diesen Abriß mit der Betrachtung, wie günstig uns ein Schluß erscheinen darf, der künftig vielleicht als die Mitte einer Laufbahn dasteht, deren zweite Hälfte, wenn es das Glück will, der erstern gleich seyn mag! Weder in dem Aussprechen solcher Erwartung, noch in der obigen Darstellung überhaupt, dünken wir uns aber von dem Standpunct des Geschichtschreibers abgewichen, und wenn wir den Vorwurf des Lobredens entschieden zurückweisen, so wollen wir uns gern zu der Freude bekennen, daß wir in dem Stoff so viel zu loben gefunden.

Digitized by Google

Carl Franz Domin. v. Villers.

Von B. A.

Digitized by Google

C. F. Dominique v. Villers.

Carl Franz Dominique von Villers*) war am 4ten November 1764 zu Bixchen in Deutsch-Lothringen geboren, wo sein Vater, Dominique von Villers, den Posten eines königl. Raths bekleidete. Durch die Familie seiner Mutter, einer Baronesse von Launaguet, war er mit den du Ly's, dem Geschlechte der Jungfrau von Orleans, verwandt. In seinem neunten Jahre verließ er das väterliche Haus, und ward der Erziehung der Benedictiner von St. Jakob zu Metz übergeben, bei denen er bis zu seinem 15ten Jahre blieb, und sich schon in diesem zarten Alter durch Fleiß und Geschicklichkeit vor allen seinen Mitschülern auszeichnete; funfzehn Jahr alt, ward er (1780) als Adspirant, und am 13ten August des folgenden Jahres als Zögling der Artillerie-Schule zu Metz aufgenommen, und am 1ten Septbr. 1782 zu Straßburg als zweiter außerordentlicher Lieutenant bei dem Artillerie-Regiment von Toul, am 11ten Jan. des nächsten Jahres aber in gleicher Eigenschaft bei dem Regiment von Metz angestellt, blieb jedoch fortwährend in Besatzung zu Straß-

*) Ritter des schwedischen Nordstern-Ordens, Bürger von Bremen, Doctor der Philosophie, Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, Correspondent des Instituts von Frankreich und Holland, der Berliner und Münchner Akademie, der kaiserl. Societät von Moskau u. s. w.

burg, wo der von Mesmer gelehrte thierische Magnetismus eben damals die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Villers, der vergebens von dem Marquis von Puysegür, damals Major seines Regiments, das Geheimniß des Magnetismus zu erfahren gesucht, gerieth durch eignes Nachdenken auf die Erfindung desselben, und theilte seine Erfahrungen und Ansichten über diese merkwürdigen Entdeckungen in einer 1787 erschienenen, allein erst 2 Jahr nachher, als schon die beginnende Revolution alle Gemüther beschäfftigte, in den Buchhandel gekommenen und daher weniger bekannt gewordenen Schrift: Le Magnétiseur amoureux (à Genève. 12.) mit. Daß der jugendliche Verfasser seinem ersten schriftstellerischen Versuch die Form eines Romans gab, mag Niemand auffallen, der bedenkt, zu welcher Zeit und für welche Leser derselbe schrieb, und gern möchten wir zur Ehre unsres Volkes es verhehlen, daß er nichts desto weniger noch in dem letzten Jahr seines Lebens wegen dieser Schrift auf eine unwürdige Weise angegriffen worden.

In demselben Jahr (11. April 1787) ward Villers zum ersten Lieutenant in dem Regiment von Metz ernannt, und beschäfftigte sich längere Zeit vorzüglich mit dem Studium des Griechischen und Hebräischen*), bis die bald darauf beginnende Revolution, wie sich dies von seinem lebendigen, an allem Großen und Schönen lebhaft theilnehmenden Sinn erwarten ließ, ihn gleichfalls tief ergriff. So schrieb er schon im Febr. 1789, während noch die Abgeordneten zu den Reichsständen gewählt wurden, eine Satyre in Versen: les députés aux états généraux, in der er mit prophetischem Geist das Unglück ankündigte, das Frankreich von diesen, größtentheils durch Ränke und schlechte Künste erwählten Stellvertretern zu erwarten habe. In gleichem Sinn erschien im folgenden Jahre bei Gelegenheit der Eidesleistung der föderirten Nationalgarden sein examen du serment civique (1790), um die Widersprüche und Ungereimtheiten in der vorgeschriebenen Eidesformel aufzudecken; bald darauf aber die treffliche

*) In dieser Zeit dichtete er zugleich mehrere französische Schauspiele, worunter eins, Ajax fils d'Oïlée, besonders von Laharpe geschätzt wurde, die aber sämmtlich nie gedruckt worden.

Schrift sur la liberté (1791), die allgemein von den Gemäßigtern als eine der vorzüglichsten aufgenommen ward, welche über diesen vielbesprochenen Gegenstand geschrieben worden, ihm selbst aber auch den Haß der wüthenden Jacobiner zuzog, und den Verleger, den Buchhändler Collignon zu Metz, bald darauf auf das Blutgerüst brachte. Im folgenden Jahre (1792) ward er zum Hauptmann in dem Artillerie-Regiment von Besançon, in welchem damals Pichegrü als Unterofficier diente, und Villers einen guten Theil seiner Bildung verdankte, bald darauf aber zum Adjutant des Maréchal de Camp, Marquis von Puysegür, ernannt. — Allein schon im April desselben Jahres ward er durch die augenscheinliche Gefahr, mit der ihn der Haß der Jacobiner bedrohte, zur Auswanderung aus seinem Vaterlande vermocht, und begab sich anfangs nach Bingen zu der Armee des Prinzen von Condé, dann im August desselben Jahres zu der der Prinzen, Brüder des Königs, nach Trier. — Als der unglückliche Ausgang des ersten Feldzugs der Verbündeten die Hoffnung der Vertheidiger der Monarchie zernichtet, kehrte Villers im November in seine Vaterstadt zurück, ward aber schon nach wenig Tagen durch die Jacobiner, die seine Zurückkunft erfahren, und deren Nachsuchungen er nur durch einen wunderähnlichen Zufall entgangen, von Neuem zur Auswanderung gezwungen.

Als Bauer verkleidet, entkam er mit genauer Noth nach Saarbrücken, ging von dort nach Achla, wo er durch einen Diebstahl seines geringen geretteten Vermögens beraubt ward, durch die Vermittlung eines Freundes aber bei einem reichen holländischen Bauer, der ihn an Kindesstatt anzunehmen gesonnen war, einen Zufluchtsort fand. Als der Einbruch der Franzosen in Holland ihm auch hier nicht länger zu verweilen erlaubte, entfloh er verkleidet nach Lüttich, wo er in einer der angesehensten Familien des Landes aufgenommen ward. Bald zwang ihn jedoch die Annäherung der französischen Heere, mit jener Familie nach Münster auszuwandern, von wo sich dieselbe kurz darauf nach Holzminden an der Weser begab. Hier lebte Villers einige Jahr hindurch, vorzüglich im freundschaftlichen Umgang mit dem gegenwärtigen Leibarzt Brandis zu Copenhagen, dem Abt Häßler und dem Probst Bansen, während er im Sommer zu Driburg sich aufhielt. Schon

im Jahr 1794 kam er zum erstenmal auf einige Tage nach Göttingen, wo er durch einen Brief von Haßler bei Kästner eingeführt ward; zwei Jahr später (Michaelis 1796) besuchte er Göttingen zum zweitenmal auf längere Zeit, und ward bald mit Kästner, Spittler, und vornehmlich mit Schlözer genauer bekannt. In der Absicht, sich nach Rußland zu begeben, kam er im folgenden Jahr (1797) nach Lübeck, ward aber bald angezogen durch das rege Leben eines Freistaats, und zu dem Entschluß vermocht, in Lübeck sich niederzulassen, ein Entschluß, der für sein ganzes folgendes Leben entscheidend war. Obgleich schon seit längerer Zeit in Deutschland, war er dennoch immer in seinen Ansichten, vorzüglich über die Deutschen selbst und deren wissenschaftliches Treiben, durchaus Franzos geblieben; daß er aber von jetzt an ein Deutscher ward, im edelsten Sinn des Worts, der muthigste Vertheidiger und der einsichtvollste Kenner deutscher Art und Wissenschaft; daß er von jetzt an den großen Kampf begann gegen die tiefgewurzelten Vorurtheile seines Volks, das verdankt Deutschland einer seiner edelsten Frauen, der Frau Doctor Dorothea Rodde-Schlözer, mit der ihn schon früher der Zufall zu Göttingen zusammengeführt. So begann für Villers eine Reihe glücklicher Jahre, von 1797 bis zu Ende von 1806, während welcher er theils zu Lübeck, im Umgang mit jener geistvollen Frau, mit dem Grafen Moltke, Dreier und Trendlenburg, theils zu Eutin mit Stolberg, Jacobi, Voß und Nicolovius, theils bei seinen öftern Besuchen von Hamburg mit Klopstock, Meyer, Reimarus, Reinhard, Busch, Sieveking und Poel, sich zu dem bildete, den Deutschland und Europa gekannt und gerühmt. Es war dies unstreitig die Blüthenzeit seines Geistes; unverdrossen und mit immer wachsenderm Eifer arbeitete er von jetzt an für die Ausbreitung des Ruhms des deutschen Volks, und es gelang ihm, wenn gleich auch nur langsam und theilweis, den Besseren unter seinen Landsleuten, trotz aller verjährten und geheiligten Vorurtheile, an denen ja der Franzos bekanntlich mit einer beinahe unvertilgbaren Hartnäckigkeit hängt, eine würdigere Ansicht, vorzüglich von dem wissenschaftlichen Thun und Treiben ihrer bisher so sehr von ihnen verkannten Nachbarn zu geben. So trat Villers, dessen umfassender Geist den Genius beider Nationen mit einer bewundernswürdigen Klarheit und Bestimmtheit erkannte, als der Vermittler zwi-

schen beiden auf, zu einer Zeit, wo Frankreichs Verhältniß zu Deutschland schon immer mehr das des Siegers und des Herrschers, zu dem Besiegten und Unterjochten ward. Jenem unerschütterlichen Muth, mit dem er gegen Vorurtheile ankämpfte, jenem edlen, uneigennützigen Eifer, mit dem er jede Gelegenheit ergriff, die Franzosen ein Volk achten zu lehren, das sie als das besiegte verachteten, wie er ihnen den Ruhm seines neuen Vaterlands nicht selten mit dem glücklichsten Erfolg, immer aber mit eben so viel Geist als glühender Beredtsamkeit darzustellen bemüht gewesen, und wie allgemein wohlthätig er dadurch gewirkt, und das drückende Joch französischer Oberherrschaft im Einzelnen und im Allgemeinen nach Möglichkeit erleichtert, das ward von Allen anerkannt, so lange der harte Druck noch von Allen gefühlt ward. Zwei Reisen, welche er in diesem Zeitraum mit der Roddischen Familie nach Paris unternahm, die erste im Jahr 1801 (Mai bis Octbr.), so wie auch sein zweiter längerer Aufenthalt daselbst, vom Jahr 1803 bis 1805, hatten vornehmlich denselben Endzweck. Seine Schriften aus dieser Periode seines Lebens — und doch waren sie nur ein Theil seiner Wirksamkeit; wohl eben so viel, wo nicht noch mehr, hat er durch seinen weit ausgebreiteten Briefwechsel und durch den bezaubernden Reiz seines persönlichen Umgangs auf Andere gewirkt — liefern dafür den überzeugendsten Beweis. Außer einer Menge geistvoller Aufsätze in dem damals vielgelesenen Spectateur du nord, vorzüglich im Jahr 1798 und 1799, waren es seine im Jahr 1801 erschienene Philosophie de Cant, im folgenden Jahr seine Briefe an Cuvier über die Gall'sche Schädellehre, durch welche er seine Landsleute mit deutscher Wissenschaft bekannt zu machen suchte.

Als das benachbarte Hannover von einer französischen Armee überschwemmt ward, trug Villers Aufruf an die Officiere derselben (1803) nicht wenig dazu bei, ihnen Achtung und Mäßigung gegen ein Land und ein Volk einzuflößen, das sie durch ihn als eins der gebildetsten kennen gelernt. Vorzüglich war es jedoch jenes berühmte, von dem französischen National-Institut gekrönte Werk (1804) über den Einfluß der Reformation Luthers auf die politische Lage der verschiedenen europäischen Staaten und die Fortschritte der Aufklärung, welches seinen Ruf

und damit zugleich seine Wirksamkeit zum Besten des deutschen Volks außerordentlich vermehrte. Das Aufsehn, welches dieses Werk in und außerhalb Frankreich erregte, war allgemein; daß ein Franzos über die Reformation und über die deutsche Reformation so habe schreiben können, schien den Meisten unerklärlich, und mußte es allerdings für diejenigen seyn, denen die Leichtigkeit seines Fassungsvermögens und seine innige Verwandtschaft mit dem deutschen Geist weniger bekannt war. Zwei Auflagen erlebte das Werk noch in demselben Jahr, in dem es zuerst erschien, eine dritte kurz darauf, und wurde alsbald wiederholt in das Deutsche, Schwedische, Holländische und Englische übersetzt. Alle Parteien schien es versöhnen und vereinigen zu müssen.

Denselben Muth und dieselbe Rücksichtlosigkeit gegen jede Gefahr, wo er glaubte nützen und helfen zu können, die er bisher in Bekämpfung veralteter Vorurtheile gezeigt, bewies er bald auf eine Weise, welche ihm in dem Herzen eines jeden rechtlichen Mannes, und noch mehr in dem eines jeden wahrhaften Deutschen, ein unvergängliches Denkmahl gestiftet hat.

Als nach den Unglückstagen von Jena plötzlich und Allen unerwartet der Kriegsschauplatz zum Theil sich nach Lübeck wandte; als diese Stadt, der letzte Zufluchtsort des tapfern Blücher, von drei französischen Heerhaufen zu gleicher Zeit angegriffen und erstürmt ward (6. Nov. 1806), als die Zügellosigkeit und die immer steigende Rohheit der französischen Söldner Lübeck mehrere Tage hindurch zu einem Schauplatz namenloser Gräuel machte, da war es Villers, der nicht nur mit Lebensgefahr die Wohnung der ihm so eng befreundeten Roddischen Familie vor der Plünderung beschützte, sondern auch durch den Marschall Bernadotte, der mit einer seinem Herzen Ehre machenden Bereitwilligkeit nichts unterließ, um den Verwüstungen Einhalt zu thun, hauptsächlich zur Rettung und Erhaltung der Stadt beitrug. Er war es, der den Marschall, von dem er für diese Tage zum Geheimschreiber ernannt war, bewog, durch einen Tagsbefehl eine Militärcommission anzuordnen, um jeden Plündrer auf der Stelle mit dem Tod zu bestrafen; er war es, der in der Stadt, wo der siegtrunkne Soldat sich ungescheut jede Ausschweifung erlaubte

und sogar seine Officiere mißhandelte, mit der muthigsten Unerschrockenheit allenthalben hineilte, wo er glaubte helfen und retten zu können, und durch seine gebietende Haltung und seine Furchtlosigkeit selbst die Wuth der Plünderer zähmte. Als aber der Sturm vorüber, als in ganz Deutschland keine Stimme laut ward über die begangenen Gräuel, als Alles schwieg aus Angst vor dem trotzigen Sieger, da schrieb Villers ohne Furcht und ohne Scheu seinen berühmten Brief an die Gräfin Fanny v. Beauharnois (1806), Tante der damaligen Kaiserin Josephine, wohl das Freimüthigste, was in den Zeiten der französischen Herrschaft in Deutschland über die alle Vorstellung übersteigende, Abscheu und Ekel erregende Sittenlosigkeit und Brutalität der französischen Soldaten geschrieben worden ist.

Wenn aber dieser Brief für die Stadt Lübeck nicht ganz den Erfolg hatte, den er dadurch beabsichtigte, ihr, so weit als dies überhaupt möglich war, Entschädigung für die erlittenen Drangsale zu verschaffen, so muß davon die Schuld nicht bei ihm gesucht werden. Was jeden andern geschreckt haben würde, der Haß und die Verfolgung jener gefürchteten Armee, deren Schändlichkeiten hier so offen an den Tag gelegt waren, vermochte Villers, der nie die Furcht kannte, wo es die Pflicht und die Stimme seines Herzens galt, nicht zurückzuhalten. Die Verfolgungen blieben nicht aus, für ihn selbst mochten sie am wenigsten unerwartet seyn; daß aber auch Deutsche es so bald vergessen konnten, was er in den Zeiten der Unterdrückung für sie gethan, daß auch sie ihn bald von sich stoßen würden, das war ihm unerwartet, so wie es das rechtliche Gefühl jedes wahrhaft deutschen Mannes empört hat. Unbekümmert um das, was Bosheit und Tücke gegen ihn anspinnen möchten, fuhr indessen Villers mit seiner wohlthätigen, geräuschlosen Thätigkeit fort; so ward er der Uebersetzer der von dem Pariser Institut gekrönten Preisschrift von Heeren, über den Einfluß der Kreuzzüge (1808), und um dieselbe Zeit, obgleich kränklich und mit der Uebersetzung von Heerens Werk beschäfftigt, schrieb er seinen Coup d'oeil sur les universités. Allein es galt die Erhaltung der damaligen westphälischen Universitäten, Göttingens vor allen, und seine Vorliebe für die Georgia Augusta ließ ihn keine Rücksicht auf sich selbst nehmen.

Heyne, Heeren und Johannes Müller selbst hatten ihn dringend aufgefordert, sich dieser Arbeit zu unterziehen, als den einzigen Mann, der den Franzosen einen richtigen Begriff von der hohen Bedeutung deutscher Universitäten, und Göttingens insbesondere, zu geben vermöge. Die Gefahr war groß, und die schleunige Erscheinung einer französischen, von einem geistvollen Franzosen geschriebenen Schrift machte allein das drohende Ungewitter abwendig. „Es gilt die Pergama, schrieb der edle Müller um diese Zeit an Heeren (6. März); wer die uns wahren hilft, den wollen wir ewig rühmen." Villers, sein Motto: homo sum, nihil humani a me alienum bewährend, brachte schnell, wiewohl mit größter Anstrengung, die verlangte Schrift zu Stande, und die Universitäten waren gerettet! Gleich muthig wagte er es, sich laut gegen das Continentalsystem zu erklären, wie seine Uebersetzungen der Schriften des würdigen Reimarus über den Handel (1808), und dessen Klagen der Völker des festen Landes von Europa über die Unterbrechung des Handels,*) an alle Fürsten dieses Welttheils gerichtet (1809), bewiesen. Um dieselbe Zeit erschien sein bekannter rapport à l'institut sur l'état actuel de la litérature ancienne et de l'histoire en Allemagne, worin ihm vielleicht nur zu große Vorliebe für die Deutschen beigemessen werden kann. „Sie haben, schrieb ihm Heyne bei dieser Gelegenheit, (18. Mai) unsere Litteratur auf's Neue gehoben, daß sie nicht, wie die Nation selbst, von fremden Ankömmlingen in Staub getreten wird. Wenn irgend etwas erfolgen kann, das jenem Bekannten ähnlich sey: Graecia victa ferum victorem cepit, so haben wir es Ihnen zu danken." Sein Précis historique de la vie de Martin Luther, traduit du latin de Melanchton, der, mit Anmerkungen versehn, in dem Almanach des protestans vom Jahr 1810 erschien, war die letzte Schrift, welche Villers in jener glücklichen Freistatt zu Lübeck schrieb.

Bald stürmten bittre Leiden auf ihn ein, die die letzten Jahre seines Lebens vergällten, bis er endlich unter den wiederholten Schlägen des Schicksals erlag. Die

*) In demselben Sinne seine Recension von Schlegels Système continental in den Gött. gel. Anzeigen, August 1814. Nro. 1.

Vereinigung der Hanseſtädte mit dem franzöſiſchen Reich, dieſer Städte, denen Villers durch ſo manche Bande eng befreundet war, deren eine, das edle Bremen, ihn erſt vor Kurzem (22. März 1809) zu ſeinem Mitbürger freiwillig erkoren, und durch dieſe laute Anerkennung ſeiner Verdienſte um das deutſche Vaterland ſich ſelbſt, wie ihn geehrt, — war der erſte ſchmerzliche Schlag, der ihn hart betraf, während zugleich der durch die unglücklichen Verhältniſſe einer hoffnungsloſen Zeit herbeigeführte Fall des Roddeſchen Hauſes ſeine philoſophiſche Muße ſtörte. Zu innig war Villers mit dieſem Hauſe verbunden, als daß er ruhig der Härte zugeſehn, mit der ein unbilliger Gerichtsgebrauch auch die Frau des Mannes, der zahlungsunfähig geworden, für die Schulden deſſelben mit ihrem Vermögen verantwortlich machte. In einer Schrift (1811) deren Gründlichkeit und Scharfſinn auch die bewährteſten Rechtsgelehrten in Erſtaunen ſetzte, ſuchte er den Ungrund und die Ungerechtigkeit dieſes empörenden Gebrauchs zu beweiſen.

Villers, dem bei der Beſitznahme der Hanseſtädte durch die Franzoſen die erſten Stellen der Verwaltung in den neuen Provinzen angeboten worden waren, zog es vor, eine Profeſſur in ſeinem geliebten Göttingen anzunehmen, wo er mit der geringſten Unterbrechung ſeinen wohlthätigen Beruf, der friedliche Vermittler zweier großen Nationen zu ſeyn, fortſetzen, und zugleich durch Wort und Rede Deutſchlands Hoffnung, ſeine gebildete Jugend, in dem Glauben an ihr Volk und an ihr Vaterland ſtärken zu können hoffte. Schon hatte er in den erſten Tagen des Januars (5. Jan. 1811), ſeine Ernennung zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie in Göttingen erhalten, als plötzlich Davouſt, der zufällig ſeine Schrift über die Greuelſcenen von Lübeck kennen gelernt, und dieſelbe als einen Hochverrath an der Ehre des franzöſiſchen Namens betrachtete, ſeinen würdigen Helfershelfer, den Gensd'armerie-Obriſt Charlot nach Lübeck ſandte, Villers verhaften und ſeine Papiere in Beſchlag nehmen ließ (19. Febr.) Wiewohl ſich aber aus letzteren kein Grund zu einer Anklage ſchöpfen ließ, ward Villers nichts deſto weniger von Davouſt aus dem Bezirk ſeines Generalgouvernements als ein Verleumder der franzöſiſchen Armee verwieſen, und wenige Wochen darauf enthielt der Hamburger

Correspondent (3. Mai) gegen ihn einen schändlichen Ausfall, voll der verleumderischsten Schmähungen, wie sie nur ein Davoust erfinden, und ein gleich verächtlicher Mensch in deutschen Worten wiedergeben mochte. Villers, eben damals krank, eilte nach Göttingen, schon jetzt ungern gesehn und kalt empfangen von denen, bei welchen die Selbstsucht längst jedes edlere Gefühl erstickte, und doch hätte eine Verbannung durch Davoust, und um einer solchen Ursache willen, dem schönsten Ehrentitel gleichgeachtet werden sollen. Die Gefahr war jedoch nur für den Augenblick entfernt, nicht aber gänzlich verschwunden, denn noch immer drohte Davoust, und die westphälische Regierung war den Franzosen ein Spott. Villers kräftig zu schützen vermochte sie nicht. In dieser Verlegenheit nahm der jetzige Graf Reinhardt, damals französischer Gesandter in Cassel, ein edler Mann, der bei keiner Gelegenheit seine biedere Gesinnung durch sein Thun verleugnet, sich seiner auf das kräftigste und mit der muthigsten Unerschrockenheit gegen den gefürchteten Davoust an; Villers selbst reiste auf seinen Rath (18. Mai) nach Paris, und dort gelang ihm leicht, theils durch die kräftigen Empfehlungen Reinhardts, theils durch seine Persönlichkeit und seinen vielverbreiteten Ruf, indem selbst diejenigen, welche seine höheren Verdienste nicht zu würdigen wußten, ihn als einen der geistvollsten und berühmtesten Männer achteten, wegen aller weitern Schritte Davoust's vollkommene Beruhigung zu erhalten.

So kehrte er nach Göttingen zurück, — wo er gleich wie früher zu Lübeck, so auch jetzt wieder in der Roddeschen Familie lebte, eine Verbindung, die nur der Tod getrennt, — und widmete sich seinem neuen Beruf mit der ihm eignen pünctlichsten Gewissenhaftigkeit. Womit die Meisten ihre Pflicht erfüllt zu haben glaubten, das gnügte ihm keineswegs. Nicht nur Lehrer, auch der väterliche Freund, der gewissenhafteste Rathgeber, der gern half mit Rath und That, wo und wie er konnte, selbst mit der größten persönlichen Aufopferung, das war er nicht nur für seine Zuhörer, sondern für alle Jünglinge, die sich ihm nahten, denn jeder war ihm willkommen, an dem er irgend ein lobenswerthes Streben zu bemerken glaubte. Daher ward auch wohl nie ein Professor so allgemein und so herzlich von den Studirenden einer Universität, ohne

Rück-

Rücksicht auf Facultätsstudium und sonstige Verbindung geliebt, als der freundliche Villers. Durch seine engen Verhältnisse mit vielvermögenden Männern an dem damaligen westphälischen Hofe, die zu wiederholten Reisen und Besuchen von Cassel Veranlassung gaben, durch die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit seines Umgangs, durch seinen unter allen Franzosen gleich sehr verbreiteten ausserordentlichen Ruf, war es ihm gelungen, sich einen Einfluß zu verschaffen, wie nur er ihn, ohne im geringsten zu schmeicheln und schlechte Künste zu gebrauchen, durch welche man sonst beinah allein an dem Hof zu Cassel etwas vermochte, erhalten konnte. Villers, nur ein Ziel, die Verherrlichung des deutschen Namens, den Glanz seines geliebten Göttingens im Auge habend, verschmähte diesen Einfluß nicht, der ihm so vielfältige Gelegenheit darbot, das Gute zu fördern, noch öfter das drohende Uebel zu entfernen. Aus demselben Grund ward er ein eifriger Mitarbeiter an dem damaligen westphälischen Moniteur, da er wohl wußte, daß Hieronymus ihn beinah allein noch las, und daß er auf diese Weise am besten den unerfahrnen Jüngling auf dem Throne mit dem Ruhm und der Bedeutung von Göttingen bekannt machen könne. Nur wenige seiner Aufsätze in diesem Blatte möchten gefunden werden, die nicht eine solche Beziehung gehabt hätten. Bei dieser allgemeinen Achtung, in der er bei den Deutschen sowohl als bei den Franzosen, bei den einen aus Ueberzeugung, bei den andern aus Mode, bei noch andern aus persönlichen Gründen stand, schien es nur von ihm abzuhangen, sich einen glänzendern Wirkungskreis zu wählen. Wiederholt wurde ihm der von vielen ersehnte Posten eines Staatsraths angetragen. Villers, auch hierin wie in Manchem von den gewöhnlichen Menschen verschieden, schlug jede äußere Ehre aus, zufrieden, in anspruchloser Zurückgezogenheit für deutsche Wissenschaft, für den Ruhm des deutschen Namens zu wirken. — Es ließ sich erwarten, daß die Freundschaft eines Mannes, der auf die Geschäffte der Universität nicht nur einen bedeutenden Einfluß hatte, sondern durch seine weitverbreiteten Verbindungen in der damaligen Lage der Dinge überhaupt so viel vermochte, eifrig gesucht ward; und sie ward es zum Theil auf eine Art, die ihm ein Lächeln entlockt haben würde, wäre seine Gutmüthigkeit nicht seiner Gefälligkeit gleich gewesen. Wer ein Anliegen irgend ei-

ner Art hatte, irgend einen Wunsch, den er durchgesetzt zu sehn wünschte, wer vielleicht zu den hohen Ehren eines Staatsraths zu gelangen, oder ein Buch geschrieben, das er in dem westphälischen Moniteur angezeigt zu sehn hoffte, wer einen Sohn von der Conscription befreit haben wollte, machte ihm, oft nicht eben auf die zarteste Weise, den Hof.

So lebte und wirkte Villers drei Jahr lang in ungestörter Thätigkeit. Die tiefe Wunde, die ihm Davoust's schändliche Verfolgung geschlagen, war allmählig vernarbt, und mit inniger Theilnahme verfolgte er den Lauf der kriegerischen Begebenheiten, der ihn schon früh eine schleunige Befreiung Deutschlands von dem französischen Joche ahnden ließ. Wer ihn gekannt hat, weiß, wie sehr er den Sturz der Usurpation und die Rückkehr rechtmäßiger Regierung herbeigewünscht, nicht ahndend, wie ihm bald für seinen deutschen Sinn schmählich gelohnt werden solle. Der October 1813 erschien, und mit ihm die Befreiung von Deutschland. Noch in den letzten Tagen des Monats nahte die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, der bald selbst zu Heiligenstadt eintraf. Villers, der einige Tage zuvor nicht wenig dazu beigetragen, einen Auflauf zu stillen, den ein Pöbelhaufe, von einigen unruhigen Menschen verleitet, gegen seinen Freund, den würdigen Bolius, unternommen, der sich als Präfect des Leinedepartements bei allen Guten ein rühmliches Andenken gestiftet, ward mit einigen seiner Collegen abgesandt, um dem Sieger von Dennewitz und Leipzig die Huldigungen der Universität darzubringen. Der Kronprinz empfing ihn auf das herzlichste. Eine von der Stadt und Umgegend von Göttingen unerschwingliche Lieferung ward auf sein Fürwort sogleich erlassen, und Alles, was irgend zur Erleichterung der Universität dienen konnte, bewilligt. Noch einmal ward Villers von Allen hochgefeiert; die Auszeichnung jedoch, die ihm der Kronprinz von Schweden sowohl während seines Aufenthalts zu Göttingen selbst, als auch durch die bald nachher von Lübeck aus (7. Decbr.) erfolgte Uebersendung des Nordstern-Ordens erwiesen, hatte zugleich den Neid und die Mißgunst Mancher gereizt, die es anstößig fanden, daß der Mann vor Allen ausgezeichnet wurde, der ja keine einzige Facultätswissenschaft zunftmäßig erlernt, und dagegen tiefgelehrte Männer weniger beachtet würden. Bald sollte Villers jenen,

wahrlich von tiefer Menschenkenntniß zeugenden Ausspruch eines bekannten Schriftstellers*) bestätigt sehn: „Außerdem liegt tief in der menschlichen Natur eine Anlage des Neides gegen jeden Emporsteigenden, auch gegen das emporsteigende Verdienst. Dieser Zug des menschlichen Herzens ist häßlich, und wenn er bis zur Mißgunst getrieben wird, so ist er verabscheuungswürdig. Aber auch die bessern Menschen ertragen die Erhebung eines von ihres Gleichen nur in dem seltenen Falle einer großen und sehr fühlbaren Ueberlegenheit aller Geisteskräfte. Es ist daher unmöglich, daß jemals alle hohe Stellen mit würdigen und verdienstvollen Männern besetzt werden. Alle Völker und alle Zeiten werden auch solche emporsteigen sehen, die nicht besser, sondern vielleicht selbst schlechter sind, als andere, die zurückbleiben." Villers, seinem Wahlspruch: „Ich suche die Menschen für besser zu halten, als sie sind, um mich selbst besser zu machen", getreu, ahndete nicht, daß irgend etwas gegen ihn angesponnen werde, da ihm sein Gewissen und die vereinte Stimme aller wahrhaft deutschen Männer laut das Zeugniß gab, daß auf ihn, wie auf keinen andern sonst anzuwenden sey, was der biedere Arndt**) so trefflich sagt: „Alle Franzosen sollst du verbannen ohne Unterschied, es sey denn, daß Jemand für dich gelitten hätte durch die That oder durch das Wort, den sollst du fast noch werther halten, als deinen Landsmann."

Um so unerwarteter mußte es daher für ihn seyn, als eine Resolution des hannöverschen Cabinets-Ministeriums vom 21. März 1814, während alle übrigen von der westphälischen Regierung angestellte Professoren, mit Ausnahme des Hofraths Lueder, von Neuem in ihren Aemtern bestätigt wurden, ihm anzeigte, daß ihm zwar eine jährliche Pension von 3000 Franken, der Betrag seines bisherigen Gehalts bewilligt worden, der Prinz Regent jedoch voraussetze, daß er so bald als möglich in sein Vaterland zurückkehre, indem er es den Umständen angemessen erachte, daß er der Universität durch litterarische Ver-

*) G. C. R. Rehberg über den deutschen Adel. S. 256 und 257.

**) Phantasieen für ein künftiges Deutschland. S. 74.

bindungen anderer Orten nützlicher werde, ohne sich zu Göttingen aufzuhalten. Eine dringende Vorstellung, welche Villers unter dem 2. April gegen diese ihm deutlich gegebene Weisung, Göttingen zu verlassen, bei dem Cabinets-Ministerium zu Hannover einreichte, blieb ohne Erfolg, so wie ein Gesuch an den Prinzen Regenten, in dem er um Bestätigung seines Professor-Amtes bat. Da er aus einer glaubwürdigen Quelle erfahren zu haben glaubte, der Hauptgrund seiner Entlassung bestehe darin, daß man ihn fälschlich für den Verfasser eines anstößigen Aufsatzes in dem vormaligen westphälischen Moniteur (1812. Nro. 218.) halte, so erwies er in einer neuen Vorstellung vom 20. Mai, daß nicht er, sondern ein gewisser Carl Viennet der Verfasser desselben sey, erhielt aber schon nach wenigen Tagen die Antwort: daß von dieser vermeinten Beschuldigung überall zu Hannover keine Notiz genommen worden. Auf sein Gesuch um Wiedereinsetzung war ihm schon früher geantwortet (26. Mai), daß der Prinz Regent sich darüber nicht beifällig zu erklären geruht habe, und zugleich benachrichtigte ihn der Minister von B. (26. Mai), daß derselbe auf dem Entschluß beharre, er solle seinen Aufenthalt verändern. Villers antwortete entschlossen: „da die Landesverweisung eine entehrende Strafe sey, so müsse er nach wie vor darauf dringen, die Beweggründe zu erfahren, warum er allein von allen Gelehrten der Welt aus Göttingen verbannt werde, um die Falschheit dieser Gründe darthun zu können.“ Nur so viel schien ihm bis jetzt klar, daß das Cabinet nicht für gut befunden, dem Prinz Regenten die Aufschlüsse über ihn zu geben, die er zu erwarten berechtigt gewesen.“ Er blieb zu Göttingen, entschlossen, das Aeußerste zu wagen, als er unerwartet am 29. August eine zweite Resolution erhielt, durch welche ihm, nach dem Entschluß des Prinzen Regenten, die Erhöhung seiner Pension auf 4000 Franken, und die Erlaubniß, sich an jedem beliebigen Ort im hannöverschen aufhalten zu dürfen, angezeigt ward. Der Verwendung des edlen Grafen von Münster, der vom Anfang an, auch bei dieser Gelegenheit, seinen wahrhaft deutschen Sinn auf das unzweideutigste bewährt, glaubte er vornehmlich diese günstige Wendung seiner Angelegenheit zu verdanken.

Allein, wiewohl ihm so eine Ehren-Rettung geworden, wie er sie nach dem, was er bisher erfahren, kaum

erwarten konnte, so hatte sich dennoch schon der tödtliche Keim in seinem Innern entwickelt. Sein zartfühlender Sinn empfand die Kränkung, die ihm widerfahren, um so bitterer, je mehr sein eignes Bewußtseyn ihm sagte, wie er eine ganz andre Behandlung verdient habe. Die meisten von denen, die sich früher seine Freunde genannt, die, welche bei jeder Gelegenheit sich an ihn gedrängt, ihm geschmeichelt, verließen ihn, sobald das Glück sich von ihm zu wenden schien; man verzieh ihm nicht, daß er es gewesen, der so Manchem früher die wesentlichsten Dienste geleistet. Doch wer möchte länger bei solchen Jämmerlichkeiten verweilen! Die aber ihm treu geblieben, die ihn geliebt, nicht aber zu ihrem Vortheil benutzt, die in ihm einen der edelsten, ausgezeichnetsten Männer unsrer Zeit geehrt, nicht aber ihm geschmeichelt, die hat ihr Bewußtseyn tausendfach gelohnt; sie bedürfen der Lobrede nicht. Wie sehr Villers in den letzten Monaten seines Lebens gelitten, wie sein ganzes Wesen seit jenem unglücklichen Vorfall zerrüttet, wie er seinen Freunden selbst nicht selten unkenntlich geworden, wissen die, welche sich in jener Zeit ihm genaht, und er selbst hat es in Briefen an seine Vertrauten laut genug erklärt. Daß ihm so etwas von Deutschen widerfahren konnte, für welche er mit so rücksichtloser Vorliebe gekämpft und so viel gelitten, schmerzte ihn am tiefsten; und wiewohl sein kräftiger, richtiger Blick ihn auch jetzt nicht in seinem Urtheil über das deutsche Volk wankend werden ließ, mischte sich dennoch nicht selten in seine Aeußerungen eine Bitterkeit, die ihm sonst durchaus fremd gewesen. Auch das aber darf nicht unbemerkt bleiben, daß er fortwährend von vielen Seiten die überzeugendsten Beweise der lebhaftesten Theilnahme an seinem Schicksal erhielt, daß die besten und größten Männer, wir nennen unter ihnen nur einen, den Stolz von Deutschland, den Freiherrn von Stein, sich lebhaft für ihn verwandten. Doch auch dies vermochte nicht, ihm seine vormalige Kraft und Heiterkeit wiederzugeben; Kummer und bitterer Unmuth hatten schon zu tief den Quell des edelsten Lebens vergiftet. Noch einigemal ermannte sich sein nie rastender Geist; eine Einleitung in das Werk der Frau von Staël über Deutschland, und seine Constitutions des trois villes libres-Anséatiques Lubeck, Bremen et Hambourg, mit einer geistvollen Abhandlung über den Rang, den diese Städte in der europäischen

Handelswelt behaupten, und eine bei Gelegenheit der Rückkehr der Bourbons geschriebene, bis jetzt noch ungedruckt gebliebene Abhandlung, waren die Früchte seiner letzten Anstrengungen. Allein schon war seine Kraft erschöpft, seine gewohnte, geistvolle Lebendigkeit nahm ab, Alles zeigte dem, der ihn genauer kannte und schärfer beobachtete, ein allmähliges Hinwelken und Absterben. Eine in den deutschen Blättern enthaltene Anzeige von Saalfelds Geschichte Buonaparte's und eine Einleitung in die Augsburgische Confession war das Letzte, was er schrieb, der 17te Band der Werke von Johannes Müller, bis zu jenem Ausruf, der bald wunderbar an ihm in Erfüllung gehen sollte (S. 248): „was bleibt einem Sterblichen? denn sich eben umzusehn und zu sterben", das Letzte was er las. Am Abend desselben Tages, des 11. Febr., befiel ihn ein Nervenschlag, der, nach vierzehn Tagen wiederkehrend, am 26. Februar sein Leben endigte. Vier Tage darauf (2. März) begleiteten ihn seine Freunde, so wie der größte Theil der Studirenden, die ihre Anhänglichkeit an ihn zu keiner Zeit verleugnet, zur Gruft. Noch während seiner Krankheit war ein ehrenvoller Ruf nach Heidelberg für ihn eingetroffen; sowohl diesen, als einige andere Anträge gleicher Art erfuhr er nicht mehr, schon war seine Besinnung verschwunden.*)

So war das Leben Carls von Villers, eines der edelsten und besten unter seinen Zeitgenossen, der aber auch darin nur zu sehr das gewöhnliche Schicksal ausgezeichneter Männer theilte, daß er in seinem Leben viel verkannt und verfolgt ward; zum Theil eine Folge gewisser besonderer Eigenthümlichkeiten seines Charakters, welche die Menge nur selten zu würdigen verstand. Dahin gehört vorzüglich ein tiefer, zarter Sinn für Recht und Unrecht, den jede Ungerechtigkeit empörte, und ihn antrieb, sie laut und öffentlich zu rügen, gleich viel, ob eine solche Rüge für ihn selbst mit Gefahr verbunden war, oder nicht. Selten hat wohl jemand in einem gleichen Grad den Grundsatz im Leben bewährt, daß sein ganzes Wesen, seine Kräfte und Thätigkeit seinem Nächsten gehören, als Villers es

*) Noch kürzlich hatte ihn Ludwig der 18te zum Ludwigsritter ernannt.

that. Daher seine grenzenlose Dienstfertigkeit, jener lebendige Eifer, wo er glaubte helfen und nützen zu können, der durch die eigenthümliche Heftigkeit seines Charak ers noch erhöht ward; dazu eine seltne Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit des Umgangs mit Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen, durch ein edles, Achtung gebietendes Aeußere trefflich unterstützt; so war es nicht zu verwundern, wenn ihm Vieles gelang, was andere vergeblich versucht, wenn er die Aufträge, die ihm so reichlich ertheilt wurden, oft über alles Erwarten glücklich ausführte. Zum Dank für seine arglose Hingebung ist er der Intrigue beschuldigt worden, er, der der Intrigue so fremd war, daß er es für unmöglich hielt, daß man sie gegen ihn gebrauchen könne.

Die Geisteskräfte der Menschen verstand Villers sehr gut zu schätzen und zu beurtheilen, nur was das Gemüth betraf, ward er oft getäuscht, eine beinah unvermeidliche Folge seines schon oben angeführten Grundsatzes, die Menschen für besser zu halten als sie wirklich sind, um sich selbst dadurch besser zu machen. Indem er nie denen, die ihm an Geist und Wissenschaft untergeordnet waren, seine Ueberlegenheit fühlen ließ, verstand er einen jeden gegen sich in ein behagliches Verhältniß und in eine angenehme Selbsttäuschung zu versetzen. Es war nicht die den Franzosen eigene conventionelle Höflichkeit, sondern der Ausfluß seines liebenden Gemüths, das sich bei jeder Berührung mit andern so schön als zart äußerte. Daher vermocht' er auch nicht, die dem Deutschen vornehmlich eigne Vorsicht und Behutsamkeit im Umgang zu beobachten. Sein freier Sinn ertrug solche Schranken nicht, für alle gebildete Menschen, glaubte er, gebe es nur eine Art sich auszudrücken, nur eine Sprache und einen Sinn, der sie alle beseelen solle. Daher kam, daß er sehr oft mißverstanden, daß Manches zu seinem Nachtheil gedeutet worden ist. Zu leicht durch den äußern Schein hingerissen, kannte sein kindlich arglosses Gemüth kein Mißtrauen in den Charakter Anderer, und oft glaubte er wahren Eifer für das Edle und Schöne da zu finden, wo nur Eigennutz und Selbstsucht die Triebfeder war. Das Feuer und die Lebendigkeit seines Ausdrucks, denn auch seine Briefe gleichen hierin durchaus seiner mündlichen Unterredung, verleiteten oft Manchen zu Anmuthungen, Anforderungen und

Anmaaßungen gegen ihn, die ihn nicht selten in die unangenehmsten Lagen versetzten, denn die wenigsten hatten Verstand und Bescheidenheit genug, nur so viel aus seinen Aeußerungen für sich zu nehmen, als ihnen wirklich gebührte. Dazu kam eine zarte, innige Dankbarkeit, welche jeden, auch den unbedeutendsten Dienst, der ihm erwiesen worden, nie vergaß, die er ohne alle äußere Rücksicht gegen jeden übte, dem er sich verpflichtet glaubte, gleich viel, ob dieser geachtet oder geehrt, glücklich oder unglücklich sey, ob daraus für ihn selbst Gefahr entstehen könne, oder nicht. Er selbst erwartete keinen Dank für das was er that; nur absichtliche Kränkungen zu erfahren schmerzte ihn um so tiefer, je weniger er dies für möglich gehalten.

Bei der Wahl seiner Freunde schien Villers wenig sorgfältig, und dies hat manches lieblose Urtheil über ihn veranlaßt. Daß davon zum Theil der Grund in einem den Franzosen eigenthümlichen Leichtsinn, den er nie durchaus abzuwerfen vermochte, gelegen, mag nicht geleugnet werden. Ueberhaupt aber vermochte er sich nicht von gewissen Ansichten und Vorurtheilen seiner Landsleute gänzlich zu befreien, wiewohl dieselben bei ihm nur eine zum Theil verschiedne Richtung erhalten hatten. Die Verehrung und Begeisterung, mit welcher die Franzosen ihre Nation zu betrachten pflegen, hatte er auf die Deutschen übertragen, und ein gewiß sehr verzeihlicher Mißgriff, dessen nur ein gleich edler Mensch wie Villers fähig war, ließ ihn nicht allein das deutsche Volk, dessen Vorzüge er mit Sinn und Verstand lebendig und klar aufgefaßt, sondern auch jeden Einzelnen, der zu diesem Volk gehörte, mit einer blinden Vorliebe betrachten, die nur irgend eines Berührungspunctes, irgend eines edlen Scheins von höherem Streben bedurfte, um bis zur Begeisterung entflammt zu werden. Erkannte er aber auch nachmals seinen Irrthum, so behielt er gern den einmal angenommnen Ton bei, wollte lieber als der Betrogne erscheinen, als daß er durch eine auffallende Veränderung in seinem Betragen dem andern Theil wehe gethan.

Während er Andre nur zu oft über ihr Verdienst zu schätzen geneigt war, blieb ihm selbst zu jeder Zeit die anspruchloseste Bescheidenheit, auf welche der Weihrauch,

der ihm mit vollen Händen, sowohl von französischen, als vorzüglich von deutschen Gelehrten gestreut ward, durchaus keinen Einfluß hatte. Villers betrachtete die nicht selten unwürdigen Schmeicheleien, mit denen er überhäuft ward, so lange man ihn brauchen zu können glaubte, als Ergießungen inniger Freundschaft, und erwiederte sie mit aufrichtiger Herzlichkeit, nicht ahndend, daß nur die Feder gemeint sey, die deutsche Gelehrte an der Seine berühmt machen solle. Wer nach einem Namen in Frankreich, irgend einer Verbindung mit dem Nationalinstitute, eine beträchtliche Zeit hindurch dem höchsten Ziel deutscher Gelehrteneitelkeit, strebte, wandte sich an Villers, und er erfüllte gewiß gern jedes Ansinnen der Art, wenn es ihm irgend möglich war. Daß er dennoch Manchen unbefriedigt lassen mußte, war bei der Menge solcher Gesuche natürlich; und Manche haben sich nachmals wegen einer solchen vermeintlichen Ungefälligkeit, die nur in der absoluten Unmöglichkeit, Aller Wünsche zu befriedigen, ihren Grund hatte, nicht auf die edelste Weise gerächt.

In dem schönsten Licht erscheint Villers unstreitig als der muthige, unermüdete Vertheidiger und Anwald der Deutschen bei den Franzosen, „der zuerst so geistig zwei Völker ohne Krieg verband", wie sich einst Jean Paul gegen ihn äußerte. Nur das Gute zu fördern bemüht, war ihm jede persönliche Rücksicht fremd; ob ein Anderer die Ideen benutze die er ihm mitgetheilt, ob er sie benutze auch ohne seiner zu erwähnen, galt ihm gleich. Er war es, der der Frau von Staël zuerst Lust einflößte, deutsche Wissenschaft und Kultur kennen zu lernen; von ihm mit günstigem Vorurtheil für die Deutschen erfüllt, betrat sie den deutschen Boden; er war es, der sie zuerst mit Jean Pauls Werken bekannt machte, für sie den Traum eines Engels übersetzte, so wie sie ihn nachmals, ohne Villers zu nennen, in ihr Werk über Deutschland aufgenommen hat. „Je commence à lire votre Richter, schrieb sie ihm einst, à travers mille niaiseries, il y a des mots charmans. Mais je ne trouve pas moins l'extérieur allemand peu aesthetique, déjà ici les voix, les accents, les tournures m'annoncent que la France disparoit. — Vous disparoissez avec elle, Vous qui faites le traité entre nos graces et les qualités étrangères, aimable mélange, dont je ne trouverai

point de modèle au delà du Rhin.“ Mit einem von Villers gestimmten Gemüth mochte sie allein Deutschland so ansehen, als sie es that, und wohl wäre manche verkehrte Ansicht bei ihr nicht entstanden, hätte er, wie sie so sehr es wünschte, sie auf ihrer Reise durch Deutschland begleitet. Villers ist es, dem die Vorrede zu Benjamin Constant's Uebersetzung von Schillers Wallenstein, und was darin über das deutsche Theater gesagt wird, allein zugehört, wiewohl Constant seiner nicht erwähnt. Ueberhaupt hatte jede ihm öffentlich erwiesene Auszeichnung, jeder wissenschaftliche Ehrentitel nur darum Werth für ihn, weil er seinen Worten in den Augen seiner so sehr auf das Aeußere sehenden Landsleute größeres Ansehn und Gewicht ertheilte, und ihn besser in den Stand setzte, für die Verherrlichung der Deutschen zu wirken. So war bei ihm, was Andern oft nur die Befriedigung einer schaalen Eitelkeit ist, Mittel zu einem höhern und schönern Endzweck, und allein die platte Selbstsucht, die Alles nur mit ihrer eignen Erbärmlichkeit zu malen pflegt, konnte ihn der Ruhm- und Ehrsucht zeihen.

So war Carl von Villers eine seltne Erscheinung, und daher der alltäglichen Menge fremd und unverständlich, die vielleicht oft da Schwäche und Unverstand zu finden wähnte, wo die besseren Menschen nur kindlich-arglose Hingebung sahen. Ihn richtig aufzufassen und zu beurtheilen, dürfte nur Wenigen vergönnt seyn. Unbeugsamer Muth, unerschütterliche Kraft, ein bewundrungswürdiger Scharfsinn, mit der kindlichen Einfalt einer reinen Seele gepaart, dies alles gehalten und getragen von eigenthümlicher, hoher Genialität, dies sind die hervorstechenden Eigenschaften, die der unbefangene, sinnige Beobachter in seinem Wirken und Schaffen, so wie in seinem Leiden und Dulden nie verkennen wird. Auch diese wenigen Blätter, dem Andenken des Unvergeßlichen geweiht, sind weit von der Anmaaßung entfernt, ein vollständiges Gemälde seines Lebens liefern zu wollen. Wenn sie dazu beitragen, die Erinnerung an einen biedern, deutschen Mann bei wahrhaft deutschen Männern zu beleben und zu stärken, dann haben sie ihre Bestimmung erfüllt.

Wir theilen hier noch ein vollständiges Verzeichniß der herausgegebenen Schriften von Villers mit, von denen zu wünschen wäre, daß eine Auswahl derselben, besonders da viele nicht mehr im Buchhandel zu erhalten sind, neu gedruckt würde. Insbesondre wäre eine Sammlung seiner in Journalen zerstreuten kleineren Aufsätze, Recensionen und seiner herrlichen Briefe zu wünschen.

1) Le Magnétiseur amoureux. à Genève. 1787.
2) Les députés aux états généraux. Satyre. 1789.
3) Examen du serment civique 1790.
4) Regrets d'un aristocrate sur la destruction des moines, 1791.
5) De la liberté. 1792.
6) Lettre à Madlle D. S. sur l'abus des grammaires dans l'étude du françois. 1797.
7) Lettres Westphaliennes. 1797.
8) Liebe und Pflicht, eine neufränkische Geschichte nach Villers franz. Original übersetzt, im Romanen-Kalender von Carl Reinhard für 1798.
9) Relation abrégée du Voyage de la Peyrouse, pour faire suite à l'abrégé de l'histoire générale des voyages par Laharpe. 1799.
10) Philosophie de Kant. 1801.
11) Lettre à George Cuvier sur une nouvelle théorie du cerveau par Gall 1802.
12) Appel aux officiers françois de l'armée d'Hannovre. 1803.
13) Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther. 1804.
14) Combat de Lubeck. 1806.
15) Lettre à Madame la Comtesse Fanny de Beauharnois sur Lubeck. 1806.
16) Discours prononcé à la fête anniversaire du couronnement de Napoléon, 2. Dec. 1806, par Henke; traduit par Villers.
17) Sur la manière essentiellement differente, dont les Poètes françois et les allemands traitent l'amour. 1807.
18) Essai sur l'influence des croisades, traduit de Heeren. 1808.
19) Coup d'oeil sur les universités. 1808.
20) Le Commerce, traduit de Reimarus. 1808.
21) Doléances des peuples du continent au sujet de l'interruption du commerce, traduit de Reimarus. 1809.
22) Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne. 1809.
23) Kleiner Volks-Catechismus, oder Lehren des Edlen und Guten. Für Kinder. In 6 Gesprächen.

24) Précis historique de la vie de Martin Luther, traduit du latin de Melanchton avec des notes. 1810. (im Almanach des protestans.)
25) Mémoire sur cette question, savoir si la femme d'un failli est tenue de payer les dettes de son mari d'après le droit de Lubeck. 1811.
26) Exposition de la nature de la communauté des biens entre epoux, suivant le droit de Lubeck.
27) Introduction de l'ouvrage de Madame de Staël sur l'Allemagne.
28) Constitutions des villes anséatiques.
29) Préface à la confession d'Augsbourg.
30) Im Spectateur du nord befinden ſich folgende Aufſätze von Villers:

1797. *Decembre p. 407. Tom. IV.* Lettre sur le roman intitulé Justine, ou les malheurs de la vertu.

1798. *T. V. p.* 189. Langue Allemande — sur le genre donné dans cette langue au soleil et à la lune.
p. 207. Géographie. — Description de la Volhinie.
p. 335. Philosophie de Kant.
p. 408. L'ombre du vieux Brutus.

Tom. VI. p. 1. Vues de Kant sur la manière dont devroit être écrite l'histoire universelle.
p. 167. De la Pasigraphie.

Tom. VII. p. 7. Idées sur la déstination des Gens de Lettres émigrés.
p. 76. Dialogue entre Cromwell et Robespierre.
p. 333. Sur la Bibliotheque d'Alexandrie et son prétendu brûlement par les Sarrazins.
p. 392. Observations sur le Commerce de l'Inde par la mer rouge.

Tom. VIII. p. 46. Voyage de la Pérouse.
p. 79. Titus.
p. 137. Coup d'oeil sur les derniers événemens.
p. 203. Voyage de la Pérouse.
p. 232. Observations tirées de M. Niebuhr sur l'expédition des François en Egypte.
p. 378. Voyage de la Pérouse.
p. 424. L'Observateur.

1799. *Tom. IX. p.* 4. Chronologie. Quand commencera le 19ieme Siècle?
p. 32. Examen du Discours sur la Littérature par Mr. de Boufflers.
p. 198. Voyages et Découvertes dans l'intérieur de l'Afrique. Extrait.
p. 238. Société Royale des Sciences de Gottingue.
p. 247. Administration de Pologne. Ordonnance de S. M. le Roi de Prusse.
p. 252. Annales Astronomiques.
p. 382. Histoire de la Révolution de Dannemark, traduite de Spittler.
p. 388. Ephémérides Géographiques, publiées par Mr. de Zach.

Tom. X. p. 1. Critique de la Raison pure.
p. 54. Voyage dans l'intérieur de l'Afrique.
p. 231. Nécrologie. Lichtenberg.
p. 257. Rélation abregée du Voyage de la Pérouse.

p. 327. Origine de la Balantine ou du Ridicule.
p. 343. Ode d'Anacréon, traduite.
p. 344. Ode d'Horace, traduite.
p. 346. Diogène et le Mendiant.
p. 385. Métaphysicien accusé d'Athéïsme.

Tom. XI. p. 95. Vers sur l'arrivée de l'Abbé de Lille en Angleterre.
p. 264. Lettre sur le Théâtre françois de Hambourg.
p. 310. Anecdotes caractéristiques sur Mr. de Souworoff.
p. 324. Abbadonna; Episode du Messie.
p. 411. Académies. Prix proposés. Société Roy. de Gottingue.

Tom. XII. p. 1. Considérations sur l'état actuel de la Littérature allemande par un François.
p. 90. Essai sur les Antiquités du Nord. Extrait.
p. 174. Sur le Linge des Anciens.
p. 184. Sur le Livre intitulé: Voyage de Pythagore.
p. 238. Sur la Littérature Allemande.
p. 370. Imposture Littéraire très rémarquable.
p. 382. Sur L'Iphigénie en Tauride, de Mr. de Goethe.
p. 429. Rétraction Littéraire. — Sur les Manuscrits enlevés par les François à la Bibliotheque au Vatican.

Tom. XIII. p. 3. Analyse de la Beauté.
p. 34. L'amour et l'amitié. Dialogue.
p. 40. Anecdote françoise.
p. 80. L'artiste et la Villageoise. Idyllo.
p. 84. Littérature françoise. Nécrologie.
p. 114. Sur la nouvelle Constitution françoise.
p. 124. Récapitulation de derniers événemens.
p. 170. Imitation de la 16me Ode d'Anacréon. Imitation de l'Ode 4ième du 1er Livre d'Horace. Traduction d'une Epigramme de l'Anthologie.
p. 196. Ode de Mr. Voſs.
p. 210. Cours de Littérature de M. Laharpe. Ir Extr.
p. 246. Tableaux rémarquables. — Etymologie de Mousquet. — Robespierre plaidant pour les sciences. — Explication sur un article du dernier cahier Projet ancien sur l'Egypte.
p. 360. Cours de Littérature par Laharpe. IId. Extrait.
p. 380. Sur l'art des acteurs tragiques françois, par Mr. de Humboldt.
p. 409. Traduction de Mahomet par M. de Goethe.

Tom. XIV. p. 19. Sur les langues françoise et allemande.
p. 50. Alphabet raisonné du françois.

Tom. XVI. p. 351. Répouse a une Critique.
p. 367. Figures d'Homère d'après l'antique.
p. 382. Sur la Gallerie de Söder.

* * *

Von ſeinen vielen wichtigen Recenſionen und Aufſätzen im Publiciſten, im Pariſer und Caſſeler Moniteur, in den Jenaiſchen und Halliſchen Litteratur-Zeitungen, in den Göttinger Anzeigen, im Conſervateur, im Morgenblatt, können wir hier kein vollſtändiges Verzeichniß mittheilen.

An Manuscripten

hinterließ er, aber unvollendet:

1) Histoire de la littérature françoise.
2) Sur les prisonniers de guerre.
3) Sur la fausse gloire militaire.

Edmund Burke.

Von

J. C. Hüttner

in London.

Edmund Burke.

Noch ist Europa voll innigen Dankgefühls gegen die Helden, welche ihm seine jüngsterlangte Freiheit erfochten. Auch England, dessen Feldherr sich zuerst auf dem Kampfplatz gegen den Wüthrich einfand, hat das verdiente Lob für seine Ausdauer in Abwehrung der Alles verpestenden Tyrannei reichlich erhalten; aber nicht überall hat man sich daran erinnern mögen, wem es eigentlich zu danken sey, daß England eine so wohlthätige Stimmung bekam, welche es zuletzt allen europäischen Staaten mittheilte. Burke war der Mann. Während beinah die ganze gesittete Welt von den schönen Worten des National-Convents hintergangen war, sah er allein die Gefahren des verwegnen Unternehmens voraus, alle politischen Einrichtungen umgestalten zu wollen, und es gelang ihm, erst die Weiseren in seinem Vaterlande, bald darauf aber das ganze brittische Volk zum Festhalten an der bewährten alten Landesverfassung zu vermögen. Denkende Menschen bewunderten und verehrten den großen Mann, welcher seine Nation glücklich rettete, schon damals. Sein Ruhm ist seit der Zeit immer höher gestiegen: aber der Name Edmund Burke verdient besonders in unsern Tagen gefeiert zu werden, da Europa die buchstäbliche Erfüllung seiner Weissagungen gesehen hat. Im brittischen Reich sind seine Schriften bereits das allgemeine Orakel der Staatsmänner. Es ist demnach gewiß nicht überflüssig,

die Lebensumstände eines Mannes, dem die jetzige Welt so viele Verbindlichkeiten hat, auch den Deutschen wieder ins Gedächtniß zurückzurufen.

Edmund Burke wurde den 1. Januar 1730 in Dublin geboren. Sein Vater war Protestant und ein geschickter Anwald*), der ihn sehr früh dem Quaker Shackleton in Ballytore bei Carlow zum Unterricht überließ. Der glücklich von der Natur begabte Knabe bewies hier durch seine Fortschritte, was er in der Folge werden würde. Sein vortreffliches Gedächtniß wurde durch eine damals allgemein übliche Methode noch mehr gestärkt. Man ließ nämlich die Schüler lateinische Verse auf folgende Art aus dem Stegreif hersagen. Der Erste recitirte einen ihm selbst beliebigen Vers. Sein Nachbar gab Achtung, mit welchem Buchstaben dieser Vers sich endigte, und wiederholte einen andern Vers, der mit demselben Buchstaben anfangen mußte. Stockte er, so war die Reihe am nächsten. Man nennt dies capping of verses. Um immer für jeden Buchstaben mehrere Verse in Bereitschaft zu haben, erforderte es einen ziemlichen Vorrath auswendig gelernter Stellen aus lateinischen Dichtern. Der Wetteifer spornte jeden Schüler an, nicht stecken zu bleiben; aber Burke wurde durch das Naturgeschenk eines treuen Gedächtnisses in den Stand gesetzt, alle Mitschüler in dieser Uebung zu übertreffen.**) Er trieb überhaupt die lateinische und

*) In der neuen Pariser Biographie universelle heißt es irrig fils d'un avocat célèbre. Der Vater war nur attorney oder avoué.

**) Sie wird noch jetzt auf den englischen Schulen als Hülfsmittel zum lateinischen Versemachen gebraucht. Nicht so auf den irländischen. Wenigstens wurde Burke in dieser letzteren Fertigkeit versäumt, und mußte, wie die meisten Irländer und Schotten (man sehe Bissets, des Schotten, Eingeständniß, life of Edm. Burke p. 439. erste Ausgabe), an Kenntniß der lateinischen Prosodie den Engländern nachstehen. Da dieser Mangel in England keinem Mann von Erziehung, und am wenigsten einem Parlamentsredner nachgesehen wird, so mußte Burke wegen falscher Prosodie sich im Unterhause von den Engländern zuweilen auszischen lassen. Unter andern brauchte er einmal Priăpus, welches gleich aufgehascht und mit folgendem Distichon bezüchtigt wurde:

Tu dicis Priăpum; Veteres dixere Priăpum.
Vae tibi! quod longum est, qui facis esse brevi.

griechiſche Sprache ſo fleißig, daß er es allen andern Schülern darin bald zuvor that. Doch konnten die alten Schriftſteller ſeine Wißbegier nicht ganz befriedigen. Er las zur Erholung engliſche Dichter und Geſchichtſchreiber, und ſchrieb vor ſeinem Abgang von der Schule ein Schauſpiel, deſſen ſich ſeine Schulfreunde lange erinnerten, aber wovon man jetzt nichts mehr weiß, als daß Alfred eine der Hauptperſonen darin war, und daß dieſem viele erhabene Freiheitsgeſinnungen in den Mund gelegt waren. Vermuthlich würde er länger in Ballytore geblieben ſeyn, wenn nicht der Tod ſeines ältern Bruders den Vater veranlaßt hätte, ihn in ſeine Geburtsſtadt Dublin auf die Univerſität zu ſchicken. Er war damals nur ſechszehn Jahr alt, und hatte den Ruf eines gutgearteten Jünglings von großer Lenkſamkeit. Er behielt ſein ganzes Leben hindurch eine ſo große Liebe für ſeinen alten Jugendlehrer, daß er bei ſeinen Heimreiſen nach Irland allezeit einen Umweg von vielen Meilen machte, um ihn zu beſuchen.

Auf der Univerſität machte er ſich nicht vor denen, die gleiche Bahn mit ihm liefen, bemerkbar. Goldſmith, ſein gleichjähriger Landsmann, der zugleich mit ihm dort ſtudirte, (aber mit dem er doch nicht eher in freundſchaftliche Verhältniſſe trat, als in der Folge, da Goldſmith durch ſeinen Traveller ſo berühmt wurde,) und mehrere verſichern dies einſtimmig. Er konnte ſich nicht recht in den Zwang der vorgeſchriebenen Studien fügen. Schon als Schüler gewohnt, ſeinen eignen Gang zu gehen, las er, was ihm gerade behagte; doch weiß man, daß er keine der philoſophiſchen Wiſſenſchaften vernachläſſigte, und in der Mathematik, Phyſik, Metaphyſik und Logik hinlängliche Fortſchritte machte, ja ſogar ſich einmal vorgenommen hatte, Berkeley's und Hume's metaphyſiſche Theorien zu widerlegen. Er muß ſich auch in den griechiſchen und lateiniſchen Autoren noch vollends feſtgeſetzt haben, denn man gab ihm als Belohnung dafür im zweiten Uni-

---

Küttner in ſ. Beiträgen z. Kenntn. d. Inn. von England IX. S. 45., der dieſe Anekdote anführt, ſetzt noch eine ſchalkhafte Anmerkung hinzu, die wir nicht abſchreiben mögen. Biſſet am angef. Ort erzählt, wie Burke vectigal im Unterhaus kurz ausſprach, und deswegen eine Wette an Lord North verlor.

versitätsjahre eine sogenannte Scholar-Stelle. Im Ganzen sammelte er eine bedeutende Masse von Kenntnissen, ohne aus seiner Geburtsinsel zu gehen, denn nach St. Omer kam er nicht. Daß er dort bei den Jesuiten seine Studien geendigt habe, war ein Gerücht voll innerer Unwahrscheinlichkeit, welches die verächtliche Brut seiner Neider und der feilen Söldlinge, die ihn in Zeitungen anfochten, aufrecht zu erhalten suchte; aber die angeblichen Beweise dafür lassen sich leicht zu Schanden machen.*)

Seine Neigung zur Politik äußerte sich lange, bevor es ihm nur entfernt eingefallen war, daß sie dereinst sein Hauptaugenmerk werden würde, und veranlaßte ihn noch in Dublin, die Blicke des kleinen Kreises seiner Bekannten auf ihn zu richten, und in ihm den Keim zu künftiger Größe zu ahnen. Im J. 1749 ließ sich's nämlich ein Apotheker in Dublin, der mehr als gewöhnlich von dem Hang zur politischen Kannengießerei der meisten Bewohner des brittischen Reichs angesteckt war, beigehen, die Regierung schriftlich anzugreifen. Da politisches Mißvergnügen von jeher in Irland zu Hause gewesen ist, so machten auch die Pamphlets des politisirenden Apothekers Lucas, ein gewaltiges Aufsehn; er erhielt bald großen Anhang, und es war zu besorgen, daß er ein furchtbarer Demagog werden würde. Burke, der die Schädlichkeit dieser aufrührerischen Flugschriften einsah, widerstand nicht dem jugendlichen Drange, Aufsätze drucken und verbreiten zu lassen, in welchen die Manier und der Styl des politischen Pillendrehers so genau nachgeahmt waren, daß ein großer Theil des Publicums glaubte, sie kämen aus Lucas's Feder.

---

*) In der Biographie universelle wird diese Unwahrheit so erwähnt: s'il est vrai qu'il eût terminé ses études dans etc. da doch Niemand in England schon seit langer Zeit an dem völligen Ungrund dieser Angabe mehr zweifelt. Die zuverlässigste Widerlegung seines Katholicismus findet sich in Hardy's Memoirs of the Earl of Charlemont. London 1810. p. 343. Lord Charlemont, sein edler Landsmann und vertrauter Freund, sagt, diese Verleumdung sey daher entstanden, daß Burke's irländische Freunde meist dieser Religion zugethan gewesen, denn dieser Umstand habe ihn vermocht, den Katholicismus beständig zu begünstigen. „Klugheit, setzt er hinzu, ist die einzige Tugend, welche Burke nicht besitzt."

Burke hatte dort aus Lucas's Grundsätzen natürliche Schlußfolgen gezogen, deren Ungereimtheit und Gefährlichkeit jedem einleuchten mußte. Das Gelächter, wirksamer als alle Verbote, beschwichtigte den unberufenen Verfechter der Volksfreiheit. Dieser erste literarische Versuch unseres Burke, war zweier Umstände wegen merkwürdig. Er zeigte dadurch seinen frühen Abscheu vor Pöbel-Despotismus und Anarchie, und bewies, wie leicht es ihm sey, sich die Manier eines andern Schriftstellers eigen zu machen, wovon wir gleich noch eine auffallendere Probe zu erwähnen haben werden. Uebrigens bemerkte man schon jetzt an ihm jene gesellschaftlichen Talente, jenes einnehmende Betragen und jene reiche Ader des mannigfaltigsten Stoffes zu Gesprächen, die ihn in der Folge so gesucht machten.

Irland, welches aus mancherlei Ursachen den Musen etwas ungünstig ist, war nicht geeignet, einen feurigen jungen Mann voller Entwürfe, der einen großen Wirkungskreis brauchte, lange zu behalten. Er schien sich die Laufbahn eines akademischen Lehrers wählen zu wollen. Der damals so weit berühmte Hutchinson zu Glasgow hatte ehemals in Dublin studirt; es bestand zwischen diesen beiden Universitäten seit langer Zeit eine genaue Verbindung, und als Burke auf diese Weise in Erfahrung brachte, der Lehrstuhl der Logik in Glasgow sey offen, meldete er sich dort. Er kam zu spät; die Lehrstelle war schon vergeben; denn es war im Rath der Vorsehung entschieden, daß er einen glänzendern Schauplatz betreten sollte. Obgleich die näheren Umstände dieser Fehlschlagung verschieden erzählt werden, so ist doch die Hauptsache keinem Zweifel unterworfen.

Die meisten Irländer und Schotten, welche zu Hause keine Aussichten haben, sehen London, die erste Hauptstadt des Reichs, für das gelobte Land an. Hierher begab sich nun auch Burke, ungefähr um das Jahr 1753. Er sollte die Rechtsgelehrsamkeit studiren, und ließ sich deswegen in den mittlern Temple aufnehmen.*) Daß er

*) Wenn es in der Biographie universelle heißt: d'abord étudiant en droit, puis avocat, so ist das Letztere ohne

auch hier, wie beständig, mit seiner Zeit wucherte, ist nicht zu bezweifeln; nur verwandte er sie nicht blos auf die Jurisprudenz, von welcher er sich zwar eine hinlängliche Kenntniß erwarb, die ihm aber doch nur eine untergeordnete Rücksicht zu seyn schien. Sein gelehrter Durst verschlang eigentlich Alles, was er von Büchern habhaft werden konnte. Es ist ausgemacht, daß seine Umstände damals sehr eingeschränkt waren, denn er mußte die Begebenheiten des Tages, das Theater und die Literatur zu mancherlei Autorbehuf nutzen, und schrieb für Zeitungen, Monatsschriften und kritische Blätter, welche alle damals leider sehr wenig bezahlten. Aber den aufstrebenden Geist eines muthigen Jünglings kann nichts unterdrücken. Burke lebte mehr in der Ideenwelt, als in der wirklichen. Deswegen war ihm auch der Ideentausch in gebildeter Gesellschaft unentbehrlich. Innerhalb der Gebäude des mittlern Temple befand sich das damals so berühmte Grecian-Kaffeehaus, eine Art von Literatur-Börse, wo sich nicht nur die Studenten dieser Juristen-Innung, sondern auch andre ältere und jüngere Männer von Kopf und Kenntnissen zu versammeln pflegten, wo man unter andern Foote, Garrick, Macklin, Goldsmith und andre damals und noch mehr in der Folge berühmte Männer antreffen konnte.*) Auf diesem Sammelplatz, wo man gewöhnlich nur Leute von Kopf, Witz und Kenntnissen fand, war Burke, obwohl jetzt noch ohne Gönner und ohne literarischen Ruf, schon sehr geschätzt.

Grund. Burke war niemals ein barrister, welches allein mit avocat übersetzt werden könnte, und himmelweit von attorney unterschieden ist. Es erfordert lange und mühvolle Jahre, ehe ein Templar (weiter ging Burke nicht) sich bis zum Barrister emporarbeitet. Es finden sich in dem Artikel Burke der Biogr. univ. noch andre kleine Unrichtigkeiten, obwohl im Ganzen diese Notiz mit der Beurtheilungskraft und der meisterhaften Wahl weniger und bedeutungsvoller Worte abgefaßt ist, die man mit Recht in der ganzen Biogr. univ. bewundert. Für Formio p. 324. muß ebendaselbst gelesen werden le Docteur Mac Cormick.

*) Zwei Kaffeehäuser in London, the Grecian und the Bedford, wurden damals hauptsächlich von jungen Theaterschriftstellern und angehenden Rechtsgelehrten aus dem Temple besucht. The Grecian war seit dem Anfang des 18ten Jahrhunderts unveränderlich der Schauplatz des Witzes und Geschmacks ge-

Fast alle Männer von vorzüglichen Naturgaben, wenn diese mit Aufgewecktheit des Geistes gepaart sind, werden vom Hang zur Geselligkeit beherrscht, und legen besonders einen hohen Werth auf den Umgang mit unterrichteten, denkenden Weibern. Ihre Gesellschaft gewährt, aus erklärlichen Ursachen, einen Genuß, den der männliche Umgang nicht darbietet; dieser ist nur angenehm, jener bezaubernd. Die ganze junge gebildete Männerwelt, und die, welche dazu gerechnet seyn wollte, drängte sich damals zu der großen Schauspielerin Woffington. Schön, witzig, nicht ohne Kenntnisse, mit allen Conversationstalenten auf das reichlichste ausgestattet, und im hohen Grad Meisterin der Kunst, Menschenherzen für sich einzunehmen, ließ sie Niemand von sich, der nicht von ihrem Lobe übergeflossen wäre. Ursache genug für Burke, nach ihrer Umgebung zu geizen. Aber nichts als ächter Gehalt, Geistesgewandtheit und Anmuth konnten ihm, einem jungen Mann ohne Geburt, ohne Mittel, ohne Aussichten, und überdies einem Irländer, Zutritt bei einer Sirene verschaffen, welche die Söhne des höchsten Adels und der reichsten Nabobs zu ihren Füßen sah. Einige gemein empfindende und niedrig denkende Lästermäuler, die bei den Weibern nichts als das Geschlecht entdecken können, haben für ausgemacht angenommen, daß er einen nichts weniger als platonischen Umgang mit ihr unterhalten; aber Burke's ganzes, immer abgemessenes und strenges Betragen widerlegt es, und es ist bekannt, daß selbst ernsthafte Männer zu Mrs. Woffington gingen, weil London damals kein geistvolleres Frauenzimmer aufzuweisen hatte. Ueberdies waren ihre Gunstbezeugungen nur für Reiche und Große, unter denen sie wählen konnte. Burke trachtete nach einem zu hohen Ziele, als daß er der Sinnlichkeit hätte fröhnen können. Löblicher Ehrgeiz, die Haupttriebfeder seines ganzen Wesens, spornte ihn an zur Vervollkommnung, zum Erstreben eines anständigeren Lebens; er brannte, der Welt zu zeigen, daß er es verstehe,

---

wesen. Hier versammelten sich die jungen Juristen des Temple Morgens in ihren schönen Schlafröcken und Saffianpantoffeln. Viele von Addison's Aufsätzen im Zuschauer sind aus diesem Kaffeehaus datirt. Man sehe Cooke's memoirs of Samuel Foote p. 116.

ſich durch alle Hinderniſſe Bahn zu machen, und den erſten Schritt zu ſeinem Glück ohne den helfenden Arm Andrer zu thun. Genug, er wollte ſelbſt eine Rolle ſpielen; dies füllte ſeine ganze Seele. Alle Zeit alſo, die er den tagelöhneriſchen Beſchäfftigungen mit der Feder, wovon er größtentheils leben mußte, nicht hinzugeben brauchte, verwendete er auf ſeine geiſtige Veredlung, und entzog ſich manche Nachtruhe, um der gelehrten Welt etwas Leſenswerthes vorlegen zu können.

Darüber griff er ſich ſo ſehr an, daß er gefährlich krank wurde. Vergebens pochte er auf eine feſte Natur; ſeine Anſtrengungen waren zu groß geweſen; ärztliche Hülfe war unumgänglich nothwendig. Eine wohlthätige Schickung führte ihn zu ſeinem Landsmann, dem Doctor Nugent. Dieſer treffliche und gelehrte Mann, ein Katholik, der nicht allein den Ruf eines geſchickten Arztes, ſondern auch eines wahren Menſchenfreundes genoß, ſah gleich ein, daß das Geräuſch im Temple, wo Burke wohnte, einem Kranken nicht zuſagen konnte. Auf den gefährlichen Zuſtand des liebenswürdigen Jünglings Bedacht nehmend, bot er ihm, bis zur Geneſung, ſein eignes Haus an. Hier war Burke wie im väterlichen Hauſe. Die ganze Familie des guten Arztes wartete ihn. Dieſe Cur wurde höchſt folgereich für ſein künftiges Leben. Miß Nugent, die Tochter des Arztes, widmete dem Patienten außerordentliche Sorgfalt. Beide erhielten Gelegenheit, einander näher zu beobachten; beide vereinigten die edelſten Geſinnungen mit blühender Jugendfülle und Anmuth. Mit Burke's zunehmender Geſundheit wuchs auch ſein Wunſch, die liebe Wärterin auf immer zu beſitzen. Er warb um ihre Hand; ſie reichte ſie ihm willig. Unter zwei ſo edlen, für einander geſchaffenen Perſonen konnte der Unterſchied der Religion kaum zur Frage kommen; wenigſtens war er während der langen Ehe der Gatten nie die mindeſte Veranlaſſung zum Zwieſpalt. Er zog mit dieſer ſanften, ſtillthätigen Seele das große Loos, und die Tröſtungen, welche er ſein ganzes ſtürmiſches Leben hindurch an ihrer Seite empfand, pries er über Alles. Er geſtand ſeinen Freunden oft: „daß, ungeachtet er auf ſeiner politiſchen Laufbahn viele angſtvolle Stunden erlebt hätte, doch jedesmal beim Eintritt in ſein Haus alle Sor-

gen verschwunden wären.“ Mistreß Burke war eine Frau von äußerster Herzensgüte und Kindlichkeit.*)

Er hatte zwar schon viele flüchtige Aufsätze in Zeitschriften drucken lassen, aber seine erste anerkannte, obgleich anonyme Schrift war: a vindication of natural society, im J. 1756. Er vertheidigte darin dem Anschein nach das Leben im sogenannten Naturzustand, entgegengesetzt dem bürgerlichen. Dies war eine Parodie auf Bolingbroke, dessen Schluß- und Schreibart und Sophistereien er so genau nachzuahmen gewußt hatte, daß etliche, sonst nicht leicht zu hintergehende Literatoren glaubten, es sey von diesem Philosophen, besonders da auf dem Titel stand: „ein nachgelassenes Werk von Lord * * *.“ Indeß war es nicht Burke's Zweck, daß der wahre Verfasser unbekannt bleiben sollte, und er hatte geglaubt, jeder denkende Leser würde bald merken, daß der Autor nur zeigen wollen, wie Bolingbroke's Angriffe auf die Religion zum Umsturz aller bürgerlichen Anordnungen gebraucht werden können. Diesen Zweck verfehlte er, denn seine Ironie war zu fein für den großen Haufen; man glaubte wirklich lange Zeit, sein Buch sey gegen despotische und willkührliche Regierungen gerichtet. Eben so wenig gelang es ihm, durch diese Schrift vortheilhaft bekannt zu werden. Man nahm eben nicht viel Kundschaft davon.

Aber gleich darauf, in demselben Jahr, zeigte er sich von einer glänzendern Seite in seiner philosophischen Untersuchung des Ursprungs unsrer Ideen vom Erhabenen und Schönen. Dieses von Garve übersetzte und längst sattsam gewürdigte Werk machte Aufsehn. Longins jedem brittischen Gelehrten geläufige Theorie war bis dahin in England nicht angetastet worden. Burke war der Erste unter den neuern Schriftstellern, der diese Untersuchung wieder auf die Bahn brachte. So sehr auch in der Folge seine Landsleute, und in Deutschland Mendelssohn, Kant und Eberhard, noch mehr aber die neuesten deutschen Aesthetiker, von ihm abgehen, so hat man ihm doch das Verdienst eines großen Scharfsinns

*) S. Hardy's memoirs of Lord Charlemont. p. 346.

nie abgesprochen. Als es in England allmählig bekannt wurde, Burke sey der Verfasser, richtete das Werk des jungen 26jährigen Mannes Aller Augen auf ihn, und erhielt bald ungetheilten Beifall. Er gab dadurch seinem Vaterland einen Vorschmack von dem, was es von ihm dereinst zu erwarten hätte. Aesthetische Gegenstände waren bis dahin in England nur wenig zur Sprache gekommen. Die Kunst war gleichsam im brittischen Reiche erst erwacht, und noch ohne Aufmunterung. Deswegen fand Burke's Schrift einen erstaunlichen Eingang bei jungen Künstlern, wie man aus folgender Anekdote ermessen kann. Der irländische Maler Barry, welcher nachher in England so berühmt wurde, hatte durch den Ruf eines seiner Werke Burke's Bekanntschaft gemacht. Als er sich eines Tages mit ihm in Dublin unterhielt, entspann sich ein Streit unter ihnen über einen Gegenstand der Kunst. Barry versicherte, er könne seine Meinung mit einer Stelle aus einem Werke belegen, dessen Verfasser zwar nicht bekannt sey, welches aber wegen seiner Vortrefflichkeit allgemein bewundert würde, weshalb er es sich auch ganz abgeschrieben hätte. Es war die Untersuchung über das Erhabene und Schöne! Burke antwortete trocken, solche Hirngespinste eines niedrigen Schreiblers verdienten keine Rücksicht. Barry wurde darüber warm, weil Burke eine nicht nur von ihm geschätzte Schrift, sondern auch Barry's eigne Meinung in Anspruch genommen. Endlich gestand Burke, daß er selbst der Verfasser sey. Barry's Verwunderung läßt sich denken. Er umarmte Burken und zeigte ihm seine eigenhändige Abschrift des ganzen Werks. Barry wurde von nun an Burke's Schützling (denn schon jetzt war dieser ein Mann der weit um sich reichen konnte), erhielt durch dessen Empfehlung in London Gelegenheit seinen Unterhalt zu erwerben, und ging endlich, von Burke und andern Gönnern unterstützt, nach Rom, um sich dort in der Kunst zu vervollkommnen.*)

Nun war Burke's Nahme begründet. Der Beifall, den man ihm allgemein bewilligte, machte, daß Männer

*) S. Works of James Barry vol. I. p. 10 und 24. Dort findet man auch viele Briefe an und von Edmund Burke, und von seinem Bruder Richard.

von jedem Rang in der gelehrten Welt der brittischen Inseln seine Bekanntschaft suchten. Seine Lebensgeschichte ist um desto merkwürdiger, weil sie in die Zeit der berühmtesten Staatsmänner, Gelehrten und Künstler fällt, welche England in neueren Zeiten hervorgebracht hat. Keiner unter ihnen ist von solcher Wichtigkeit als der Doctor Samuel Johnson. Dieser schon damals berühmte Mann stieg in wenig Jahren zu einem so hohen Range, daß ihm niemand im brittischen Reich die gelehrte Dictatur streitig machte. Bei Johnson gut zu stehen, darnach strebte fast jeder brittische Gelehrte der damaligen Zeit, und wer seinen Beifall, und noch mehr sein Lob, oder gar seine Bewunderung erhielt, konnte in Wahrheit darauf stolz seyn, weil Johnson allezeit äußerst streng und wählerisch war, seine Meinung keck und ohne Rücksicht auf Ort und Person äußerte, und sie zu vertheidigen verstand. Dieser rauhe, etwas grämliche, aber im Grunde sehr würdige und edle Mann und vorzügliche Schriftsteller, hegte unausgesetzt die größte Achtung für Burke, von dessen Talenten und Kenntnissen er eine riesenmäßige Vorstellung hatte. Man kann zu seinem Lob nicht leicht etwas triftigeres anführen, als Johnsons beide Aeußerungen über ihn. „Ich kenne unter den Zeitgenossen keinen größern Mann als Burke, sagte er, und wenn man etwa, vom Regen überrascht, irgendwo unterträte, und Burke dort zufälligerweise anträfe, so würde man in wenig Minuten aus der Unterhaltung mit ihm sehen, daß er die gewöhnlichen Menschen weit übertrifft." Denn Burke unterschied sich nicht nur durch eine außerordentliche Masse von Kenntnissen, sondern auch durch die höchst seltene Gabe, sie beständig in Bereitschaft zu haben, sie der jedesmaligen Gelegenheit anzupassen, und sie ohne alle Anstrengung und Anmaaßung mitzutheilen. Ein andermal sagte Johnson von ihm: „Wenn Burke in einen Pferdestall käme und sich mit den Knechten in ein Gespräch einließe, so würden sie bald in Verwunderung ausbrechen und sagen: es sey ihnen nie ein so gescheider Mann vorgekommen." Denn er konnte sich allen Fähigkeiten anpassen. Bisset, bis jetzt sein bester Lebensbeschreiber, erzählt, daß, wenn Burke in spätern Jahren des Sommers zuweilen kleine Reisen anstellte, er nicht selten die öffentlichen Landkutschen dazu wählte, wo er denn wegen seiner Kenntniß der Geschichte aller Städte und Dörfer ein ungemein unterhaltender Ge-

fellschafter war, und das Gespräch nie abreißen ließ. Er wußte bei solchen Gelegenheiten den Gelehrten und Staatsmann ganz bei Seite zu stellen. Ein Frauenzimmer reiste einst mit ihm eine ziemliche Strecke aus Yorkshire in der öffentlichen Kutsche, ohne ihn zu kennen. Der kleinste Anlaß weckte ihn zu den unterhaltendsten Gesprächen. Er wußte überall Bescheid, wem dieser Ort gehöre, wer in jenem geboren sey, was für ein Treffen dort vorgefallen, und andre ähnliche Umstände, so daß die Passagiere einstimmig erklärten, sie hätten nie einen unterhaltendern Gesellschafter angetroffen. Diese Frau sah ihn nachher in London. Wie erstaunte sie, als sie hörte, daß der Mann, dem ihre Reisegesellschaft so eifrig zugehört, derselbe sey, welcher im Parlament alle Augen auf sich richtete.

Die übrigen Männer, mit denen er nun nach und nach in Verbindung kam, Lord George Lyttelton, Wilh. Gerard Hamilton (genannt single-speech-Hamilton *), Dr. Markham, Erzbischof von York, Goldsmith, sein Landsmann, Sir Josuah Reynolds, der Maler, Sir William Jones, der Orientalist, Sir John Hawkins, Chamier, Bennet Langton, Garrick und viele Andre, theils als Schriftsteller, theils sonst bekannte Personen, waren sämmtlich feine und welterfahrne Leute, deren Umgang viel zu seiner Bildung beitrug, so wie hinwiederum der reine Gehalt in seinem Wirken und Seyn ihm ihre Hochachtung zuzog. Treue gegen Freunde war eine seiner größten Tugenden. Er setzte einen solchen Ehrgeiz darein, seine Freunde zu vertheidigen, daß man ihn einer zu großen Nachsichtigkeit geziehen hat. Verträgsam und nie über die Gebühr von sich haltend, suchte er immer die guten Seiten Andrer auf, und fand daher wahre Gegenfreundschaft. Zu geschloßnen Gesellschaften gehörte er jetzt noch nicht; wir werden aber in der Folge sehen, wie er, ungefähr acht Jahr darauf, ein Hauptmitglied eines

*) Obwohl es nun eine ausgemachte Sache ist, daß dieser berühmte Staatsmann mehr als einmal im Parlament sprach, so behielt er doch immer jenen Beinamen. Daß Burke diese vorgeblich einzige Rede für ihn geschrieben habe, ist ebenfalls ohne Grund. Gerard Hamilton war selbst ein vorzüglich geschickter Mann.

der berühmteſten geſellſchaftlichen Cirkel wurde, die es je auf dieſer Inſel gegeben hat.

Der erſte ſchwerſte Schritt war nun gethan, und zwar mit einem Erfolg, der vielleicht ſeine eigne Erwartung übertraf. Er hatte ſich literariſchen Ruhm erworben, feſten Ruhm, der eben ſo ſehr ſeine geheimen lang gehegten Wünſche befriedigte und ſeine Anſtrengungen belohnte, als ihm zum Leben und zum Unterhalt ſeiner Familie nöthig war. Es fragte ſich alſo nur noch, auf was Art er ſein ſo eben erworbnes Anſehn benutzen ſollte, um hinlänglichen Broterwerb darauf zu bauen? Hier öffnete ihm nun die Politik das weiteſte Feld zu einer ungehinderten Laufbahn, die in der Ferne mehr als einen erwünſchten Ruhepunct darbot, und zugleich ſeinem, ſchon in den Jünglingsjahren empfundnen Hang zu derſelben entſprach. Im J. 1758 ſchlug er dem berühmten Buchhändler Dodsley den Plan zum Annual Register vor, einem Werke, das gleich nach der Erſcheinung in alle Privatbibliotheken Eingang fand, und dem brittiſchen Publicum ſeitdem ſo unentbehrlich geworden iſt, daß jetzt zwei Fortſetzungen davon in ſtarken Auflagen verkauft werden. Es iſt größtentheils der Aufbewahrung politiſcher Nachrichten gewidmet, und erzählt gedrangt, aber im Zuſammenhang, die politiſche Geſchichte der ganzen civiliſirten Welt im vorigen Jahre, ausführlich aber die des brittiſchen Reichs. Hieraus ſchließt ſich auf, warum es den Leſern aus allen Ständen ſo nothwendig geworden iſt, daß man da, wo allen andern Büchern der Zutritt verſagt iſt, wenigſtens das Annual Register findet. In dieſer Sammlung ſchrieb Burke anfänglich die meiſten Artikel ſelbſt, und fuhr nachher viele Jahre fort, die Aufſicht darüber zu führen.

Als im Jahr 1761 Lord Halifax zum Statthalter in Irland erwählt wurde, nahm er den obengedachten Wilh. Erard Hamilton als Secretair mit. Dieſer, der nun Burke's Fähigkeiten hatte kennen lernen, wünſchte einen ſo anſtelligen, geſchickten und in alle Fächer gerechten Mann um ſich zu haben, und verſchaffte ihm zu dem Ende eine jährliche Penſion von dreihundert Pfund. Burke war ihm hier ohne Zweifel von großem Nutzen, weil er unter andern zwei ziemlich ſeltne Dinge in ſich vereinigte. Wenn die Staatsſchriften, die aus ſeiner Feder floſſen, we-

gen ihrer Gelehrsamkeit unvergleichlich waren, so wußte er sich in Gesellschaften und bei der Tafel eben so bemerkbar zu machen. Männer von Bedeutung, auf die sich sonst vielleicht gar nicht wirken ließ, weil ihnen das Lesen zu beschwerlich dünkte, konnten doch dem Ueberredungstalent eines so gewandten, einnehmenden Mannes an der Tafel nicht widerstehen. Indeß dauerte die Harmonie mit Hamilton nicht lange. Hamilton, ein reicher Mann von Familie, ertrug bei einer politischen Veranlassung Burke's Widerspruch so ungern, daß er mit ihm zerfiel. Burke's Biographen erzählen folgende nicht sehr bewährte, aber doch wahrscheinliche Anekdote. Hamilton vergaß sich damals so weit, daß er Burke vorwarf: „nahm ich Sie nicht aus einem Dachstübchen?" „Sehr wahr", antwortete Burke, „aber eben dadurch gestehen Sie ja selbst, daß ich aus freien Stücken mich herabließ, Sie kennen zu lernen." Sie verloren sich von nun an aus dem Gesicht, aber Burke, sich selbst fühlend, war zu stolz, als daß er die ihm ertheilte Pension hätte behalten sollen. Er lehnte sie von Stund an ab, und war so aller Verbindlichkeit quitt. Es konnte ihm nicht entgehen, daß ein Mann, der ein geistiges Capital in sich bewahrt, ungleich reicher ist, als ein Andrer, welcher sich auf mißliche Glücksgüter blähet. Er hatte nicht Ursache, diesen edlen Stolz zu bereuen; der Zeitpunct naht, wo wir ihn unter den Ersten erblicken werden.

Unmittelbar vor dem Frieden im J. 1763 erschienen von ihm einige Flugschriften, welche ihm die Bekanntschaft des Herrn Fitzherbert verschafften. Dieser Herr, einer der gebildetsten Männer seiner Zeit, liebte besonders die Gesellschaft der Gelehrten. Er sah bald, was sich aus Burke machen ließ, und als dieser in die damals berühmte Zeitung the public advertiser einige politische Bemerkungen einrücken ließ, die dem Marquis von Rockingham besonders gefielen, so ergriff Herr Fitzherbert, der Freund des Marquis, diese Gelegenheit, Burken ihm sowohl als dem Lord Verney vorzustellen, indeß seine alte Freundin, Miß Woffington, ihn dem Herzog von Newcastle empfahl, einem sehr mächtigen, aber schon bejahrten Herrn, dessen Partei, wegen seines hohen Alters, der Marquis von Rockingham anführen mußte. Die Verbindung mit so viel vermögenden Männern hob ihn, und gab ihm An-

sehn. Der Marquis brachte ihn bei folgender Veranlassung auf den öffentlichen Schauplatz.

Grenville's Administration fing an, dem englischen Volk zu mißfallen. Der König mußte sich 1765 nach andern Ministern umsehen. Auf den Rath des Herzogs von Cumberland fiel seine Wahl auf den Anführer der Newcastleschen Partei, den Marquis von Rockingham, welcher erster Lord der Schatzkammer, das heißt, erster Minister wurde. Der Marquis machte sogleich Burken zu seinem Privatsecretair, und Lord Verney brachte es bald nachher durch seinen Einfluß dahin, daß Burke zum Parlamentsrepräsentanten für den Burgflecken Wendover in Buckinghamshire erwählt wurde.

Burke, jetzt auf dem Platz, nach welchem er lange getrachtet hatte, ließ sichs angelegen seyn, ihn würdig zu behaupten. Das Feld war für ihn neu. Aber da er in keiner Wissenschaft ein Fremdling war, so brauchte er nun hauptsächlich nur noch Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter zu lesen; doch ist merkwürdig, was einer seiner Biographen versichert, daß er unter andern auch die Kirchenväter studirte. Wißbegierig, wie er war, arbeitete er sich ferner mit unermüdeter Geduld durch die furchtbaren Folianten der Parlamentsverhandlungen, Statuten u. s. w. Um sich im öffentlichen Sprechen zu üben, und sich von versuchten Rednern keine Blößen abgewinnen zu lassen, besuchte er die Debattirgesellschaft Robinhood, wo damals viele vorzügliche und gelehrte Männer, vornehmlich aber bildungsbeflissene Jünglinge sich einfanden, theils um selbst zu sprechen, theils um zuzuhören. Burke nahm sich hier bald vor andern aus. Unter andern Gegnern hatte er es am öftersten mit einem scharfsinnigen, witzigen Bäcker zu thun, der, wie nicht selten Handwerksleute in England, Liebhaberei von der Politik machte, und, nach Burke's eignem Geständniß, mit seinem gesunden Hausverstand ihm oft zu rathen aufgab. *) Um auch in den äußeren Erfordernissen der Beredtsamkeit nicht zurückzu-

*) Von diesem damals stadtberühmten, und nicht ohne Grund angestaunten Mann sagte Goldsmith: „die Natur hätte ihn eigentlich zum Lord Großcanzler von England bestimmt."

bleiben, wo er am schwächsten war, ging er, wider seine sonstige Gewohnheit, oft ins Schauspiel, und gab genau auf des großen Garrick's Spiel Achtung, woraus er viel Nutzen schöpfte, und von dem er Alles, was einer Anschmelzung fähig war, in sein Wesen herübernahm. Nichts aber kam ihm so sehr zu Statten, als die Gewohnheit, seine Gedanken niederzuschreiben, und mit angestrengter Aufmerksamkeit auf ihre Anordnung und die passendste Wortfolge zu sehen.

Es war von nicht geringer Wichtigkeit für seine Partei und für seine künftige Laufbahn, was für einen Eindruck seine erste Rede (von den Engländern die Jungfern-Rede genannt) im Senat des Landes machen würde. Er handelte hauptsächlich von der Stempelacte und den daraus herfließenden Unruhen in Amerika. Da diese Stunde sein bürgerliches Loos bestimmen sollte, so erhob er sich in der Mitte so vieler großer Staatsmänner mit beklemmter Brust; doch theils weil es lobenswerthe Sitte im brittischen Parlament ist, angehenden Rednern, wenn sie stocken, durch ein lautes „hört ihn, hört ihn" Muth einzusprechen, theils aber, und besonders weil Burke sah, daß man ihn gern hörte, schöpfte er bald Zuversicht zu sich selbst. Alles, was er sagte, war so fein und glücklich gewandt, daß man sah, er sey mit der Anlage zum Redner aus der Hand der Natur hervorgegangen. Er legte so den Grund zu seinem Ruhm als Parlamentsredner. Es glückte ihm, dem großen Chatam, damals noch Pitt, zu gefallen, der ihm wegen seiner Rede viel Lob ertheilte. Die Stempelacte schrieb sich von Grenville und dessen Partei her, welche rieth, daß man diese Acte in Amerika mit Gewalt durchsetzen sollte. Pitt (Chatam) und seine Anhänger hingegen hielten dafür, das großbritannische Parlament hätte kein Recht, die Amerikaner zu besteuern. Burke gab, wie man damals allgemein glaubte, dem Marquis von Rockingham den Rath, sich von beiden Extremen gleich weit entfernt zu halten, und die Stempelacte ganz zu widerrufen, wodurch Amerika geschmeichelt werden würde, und zu gleicher Zeit eine andre Acte durchzutreiben, des Inhalts, daß Großbritannien ohne alle Zweifel das Recht hätte, den nordamerikanischen Colonieen nicht nur in Betreff der Abgaben, sondern auch in allen andern Rücksichten, Gesetze zu geben. Dies Verfahren,

es

es mochte von Burke angerathen seyn oder nicht, war unweise, weil man den Amerikanern mit der einen Hand nahm, was man ihnen mit der andern gab. Rockinghams Ministerium verlor demnach die Achtung der Nation, und mußte das Staatsruder einer andern Partei überlassen. Dies war die des großen Pitt, der deswegen zum Grafen von Chatam erhoben wurde, unter welchem Namen er allgemeiner bekannt ist. Ministerialveränderungen sind in England allezeit von einem größern oder kleinern Federkrieg begleitet. Auch diesmal entstanden beträchtliche Streitigkeiten, die in den Zeitungen und besondern Pamphlets geführt wurden. Alle Ausfälle waren auf den neugemachten Lord Chatam gerichtet, dem man nun, wie dies gewöhnlich das Loos der jedesmaligen Minister in England ist, Sachen Schuld gab, die gar nicht von ihm herrührten. Es war indessen nicht zu leugnen, daß die vorigen Minister mehrere Gesetze gemacht hatten, die dem öffentlichen Besten zuträglich waren; vornehmlich gereichte ihnen ihre Uneigennützigkeit zum größten Lobe, denn ehe sie ihre Stellen niederlegten, suchten sie nicht, wie sonst meistens zu geschehen pflegt, sich selbst oder ihren Freunden Pensionen, Sinecures, Anwartschaften und andre Vortheile zu verschaffen. Burken machte diese Entsagung noch mehr Ehre als seinen Amtsgenossen. Ganz arm, nahm er nichts mit sich aus der Administration als die Ehre, eins ihrer rechtschaffnen Mitglieder gewesen zu seyn; auch hatte er während seiner Theilnahme an derselben, da Dienstverhältnisse sie täglich zusammenbrachten, Gelegenheit, seinem Gönner, dem Marquis von Rockingham, und den andern angesehenen Staatsmännern dieser Partei zu zeigen, wie edel er dachte, und was für eine ungewöhnliche Geistesüberlegenheit er besaß. Obgleich also seine Ministerschaft ein Ende hatte, so hörte doch die Verbindung mit den gedachten wichtigen Männern nicht auf. Vielmehr hatten sie ihn so gern um sich, daß er ihnen unentbehrlich ward, woher es denn geschah, daß Rockingham, der ihn nun lange genug gekannt, genutzt und bewundert hatte, keinen politischen Schritt mehr ohne ihn that.

Um diese Zeit wurde Burke, dem der Ruf nun jedes Haus öffnete, mit der berühmten Mistreß Montague bekannt, bei welcher sich die unterrichtetsten und gebildetsten

Bayerische Staatsbibliothek München

Männer der Hauptstadt zu versammeln pflegten, eine Gesellschaft, die im Scherz, aus verschiedentlich angegebnen Ursachen, der Club der blauen Strümpfe genannt wurde. Burke's Mittheilungsgabe machte ihn zu einer Hauptzierde dieses Clubs.

Ungleich wichtiger und berühmter war der Club, welcher sich im Türkenkopf in Gerardstreet versammelte, und insgemein, aber nicht von den Mitgliedern*), der literarische Club genannt wurde. Sir Josuah Reynolds that den ersten Vorschlag dazu, und Johnson nahm ihn an, weil so eben eine ähnliche Abendgesellschaft aufgehört hatte. Diese gesellige Verbrüderung begann im Februar 1764, und sollte nach den ursprünglichen Gesetzen nur aus zwölf Mitgliedern bestehen, welche damals waren: Sir Josuah Reynolds, Dr. Johnson, Dr. Goldsmith, Dr. Nugent, Dr. Percy (nachher Bischof von Dromore), Sir Robert Chambers, Sir John Hawkins, Burke, Langton, Chamier, Dyer und Topham Beauclerk, insgesammt ehrfurchtswerthe Männer, mehrentheils Meister im geselligen Ton, unterrichtet und welterfahren, die sich in eine geschloßne Gesellschaft zusammenthaten, um auf das Vergnügen, einander zu sprechen, gewisser rechnen zu können. In neuern Zeiten haben wenige Zusammenkünfte dieser Art einen so großen Namen erlangt, als dieser Club. Alle gleichzeitige Werke sprechen davon, und man findet noch jetzt in den englischen Schriften unzählige Beziehungen darauf.**) Burke, der im geselligen Leben von Witz und Geist überfloß, ohne sich damit zu brüsten, wie Goldsmith wohl zuweilen that, war, so oft er hier erschien, die Seele des Clubs. Das Interesse der Mitglieder war innig verschlungen, und man sah sie für einen Körper an, dessen gute oder ungünstige Meinung von einem Gelehrten, einem neuen Buche u. s. w. keinen kleinen Einfluß habe. Wie sehr sie einander beistanden, sieht

*) S. Northcote's memoirs of Sir Josh. Reynolds p. 71.

**) Die Biographie universelle in dem Artikel Burke übergeht diesen Club ganz. Wer einige Kenntniß von der englischen Gelehrtengeschichte besitzt, wird dies für keine unwichtige Auslassung halten.

man des mehreren aus einer Anecdote, welche Cumberland in seiner Lebensbeschreibung aufbehalten hat.*)

*) „Goldsmith hatte ein Lustspiel geschrieben, das man nicht so gut aufnahm, als er erwartete; er wagte es daher, mit einem zweiten aufzutreten. Er war eben damals von Reynolds in den Club eingeführt worden, zu welchem Cumberland, Johnson, Burke und die gebildetsten Männer der damaligen Zeit gehörten. Etliche von ihnen hatten das Stück gelesen, den Andern erzählte er kurz den Inhalt, und man berathschlagte, welches der beste Name dafür seyn würde? Jemand gab an: she stoops to conquer, und dieser Titel gefiel auch den Uebrigen. Cumberland hörte an diesem Tage von Goldsmith das Geständniß, daß er nur um Geld, nicht um Ruhm schreibe. Die ganze Gesellschaft versprach, den wackern Dichter zu unterstützen, und hielt treulich Wort. Colman, damaliger Director des Theaters in Coventgarden, nahm das Stück zwar ungern an, aber Johnson und die übrigen Mitglieder des Clubs beredeten ihn dazu. Ob sie sich gleich keine große Hoffnung machten, daß das Publicum es genehmigen würde, so waren sie doch entschlossen, ihr Aeußerstes für den Verfasser zu thun. Zu diesem Ende versammelten sie sich an dem bestimmten Tage alle in der Shakspear-Taverne und speisten zusammen. Johnson machte den Wirth, und war die Seele des Schmauses. Ihm zur Seite setzte sich stillschweigend der Dichter nebst den Brüdern Burke, Sir Josuah Reynolds, Fitzherbert, Caleb Whitefoord und einer Menge Schotten, welche kamen um im Schauspielhause zu klatschen, und unter der Anführung des Major Mikks standen, insgesammt biedre Männer, auf die man sicher zählen konnte. Doctor Johnson war an dem Tage gerade in seiner besten Laune, und Goldsmith ließ sich mit großer Geduld von ihm aufziehen. Mittlerweile rückte die Zeit heran; man verfügte sich ins Theater, und Jeder begab sich auf seinen besondern, ihm angewiesenen Posten, um auf den entscheidenden Augenblick zu warten, wo der Vorhang aufgehen würde. Jeder bekam auch die Stichwörter zum Klatschen. Im literarischen Club war damals auch Adam Drummond, ein sehr würdiger Mann, den die Natur mit der hellsten und zugleich ansteckendsten Lache begabt hatte, die je aus einer menschlichen Lunge erschallte. Das Wiehern des Pferdes, welches dem Sohn des Hystaspes gehörte, war ein Geflüster dagegen; der ganze Donner des Theaters konnte sie nicht ersticken. Dieser gütige und ehrliche Freund sagte seinen Clubsgenossen ohne Umstände vorher, daß er eben so wenig wisse, wenn er losbrennen sollte, als die Kanone, welche auf eine Batterie gepflanzt wäre. Er bat daher, man möchte ihm Jemanden zur Seite stellen, der ihn anstieße, wenn es Zeit wäre, und Cumberland hatte die Ehre, dieses Amt zu bekommen. Er pflanzte ihn in eine der obern Logen, ziemlich

Burke hatte seit einigen Jahren sein Vaterland nicht besucht, und da ihn im J. 1766 keine dringenden Geschäffte abhielten, so reiste er hinüber. Hier machte er theils neue Bekanntschaften, theils erneuerte er die alten, und war als ein geistreicher Mann überall willkommen. Zu Ende des Jahres, nach seiner Ueberkunft, sah er in England, daß der Herzog von Grafton, damaliger erster Minister, Alles wieder umzustoßen suchte, was die vorigen Minister Gutes gestiftet hatten. Es bildete sich daher eine starke Opposition wider ihn, an welcher Burke einer der furchtbarsten Theilnehmer wurde. Während der Parlaments-Sitzung des Jahres 1768 zeigte er seine Beredtsamkeit und seine Kenntniß aller Gegenstände, die den Staat betrafen, noch mehr, so daß er von nun an allgemein für den Anführer der Rockinghamschen Partei angesehen wurde. Es gehört dazu in England nicht wenig. Das Haupt der Oppositionspartei muß die Puncte, welche gegen die Minister geltend gemacht werden sollen, vorher durcharbeiten, und gleichsam zum Verbrauch zuschneiden. Dazu war Burke ganz der Mann. Er stand hier

---

nahe über die Bühne, dem Parterre und den Gallerien gleich sichtbar, und so, daß der Schall aus allen Vertiefungen und Winkeln des Schauspielhauses auf das vollkommenste abprallen konnte. Diese Vorkehrungen hatten den besten Erfolg. Aller Augen waren auf Johnson gerichtet, welcher in der Vorderreihe einer Seitenloge saß. Sobald er lachte, hielt sich Jeder der Verbündeten befugt zu brüllen. Inzwischen befolgte der hellstimmige Drummond die Signale mit einem so unwiderstehlich drolligen Hahaha, daß, nach mehrmaliger Wiederholung desselben, die Aufmerksamkeit der Zuschauer ganz auf seine Person und sein Lachen obligato gerichtet war. Da man nun den Fortgang des Stücks aus den Augen zu verlieren schien, so hielt Cumberland für rathsam, ihn zu bitten, daß er mit seiner Musik inne halten möchte, weil sein Stillschweigen dem Dichter nicht schaden, sondern ihm vielmehr vortheilhaft seyn würde; aber es war nun zu spät, ihn in Schranken halten zu wollen; auf Cumberlands Signal hatte er gelacht, wenn etwas Scherzhaftes vorkam; nun glaubte er unglücklicherweise beinahe in Allem, was auf der Bühne gesagt wurde, etwas Drolliges zu finden, mithin konnte schlechterdings nichts übler angebracht seyn, als etliche Ausbrüche seines Gelächters dann und wann waren. Dies wurde etwas bedenklich, weil das Parterre anfing, Aergerniß daran zu nehmen. Aber das Stück wurde durchgetrieben, und die vereinigten Freunde siegten nicht nur über Colmans, sondern sogar über ihr eignes Urtheil."

im Nationalrath an einem Orte, wo seine Ueberlegenheit ihm mehr als irgendwo zu Statten kam. Mit einem Gedächtniß begabt, dem bei jeder Vorkommenheit alles zur Sache Gehörige gleich vorschwebte, wußte er seinen Gegnern mit einer Fertigkeit zu antworten, die ihm die Bewundrung der Hörer zuwandte. Es war als ob ihm die Beredtsamkeit alle ihre Heiligthümer aufgeschlossen hätte, und der Schwung seiner Einbildung, welche Alles belebte, erinnerte an die Redner der Vorzeit. In einer Versammlung, wo man sich oft Witz für Wahrheit verkaufen läßt, konnt' es nicht unwichtig seyn, daß der Oppositionsanführer auch von dieser Seite gerüstet war. Er pflegte übrigens nur den Umriß der Rede einzustudiren; die Worte welche diesen Entwurf beseelten, strömten ihm von selbst zu. Er sprach allezeit mit Wärme und Eindringlichkeit, und seine große Gewandtheit des Geistes ließ ihn auch das Alte in tausend neuen Wendungen sagen. Daß der Strom nicht immer Maaß und Ziel hielt, ist nur zu wahr; aber da er die Kunst verstand, alle seine Sätze mit außerordentlicher Faßlichkeit vorzutragen, so konnten auch die Krittler an seinen langen Reden selten etwas Erhebliches ausstellen. Zu allen diesen Vortheilen, von welchen seine Partei, deren Schooskind er nun geworden war, reichliche Früchte ärndete, kam noch Burke's ungewöhnliche Fertigkeit im Schreiben, so oft es für nöthig erachtet wurde, auf das große Publicum durch politische Pamphlets, oder durch eine Reihe von Aufsätzen in den Zeitungen zu wirken. Reden oder Schreiben, eins war ihm so leicht wie das andre. Allerdings waren auf derselben Seite auch andre Männer von entschiedenen Talenten, z. B. Dowdeswell, ein über die Maaßen geschickter und dabei rechtschaffner Mann; dann der berühmte Jurist und Redner Dunking, und der furchtbare Obrist Barré, vor dessen beißender Satire die Minister zitterten. Indeß war bei allen anerkannten Verdiensten dieser Männer Burke deswegen vorzüglicher als alle übrigen Oppositionisten, weil er allein Genie, Geistesgegenwart, überlegene Beredtsamkeit und die mannigfaltigste Gelehrsamkeit mit der genauesten Kenntniß des gemeinen Schlendrians und der Parlamentstaktik verband. Aus seinen Reden konnte sich Jeder, selbst der Geringste, etwas nehmen, und sogar die hörten ihn mit Bewundrung und Vergnügen, welche in politischen Gesinnungen von ihm ganz abgingen.

Bei solcher Bewandtniß war es kein Wunder, daß, als das Parlament im J. 1768 dissolvirt wurde, die Opposition (welche damals aus zwei Parteien, der Rockinghamschen und der Grenvillschen bestand), einen so wichtigen Mann wieder ins Parlament zu bringen suchte. Eine der Hauptfragen im neuen Parlament war die Expulsion des unruhigen, verschollenen Wilkes, wegen mehrerer Pasquille die er auf dasselbe gemacht hatte, besonders aber, ob er nach seiner Ausstoßung wieder gewählt werden, und im Parlament Sitz und Stimme haben könnte? Burke suchte darzuthun, daß, um ein rechtmäßig erwähltes Mitglied zu einem Sitz im Parlament unfähig zu machen, durchaus eine eigne Acte erforderlich sey. Dr. Johnson (der aber keinen Sitz im Parlament hatte), behauptete das Gegentheil; jedoch unterbrach dies die Freundschaft der beiden Männer im geringsten nicht, und diese schwere Frage ist zur Stunde noch unentschieden. Diesmal wurde Wilkes wirklich aus dem Parlament gestoßen, aber das nächste Parlament widerrufte den Beschluß, ohne die mindeste Untersuchung darüber anzustellen, blos den Wählern zu gefallen, die doch bald nachher, aus eignem Antrieb, den werthlosen Demagogen mit einmüthiger Verachtung verwarfen, weil sich nun sogar die öffentliche Stimme wider ihn erhoben hatte.

Diese Periode ist eine der lehrreichsten und anziehendsten in der neuen englischen Geschichte. Der Streit über Wilkes veranlaßte unter andern die bekannten Briefe des sogenannten Junius, deren Verfasser noch bis auf diesen Augenblick, wo man eine kleine Bibliothek mit den Schriften über diese Frage füllen könnte, nicht ausgemacht ist. Viele schrieben damals in die Welt hinein, daß sie von Burke herrührten. Aber diese Meinung hat wohl jetzt keine Vertheidiger mehr. Andre Beweise abgerechnet, ist es einleuchtend, daß Junius eine nüchterne, sorgfältig ausgebesserte Schreibart hat, die gegen Burke's wuchernden, etwas nachlässigen Styl sehr absticht.

Wir wollen nun auch einen Blick auf seine Häuslichkeit werfen. Die Unruhe und die Unannehmlichkeiten, denen damals das Leben eines englischen Staatsmanns blosgestellt war, der so in die politische Maschine eingreifen mußte, wie Burke, werden erst dann begreiflich, wenn

man sich an die Stürme erinnert, die Wilkes erregte. Burke besaß zwar, wie wir wissen, eins der größten Erdengüter, eine würdige Hausfrau und einen frohen Familienkreis; aber jene lärmvolle Periode in einer Hauptstadt hinzubringen, die selbst in den ruhigsten Zeiten voll Geräusch und Wirrwarr ist, war für einen Mann, der unablässig die meisten Mußestunden dem Lesen widmete, äußerst lästig.*) Sein Fleiß konnte nur während der Parlamentsvacanzen (Receß) recht wirksam werden. Um diese Feiertage recht zu nutzen, oder um während der Sitzungen den verstimmten Nerven durch die balsamischen Einflüsse einer reinern Atmosphäre wieder Ton zu geben, so oft Erschöpfung ihm rieth, sich aller ernsthaften Geschäffte zu entschlagen, vielleicht auch um den bösen Geist der Mißmuthigkeit zu bannen, der einen so belasteten und täglich im Parlament sowohl als in den Zeitungen auf das bitterste angegriffnen Mann wohl zuweilen beschleichen mochte, mußte er oft den Mangel eines stillen Aufenthalts auf dem Lande empfunden haben. Diesen war er jetzt im Stande zu beseitigen. Er sah sich auf einmal in den Stand gesetzt, das Landgut Beaconsfield in Buckinghamshire zu kaufen, wo ihn kein Wiederhall des wüthenden Londner Pöbelgeschreis erreichen konnte. Dieser Ankauf wurde gleich von seinen Feinden in Anspruch genommen. Man munkelte, daß sein Gönner, der Marquis von Rockingham, ihm das Geld dazu entweder geschenkt, oder vorgeschossen habe. Dagegen behaupteten seine Freunde, daß er von seinem Vater und von seinem Bruder 20,000 Pfund geerbt hätte. Aber es ist gar nicht glaublich, daß sein Vater oder sein älterer Bruder so reich waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach kam die Hauptsumme vom Marquis. Die Sache ist immer in ein Geheimniß gehüllt geblieben. Doch, woher auch immer die Mittel zu dieser Erwerbung kamen, sie werfen gewiß kein nachtheiliges Licht auf seinen Charakter. Uebrigens erfüllte der Besitz seines geliebten Beaconsfield

*) Er verstand das theure Capital der Zeit anzulegen. Wenn er las, sagt Bisset, geschah es meistens mit der Feder in der Hand, theils um Auszüge, theils aber und besonders um eigne Bemerkungen über das Gelesene zu machen. Er hielt diese Lesemethode für die ersprießlichste, obgleich sein erstaunenswürdiges Gedächtniß alles treu aufbewahrte, und sein geübtes Urtheil ihm gleich sagte, wohin es gehörte.

einen seiner sehnlichsten Wünsche, und trug unbeschreiblich viel dazu bei, ihm das Leben zu versüßen. Er bewirthschaftete einen Theil des Gutes selbst, verschönerte es nach Kräften, und zog daraus die meisten Bedürfnisse der Tafel. Er war ein wahrer Vater und Freund seiner Unterthanen. Dort übte er die Gastfreigebigkeit auf eine weise Art. Jeder rechtliche Mann, der bei ihm speisen wollte, war willkommen; aber er gab bloße Hausmannskost, und legte keinen Werth auf gute Schüsseln; doch war Alles anständig. Er selbst trank bei Tische nichts als Wasser. Nur nach Tische genoß er, nach der Landessitte, Wein, wozu er für sich selbst leichten Bourdeaurer Wein wählte, ob er wohl dieses Getränk, beiläufig gesagt, nie liebte, und sich überhaupt in Absicht auf die Vergnügungen der Tafel auch in den Häusern der Großen, wo er so oft gegenwärtig seyn mußte, unüberschreitbare Grenzen setzte. Er kannte den Werth des Morgens, und war allezeit früh auf, denn bei allen unvermeidlichen Zerstreuungen blieb er den Musen unverbrüchlich ergeben. Seine Zeit war regelmäßig vermessen, aber er machte nie Gepränge mit seiner Ordnungsliebe. Da sich sein natürlicher Hang zur Mittheilung immer wieder meldete, so besuchte er am öftersten seinen herzlichen Freund Reynolds, denn er liebte die Künste leidenschaftlich. Auch dem Schauspiel widmete er nun manchen Abend, wenn Meisterstücke gegeben wurden, oder wenn ein Garrick, eine Siddons ꝛc. ihn anlockten. In der ganzen Einrichtung seines häuslichen Lebens bewies er praktischen Verstand, der sich bei allen Vorkommenheiten zu rathen wußte.

Um die Zeit des Pseudojunius gab Burke unter andern Flugschriften auch Thoughts on the public discontents heraus, in denen er vorschlug, blos solche Männer zu Ministern zu wählen, die Talente, Rechtschaffenheit, Vermögen und Rang zugleich besäßen, und dem Volk anständen. Aber trotz der hinreißenden Schreibart, machte sein Vorschlag keinen Eindruck. Einige andre kleine Schriften lassen wir ganz unerwähnt.

Als im J. 1770 der Herzog von Grafton nicht mehr im Stande war, seinen vielen Gegnern sowohl im Parlament als im Publicum die Spitze zu bieten, legte er seinen Posten nieder, und ihm folgte in der Würde eines

ersten Ministers der Lord North. Unter allen Oppositionsmännern, die dieser Minister im Parlament zu bekämpfen hatte, war ohne Zweifel Burke der heftigste, geschickteste und furchtbarste. Der amerikanische Krieg hatte angefangen, während dessen Burke alle Künste seiner Beredtsamkeit in Bewegung setzte. Entschlossen, sich dem Minister auf alle Fälle zu widersetzen, billigte er nicht einmal die Maaßregeln der Besänftigung, welche er selbst vor einiger Zeit, als der Marquis von Rockingham Minister war, empfohlen hatte. Dies war, wie einige wollen, die glänzendste Periode in Burke's parlamentarischer Laufbahn. Die donnernden Reden, in welchen er die Amerikaner vertheidigte und den Ministern den Text las, werden im brittischen Parlament so leicht ihres Gleichen nicht wieder haben. Aber wie der Parteigeist fast immer zu weit geht, so kann man auch schwerlich in Abrede seyn, daß Burke's Benehmen im Parlament während des amerikanischen Krieges mit seinem Betragen beim Ausbruch der französischen Revolution nicht wohl zu vereinigen ist. Jetzt vertheidigte er die unveräußerlichen Naturrechte, unter welchen die Selbstbesteurung einer Colonie vielleicht den meisten Zweifeln unterworfen ist, und billigte es, daß Nordamerika deswegen sich seiner im Ganzen gewiß väterlichen Regierung entzog, und einen äußerst blutigen Krieg veranlaßte. Als aber die Franzosen einen Despotismus abschütteln wollten, der alle Rechte der Menschheit verletzte und den Zweck der ganzen bürgerlichen Gesellschaft vereitelte, brach er in Feuer und Flammen aus, wollte gar keine Aenderungen billigen, und führte überhaupt eine von der vorigen ganz verschiedne Sprache. Er trägt auch den Vorwurf, über seinen Parteieifer alle schuldige Vaterlandsliebe vergessen zu haben; denn er fuhr fort die Minister mit seiner schneidenden Beredtsamkeit anzugreifen, als schon ganz Europa sich wider Großbritannien verbündet hatte.

Es findet sich hierüber bei einem seiner Biographen, Alexander Chalmers, folgende Bemerkung: „Burke's ehemaliger Freund, Gerard Hamilton, erklärte dessen Hitze während dieses langen politischen Kampfes so: Wenn Burke veranlaßt wird etwas zu behaupten, so hat er eine so folgsame Einbildungskraft, daß er bald selbst glaubt, es sey recht. — Auch halte ich dafür, sagt Chalmers fer-

ner, daß Burke manche Puncte mehr nach den Regeln der Schule zu überlegen gewohnt war, als man insgemein glaubt, und daß er die Sachen, welche debattirt werden sollten, vorher von allen Seiten betrachtete; er fand dann so viel Gründe dafür und dawider, daß es ihm nicht möglich war, weder die einen noch die andern bei allen Gelegenheiten mit Stillschweigen zu übergehen. Daher kommt es denn, daß Männer von ganz entgegengesetzten Meinungen sich auf seine Behauptungen zu berufen pflegen, und daß es in seinen Werken Stellen gibt, welche beinah von jeder politischen Partei als unwiderlegliche Hauptbeweise angeführt werden können. Hätte Burke seinen Verstand ungehindert gewähren lassen, so würde er ein wahres Orakel gewesen seyn, bei dessen Aussprüchen alle Parteien im Staate sich beruhigt haben würden; aber wenn er einer Partei zugethan war, so war er es unglücklicherweise allemal mit großem Feuer, wozu sich natürlich etwas Ehrgeiz mischte, weshalb man sehr oft gegen seine Uneigennützigkeit Zweifel erhoben hat. Sein Freund Goldsmith hatte vollkommen Recht, wenn er sagte: „Anstatt seine unvergleichlichen Fähigkeiten zum Besten der Menschheit anzuwenden, wozu sie bestimmt waren, braucht er sie blos zur Unterstützung seiner Partei."

Im J. 1772 machte er, um sich eine andre Stimmung zu geben, eine Reise nach Frankreich. Er sah damals die unglückliche Königin Maria Antoinette, für welche er von der Zeit an unausgesetzt sehr eingenommen blieb. Sein Ruhm öffnete ihm alle vorzüglichen Gesellschaften in Paris. Er lernte das Geschmeiß der Religionsspötter kennen, und, scharfsichtig wie er war, bemerkte er in der Sittenlosigkeit, in den politischen Theorieen und in der ganzen Denkungsart der Franzosen die Keime zu den wichtigen Begebenheiten, welche zwanzig Jahr darauf erfolgten.*) In seinen Werken findet sich ein Auszug der

*) Diese Reise nach Paris, welche auf Burke's Meinungen keinen unbedeutenden Einfluß hatte und von keinem seiner Biographen unerwähnt geblieben ist, wird in der Biographie universelle wieder ganz übergangen, da doch ein französisches Werk dieser Art am meisten befugt war, davon zu sprechen. Das kann nicht bloßer Zufall seyn. Vermuthlich war es etwas schwer, den Umstand in sein wahres Licht zu stellen, ohne die Eitelkeit der Franzosen zu beleidigen.

wohlgesetzten Rede, die er nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Unterhause hielt. Er warnt darin vor den Gefahren des Atheismus, und zeigt, wie nothwendig positive Religion der bürgerlichen Gesellschaft sey. „Mich dünkt, sagt er, ich sehe bereits, wie die systematischen Ausfälle dieser Leute viele Pfeiler einer guten Regierung umstürzen. Die Fortpflanzung solcher Grundsätze wird der Religion nicht einmal mehr Duldung übrig lassen, und die Tugend selbst wird nicht einmal mehr dem Namen nach existiren." Er empfahl zuletzt, daß alle gutdenkenden Menschen sich wider die Feinde der Religion und guten Ordnung verbinden sollten. Das scheint aber im J. 1772 wenig Eindruck gemacht zu haben, denn man konnte nicht durch den dichten Schleier dringen, welcher die Zukunft verhüllte.

Im J. 1774, wo das Parlament abermals dissolvirt wurde, erhielt Burke einen Beweis der hohen Achtung, die man für ihn hegte. Er war bereits zum Repräsentanten von Malton im neuen Parlament ernannt, und speiste eben feierlich mit seinen Constituenten nach beendigter Wahl, als unerwartet mehrere angesehene Kaufleute aus der großen Handelsstadt Bristol mit dampfenden Pferden angesprengt kamen, und ihm meldeten, daß viele ihrer angesehensten Mitbürger wünschten, in dieser verhängnißschwangern Zeit von einem geschickten und Handelskenntnisse besitzenden Manne im Parlament repräsentirt zu werden, und deswegen ihn zu wählen begehrten. Burke dankte ihnen für diese außerordentliche Ehre, ging zurück in den Speisesaal zu den Maltoner Herrn und Bürgern, sagte ihnen was vorgefallen sey, und versicherte ihnen, daß, da sie ihn einmal zu ihrem Stellvertreter erwählt hätten, er allerdings, wenn sie darauf beständen, diesen Posten rechtschaffen verwalten wolle; aber wenn sie glaubten, daß er die großen politischen Absichten, die ihnen allen am Herzen lägen, als Repräsentant für Bristol besser erreichen könnte, so wolle er sich ebenfalls ihren Befehlen fügen. Ihr Entschluß war gleich gefaßt; sie traten zurück, und ließen es sich gern gefallen, daß er Bristol repräsentire. Er verweilte noch einige Augenblicke bei ihnen an der Tafel, sprang in die Postkutsche, und kam, ohne unterwegs ausgeruht zu haben, am 13. October in Bristol an, als die Wahl schon sechs Tage gewährt hatte.

Er wurde gleich gewählt. Dieſe Repräſentantenwahl iſt eine von denen, welche in England oft erwähnt werden. Mit Burke zugleich wurde ein nach Amerika handelnder Kaufmann, Namens Cruger, gewählt, welcher eben kein ſonderlicher Redner war. Da er aber doch auf der öffentlichen Wahlbühne etwas ſagen mußte, ſo rief er immer, wenn Burke einmal inne hielt: „das ſag ich auch, das ſag ich auch!" (I say ditto to Mr. Burke, I say ditto to Mr. Burke.) Burke erklärte den Briſtolern unverholen, daß er zwar ihr Beſtes in Acht nehmen, aber dennoch, nach reifer Ueberlegung, ſeine eigne Meinung nicht aufopfern würde. Er handelte im Parlament nach dieſen Grundſätzen, und beleidigte dadurch die Briſtoler in zwei Puncten. Erſtlich ſprach er zum Behuf des irländiſchen Handels, und dann redete er den Katholiken das Wort. Als er daher bei der abermaligen Parlamentswahl im J. 1780 ſich wieder um die Repräſentation der Stadt Briſtol bewarb, wurde ihm ein Andrer vorgezogen. Er erhielt jedoch wieder für Malton einen Sitz im neuen Parlament.

Sein Anſehn und ſeine Thätigkeit als Staatsmann dauerten fort. Dieſe Parlamentsſitzung war von der höchſten Wichtigkeit, denn im J. 1782 war die brittiſche Nation des Kriegs mit Amerika müde, und nöthigte das alte Miniſterium, abzutreten, an deſſen Stelle die Partei des Marquis von Rockingham trat, ſo daß Burke, das thätigſte Mitglied derſelben, nicht nur die Bedienung eines Kriegszahlmeiſters erhielt, ſondern auch zum geheimen Rath des Königs ernannt wurde. Burke konnte während dieſes kurzen Miniſteriums weiter nichts zu Stande bringen als die Bill, welche noch jetzt von ihm den Namen führt, und wodurch die Einkünfte des Königs oder die ſogenannte Civilliſte regulirt wurde. Der Tod des Marquis von Rockingham am 1. Juli dieſes Jahres warf Alles wieder um. Denn obgleich der neue Premier-Miniſter Lord Shelburn (nachher Marquis von Landsdowne) als Oppoſitioniſt dem amerikaniſchen Krieg immer abhold geweſen war, ſo wollte er doch von der völligen Unabhängigkeit von Amerika nichts hören, welche der Rockinghamſchen Partei nothwendig ſchien. Burke dankte alſo nebſt ſeinen Amtsgenoſſen ab, ging wieder in die Oppoſition über, und William Pitt, damals noch ein ganz junger Mann, wurde

Canzler der Schatzkammer, während Shelburn erster Minister blieb.

Nicht lange nach dem Frieden, im J. 1783, fielen auch diese Minister beim Volk in Ungnade. Es entstand das Coalitions-Ministerium, welches damals viel Aufsehn machte, und noch jetzt als ein besonders merkwürdiger Vorfall in der neuern englischen Geschichte betrachtet wird, weil Fox und seine Anhänger sich mit ihren vieljährigen Gegnern aus der Partei des Lord North vereinigten, so daß Burke wieder Kriegszahlmeister wurde. Doch das Volk hatte kein Zutrauen zu diesen Ministern, und Fox's bekannte ostindische Bill, durch welche er, wie die Freunde der Krone bis zur Unwidersprechlichkeit darthaten, die Macht im Staate in die Hände der Minister spielen wollte, brach ihnen vollends den Hals. Die Bill fiel im Oberhaus durch, und die Coalition, also Burke mit ihr, mußte einem neuen Ministerium Platz machen, an dessen Spitze Pitt stand, der von nun an das Staatsruder fast allein lenkte.

Im J. 1784 hatte er die Ehre, zum Lord Rector der Universität Glasgow erwählt zu werden.

In demselben Jahre wurde das Parlament dissolvirt. Burke, der wieder zum Repräsentanten im Unterhaus erwählt wurde, blieb zwar der vorzüglichste Oppositionist, aber es zeigt sich nicht, daß er um diese Zeit irgend eine Rede gehalten, die wirksamen Eindruck gemacht hätte. Er hatte jetzt schon viele Feinde, und sein Ruhm schien einschlafen zu wollen.*) Man hielt seine Ausfälle auf

*) S. Küttners Beiträge zur Kenntn. d. Inn. v. England XIV. S. 12. „Edmund Burke war immer als ein berühmter Redner bekannt, und hatte als ein solcher Ansehn genug im Parlament. Allein mehrere Jahr hindurch war er ein Mann ohne alle Bedeutung im Lande, arm, und folglich ohne Einfluß. Schon längst hörte niemand mehr auf ihn, und da die Partei, zu der er gehörte, und deren Diener er bisweilen seyn mochte, immer tiefer heruntergebracht wurde, so bedeutete er zuletzt gar nichts mehr. Aber seine Thätigkeit in Hastings Prozeß und seine langen Reden, die alle Schönheiten der Beredtsamkeit hatten, erwarben ihm aufs Neue Aufmerksamkeit,

Haſtings für leere Drohungen. Seine Mißgönner weideten ſich ſchon an ſeiner anſcheinenden Unbedeutendheit, als er auf einmal anfing die Augen der ganzen Welt durch die Anklage des geweſenen General-Gouverneurs von Oſtindien, Warren Haſtings, auf ſich zu richten. „Der größte Theil der Nation", ſagt Küttner am angef. Ort, XIV. S. 11., „betrachtete Haſtings als einen Mann, der, in Vergleichung mit ſeinen Vorgängern, nicht nur ein guter Gouverneur, ſondern, ich möchte faſt ſagen ein tugendhafter Mann geweſen iſt. Auch war er nach ſeiner Zurückkunft ein angeſehener Mann, und ganz miniſterialiſch; eine Urſache mehr, warum ihn die Oppoſition verfolgen zu müſſen glaubte, und es war lange die Rede, daß man ihn im Haus der Gemeinen anklagen müſſe." Burke, der ſich lange auf dieſe Gelegenheit vorbereitet hatte, klagte Haſtings peinlich an, zieh ihn der Raubſucht und Bosheit, ſagte aber durchgehends was mehr ſchimmerte, als erweislich war. Seine Heftigkeit, in welcher er offenbar mit Cicero wetteifern wollte, riß ihn hin, abſprechend zu werden. Deſſenungeachtet hörte man

---

und durch dieſe Anklage und durch einige Reden im Unterhaus, beſonders in dem Regentengeſchäfft (während der Krankheit des Königs 1788), kam er wieder in Aufnahme, und wurde endlich ein allgemeiner Gegenſtand der Unterredung durch ſeine Entzweiung mit Sheridan, durch ſein Werk über die franzöſiſche Revolution, durch ſeine Streitigkeit mit Fox, und endlich durch ſeinen gänzlichen Abſchied von ſeiner Partei. — Von dieſem Manne muß ich Ihnen ſagen, daß ihn der größte Theil des Publicums für einen ſo durchaus ehrlichen Mann hält, als ein andrer kleiner Theil für den feinſten Jeſuiten, der das tiefſte Spiel zu ſpielen fähig iſt. Ich habe ihn in Geſellſchaften höflich, angenehm und unterhaltend gefunden, er iſt als ein Mann vom feinſten Witz bekannt, und man ſieht allerdings gar bald, daß er kein gemeiner Menſch iſt; aber ich geſtehe, daß ich mich gar nicht wundern würde, wenn er eine große Nebenabſicht bei der Verfertigung ſeines Werks über die franzöſiſche Revolution gehabt, und ſie als eine Einleitung zu den Friedensartikeln geſchrieben hätte, in die er vielleicht nicht abgeneigt wäre mit dem König und dem Miniſter zu treten. Burke iſt arm, d. h. er hat jährlich vielleicht höchſtens tauſend Pfund, und als einer von der Oppoſition hat er ſeit vielen Jahren keine Stelle gehabt. Doch das Alles iſt nur meine Privatmeinung."

ihn mit Erstaunen.*) Burke, sonst ein sanfter und menschenfreundlicher Mann, trat während dieses Processes ganz aus seinem Charakter und behandelte Hastings mit einer Härte, die Abscheu erregte. Küttner a. a. O. S. 45. sagt: „Es mußte jeden Mann von Gefühl und Ehre beleidigen, daß alle diese Redner den Angeklagten wie einen schon überführten Verbrecher behandeln, und die bittersten Ausdrücke gegen ihn gebrauchen. Der Fluch von Indien, der Tyrann in Osten, die Geißel von Fürsten, der Vertilger ganzer Nationen, der Mörder von Hunderttausenden, der Verheerer von reichen und ungeheuren Provinzen, der Mann der auf Todten einhergeht, und dessen Hände in Blut gewaschen sind — solche und dergleichen rednerische Floskeln mehr hat man sich hin und wieder erlaubt." Einmal hatte Hastings zufälligerweise die Förmlichkeit unterlassen, an den Schranken niederzuknieen; gleich befahl ihm Burke mit äußerster Wuth und Ungebühr, niederzuknieen! Er vergaß sich mehrmals während dieses Processes auf ähnliche Art. Doch muß man gestehen, daß er selbst glaubte seine Pflicht zu thun, und daß er durch diese Anklage abermals seine Uneigennützigkeit beurkundete, denn alle seine Freunde riethen ihm davon ab, und es würde zu seinem höchsten Vortheil gereicht haben, wenn er ihnen gefolgt hätte.

---

*) Küttner am angef. Ort S. 43. „Was die Reden betrifft, so sind sie über alle Begriffe, die Sie sich von Beredtsamkeit und von der Rednerkunst machen können; besonders glänzte Burke; nie war er vorher so groß. Denken Sie sich eine Rede die mehrere Tage lang dauerte, und die mit Allem ausgeschmückt war, was Rednerkunst Erhabnes, Großes, Gefühlvolles und Rührendes, Schauderhaftes und Schreckensvolles hat. Er machte Beschreibungen, bei welchen den Männern das Herz enge ward, und die Weiber in Verzuckungen fielen. Unter andern malte er Ostindien wie ein irdisches Paradies, und die Einwohner wie Menschen aus dem goldnen Zeitalter, oder dem Stande der Unschuld im Parabiese. Hastings kam, die Sonne ward dunkel, der Ganges strömte Blut, das Paradies verwandelte sich in eine Wüstenei, und die Menschen wurden ein Bild des Elends und des Jammers. Die Grausamkeiten, die die englischen Truppen auf Hastings Befehl ausgeübt haben sollen, versetzten die Zuhörer in Zittern, und erregten Schrecken, Abscheu und Schaudern."

Als im J. 1788 der König durch seine Krankheit zur Regierung unfähig wurde, erhob sich ein großer Streit über die Regentschaft. Burke beging damals einen Fehler, den selbst seine wärmsten Freunde niemals rechtfertigen konnten. Er war, wie gewöhnlich, wider die Minister, besonders wider Pitt, welcher dem Regenten nur eine sehr beschränkte Macht zugestehen wollte und behauptete, daß die Regentschaft kein Erbrecht besitzen, sondern nur durch Wahl ihre Befugniß erhalten könnte. Burke bestritt dies nebst seinen Parteigängern, welches ihm in einem freidenkenden und freisprechenden Lande niemand verübeln konnte. Aber er suchte nicht allein die Krone in ihren Rechten zu kränken, sondern erlaubte sich auch die unanständigsten, achtungswidrigsten und grausamsten Aeußerungen gegen den kranken König, worin ihm kein einziger Oppositionist folgte. Er wurde deshalb sehr angegriffen, und muß in spätern Jahren diesen Mangel an Mäßigung mit desto größerem Schmerz bedauert haben, da derselbe König, den er so schlecht behandelt hatte, ihm nachher eine Pension zugestand, ohne welche er, vermögenlos und verschuldet wie er war, vielleicht in die größte Noth gerathen seyn würde.

Aber die verdienstvolle Rolle, welche er bei der wichtigen Begebenheit spielte, der wir uns nun nahen, würde allein hinreichen, ihm nicht nur Verzeihung, sondern auch warmen Dank zuzusichern.

Der Ausbruch der französischen Revolution erregte in keinem Lande mehr Aufsehn, als in Großbritannien, weil man sich nirgends so allgemein und so angelegentlich mit Politik abgibt. Die meisten Personen in England ließen sich vom Schein blenden, und die Stimmung der Gemüther ließ fürchten, daß man den Neuerungen bald Thor und Thür öffnen würde. Die Lehre von der allgemeinen Gleichheit und Freiheit hatte besonders den jüngern Theil der Nation in Feuer gesetzt; und die unzähligen, täglich herüberkommenden französischen Zeitungen und Flugschriften gaben der beugsamen Welt in England einen solchen Anstoß und Schwung, daß, wenn die Regierung den Hitzköpfen nicht den Zügel gehalten hätte, es bald zu schlimmen Auftritten gekommen seyn würde. Burke, der, wie wir wissen, die Franzosen vor vielen Jahren in

der

der Nähe beobachtet, und den Fortgang der revolutionären Ideen nie aus den Augen verloren hatte, machte sich eine große Angelegenheit daraus, seine Landsleute zu warnen. Seine politische Voraussehungskunst zeigte ihm, was für ein Wurf fallen würde, so lange die Würfel noch im Becher lagen. Der Gedanke, sein Vaterland vom Untergang zu retten, füllte nun einzig seine Seele, und wurde bei ihm Ehrensache. Sein geschärftes Auge sah beinah jeden Schritt voraus, welchen die Revolution vorwärts that. Die Bewundrer der Franzosen schrieen ihn für einen Finsterling aus; es ereigneten sich zuweilen hartnäckige Zungengefechte im Parlament, und Burke kam aus aller Gelassenheit, wenn er auf das Teufelsgeschmeis der Umwerfer alles Alten und Ehrwürdigen loszog, um dem Parlament Vernunft zu predigen.*) Seine politischen Freunde, besonders Fox, lächelten über seine Aengstlichkeit, und es wurde nun zwischen diesem Staatsmann und Burke der Grund zur nachherigen Trennung gelegt. Denn Burke hegte von nun an auch einen unauslöschlichen Haß gegen die Verfechter der französischen Revolution, weil von der Billigung zur Nachahmung nur ein Schritt war. Seine religiöse Sinnesart schauderte besonders bei dem täglichen Fortschritte des Atheismus und der Immoralität in Frankreich. Da er jedoch gleich Anfangs einsah, daß seine Reden im Parlament wider einen Strom, der alles unaufhaltsam mit sich fortzureißen drohte, wenig ausrichten könnten, so beschloß er, seine Ansichten durch den Druck zu verbreiten und den Funken

*) „Man hätte denken sollen (sagt die Pariser Biographie universelle p. 522.) daß ein Mann, der so lange Zeit mit den Freunden der Freiheit in seinem Vaterland gemeine Sache gemacht, und die abtrünnigen Amerikaner unausgesetzt mit so vieler Schonung und Achtung behandelt hatte, einem benachbarten Volke den besten Fortgang gewünscht haben würde, als dasselbe versuchte, sich eine Regierungsform zu geben, die den so oft von ihm geäußerten Grundsätzen entsprach; aber seine Verehrung für alle gesellige, durch die Zeit geheiligte Anordnungen, und sein tiefes Gefühl für Gerechtigkeit und Menschenliebe, erklären sowohl seine anfängliche Abneigung, als den nachherigen heftigen Haß, den er gegen den gewaltigen politischen Umsturz äußerte, welcher selbst bei seiner Entstehung so schrecklich war."

so lange zu blasen, bis er Flammen schlüge. Er war so viele Monate mit dieser Idee umgegangen, daß die Ausführung derselben, die Herausgabe seiner Betrachtungen über die französische Revolution, im October 1790, einen wirksamen Eindruck machen mußte. Man hatte zwar auf dieses Werk geraume Zeit warten müssen, weil er den Plan desselben oft änderte und nach und nach ausdehnte, aber es übertraf dennoch die Erwartung der Unparteiischen. Auch in Frankreich las man es häufig *), und Deutschland erhielt durch Gentz eine meisterhafte Uebersetzung dieser Schrift, die mit Recht einer der größten Triumphe der Litteratur genannt worden ist. Bisher hatte die brittische Nation die Verhandlungen in Frankreich entweder ausgelassen gelobt, oder sie war gleichgültig dabei geblieben. Die Regierung hatte noch keine Maaßregeln für oder wider ergriffen; Pitt, dieser allwaltende Minister, hatte sich selbst noch nicht öffentlich erklärt. Sobald aber Burke aus dem reichen Vorrath politischer Kenntnisse seine Bemerkungen und Warnungen mit hinreißender Beredsamkeit dem Publicum vorgetragen hatte, kam es zur Entscheidung; die Nation theilte sich öffentlich in zwei entgegengesetzte Reihen. Die eine beharrte bei ihrer einmal gefaßten Meinung, und erwartete zuversichtlich durch die französische Revolution die Erlösung der Menschheit von den bisherigen politischen Gebrechen; die andere, bestehend aus den Angesehensten der Nation und aus denen, die am Ruder saßen, schloß sich an Burke an, und erklärte ohne Rückhalt, daß die höchst verderblichen Grundsätze der Machthaber in Frankreich endlich alle Ordnung in Europa umstürzen würden. Es ist klar, ohne Burke's Buch wäre das nicht geschehen. Nun erschienen Antworten über Antworten darauf, und zwar manche von geschickten Männern, so sehr sich auch die französisch gesinnte Partei in England und in dem übrigen Europa stellte, als blicke sie mit tiefer Verachtung auf Burke's Geschreibe herab. Aber ihr Spott und ihre theoretischen Träume erschütterten seine Gründe nicht, sondern machten ihn noch muthiger. Im Parlament fuhr

*) „Das Buch hatte einen beispiellosen Abgang in England, und wurde in Frankreich mit gleicher Begierde gelesen." Biogr. univ. p. 323.

er fort, mit überströmender Empfindung von dem Unheil der französischen Neuerungen zu sprechen, und ging allerdings oft zu weit. *)

Im J. 1791 brach er völlig mit seinem ältesten Oppositionsfreund. Im Parlament kam die neue Constitution für Canada zum Vortrag. Burke nahm Gelegenheit, die Sache nach seinem politischen Glauben, den er jüngst bekannt hatte, zu betrachten, und die Begebenheiten in Frankreich zu verdammen, ob von diesen gleich gar nicht die Rede war. Darüber verwiesen ihn einige Glieder von seiner eigenen Partei zur Ordnung, und Fox erklärte wieder, wie oft, daß die französische Revolution eine der glorreichsten Begebenheiten in der Geschichte sey, und daß Burke über diesen Punct sonst ganz anders gedacht und gesprochen hätte. Burke leugnete dies, bewies, daß er sich immer gleich geblieben sey, und daß die französische Constitution nichts als Anarchie, Irreligion, Laster und

*) Küttner a. a. O. S. 14. sagt: „Seitdem Burke mit der Opposition zerfallen ist, wird er als ein Ministerialist betrachtet, auch hat er durchgehends mit Pitt gestimmt. Seine vielen und langen Reden, oder vielmehr Declamationen über die französische Revolution werden mit aller Aufmerksamkeit angehört. Hierin ist er unerschöpflich, und er scheint in dieser Rücksicht in einem beständigen hitzigen Fieber zu seyn. Seine Reden sind also äußerst unterhaltend, auch selbst für diejenigen, die anders über die Sache denken. Vergangnen Winter (1792) kam er mit einem Dolch ins Haus, den er unter einer Rolle Papier verbarg. Er hielt eine Declamation wider Frankreich, wo man zu der Zeit sehr viel von verbrüdern und vom brüderlichen Kuß redete. Burke verweilte lange bei dieser fraternization und brotherly kiss, und bewies, daß es Dolchstiche wären. Nachdem er die Leidenschaften seiner Zuhörer bis auf den höchsten Punct hinaufgearbeitet zu haben glaubte, und seine Rede das höchste Pathos erreicht hatte, zog er den bloßen Dolch hervor und rief schäumend und mit convulsivischer Bewegung: „dies ist der Bruderkuß, auf diese Art wollen sie Euch zu Brüdern machen", schwang den Dolch in der Luft umher, und warf ihn dann auf den Boden. Das Pathos verfehlte freilich seine Wirkung, denn das ganze Haus lachte, und Sheridan sagte ihm einige Zeit nachher sehr gelassen, daß die Redekunst ihm sehr verbunden sey, weil er sie mit diesem praktischen Tropus bereichert habe."

Elend mit sich bringe. „Sonst, setzte er hinzu, sind Herr Fox und ich oft verschiedner Meinung gewesen, ohne deswegen zu zerfallen, aber in der verwünschten französischen Revolution ist etwas, das Alles vergiftet.“ Hierauf antwortete Fox mit schneller Besonnenheit halblaut: „Wir sind deswegen immer noch keine Feinde.“ Burke, übermeistert von einer Bewegung innerer Wuth, die sich seiner bemächtigt hatte, rief: „Doch! — ich habe meine Selbstachtung noch nicht verscherzt — unsre Freundschaft hat ein Ende.“ Fox gerieth in sichtbare Bestürzung über diese Aufkündigung der Freundschaft *), und suchte das Vorhergesagte wegzuerklären; aber Burke behielt nun keine Thür zur Rückkehr zu ihm übrig; er mied von nun an dessen Wirkungskreis, und nie wurden diese berühmten Männer wieder Freunde. Burke ließ sich diesmal von seiner leichtbeweglichen Reizbarkeit zu weit verleiten. Fox war in seinem Privatleben, nach dem allgemeinen Ausspruch, ein liebenswürdiger, höchst anspruchloser Mann, treu in der Freundschaft und ohne Falsch. Er hatte alle Fehler und alle Vorzüge brennender Gemüther. In seiner arglosen Sicherheit ahnete er nicht, von welcher gefährlichen Natur die französische Revolution sey, und gehörte deswegen unter die thätigsten Verbreiter ihrer Grundsätze. Er war eingestanden ein Mann von den ausserordentlichsten Fähigkeiten; aber auch bei ihm lähmte Parteigeist die Kräfte, welche sonst himmelan gestrebt hätten, und sein Genie diente nur dazu, die noch viel größeren Talente seines beständigen Gegners Pitt zu heben. Burke war viele Jahre mit ihm genau verbunden gewesen, achtete ihn mehr als alle andre Oppositionisten, und glaubte, daß er das Land zu retten im Stande seyn würde, dafern Fox gemeine Sache mit ihm machen wollte; ja er war ihn deswegen um Hülfe angegangen. Der Bruch mit ihm beförderte die gute Sache im geringsten nicht. Es läßt sich zu Burke's Entschuldigung blos sagen, daß ihn das herannahende Alter und hundert Unannehmlichkeiten des Lebens zu empfindlich gemacht hatten.

---

*) Der Schreiber erinnert sich noch wohl, daß am folgenden Tage die Londner Morgenzeitungen meldeten, Fox habe darüber geweint.

Das Schwungrad der Revolution bewegte sich mittlerweile so schnell, daß schon im J. 1793 ein Theil der Burkeschen Weissagung erfüllt wurde. Frankreich ward ein Raub der Gesetzlosigkeit und der schändlichsten Verbrechen. Burke hielt sich jetzt zu Pitt, und schrieb noch dann und wann über die französischen Angelegenheiten; aber er suchte um keine öffentliche Bedienung an, die ihm sonst nicht hätte entgehen können. Oft schon hatte er, der geräuschvollen und meistens undankbaren Politik nun endlich herzlich müde, den sehnlichen Wunsch empfunden, sich zurückzuziehen. Jetzt, wo er den guten Ausgang seiner letzten Bemühungen sah, entschlug er sich der ermüdenderen Geschäffte. Eine seiner Hauptsorgen war noch die Verwendung für die unglücklichen französischen Emigranten, deren größter und mächtigster Beschützer in England er wurde, und für deren Kinder er eine Erziehungsanstalt stiftete. Er wartete nur noch bis der Proceß gegen Warren Hastings geendigt seyn würde, um abzutreten. Gleich nach Lossprechung desselben legte er seine Repräsentantenstelle im Parlament nieder, und begab sich, wie er wähnte, zur Ruhe nach Beaconsfield.

Aber ach! diese fand er dort nicht. Im Anfange des J. 1794 verlor er seinen lieben Bruder Richard. Damit war es aber nicht gethan; sein widriges Schicksal schöpfte nur Odem, um ihn mit neuer Kraft zu verfolgen. Im August desselben Jahres starb sein einziger, zum hoffnungsvollen 36jährigen Mann angewachsener Sohn, der so eben den Lord Statthalter Fitzwilliam als Secretair nach Irland begleiten sollte. Wer in dem Fall war, wird seinen Schmerz messen. Gerade jetzt, wo er sich im Hafen glaubte, war ein solcher Schlag über allen Ausdruck empfindlich. Berührte man diese Saite nur entfernt, so sprach sie jedesmal schmerzlich bei ihm an. Er konnte nie den Anblick des Kirchhofs ertragen, wo sein Sohn begraben lag, sondern machte allemal einen Umweg, wenn er nach London fuhr. Er ermannte sich zwar so sehr er konnte, und fand in dem Umgang einiger Freunde, in der Sorgfalt für die Erziehung der Emigrantenkinder, und in dem Antheil, den er unwandelbar an den französischen Vorfällen nahm, eine kleine Linderung, aber man sah, daß er sich abhärmte und schnell verblühte.

Ungeachtet Burke sich mit weniger Unterbrechung im Parlament den Maaßregeln der Regierung widersetzt hatte, so war doch der außerordentliche Nutzen, welchen er durch sein Buch über die französische Revolution stiftete, so überwiegend, daß der König ihn dafür zu belohnen wünschte. Die Minister machten ihm daher das Anerbieten, ihn in den hohen Adelsstand zu erheben (ihn zum Pair des Reichs zu machen), und ihm reichliche Einkünfte zu geben. Burke mochte für sich selbst keine Standeserhöhung, für welche seit einiger Zeit Alles zugeschnitten war; er hätte blos wegen seines Sohnes darein gewilligt, aber da ihm dieser entrissen war, so lehnte er den Antrag ab. Doch nahm er bei seinen zerrütteten Vermögensumständen die ihm angebotne Pension an, welche sich zusammen auf 3700 Pfund Sterl. beliefen, und wovon 1200 Pfund auch nach seinem Tode und während der Lebenszeit seiner Gattin fortdauerten. Burke war damals so sehr verschuldet, daß er zwei Drittel von diesem Jahrgehalt, der theils aus der Civilliste, theils aber aus den vier und ein halb Procent Fonds zahlbar war, für eine ansehnliche Summe verkaufte und sich damit von Schulden reinigte, das letzte Drittel aber zu seinem Unterhalt behielt. Man sieht hieraus, in welch ehrenvoller Armuth der große Mann gelebt hatte. Daß er sein berühmtes Buch über die französische Revolution, durch das Versprechen einer Pension angelockt, geschrieben habe, war ein leeres Gerücht, das weggeworfene Menschen, Anschwärzer und Klätscher ausstreuten, deren Gift mischereien und Plattheiten täglich die öffentlichen Blätter überschwemmten. Hätte Burke seine politischen Talente zu Gelde machen wollen, so wäre es ihm leicht gewesen. Aber anstatt seine Ueberzeugung an die Minister zu verkaufen, wie Arggesinnte ihm Schuld gaben, setzte er sich lieber der Unannehmlichkeit aus, zu borgen. Unter andern lieh ihm sein Freund Sir J. Reynolds zweitausend Pfund, gab aber in seinem Testament Befehl, daß die Verschreibung für diese Summe zerrissen, und daß, nach des Testators Tod, noch zweitausend Pfund an Burke ausgezahlt werden sollten. Die ihm übel wollten, fanden hierin einen Beweis der Sage, daß Burke Reynolds bekannte Reden für ihn geschrieben habe, welches jetzt kein Unterrichteter mehr glaubt. Es ist auch nun ausgemacht, daß er, vor der Herausgabe seines Buchs, nicht die geringste Muthmaßung von der königlichen Pension hatte.

Uebrigens muß man der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß er kein Wirth war, und nicht verstand, seine Ausgaben den Grundsätzen einer weisen Sparsamkeit unterzuordnen.

Doch es wäre vergebens gewesen, nachdem er einen Gehalt von der Krone angenommen hatte, seine Feinde (unter denen die Oppositionisten, welche er verlassen, von Galle aufschwollen, ihn pensionirt zu sehen), von seiner Uneigennützigkeit überzeugen zu wollen. Ihre Ausfälle wurden täglich heftiger. Sie beschuldigten ihn, bald in Winken, bald deutlich, des Wankelmuths und des Eigennutzes. Vornehmlich ließen sich der Herzog von Bedford und Lord Lauderdale in sehr beißenden Ausdrücken darüber im Parlament vernehmen. Sie waren Gegner, welche Unterscheidung verdienten. Ihre gehässigen Seitenblicke und offenbaren Verleumdungen weckten ihn, und da er entschlossen war, alle Beziehung auf die Opposition abzubrechen, so vertheidigte er sich mit Nachdruck in seinem berühmten Sendschreiben an Lord Fitzwilliam, welches Gentz ganz im Geist des Verfassers unter dem Titel übersetzte: Burke's Rechtfertigung seines politischen Lebens, Berlin 1796. Wie sehr damals das ganze brittische Publicum an Burke Antheil nahm, kann man daraus sehn, daß diese Schrift nicht weniger als sechszehnmal in äußerst kurzer Zeit aufgelegt wurde. Von zwei andern Briefen, die er drucken ließ, vertrieben die Buchhändler zehn Auflagen.

So sehr ihn auch die Mühseligkeiten des Lebens drängten, blieb er doch immer für das Vaterland sehr besorgt. Als daher im J. 1797 das französische Directorium gesundere Regierungsgrundsätze zu befolgen schien, und der König demselben deswegen Friedensanerbietungen machen ließ, so ergriff er zum letztenmal die Feder, und rieth wider eine solche Unterhandlung in einer Reihe von Briefen, betitelt: „Gedanken über die Aussicht zum Frieden mit Königsmördern." Sein Scharfsinn, seine Ideenfülle, seine Ueberredungsgabe, sein Styl, Alles ist hier noch ganz in der vorigen Kraft. Aber sein Tropfen Zeit war nun verronnen; er konnte diese Schrift nicht mehr beendigen. Schon seit Jahren hatte er bedeutende Schwäche

empfunden und zuweilen Blut ausgeworfen.*) Vom Anfang des Juli 1797 neigte sich seine Gesundheit zusehends, obschon sein Verstand keine Abnahme verspüren ließ. Am 7. Juli redete man mit ihm von der französischen Revolution. Er versicherte, daß er sich freue, nichts darüber gesagt oder geschrieben zu haben, als was sein Gewissen völlig billige; übrigens sey es ihm von Herzen leid, wenn er dadurch seine ehemaligen Freunde beleidigt habe; absichtlich sey es gewiß nicht geschehen; auch vergäbe er von ganzer Seele Allen, die ihn entweder wegen seiner Schriften, oder aus irgend einer andern Ursache hätten kränken oder schaden wollen. Am folgenden Tage ließ er sich noch etwas aus Addison vorlesen, dessen Schriften er immer hochschätzte, und als ihn einer seiner Freunde und sein Bedienter in ein andres Zimmer tragen wollten, rief er mit schwacher Stimme aus: „Gott segne euch!" fiel zurück, und gab im 68. Jahre den Geist auf. Am 15. Juli wurde er in der Kirche zu Beaconsfield nahe bei seinem Bruder und seinem Sohn beerdigt.

Burke war von ansehnlicher Gestalt und einnehmenden Gesichtszügen, und in seiner Jugend stark und markig. Er ging aufrecht, und war wohl gebaut. Sein Blick war offen und leutselig, kündigte aber nicht den großen Mann an, für welchen er anerkannt wurde, sobald er zu reden anfing. Nur dann sah er etwas tiefsinnig aus, wenn er wegen seiner Kurzsichtigkeit die Augenlieder zusammenzog. Sein Freund Reynolds malte ihn in seinen besten Jahren, und das darnach gestochne Kupfer ist unter den mancherlei Abbildungen von ihm die beste. Das Bildniß in der Biogr. univ. aber hat keinen ähnlichen Zug von ihm.

---

*) Sein deutscher Geschichtschreiber erinnert sich, vor vielen Jahren von einem Irländer von Rang Folgendes gehört zu haben. Burke wußte, daß Manche, ehe sie öffentlich sprechen, durch Wein oder andre starke Getränke eine Art von Begeisterung hervorbringen, welche die Seelenkräfte höher spannt. Ihn hatte die Erfahrung gelehrt, daß warmes Wasser, ganz unvermischt, dieselbe Wirkung thue. Hievon trank er allezeit eine gewisse Quantität, wenn er öffentlich zu reden hatte. Aber diese Gewohnheit schwächte seinen Magen so sehr, daß er zuletzt keine Nahrung mehr annehmen wollte, und beschleunigte seinen Tod.

Er war anerkannt einer der größten Staatsmänner, und trug als Parlamentsredner von Allen, die mit ihm in gleichen Schranken liefen, den Preis davon, denn er war dazu vor Tausenden geboren. Als Fox im Unterhaus Gelegenheit nahm von seinem Tod zu sprechen, sagte er unter andern: „Wenn ich Alles, was ich von Lehrern, aus Büchern und aus dem Umgang gelernt habe, in eine Wagschaale legen könnte, und in die andre das, was ich an Kenntnissen meinem verewigten Freund Burke schuldig bin, so würde Letzteres sehr das Uebergewicht haben.*) An Gelehrsamkeit der mannigfaltigsten Art ist er vielleicht nie von einem Redner übertroffen worden; er wußte Allem einen Anstrich von Neuheit zu geben. Aber seine erstaunliche Gedankenfülle verführte ihn oft zum Ueberschreiten des Maaßes. Zuweilen hielt er die Mitglieder des Unterhauses über alle Gebühr auf, da doch nur Wenige von ihnen ihn ganz verstehen konnten, und alle gern fortgegangen wären, weil der Hunger sich meldete, wie Goldsmith in zwei oft wiederholten Versen sagte:

Too deep for his hearers, he went on refining,
And thought of convincing, while they thought of dining.**)

Ob er eine feste Uebereinstimmung mit sich besaß, ist allerdings zu bezweifeln. Was die vielen Auswüchse anlangt, wozu ihn seine lebhafte Einbildungskraft im Reden verleitete, so ließ er sie allezeit weg, wenn er die Reden nachher niederschrieb, um sie etwa herauszugeben.

Als Schriftsteller hat er großes Verdienst. Ueberall bewundert man den geistreichen Selbstdenker. Seine Schriften gehören alle zu den besseren Hervorbringungen der englischen Litteratur. Er haßt das Spielende und Gesuchte, und verschmäht den Flitterputz. Seine Schreibart ist fließend. In seinen früheren Schriften hat er mehr Sorgfalt auf den Styl verwandt als in den spätern, aber immer bleibt er auch von dieser Seite wichtig. Bei ihm

---

*) S. Literary Anecdotes of the 18th. century, by Nichols. vol. 3. p. 81. Dort findet man auch eine Lobrede auf Burke.

**) Stets höher sich schwingend, der Hörer vergessen,
Dacht' er an's beweisen, sie aber an's Essen.

findet man das alte Mark der englischen Sprache und eine seltne Gewandtheit im Ausdruck. Er schöpfte aus den ächten Fundgruben der englischen Litteratur. Am meisten las er in dieser Hinsicht Spencers Fairy Queen. Man sieht dies aus vielen Stellen, besonders aus seinen Betrachtungen über die französische Revolution. Lord Charlemont, sein vieljähriger Freund, merkt dies ausdrücklich an.*) Bacon, Shakspeare, Addison und Fielding waren seine Lieblingsautoren. Auf Swift hielt er wenig. Die griechischen Geschichtschreiber und Redner schätzte er mehr als die lateinischen. Unter den lateinischen Dichtern las er am meisten den Virgil und Lucrez.

Seine Werke sind in zwei Ausgaben von King und Laurence gesammelt worden. Ihr Ansehn wächst mit jedem Tag. Ein brauchbarer Auszug ist unter folgendem Titel erschienen: Maxims, opinions and characters, moral, political and economical, from the Works of the R. H. Edmund Burke, 2 Bändchen. 8. 2te Ausg. London 1811.

Bissets von Fink sehr fließend übersetzte Lebensbeschreibung Burke's ist bis jetzt die ausführlichste und beste. Aber es fehlt noch an einem Leben des großen Mannes aus authentischen Quellen. Man hat von ihm noch eine bedeutende Menge Briefe, welche wichtig seyn sollen.

---

*) Memoirs of the Earl of Charlemont, by Hardy. p. 345. Burke schätzte außerordentlich und sprach oft von Anna Pitt, Schwester des großen Lord Chatam, einer Frau von außerordentlichen Talenten, welche Lord Bolingbroke so sehr verehrte, daß er sie sogar ihrem Bruder vorzog, und sie deswegen Divinity Pitt nannte, im Gegensatz ihres Bruders, den er Sublimity Pitt hieß. Wenn diese Dame sich mit ihrem Bruder überwarf, so pflegte sie zu ihm zu sagen: „Geh, du weißt nichts weiter, als was du aus Spencers Fairy Queen gelernt hast." Burke, der diese Anekdote erzählte, machte dazu die Anmerkung: „Gesetzt auch, Lord Chatam hätte sich nicht viel weiter in Büchern umgesehen, so ist doch ausgemacht, daß wer am Spencer Geschmack findet und ihn recht liest, in den Kern der englischen Sprache eindringt."

d'Espréménil und d'Entraigues.

Nach dem Französischen

von

Ludwig Schlosser.

Digitized by Google

Die Geſchichte der franzöſiſchen Staatsumwälzung iſt ſo überreich an Männern, die theils durch ausgezeichnete Wirkſamkeit, theils nur durch ihre Seltſamkeit aus der Maſſe der Zeitgenoſſen ſich emporgehoben haben, daß in dieſem Werk nur die Ausgezeichnetſten dargeſtellt werden können. Zu dieſen gehören d'Eſpréménil und d'Entraigues, deren Eigenthümlichkeit auch in mehrern Beziehungen lehrreich iſt. Wenigſtens ſtehen ſie als warnende Zeichen da.

Wir theilen die kurze Schilderung dieſer Männer in einer ſorgfältigen Bearbeitung nach den franzöſiſchen Artikeln der Biographie universelle mit, und glauben damit auch den Anſprüchen deutſcher Leſer zu genügen, die es nicht mißbilligen werden, daß nicht blos das Geſchichtliche, ſondern auch die franzöſiſche Anſicht und Behandlungsweiſe beibehalten iſt. Es gehört auch dieſe zu den Zeichen der Zeit.

K.

Espréménil.

Der Irrthum in Sachen, worauf menschliches Wohl und Weh beruht, bringt allerdings die traurigsten Wirkungen hervor. Allein Wahrheiten, zur Unzeit, am unrechten Ort, auf die unrechte Art gesagt, scheinen zuweilen nicht geringeren Schaden gethan zu haben. Die Entbehrung des Lichts ist kein so schmerzlicher Zustand, als wenn der blendende Sonnenstrahl in das erst vom Staar befreite Auge fällt. Das sind die wirklichen Beförderer des Reichs der Wahrheit, die sie nicht nur mit einem unermüdlichen Eifer suchen, sondern welche auch diejenigen mit weiser Vorsicht auswahlen, die ihre Mittheilung ertragen können, ohne jedoch in jene unselige Bedenklichkeit, in jene unmännliche Furchtsamkeit zu verfallen, für welche es im Reich Gottes nie Zeit wird, eine Wahrheit zu sagen. Daß unzeitige Verkündigung an sich wahrer Grundsätze, eilfertige, schonungslose Entblößung aller Gebrechen des veralteten Staats, in der Hand des bewegten Volks geschliffene Dolche in den Händen der Rasenden sind, wer erfuhr das mehr zu seinem Schmerz, als

Johann Jakob Duval von Espréménil,

geboren im Jahr 1746 zu Pondichery in Ostindien, wo sein Vater ein angesehenes Mitglied im obersten Rath der

Colonie war, aber in der Folge zum Präsidenten des Raths von Madras berufen wurde.*) Im Jahr 1750 kam Espréménil mit seinem Vater nach Frankreich, genoß die dortige Erziehung, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, wurde königl. Advocat am Châtelet, kaufte sich aber bald eine Stelle im Parlament zu Paris. Hier entwickelte er sehr schöne Talente, zeigte aber auch schon Meinungen und Grundsätze, welche die Revolution nicht wenig beförderten, und die er späterhin vergeblich zu bekämpfen suchte, als das Volk schon den entsetzlichsten Mißbrauch von jenen Grundsätzen gemacht, und alle Zügel der bürgerlichen Ordnung von sich geworfen hatte. — Espréménil hatte von der Natur Alles erhalten um zu gefallen und zu fesseln; eine schöne Gestalt, einen lebhaften, ausdrucksvollen Blick, eine tönende Stimme, eine blühende und dabei kräftige Beredtsamkeit, in der man Ordnung, Bündigkeit und eine richtige Logik nie vermißte. Diese schätzbaren Gaben verschönerte er durch häusliche Tugenden, die ihm auch seine Feinde nicht absprachen.

Ein denkwürdiger Proceß, den er gewann, begründete seinen Ruf. Der Graf Lally, Commandant der königl. Truppen in Indien, war, als Vaterlands-Verräther, vom Pariser Parlament zum Tod verurtheilt worden, und die Vollstreckung dieses Urtheils war mit einer empörenden Grausamkeit verbunden gewesen. Diese Behandlung, durch welche beabsichtigt worden war, den Verurtheilten zum Schweigen zu nöthigen, hatte viel Unwillen über den ganzen Proceß erweckt, und einsichtsvolle Leute, welche das ganze Verfahren genau beobachtet hatten, waren der Meinung, Lally sey als Opfer einer Intrigue gefallen, der das Parlament nicht habe widerstehen können. Gestützt auf diese Meinung unternahm es der Graf Lally-Tollendal, Sohn des enthaupteten Generals, das Andenken seines Vaters von dem Flecken der Schuld zu reinigen. Er verlangte also die Cassation des Urtheils, und

*) Dieser Espréménil der Vater war es, der den Nabob von Arcate schlug, und als ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde, eine Reise nach Chandernajore machte, um die Religion der Indier besser kennen zu lernen. Er starb 1767, und hat mehrere Schriften hinterlassen.

unterſtützte ſeinen Antrag mit ſo beredten und gefühlvollen Schriften, daß ſich von da an der glänzende Ruf herſchreibt, den er bis heut ununterbrochen behauptet hat. Die Sache wurde an das Parlament der Normandie verwieſen, und das Pariſer, dem ſo viel daran gelegen ſeyn mußte, daß die Sache durchfallen möchte, übertrug Espréménil die Vertheidigung ſeines Urtheils. Hier alſo lag ihm ob, nicht nur die Ehre ſeines eignen Collegiums, ſondern auch die ſeines Oheims Duval de Leyryt, des Intendanten von Pondycheri, zu vertreten, der ihn zu ſeinem Erben eingeſetzt hatte, und einer der heftigſten Ankläger des unglücklichen Lally geweſen war. Espréménil begab ſich nach Rouen, vertheidigte das Pariſer Urtheil, erhielt alle Stimmen, und der junge Graf verlor den Proceß. Dieſer Erfolg hob Espréménils Ruhm auf einen hohen Grad; aber es war ihm noch ein höherer vorbehalten. Wie faſt alle junge Leute, hatte er die neuen Ideen angenommen. Unſtreitig wünſchte er nichts dem Aehnliches, was die Revolution hervorgebracht hat; aber er wünſchte unmittelbare Verbeſſerungen, ohne bedacht zu haben, daß dieſe plötzlichen Reformen der Aufruf zu einem gänzlichen Umſturz ſeyn würden. Er war ein enthuſiaſtiſcher Vertheidiger der Freiheiten der Parlamente, er wünſchte ſie nicht nur erhalten, ſondern erweitert, und das Schickſal des Staats ganz in die Hände dieſer Gerichtshöfe gelegt zu ſehen. Sie allein ſollten, ſeiner Meinung nach, die Stütze und der Schutz der Unabhängigkeit und öffentlichen Freiheit ſeyn. Espréménil gehörte nicht zu denen, welche gar keine Reformen wünſchten, und wenn er ſich in der conſtituirenden National-Verſammlung zu dieſer Partei hielt, ſo geſchah dies, weil die große Mehrheit der ganzen Verſammlung darauf ausging, ſein Lieblingsſyſtem umzuſtürzen, die Monarchie abzuſchaffen und die regierende Familie zu vertreiben, welcher er, bei allen ſeinen heftigen Angriffen auf die Miniſter, aufrichtig ergeben war. Erſt gegen das Ende des Miniſteriums von Calonne und unter dem von Brienne, des Erzbiſchofs von Toulouſe, (von dem er wohl wußte, daß er große Reformen, aber vorzüglich an den Parlamenten ſelbſt im Sinn hatte), widerſetzte er ſich den Wünſchen des Hofes heftiger. Man vermuthet, daß er auf jenen Parlaments-Beſchluß angetragen habe, worin man vom König die Zuſammenberufung der Stände ver-

verlangte. Gewiß ist, daß er dem Antrag beitrat, ihn erneuerte, aber ihn nicht zuerst in Vorschlag brachte. Der Minister Brienne drang auf zwei neue Steuern, denen sich das Parlament aus allen Kräften widersetzte — nämlich eine Grundsteuer, welche die Steuerfreien fortan bezahlen sollten wie die Steuerpflichtigen, und eine Erhöhung der Stempeltaxe. Der hartnäckige Widerstand des Parlaments gegen die Verordnungen des Königs bedrohte den Staat mit den traurigsten Folgen. Espréménil bot, wie sein Freund Sallier in den Annales françoises versichert, Alles auf, um eine Ausgleichung zwischen Hof und Parlament zu Stande zu bringen. Er begab sich zu dem Siegelbewahrer Lamoignon und sagte: Wenn die Minister den König dahin bringen wollten, die Zusammenberufung der Stände auf einen entfernten Zeitpunct festzusetzen, und bis dahin der Versammlung einen einstweiligen Finanzplan vorzulegen, so könnten sie versichert seyn, daß das Parlament die für jedes Jahr erforderlichen Anleihen genehmigen, und der Regierung aus allen Kräften beistehen würde, um die öffentliche Ruhe zu befestigen. Der Siegelbewahrer, versichert Sallier, schien erstaunt über die Weisheit dieser Vorschläge, ergoß sich in Lobsprüche und versicherte, daß er ohne Bedenken darauf eingehe. Um dieser glücklichen Vereinigung das Siegel aufzudrücken, fuhr er fort, sollte das Edict vom König selbst ins Parlament gebracht werden, ohne den Glanz der königl. Machtvollkommenheit, ohne den Blitz in der Hand, sondern in einer Privatsitzung, wie damals, als Heinrich IV. mit der schönsten, lautersten Hingebung Rath in dieser Versammlung suchte. Jedoch, wenn man dem angeführten Schriftsteller trauen darf, hielt der Siegelbewahrer von allen seinen Versprechungen keine. Kaum war Espréménil weg, so eilte er zu dem Erzbischoff von Toulouse, um ihm den Vorfall zu erzählen, und mit ihm über die Einfalt des Parlaments zu lachen, welches mehr anbot, als man je verlangt haben würde. Die Minister blieben also bei ihren Abgaben, und ließen auf den 24sten Nov. 1787 eine feierliche Versammlung des Parlaments ansagen, an welcher die Prinzen und Pairs Theil zu nehmen eingeladen wurden. Der König mit den Ministern erschien, und befahl, daß die Verhandlungen über die beiden Edicte in seiner Gegenwart Statt finden sollten. Mehrere Räthe sprachen dagegen, aber keiner wie Espréménil,

dessen hinreißende Beredtsamkeit von wahrer Vaterlandsliebe eingegeben zu seyn schien, und die meiste Wirkung auf den König that. Er drang in den König, dem Reich die Versammlung seiner Stände zu gewähren, und die Edicte zurück zu nehmen; er sprach mit so viel Stärke und Gewandtheit, daß man den Augenblick erwartete, wo der gute Ludwig nachgeben würde. Jedoch er hielt Stand, bekannte aber am andern Tage dem Erzbischof von Paris, daß er auf dem Punct gewesen, den Beschlüssen seines geheimen Raths ungetreu zu werden, und in den Antrag des Parlaments zu willigen. Da das Parlament sah, daß alle seine Anstrengungen vergeblich waren, durchbrach es alle Schranken, und Espréménil war eins der heftigsten Mitglieder desselben. Unterrichtet, daß man Edicte druckte, wodurch alle Mitglieder des Hofs und die Oberlandvoigte (cour plenière et les grands bailliages) zusammenberufen werden sollten, bestach er die Drucker, erhielt die Correcturbogen, und las sie in voller Versammlung des Parlaments vor, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, wie er dazu gekommen war. Da er aber erfuhr, daß man ihn verhaften wolle, flüchtete er sich ins Parlament, welches Tag und Nacht versammelt war. Der Verhaftsbefehl lautete aber, daß man sich seiner sogar mitten im Parlament bemächtigen sollte. Der Marquis d'Agoust, der diesen Befehl vollziehen sollte, forderte den Präsidenten auf, ihm seinen Gefangenen anzuzeigen; dieser aber weigerte sich. Als jener seine Forderung wiederholte, antworteten viele Stimmen: Nehmt uns alle, wir sind alle Herr von Espréménil. Endlich forderte der Marquis einen Richter besonders auf, ihm Espréménil anzuzeigen, erhielt aber zur Antwort: Ich sehe ihn nicht. Doch Espréménil, um diesen nicht zu compromittiren, lieferte sich selbst aus, trat kaltblütig hervor, und protestirte gegen die Gewalt, welche man ihm mitten im Tempel der Gerechtigkeit anthäte. Um sich eine Vorstellung von diesem Auftritt machen zu können, muß hier noch angeführt werden, daß er 24 Stunden dauerte. Er wurde nach der Insel St. Margaretha gebracht, von den Wünschen und Segnungen des Volkes begleitet, das ihn nicht gar lange nachher so ganz anders behandelte. —

Eine Veränderung im System der Regierung bewirkte seine Zurückberufung; der Adel von Paris ernannte ihn

zu seinem Abgeordneten in der National-Versammlung, und er vertheidigte hier die Grundsätze der alten Monarchie mit der nämlichen Kraft, die er vorher in den Angriffen auf die Minister gezeigt hatte. Er bat den Graf Lally Tollendal, der sein College in der Kammer des Adels geworden war, ihre ehemalige Streitigkeit zu vergessen, und sich zur Vertheidigung des Königs zu vereinigen; aber die Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen hinderte diese beiden Freunde des Königs an einer aufrichtigen Vereinigung. Ehe die drei Stände sich noch vereinigten, hielt er einst in der Kammer der Adeligen eine Rede, worin er das Betragen des dritten Standes mit dem der Gemeinen in England zur Zeit Carls I. verglich; aber nach der Vereinigung sah man ihn selten auf der Rednerbühne. Meist saß er ganz unten auf der rechten Seite des Saales der Versammlung, unter den eifrigsten Vertheidigern der alten Grundsätze, und von dort aus schleuderte er oft die Pfeile seines Spottes auf die gegenüber sitzenden Deputirten, unter schallendem Gelächter der Bühnen und zum Aerger der Volkspartei, welche dann fleißig zur Ordnung rief. Besonders hatte ers auf Mirabeau abgesehen, mit welchem er sich auch wohl messen konnte; aber in einen ernstlichen Streit ließ er sich doch nicht mit ihm ein, da er theils im Voraus wußte, daß er keinen Beifall finden könne, theils auch weil er der Festigkeit seines Charakters nicht traute. Redlich bekämpfte er alle Beschlüsse, welche auf Herabwürdigung und Einschränkung des königlichen Ansehens zielten, besonders denjenigen, worin unkluger Weise die Bedingungen bestimmt waren, unter welchen der Monarch abgesetzt werden könne. Er vertheidigte die Parlamente von Bretagne und Languedoc, als die National-Versammlung sie verfolgte, deren Beschlüssen sie keine Folge geleistet hatten. Obwohl überzeugt, daß er unterliegen müsse, glaubte er doch diese Huldigung dem Andenken jener großen Gerichtshöfe schuldig zu seyn, die er für die stärksten Stützen der Monarchie hielt, und für welche er selbst gegen den König gestritten hatte. Er trat also gleichsam in voller Rüstung in die Schranken, entschlossen, alle Mittel und Kräfte aufzubieten. — Wie wechselnd war der Ruf und die Bemühung dieses Mannes! Im J. 1787 hatte er den Ruf eines Demagogen, das Volk trug ihn im Triumph; 1790 bat er die National-Versammlung, sich in voller Zahl

zum König zu begeben und ihn zu bitten, daß er geruhen möchte, jene ganze Machtvollkommenheit wieder anzunehmen, wie seine Vorfahren sie gehabt hatten; 1791 verließ er die National-Versammlung, nebst vielen ihrer Mitglieder gegen Alles protestirend, was sie seit Vereinigung der Stände gethan. Da er sich anklagte, einer von den Urhebern der Revolution gewesen zu seyn, so hielt er es gleichsam für eine Ehrensache, all ihr Elend über sein Haupt gehen zu lassen. Er blieb bis zum 10ten des Erndtemonats 1792 in Paris, und war so unklug, die rasenden Haufen zu beleidigen, welche sich schon zur Bestürmung der Tuilerien versammelten. Man erkannte ihn, riß ihm die Kleider vom Leibe, bedeckte ihn mit Wunden und schleppte ihn, von seinem Blut triefend, in den Palast des königlichen Schatzes. Ein Nationalgardist entriß ihn den Mördern, ehe sie ihn völlig tödteten; der Pariser Maire Petion nahm ihn in Schutz und ließ ihn in Sicherheit bringen. „Wie Sie, Herr Maire, war auch ich einst der Abgott des Volks", sagte Espréménil zu ihm.

Von seinen Wunden hergestellt, begab er sich auf sein Gut bei Havre, in Hoffnung, hier vergessen zu werden; aber die verhaßten Spürhunde der Revolution, welche allenthalben nach Opfern suchten, entdeckten und führten ihn als einen Verdächtigen in das Gefängniß Luxemburg. Er zeigte sich hier nicht nur vollkommen heiter, sondern selbst froh, wie man diese Erscheinung an vielen damaligen Gefangenen bemerkte. Bald führte man ihn nach der Conciergerie und stellte ihn vor ein revolutionäres Gericht, welches ihn am 23. April 1794 zum Tod verurtheilte. Chapelier, sein College in der constituirenden National-Versammlung, aber einem ganz andern System folgend, hatte das nämliche Schicksal an eben diesem Tage. Man führte sie auf einem Karren zur Hinrichtung. Ehe sie sich aufsetzten, sagte Chapelier: Man gibt uns in unsern letzten Augenblicken eine schreckliche Aufgabe zu lösen. — Welche denn? fragte Espréménil. Welchem von uns das Hohngelächter des Volks gelten möchte. — Uns beiden, erwiederte Espréménil. — Von seinem Gewissen überzeugt, glaubte er alle Schmach verdient zu haben, die ihm widerfuhr. Wenn Ludwig XVI. mich hätte hängen lassen, äußerte er, so müßte ich es ihm recht sprechen. Denn allerdings war er einer der entschlossensten Gegner des Hofs

gewesen, und hatte selbst die Königin nicht geschont — sicherlich immer in der Meinung, das Wohl des Staats erfordre es. Die Königin wußte, wie Espréménil von ihr sprach, und sagte einst zu ihrer Putzhändlerin, welche ihr ein neues Kopfzeug anbot: Ich nähme es gern; aber vorher müßt' ich freilich erst vom Herrn Espréménil die Erlaubniß haben, es tragen zu dürfen. — Er war ein rechtschaffner Mann, der aus Irrthum Unrecht that, und dessen Absichten darum nicht minder Lob verdienen.

Zuletzt muß noch erwähnt werden, daß Espréménil herausgegeben hat:

1) Nullité et despotisme de l'assemblée nationale et de l'état actuel de la France. 1790.
2) Discours dans la cause des Magistrats qui composoient ci-devant la chambre des vacations du parlament de Brétagne. 1790.

Ungewiß ist es, ob er der Verf. der Remontrances war, die das Parlament im Januar 1788 bekannt machte.

Entraigues.

Was man an Espréménil bemerkte, daß auch gute Köpfe, wahre Freunde ihres Vaterlands, von dem Glanz neuer Ideen geblendet, von der zauberischen Hoffnung auf einen Zustand ganz neuer Glückseligkeit des Volks hingerissen, gleichsam in einen Zustand des Wahnsinns gerathen, in welchem ihnen, jeder Prüfung der Sachen, jeder Erwägung der Umstände und Folgen unfähig, alles Bestehende, alles Väterliche, alles Alte als abscheulich und gemeinschädlich erschien, und sie ein gutes Werk zu thun vermeinten, wenn sie mit eilfertiger Hand alles Vorhandene niederreißen hälfen, bis sie, vor den Folgen ihres Beginnens schaudernd, auf dem entgegengesetzten Weg zurück, und oft zu weit zurückgingen — dies Alles zeigt in einem weit höhern Grade

Immanuel Ludwig Heinrich von Launey
Graf von Entraigues *)

geboren in der Landschaft Vivarais. Sein Lehrer, der berühmte Abbé Maury, flößte ihm Geschmack an jener prunkenden Beredtsamkeit ein, welche den größten Theil

*) Er selbst schrieb sich zuweilen d'Antraigues.

der Menschen blendet und hinreißt, aber bei Besonnenen selten Ueberzeugung bewirkt; aber diese Besonnenheit war so selten, selbst bei sehr fähigen Personen, in der Zeit da Entraigues seine Laufbahn begann! Im J. 1788, also ein Jahr zuvor ehe er Deputirter in der Reichsversammlung wurde, gab er eine Denkschrift über die Reichsstände heraus, welche eine wunderbare Wirkung auf alle Menschen mit einer glühenden Einbildungskraft that. Die Exaltation war damals auf den höchsten Grad gestiegen. Alle Franzosen verlangten in einem fort Veränderungen und Verbesserungen, eine völlige Entwurzelung alles Bestehenden. Jenes Werk des Grafen d'Entraigues, mit bezaubernder Beredtsamkeit geschrieben, kann als einer der ersten Feuerbrände angesehen werden, welche in die Mitte Frankreichs geschleudert wurden, und den ungeheuren Brand der Revolution entzündet haben. Es trug als Motto an der Stirn jene Formel, durch welche der Justicia von Aragonien, im Namen der Cortez, dem König den Eid der Treue schwört: „Wir, die wir jeder so viel werth sind als Du, und die wir, Alle zusammen, mächtiger sind als Du, versprechen Deiner Regierung zu gehorchen, wenn Du unsre Rechte und Freiheiten aufrecht hältst, mit nichten aber im Gegentheil." Das ganze Werk besteht in einer Entwicklung dieses Textes; man findet darin alle die Grundsätze, deren unkluge Anwendung so viel Jammer über die Menschheit gebracht hat. Die Empörung der Völker gegen ihre Fürsten ist dort in den bestimmtesten Ausdrücken gerechtfertigt. Er drang darin auf die Wiederherstellung der Verfassung unter Carl dem Großen, er schmähte alle Könige, die seit jenem regiert haben, und scheute sich nicht zu sagen, daß jener Monarch ganz isolirt in der Geschichte dastehe. Er erklärte allen Ministern aller Könige den Krieg, rief den Haß des Volks gegen den Adel auf, und nannte diesen das traurigste Geschenk, welches der Himmel in seinem Zorn dem menschlichen Geschlecht gemacht habe. Die constitutionelle Monarchie war noch lange nicht, was er wünschte, die Republicaner haben keinen ausschweifenden Grundsatz gehabt, der nicht auch der Seinige gewesen wäre. „Um heroischen Tugenden ein würdiges Vaterland zu geben, sagte er, ließ der Himmel Republiken entstehen, und um den Ehrgeiz der Menschen zu strafen, erlaubte er, daß große Reiche mit Königen und Fürsten entstanden; aber gerecht

auch in seinen Züchtigungen, gab er den Völkern, wenn die Unterdrückung aufs höchste gestiegen war, Mittel zu einer Wiedergeburt, die sie den Armen des Todes entreißt, und ihnen den Glanz der Jugend wiedergibt." Wir übergehen eine Reihe der heftigsten Schmähungen gegen alle Regierungen, und geben nur noch eine Probe seiner Denkungsart und Darstellung. „Unterrichtet, fährt er fort, durch die Schriften einiger, mitten im Schooß der Knechtschaft freigeborner Menschen, hat das gegenwärtige Geschlecht, seiner Laster ungeachtet, die Grundsätze derselben eingesogen; ein Genius ist gekommen, hat die Werke der Gelehrsamkeit verschönert, und sie zum Erbtheil des Volks gemacht. Er hat aus den zerstreuten Trümmern unserer veralteten Regierung die unverjährbaren Rechte der Nation hervorgezogen, um uns zu lehren, was sie war und was sie seyn soll." Entraigues war so ganz trunken von diesen Ideen, daß er jede Gelegenheit für schicklich hielt, sie anzubringen. Als sein Oheim, Hr. von Saint-Priest, ins Ministerium gerufen wurde, wünschte er ihm Glück, nicht zum Vertraun des Königs, sondern zu der gewiß benutzten Gelegenheit, durch alle möglichen Mittel diesen Fürsten dahin zu bringen, dem Volk seine Rechte und seine Unabhängigkeit wieder zu geben. — Er entblödete sich sogar nicht, einst die Königin zu fragen, ob sie seine oberwähnte Denkschrift gelesen habe, und erhielt zur Antwort, daß das Lesen politischer Streitschriften nicht ihre Sache sey.

Wäre es nicht die Geschichte unsrer Zeit, von tausend Augen- und Ohren-Zeugen versichert, so müßte man es für unglaublich halten, daß der nämliche Mann, welcher so denken, reden und schreiben konnte, kaum unter die Reichsstände getreten war, als er auch schon in der Kammer seines Staats ein ganz entgegengesetztes System vertheidigte. Da man in den drei Kammern die Frage besprach, ob die Vollmachten der Abgeordneten in einem gemeinschaftlichen Saale, oder in den besondern Sälen des Standes, wozu ein jeder gehörte, geprüft werden sollten, wählte der Adel den Grafen d'Entraigues, um die alten Gebräuche zu vertheidigen. In den deshalb gehaltenen Zusammenkünften der drei Stände vertheidigte er mit großer Lebhaftigkeit das Interesse seiner Machtgeber — des nämlichen Erbadels also, den er einige Monate zu-

vor für das unseligste Geschenk des Himmels erklärt hatte. In Uebereinstimmung mit dem Marquis von Bouthillier und seinem Collegen Cazales wirkte er den Schluß aus, daß die Trennung der Stände in der Maaße, daß einer über den andern das Veto habe, eins der Grundgesetze der Monarchie seyn müsse, von welchem der Adel niemals abgehen würde. Die kurze Zeit, welche er in der constituirenden National-Versammlung, nach Vereinigung der drei Stände, saß, blieb er seinem neuen System treu, war jedoch der Meinung, daß der Verfassung eine Erklärung der Rechte vorausgeschickt, und mit des Königs Genehmigung versehen werden solle. Er widersetzte sich allen Vorschlägen zu Anleihen, die Necker that, und deren geringer Erfolg die Beraubung der Geistlichkeit und die Creirung der Assignaten zur Folge hatte. Diese Gelegenheiten und Gegenstände ausgenommen, verhielt sich d'Entraigues in der constituirenden Versammlung ruhiger, als man hätte vermuthen sollen, gleichsam als wenn nach dem kühnen Aufflug excentrischer Gedanken die Schwingen des Geistes ein wenig ermattet wären. Gegen das Ende des Jahres 1789 verließ er die Versammlung, um nie wieder darin zu erscheinen. Bald darauf ging er in auswärtige Länder, und zuerst an den russischen Hof, von welchem er zu verschiednen geheimen Sendungen gebraucht wurde. In der Folge begab er sich nach Wien, und verzehrte dort einen Jahrgehalt von 36,000 Franken, den er von verschiednen Höfen für noch künftige Dienste bezog. Ueberhaupt hatte d'Entraigues fast unter allen französischen Ausgewanderten das beste, man kann sagen, ein glänzendes Loos. Und wer hätte das vermuthen können? Vielleicht haben keines andern Franzosen Schriften im Anfang der Unruhen dem System, welches die Ausgewanderten bekannten, mehr Schaden gethan, als die unsres Grafen. Er verkündigte Grundsätze, welche allen damaligen Regierungen in Europa verderblich werden konnten, und dennoch nahmen alle Regenten ihn gnädig auf, ja sie schienen sich darum zu streiten, wer seine Gaben benutzen dürfte. In den Schriften, die er während seines Aufenthalts außer Frankreich herausgab, drang er auf eine gänzliche Gegenrevolution, auf die Abschaffung aller Reformen, aller Verbesserungen, die er selbst so sehr angepriesen hatte, und jene politische und bürgerliche Freiheit war ihm eben so verhaßt geworden, als sie ihm vorher theuer

gewesen war. Bei den diplomatischen Geschäfften, wozu er gebraucht wurde, versäumte er keine Gelegenheit, seinen neuen Grundsätzen Eingang in Frankreich zu verschaffen. Er bot alle Kräfte auf, den Bourbonen nützlich zu seyn, und unter andern vorzüglichen Männern der Revolution auch Cambacères in ihr Interesse zu ziehen, der aber jede Annäherung an ihn und sie verschmähte. Buonaparte, der ihn sehr fürchtete, ließ ihn 1797 in Mailand verhaften, und erhob ein großes Geschrei über eine Verschwörung, von welcher er die Beweise in der Brieftasche des Grafen gefunden zu haben behauptete. Diese Brieftasche des Grafen d'Entraigues wurde in ganz Frankreich das Gespräch des Tages, da ein Theil der Franzosen die Folgen jener Verschwörung fürchtete, ein andrer sie wünschte. Indeß trotzte d'Entraigues in seinem Gefängniß allen Drohungen Buonapartes, und gab sehr edle und feste Antworten. Er hatte sich in Rußland naturalisiren lassen, und berief sich als russischer Unterthan auf das Völkerrecht, welches in seiner Person verletzt sey. Allein solche Gründe konnten nicht viel Eindruck auf den Mann machen, mit welchem er es zu thun hatte. Frau Saint-Huberti, seit langer Zeit seine Beischläferin und endlich seine Gemahlin, that ihm bessere Dienste. Sie verschaffte ihm Mittel zur Flucht. Er ging nach Wien, fortwährend im Genuß der obenerwähnten starken Jahrgelder, kehrte endlich nach Rußland zurück, wo ihm der Kaiser 1803 den Titel eines Raths gegeben, und ihn zu einer Sendung nach Dresden gebraucht hatte. Hier war es, wo er eine heftige Schrift gegen Buonaparte und sein ganzes Regierungssystem herausgab.*) Deshalb verlangte Buo-

*) Der vollständige Titel ist: Traduction d'un Fragment du 18eme libre de Polybe, trouvé dans le monastère de St. Laure au Mont Athos par le Comte d'Antraigues. A Londres. Wir haben die 2te Ausgabe von 1806 vor uns. Sie erschien eigentlich in Leipzig bei Hartknoch, und die erste ebendaselbst bei Reclam. Ersterer ließ eine Uebersetzung davon verfertigen, unter dem Titel: Hannibal und Antiochus. Ein Bruchstück aus dem 18ten Buche des Polybius. Petersburg 1806. Original und Uebersetzung haben sich ziemlich selten gemacht. Vielleicht ist nie eine schärfere Kritik des Buonapartischen Systems der allgemeinen Ausplünderung, Unterjochung und Entwürdigung der europäischen Völker, aber auch der

naparte gebieterisch, daß der Verf. aus Dresden und ganz Sachsen verwiesen würde; der Dresdner Hof gab nach, und unser Graf kehrte nach Rußland zurück, wo sich Gelegenheit darbot, ein großes Glück zu machen. Er erhielt

---

Zwietracht, des lauernden Neides, der Isolirung, der Feigheit der europäischen Cabinette erschienen, als in dieser, keines Auszugs fähigen Schrift. Es sind die rollenden Donner und die zerschmetternden Blitze Jupiters. Nur das Fachwerk der Schrift sey uns anzugeben erlaubt. — Die Römer haben Philipp III. von Macedonien den allerschimpflichsten Frieden gewährt; er benutzt ihn so gut es geht, um Kräfte zu neuem Widerstand zu sammeln; er schickt Gesandte an König Antiochus von Syrien, um Schutz- und Trutz-Bündniß gegen die Römer anzubieten. Hannibal, aus dem besiegten Carthago entflohen, befindet sich eben bei Antiochus. Es wird ein Staatsrath berufen, um sich über den Antrag zu berathen. Hannibal rathet, das Bündniß anzunehmen, und alle vorhandenen Mittel anzuwenden, um die Römer nach Italien zurückzuweisen. Seine Rede ist ein feuriger Strom; es scheint dem syrischen Monarchen, wenn er solche Gründe, solche Erfahrungen, solche Schilderungen einer entsetzlichen Zukunft hören kann, ohne einen Kampf auf Tod und Leben mit dem heimtückischen Senat in Rom zu wagen, nicht der mindeste Anspruch auf Ehre, Muth, Gewissen und Wohlfahrt bleiben zu können. — Nichts destoweniger hat die ganze Rede nicht den geringsten Eindruck auf Polykrates, geheimen Rath und Staatssecretär des Antiochus, gemacht. Er ergreift das Wort, und spricht sich als den vollendetsten, gemüthlosesten Klügling, mit sehr schurkischen Grundsätzen aus. Er weckt alle Erinnerungen an ehemalige Streitigkeiten mit Philipp auf, er bläst den fast erloschenen Funken des Hasses, der nachbarlichen Eifersucht wieder an, er rathet, mit den Römern, gegen schöne Abtretungen, Friede zu halten und stets neutral zu bleiben, bis Philipp zu Boden gestreckt liege, die Römer sich ganz verblutet haben, und dann mit frisch und unberührt erhaltenen Kräften über beide herzufallen, sie zu erdrücken und dann die Stelle Roms einzunehmen. Die ganze Rede ist hin und wieder mit honigsüßen Worten für den großen Mann gespickt, dessen Meinung er eine ganz verschiedne entgegenzusetzen wagt. — Aber welch ein Wetter hat er über seinem Haupt zusammengezogen! Kallisthenes, syrischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein Zeitgenosse und Zögling des großen Nikanor, erhebt sich und spricht gegen ihn, und spricht mit einer Kraft, gegen welche sogar die gewaltige Rede Hannibals nur matt erscheint. Er faßt alle Erfahrungen, die man seit dem Emporkommen des römischen Volkes von dem Charakter desselben gemacht hat, in ein abscheuliches Gemälde zu-

nämlich Kenntniß der geheimen Artikel des Tilsiter Friedens, ging damit nach London, theilte sie den englischen Ministern mit, und erhielt dagegen einen sehr ansehnlichen Jahrgehalt. Man behauptet, daß seitdem der Graf den größten Einfluß auf die Berathungen der englischen Regierung, rücksichtlich der französischen Angelegenheiten, erhalten, daß Herr Canning nie etwas ohne seinen Rath gethan habe. Gewiß ist, daß er von dieser Zeit an in England für einen der größten Staatsmänner gehalten wurde. Dessen ungeachtet hatte er keine Verbindung mit Ludwig XVIII., der damals in Hartwell lebte, und ihm niemals ganz getraut zu haben schien, oder sich auch wohl durch die heftige, oft fast delirirende Einbildungskraft des Grafen, von ihm zurückgestoßen fühlte.

Schon vor den Begebenheiten, wodurch dieser Fürst wieder auf den Thron seiner Väter kam, soll d'Entraigues mit hohen Personen in Paris in ununterbrochnen Verbindungen gestanden, und nicht wenig zu dieser glücklichen Wendung der Dinge beigetragen haben. Aber es war ihm nicht vergönnt, den vollen Triumph der guten Sache zu erleben, denn er wurde am 12ten Julius 1812 in dem Dorf Barne, ohnweit London, von seinem eignen Bedienten, einem Italiener Namens Lorenzo, ermordet, als er eben im Begriff war in den Wagen zu steigen. Das über den traurigen Vorfall aufgenommene

---

sammen, er zeigt die furchtbare Zukunft, welcher das Reich Nikanors durch die verzagte, kleinherzige Maaßregel der Neutralität entgegen geht, er zeigt die römischen Adler, wie sie schon heishungrig über Syrien schweben, er bezüchtigt die Moral des Staatssecretärs der ehrlosesten Niederträchtigkeit. Aber Antiochus entscheidet sich dessenungeachtet für — Polykrates. Wer sieht nicht, auf wen die Streiche der Geißel fallen? Um aber niemandem einigen Zweifel zu lassen, versichert er noch in einer Anmerkung am Ende, daß Polybius zwar ein guter Geschichtschreiber, aber kein Prophet gewesen sey, wenn er versichere, Nabis, der Beherrscher von Sparta, sey der verabscheuungswürdigste aller Tyrannen, und die Spartaner das herabgewürdigtste aller Völker gewesen; denn 1800 nach Christi Geburt sey ein noch viel scheußlicherer Tyrann und ein noch viel niederträchtigeres Volk erschienen.

S — r.

Protocoll versichert, der Kutscher sey der einzige Zeuge gewesen, und habe Folgendes ausgesagt: „Ich sah Lorenzo eine Pistole auf meinen Herrn abdrücken, und da er ihn gefehlt, ihn mit einem Dolch durch die Schulter stechen; Frau Gräfin d'Entraigues, von dem nämlichen Böswicht tödtlich verwundet, nach dem Wagen zurückschwanken und fallen. Ich folgte meinem Herrn, der ins Haus zurückgegangen war, und fand ihn sterbend auf sein Bett gestreckt, schon ohne Bewußtseyn und Sprache, und Lorenzo daneben todt auf der Diele." Dieser Mann vermuthete, Lorenzo habe sich selbst erschossen, denn es sey ein zweiter Pistolenschuß gefallen, ehe er den Wagen verlassen, um seinem Herrn zu Hülfe zu eilen. Diese Meinung nahm auch das Gericht der Geschwornen an, vor welches die Sache zur Untersuchung gebracht wurde. — Diese Aussagen schienen aber Vielen unzureichend, um die traurige Begebenheit aufzuklären, und man wagte sehr kühne Vermuthungen, an welchen der Nationalhaß seinen Antheil gehabt zu haben scheint. Der Graf, hieß es, sey im Besitz der größten politischen Geheimnisse, und kein andres Mittel gewesen, sich seiner völligen Verschwiegenheit zu versichern, als ihm den Mund auf immer zu schließen. Es seyen manche Leute der Meinung, in der Politik gebe es keine andern Verbrechen, als die nicht gelungenen. Nach dem unglücklichen Ereigniß ließ die englische Regierung die Wohnung des Grafen durchsuchen, und alle seine wichtigen Papiere in Beschlag nehmen.

* * *

So endigte ein Mann, dessen Leben ein Bild der auffallendsten Unbeständigkeit des menschlichen Geistes und Schicksals war. Wie Schade, daß mit seinem großen Scharfsinn, mit seiner Gelehrsamkeit eine allzu heftige, oft selbst delirirende Phantasie verbunden war, die ihn stets über die Grenzen der Mäßigung hinaustrieb. Er war ein schöner Mann, sein Blick voll Feuer und Leben. Seine geistigen und körperlichen Eigenschaften

öffneten ihm die höchsten Cirkel; aber er sprach fast über nichts, als seine Plane. — Seine Schriften sind ziemlich zahlreich, beziehen sich aber sämmtlich auf Gegenstände der Revolution, einige zerstreute Gedichte abgerechnet.

Elisabeth von Frankreich

und

Ludw. Anton Heinr. v. Bourbon

Herzog von Enghien.

Nach dem Französischen

von

Ludwig Schlosser.

Digitized by Google

Mehr durch ihr ungewöhnliches tragisches Geschick und das in ihr Leben tief eingreifende Zusammentreffen von Ereignissen, die zu den allerseltsamsten und außerordentlichsten gehören, als durch einen bedeutenden Einfluß auf diese Ereignisse selbst und auf das Leben ihrer Zeit, sind die beiden Unglücklichen ausgezeichnet, deren Geschichte hier geliefert wird. Doch hat nicht ihr Unglück allein, sondern auch ihre persönliche Eigenthümlichkeit, ihr Leben zu einem anziehenden Gegenstand der Betrachtung erhoben. Beider Ende, gleich gewaltsam und grausam, ist nur darinnen verschieden, daß die Eine als Opfer der wildesten Volkswuth, der Andre als Opfer des blutigsten Despotismus fiel, jene langsam, durch die schmerzlichsten Erfahrungen und lange Leiden auf ihren Tod so vorbereitet, daß er ihr nur als ein wohlthätiger Befreier erscheinen konnte, dieser unerwartet, plötzlich in der Fülle jugendlicher Kraft und noch nicht ganz zerstörter Hoffnungen, von demselben ereilt.

Ueber die letzten Lebenstage des Herzogs von Enghien haben wir, seit der Zeit der Befreiung, manche Aufschlüsse erhalten. Die wichtigsten, die als schon hinlänglich geschichtlich begründet gelten können, sind in den nachfolgenden Blättern aufbewahrt. Ueber das Wesentlichste darinnen ist kein Zweifel mehr; die Art der Theil-

nahme Einzelner an der Gefangennehmung und Ermordung bedurfte hier keiner weitläuftigern Erörterungen.

Wir theilen auch diese Biographieen aus derselben Quelle, aus der die beiden vorigen geschöpft wurden, und in gleicher Bearbeitung mit.

Elisabeth von Frankreich.

Elisabeth von Frankreich, dem ganzen Namen nach Philippine Marie Helene, Schwester Ludwigs XVI., geboren zu Versailles am 3. Mai 1764, war das jüngste Kind des Dauphin, Ludwig XV. Sohn. Ihrer Aeltern beraubt, noch ehe sie dieselben gekannt hatte, wurde sie der Gräfin von Marsan, Hofmeisterin der königl. franz. Kinder, anvertraut, und behielt gegen sie Zeitlebens die zärtlichste Ehrerbietung und die rührendste Dankbarkeit. Der ehrwürdige Abbé von Montegat *) wurde ihr Lehrer, und verdiente sich durch seine Sorgfalt das ehrenvolle Vertrauen, welches seine Schülerin immer in ihn setzte. Elisabeth hatte nicht, wie Klotilde, ihre Schwester, jenen sanften und geschmeidigen Charakter erhalten, welcher die Tugenden leicht macht, sondern glich in mehr als einem Zug dem Herzog von Burgund, Fénélons Zögling. Erziehung und Frömmigkeit wirkten auf sie wie auf diesen Fürsten, die Lehren und Beispiele die sie erhielt, schmückten sie mit allen schönen Eigenschaften und Tugenden, und ließen ihr von ihren ursprünglichen Neigungen nichts übrig, als eine liebenswürdige Empfindsamkeit, die Fähigkeit lebhafte Eindrücke aufzunehmen, und eine Festigkeit,

*) Gestorben zu Chartres 1794.

welche für die furchtbaren Schläge gemacht schien, die ihr das Schicksal bestimmt hatte. Schon in der frühen Jugend, umringt von den Verführungen der Schmeichelei und den Gefahren der Größe, zeigte sie in der Wahl der Personen, welchen sie ihre Gunst und ihr Vertrauen schenkte, eben so viel richtigen Verstand, als Geradheit. Nur Frauen, welche sich durch ihre Gesinnung und Aufführung auszeichneten, nahm sie zu vertrauten Freundinnen, nur Männer von einem empfehlungswürdigen Charakter und treu ergebene Diener erlangten ihre Gunst. Umgeben von dieser ehrwürdigen Begleitung, im Glanz der Jugend und Schönheit, ging Elisabeth ihre königliche Bahn wie ein Engel des Friedens, der Wohlthätigkeit und der Tugend; ganz Frankreich rief so viel schönen Eigenschaften seinen lauten Beifall zu. Die Stände von Languedoc ließen ihr denselben durch den Bischof von Alais, Herrn von Bausset, zu erkennen geben, und er that dieß in einer gefühlvollen und schönen Anrede an die Prinzessin. Jeden Tag hätte man einen Zug ihrer Frömmigkeit und Mildthätigkeit anführen können. Ihre Bescheidenheit verbarg die meisten, aber die Dankbarkeit hat einige bekannt werden lassen. Hier nur einige, als Belege des Gesagten. Um ein junges Frauenzimmer, das sie mit ihrer Freundschaft beehrte, auszusteuern, erhielt sie vom König die Erlaubniß, das Geschenk von Diamanten, welches er ihr jährlich zu Weihnachten machte, mehrere Jahr nacheinander zu diesem Endzweck anzuwenden, ohne es sich je ersetzen zu lassen. — Als die Unordnung in den Finanzen auf Einschränkungen zu denken nöthigte, ließ sie den ersten Stallmeister kommen und verlangte, daß ihre Pferde unter allen in den königlichen Ställen zuerst abgeschafft werden möchten, ohne es dem König zu melden, obwohl die Spazierfahrt ihr liebstes Vergnügen war. — Auch wenn sie sich dem Hof entzog, füllte sie ihre Zeit aufs rühmlichste aus, indem sie sich theils nach St. Cyr begab und die dortigen Kostgänger aufmunterte, oder in ihrem Hause zu Montreuil, unter Anleitung des Leibarztes Lemonnier, Pflanzenkunde studirte. — Voll Ehrerbietung gegen den König, ihren Bruder, begehrte sie nie einigen Antheil an den Geschäfften der Regierung, und noch weniger nahm sie Antheil an den Ränken des Hofs. — So viel vortreffliche Eigenschaften mußten Bewerbungen um ihre Hand von mehrern Fürsten zur

Folge haben. Wirklich soll von ihrer Verheirathung mit einem portugiesischen Prinzen, mit dem Herzog von Aosta und dem Kaiser Joseph II. zu verschiednen Zeiten die Rede gewesen seyn, die aber sämmtlich durch politische Hindernisse, und wie es schien, nicht zu ihrem Bedauern, vereitelt wurden.

Dies war ihr Leben und Thun bis zum langen und harten Winter des Jahres 1789, in welchem sie noch einmal ein hülfreicher Engel der Armen seyn sollte, und es in so hohem Grade war, daß sie alle ihre Mittel erschöpfte, um viele Unglückliche vom Tode des Erfrierens zu retten. Aber bald sollte sie selbst die schauderhaftesten Schicksale erfahren. Das Ungewitter, welches Frankreich schon seit mehrern Jahren bedrohte, zog näher heran, und lagerte sich um den königlichen Thron, bis endlich der 14. Julius des nämlichen Jahres die blutigen Auftritte eröffnete. Elisabeth, genöthigt, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die politischen Begebenheiten zu richten, sah bald, was aus ihnen entspringen würde, und beschloß, ihr Schicksal nie von dem des Königs, der Königin und ihrer Kinder zu trennen. Fest und standhaft wie sie war, beschwor sie oft den König, sich seines Ansehns zu bedienen, und, so lange es noch Zeit war, dem reißenden Strom der Revolution einen festen Damm entgegen zu stellen. Als am 5. Octbr. ein von Wein und Wuth berauschter Haufen Pöbel nach Versailles zog, drang sie abermals in ihn, sich zu entfernen; sie rettete mehrere Soldaten von der Leibwache vor der Wuth des Volks, und bezeigte ihnen unaufhörlich ihre Dankbarkeit für die bewiesene Anhänglichkeit und ihre Unruhe über die Gefahr, in der sie schwebten. Auf kurze Zeit schöpfte sie wieder einige Hoffnung, als sie mit der königlichen Familie nach Paris zurückgeführt wurde, und den König mit so viel Beifall überhäufen sah. Vor ihrer edlen Festigkeit verstummten oft die aufrührerischen Forderungen der Nationalgarden und die drohenden Reden der Empörer. Aber bald sah sie die ganze Heftigkeit der Partei, welche den Thron bedrohte, und die Unzulänglichkeit der schwachen Schranken, welche der König ihr entgegen zu setzen suchte. Er hatte seine Tanten aufgefordert sich vom Schauplatz der Empörung zu entfernen, und gewünscht, daß auch Elisabeth mit ihnen gehen möchte; aber sie mochte keine der Gefahren meiden, welche ihren

Bruder und König treffen könnten. Sie wohnte nun den geheimen Berathschlagungen bei, welche die königliche Familie hielt, um in so gefährlichen Umständen nach übereinstimmenden Beschlüssen zu handeln. Sie wurde in den Plan der Flucht nach Montmedy eingeweiht, und theilte alle Strapazen, Gefahren und Beschimpfungen dieser Reise. Späterhin versicherte sie, daß sie eine leise Ahndung von der Verhaftung gleich vom Anfang der Reise gehabt. Sie glaubte nämlich einen Anführer der Nationalgarde gesehn zu haben, der unter Begünstigung der Dunkelheit sich in den Gang schlich, über welchen der König und seine Familie aus den Tuilerien entflohen. — Nach der Rückkehr unterhielt sie, durch die Hülfe einiger treuen Diener, einen fortgesetzten Briefwechsel mit den ausgewanderten Prinzen, da sie weniger strèng beobachtet wurde als der König. Ihr Muth, ihre fromme Ergebung schienen mit der Gefahr zu wachsen, und zeigten sich in ihrem schönsten Lichte, als am 20. Jun. 1792 ein zügelloser Pöbel in alle Zimmer der Tuilerien drang, Willens, sich die äußersten Mißhandlungen der königlichen Familie zu erlauben. Elisabeth trat mit dem König vor die Aufrührer hin, man hielt sie für die Königin, man zog die Säbel gegen sie, ohne daß sie ihnen ihren Irrthum benahm. Einer ihrer Stallmeister, Ritter von St. Perdour, warf sich den Kannibalen entgegen, rufend: Es ist nicht die Königin! — Warum sie nicht in ihrem Irrthum lassen, entgegnete Elisabeth, sie würden ihnen ein noch größeres Verbrechen erspart haben. Sie theilte die dreistündige Gefahr mit dem König, ohne ihren Muth zu verlieren. Der 10. August folgte bald auf diesen schrecklichen Tag. Mitten unter Brand und Gemetzel verließ Elisabeth die Tuilerien mit dem König und der königlichen Familie, um sich in die National-Versammlung zu begeben, die an ihrem Untergang arbeitete. Sie war in der Loge der Journalisten, als man Ludwigs Absetzung aussprach. Sie blieb noch drei andre, nicht minder schreckliche Tage im Hause der Versammlung, bis sie nach dem Tempel abgeführt wurde, wohin ihr niemand von ihrer Dienerschaft folgen durfte. Ihre eignen Entbehrungen und Uebel vergessend, suchte sie nur die des Königs und der Königin zu mildern; sie wurde den königlichen Kindern eine zweite Mutter, und bewies ihnen die zarteste Sorgfalt. Aber der Anblick so vieler Tugenden

erweichte die Herzen der Tiger nicht, welche sie bewachten. Schimpf und Schmach, Quälereien und Vorwürfe trafen sie wie die Ihrigen; man versagte ihr alle Hülfe, welche ihre Gesundheit forderte; ihre Reden, ihre Blicke sogar wurden beobachtet. Während seines Processes war sie gänzlich vom König getrennt, und sah ihn bloß wieder, um für immer Abschied von ihm zu nehmen. Herzzerreißender Auftritt! Aber er sollte sich noch einmal wiederholen, als am 2. August 1793 die Königin aus dem Tempel nach der Conciergerie, und von da aufs Blutgerüst geführt wurde. Elisabeth konnte das schändliche Verhör nicht vermeiden, wozu ein Umstand dieses verruchten Processes Veranlassung gab, und die schamhafte Tochter des heiligen Ludwig wurde gezwungen, auf die obscönen Fragen zu antworten, welche Verbrechen und Rache in ihrem Wahnsinn an sie thaten. Niemand war mehr bei ihr, als die Tochter des Königs (jetzt Herzogin von Angouleme), da man ihr seit dem Julius dieses verhängnißvollen Jahres auch den Dauphin genommen hatte. Ihre einzige Beschäfftigung war, in das Herz dieses Kindes die Keime der Tugenden zu legen, welche nunmehr Frankreichs Stolz, die Ehre seines Thrones und die Bewunderung der Welt sind. — Schon sieben Vierteljahre dauerte ihre schändliche Gefangenschaft, und wurde von Tag zu Tag enger und strenger, als man sie endlich am 9. Mai 1794 aus den Armen dieses Kindes riß. Mit Schimpfreden überhäuft, in eine Miethkutsche geworfen, führte man sie nach der Conciergerie. Am andern Tage wurde sie gerichtet, verurtheilt und zum Tod geführt. In wenig Stunden war Alles geschehen. Instinctartig eilten die Blutmenschen, alle unschuldigen, tugendhaften Wesen, als verklagende Gegensätze ihrer eignen Verruchtheit, aus dem Weg zu räumen. Auf dem Weg zum Hochgericht ermahnte sie die andern Schlachtopfer, welche mit ihr zugleich fallen sollten, unabläßig zur Reue und Ergebung. Man zwang sie, die Hinrichtung mehrerer Frauen anzusehen. Ehrerbietig grüßten sie die Prinzessin, als sie an ihr vorübergingen. Sie umarmte sie mit tiefer Rührung, und blieb dann im Gebet, bis ihr Tod diesen schauderhaften Auftritt endigte. Elisabeth war 30 Jahr alt. Ihre irdischen Ueberreste wurden ohne alle Auszeichnung nach Mousseaux gebracht und unter die andern Leichname geworfen, welche man dort täglich, bei so unaufhörlichen Hinrichtungen,

aufhäufte. — Herr Ferrand, franz. Staatsminister, hat eine sehr anziehende Lobrede auf Elisabeth geschrieben und 14 Briefe der Verewigten angehängt, kostbare Denkmäler ihrer himmlischreinen Tugend, der Schönheit ihres Gemüths, der liebenswürdigen Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, der Festigkeit ihrer Seele und ihres vortrefflichen Urtheils. Ihr Bruder, König Ludwig XVIII., hat in Uebereinstimmung mit den beiden Kammern seines Reichs, ihr ein Monument zu setzen beschlossen, und wo könnte die katholische Kirche, wenn sie Heilige verehren will, einen würdigern Gegenstand finden, als in dieser, von allen gefühlvollen Seelen mit tiefer und gerührter Ehrerbietung genannten Königstochter?

Ludwig Anton Heinrich v. Bourbon Herzog von Enghien.

Er ward geboren zu Chantilli am 2ten im Erntemonat 1772. Sein Vater war Ludwig Heinrich Joseph von Bourbon, und seine Mutter Ludovike Therese Mathilde von Orleans. Mit diesem Prinzen, dem berühmtesten und interessantesten der zahlreichen Schlachtopfer Buonaparte's, erlosch der Stamm des großen Condé, als dessen würdiger Nachkomme er sich bei verschiednen Gelegenheiten gezeigt hatte. Mit dem angenehmsten Aeußern und einer lebhaften Neigung zu körperlichen Uebungen verband er die erwünschtesten Eigenschaften des Geistes und Herzens, durch eine vortreffliche Erziehung erhöht. Im Jahr 1788 ward er zum Ritter des Ordens vom heil. Geist geschlagen, und nahm einige Tage darauf seinen Sitz im Parlament ein. Seine Anrede hatte allgemeinen Beifall. Mit ihm zugleich waren der Prinz von Condé und der Herzog von Bourbon erschienen, und also, wie der Präsident bemerkte, sah das Parlament den Großvater, Vater und Enkel zum erstenmal in einer und derselben Sitzung beisammen. In dem nämlichen Jahr begleitete er den Prinzen von Condé nach Dünkirchen, und am 16ten im Heumonat 1789 verließ er Paris, um es nie wieder zu sehen, als bis ihn am 21sten März 1804 eine Schaar von Polizeisoldaten einem Blut-

gericht überlieferte. Er durchreiste verschiedne europäische Länder, bis 1792, in welchem Jahr er nach Flandern kam, um unter den Befehlen seines Vaters den damaligen Feldzug mitzumachen. Da aber das Corps des Herzogs von Bourbon aufgelöst wurde, ging er zu dem Condéischen ins Breisgau. Diese an Zahl geringe, aber an muthigen und talentvollen Männern reiche Armee verließ er nicht eher, als bis sie im J. 1801 entlassen wurde. Unvergeßlich werden die Wunder der Tapferkeit bleiben, welche diese Schaar im J. 1793 that. Hier sah man drei Geschlechter von Helden kämpfen, und sich mitten in den Gefahren immer vermehren. Am 12ten September führte der Prinz seine Abtheilung über den Inn, und zeigte viel militärische Kenntnisse beim Angriff auf die Weissenburger Linien. Am schönsten zeigte er sich aber als Condé's würdiger Sprößling in dem Gefecht bei Berstheim am 2ten im Christmonat. Er war kaum 21 Jahr alt, und doch bewunderten die ältesten Officiere, die dabei waren, wie geschickt und treffend er seine Bewegungen ausführte. Der Prinz von Condé that an der Spitze seines Fußvolks Wunder der Tapferkeit, sein Sohn und Enkel befehligten die Reiterei, und letzterer bald allein, da sein Vater gleich im Anfang des Gefechts durch einen Säbelhieb so verwundet worden war, daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. Unmittelbar nach dem Gefecht begab er sich nach Hagenau, um sich von dem Zustand seines Vaters zu überzeugen, über welchen er in kindlichbanger Besorgniß war. Doch das Glück wollte, daß ihm sein Vater erhalten werden sollte. Mit seinem Großvater besuchte er die republicanischen Soldaten und Officiere, die man in diesem Gefecht zu Gefangenen gemacht hatte. Jedermann weiß, daß die Agenten des Convents damals jeden Condéischen Soldaten, der in ihre Hände fiel, unmenschlich hinrichten ließen, und die republicanischen Soldaten glaubten, daß man das Vergeltungsrecht an ihnen üben würde. Wie erstaunten sie, als sie aus dem Munde beider Fürsten den Befehl an die Wundärzte vernahmen, für diese eben so zu sorgen, wie für ihre eignen Soldaten. Die übermäßigen Strapazen dieses Feldzugs warfen den Herzog von Enghien am Ende desselben auf ein Krankenlager. — Das Jahr 1794 zeichnete sich dadurch für ihn aus, daß er den Orden des heiligen Ludwigs erhielt, und daß sich seine

Liebe zur Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort entspann, die ihn bestimmte, seinen beständigen Sitz in Ettenheim zu nehmen. Es ist ungewiß, ob zwischen ihnen eine geheime Verbindung Statt gefunden habe; wenigstens scheint kein förmlicher Act darüber aufgenommen worden zu seyn. Unstreitig setzte der Prinz sich vor, diese Verbindung über lang oder kurz für eine rechtmäßige erklären zu lassen. Wie fern mag ihm der Gedanke gewesen seyn, daß ein furchtbarer und früher Tod ihn an diesem Vorhaben hindern würde. Und das treffliche junge Paar war einander so werth! —

Im Julius 1795 reiste der Herzog von Bourbon nach England, und trennte sich zum erstenmal von seinem Sohn. Wie viel bitterer würden die Thränen dieses Abschieds gewesen seyn, wenn sie in der Zukunft hätten lesen können, daß es ein Abschied für die Ewigkeit war! Der Prinz von Condé übergab 1796 den Oberbefehl über seine Truppen seinem Enkel, der auch in diesem Feldzuge sich in seinem Glanze zeigte. Kaum hatten ihn die Republicaner durch ihren Uebergang über den Rhein am 24sten des Brachmonats eröffnet, als Enghien ihnen entgegen ging. Am 26sten nahm er eine Mühle und andere wichtige Posten, die in ihre Hände gefallen waren, wieder ein; am 27sten schlug er sich hartnäckig einen ganzen Tag im Gehölz von Schonter; aber der Abfall der schwäbischen Kreistruppen, welche seinen rechten Flügel unterstützen sollten, nöthigte ihn, sich gegen Offenburg zurückzuziehn. Am dritten Tage darnach brach er aus dem Kinchthale hervor, und rückte durch seine Vereinigung mit Condé wieder in die Schlachtlinie ein.*) Vom 28sten d. M. bis zum 14ten Septbr. errang der Herzog mehrmals wichtige Vortheile, besonders bei Oberkamlach, in der Nacht vom 12ten auf den 13ten September. Auch das Gefecht bei Schussenried, am 30sten Septbr., war ehrenvoll für ihn.

*) Diese nähern Umstände verda[illegible] man der Mittheilung des Herrn Vicomte de Cheffontaines, der als Adjutant des Herzogs einen sehr thätigen Antheil an diesen Unternehmungen hatte.

Eine der glänzendsten Thaten in diesem Feldzuge, die 18 Tage lange Vertheidigung der Münchner Brücke, verbreitete den Ruf der Tapferkeit und der Talente des Herzogs in dem ganzen republicanischen Heere, so daß viele Officiere des Moreauschen Corps dem Verlangen nicht widerstehen konnten, seine persönliche Bekanntschaft zu machen.

Nach dem Vertrag von Leoben ging das vom Wiener Hofe entlassene Condéische Corps nach Rußland, und blieb bis 1799 dort. Als es nach Schwaben zurückgekommen war, wurde dem Herzog die Vertheidigung von Constanz aufgetragen. Da aber der russische Fürst Kortschakow sich in Zürich hatte überrumpeln lassen, und die Republikaner unter Massena vorwärts drangen, zog sich das Condéische Corps, welches den Rückzug der Russen deckte, wieder über den Rhein, und behauptete seinen alten Ruhm in dem dabei vorgefallenen lebhaften Gefecht. Auch kann hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wie der Prinz sich bei Rosenheim mit nicht mehr als 2000 Mann gegen die ganze Division Lecourbe 7 Stunden hielt, und diesen General nicht mehr als eine Stunde Land gewinnen ließ. — Nie schwächte das kriegerische Handwerk in der Brust des jungen Helden die Gefühle der Menschlichkeit. In eben diesem Gefecht bei Rosenheim fand er einen jungen republicanischen Husaren verwundet auf dem Felde liegen; er ließ ihn aufheben, auf sein eignes Bett legen, von seinem Wundarzt besorgen, und nach einigen Tagen an die französischen Vorposten abgeben. Das kurze Leben dieses liebenswürdigen und großmüthigen Prinzen ist voll solcher Züge.

Zufolge des Lüneviller Friedens wurde das Condéische Corps zum zweitenmal abgedankt. Der Prinz von Condé begab sich nach England, und Enghien ging auf die dringenden Einladungen des Cardinals Rohan mit der Prinzessin Charlotte nach Ettenheim zurück. Als durch die politischen Umstände die Besitzungen des Cardinals unter Badensche Herrschaft gekommen waren, erhielt er, auf seine Bitte, die Erlaubniß, fortwährend in Etten-

heim zu bleiben. Hier lebte der Prinz als bloßer Privatmann, mit der Pflege seiner Blumen und der Jagd beschäfftigt, Alles beglückend, was ihn umgab, als die Begebenheiten des Jahres 1804 eintraten. Buonaparte, wie man erzählt, durch seine Kundschafter berichtet, Enghien habe in einer Gesellschaft behauptet, der gefeierte Held verdanke seine vielen Siege nicht sowohl einem überlegnen Talent, als vielmehr der Schonungslosigkeit, womit er seine starken Massen aufopfere; schon früher dadurch beleidigt, daß der Herzog ihm die Aeußerung, das Geschlecht der Bourbonen sey ganz ausgeartet, in einem Briefe verwiesen, und zu Gemüth geführt hatte, wie unedel es sey, Unglückliche noch so zu kränken, durstete nach seinem Blut. Er beschloß seinen Tod, und alle Bitten, alle Thränen seiner Gemahlin konnten ihn in seinem Entschluß nicht wankend machen. Einer andern Nachricht zufolge gab eine andre Veranlassung dem blutigen Plan die erste Entstehung. Durch die Bekenntnisse eines gewissen Querelle, den von einem Gewürzkrämer Philipp ausgelieferten Briefwechsel der Herren Michaud und Marguerite mit den königlichen Prinzen, hatte Buonaparte ziemlich verworrene Anzeigen erhalten, daß letztere einen Plan entworfen hätten, sich des Thrones ihrer Väter wieder zu bemächtigen, daß Pichegru, die Herzöge von Polignac und andre ausgezeichnete Männer an der Spitze der Unternehmung ständen, daß England sie mit aller seiner Macht begünstige. Er glaubte also sich des Prinzen bemächtigen zu müssen, den er als Mitglied des Bundes ansah, und aus dessen Papieren er Licht in der dunkeln und gefährlichen Sache zu erhalten hoffte. Herr von Caulaincourt, ein Edelmann aus der Picardie, dessen Familie in Diensten des Hauses Condé gewesen war, wurde zu diesem Endzweck mit geheimen Briefen der Minister des Innern und der Polizei ins Departement des Niederrheins abgefertigt. Um aber das Publicum über die Absicht seiner Sendung irre zu leiten, gab ihm der Kriegsminister zum Schein Vollmachten mit, als sollte er die Erbauung einer Anzahl platter Fahrzeuge, zur Landung in England, beschleunigen. Ihn begleitete der General Ordenner, von Buonapartes Leibwache, bis Straßburg. Von hier aus leitete Caulaincourt die ganze Unternehmung, und hatte dabei einen gewissen Rosey und

Mehée unter seinen Befehlen.*) Während er sich nach Offenburg begab um einige vornehme Ausgewanderte verhaften zu lassen, wurde der General F.... mit Ordenner nach Ettenheim abgeschickt, wohin schon ein Officier, und Pferdsdorf, ein Wachtmeister der Gensd'armerie, verkleidet gegangen waren, um sich sichere Kunde zu verschaffen, ob der Prinz zu Haus wäre, wie seine Wohnung läge, ob er viel Hofleute und Bedienten um sich hätte, ob sie alle bei ihm in einem Hause wohnten, ob sie wachsam wären, ob man von ihnen und den Einwohnern Widerstand zu erwarten habe. Die Ankunft der beiden Unbekannten erregte allerdings Verdacht, und ein alter Condéischer Officier, Namens Schmidt, erhielt Befehl, sich an Pferdsdorf zu machen, und ihn geschickt über seine Absichten auszuforschen. Aber er entledigte sich seines Auftrags nicht gut, sondern ließ sich von dem Wachtmeister täuschen, so daß er die Versicherung gab, die beiden Unbekannten dürften keine Besorgniß einflößen. Unglücklicherweise traute man seiner Versicherung so ganz, daß sich der Prinz entschied, die Nacht in Ettenheim zu bleiben, nachdem er sich den ganzen Tag auf der Jagd ermüdet hatte. Doch war er, aller Versicherungen Schmidts ungeachtet, entschlossen, sich am folgenden Tage von diesem Ort zu entfernen. Dies war am 14ten März; aber in der Nacht auf den 15ten wurde seine Wohnung von 3 bis 400 Menschen umringt, unter denen sich viele Gensd'armen befanden. Letztere ausgenommen, wußten alle nicht, worauf es hier angesehen sey, und als die Soldaten erfuhren, daß man einen Bourbonischen Prinzen aufgehoben habe, äußerten sie den lebhaftesten Unwillen, dergestalt gemißbraucht worden zu seyn. — Kaum war der Herzog zu Bette, als man ihn benachrichtigte, daß Lerm um's Haus gehört werde. Er springt im Hemde aus dem Bett, ergreift seine Flinte, einer seiner Bedienten ergreift die andre, sie öffnen die Fenster, der Herzog ruft:

---

*) Der ungenannte Verfasser der Schrift: geheime Nachrichten über Napoleon Buonaparte, von einem Mann, der ihn 15 Jahr nicht verlassen hat, Leipzig bei Gerh. Fleischer 1815, behauptet S. 100., Caulaincourt habe nichts von dem Geheimniß der Sendung des Gen. Ordenner gewußt.

Wer da? Auf C..... Antwort*) wollen sie Feuer geben; aber Schmidt, bemerkend, daß jeder Widerstand vergeblich seyn würde, entriß dem Herzog die Flinte. Er nahm also nur dem Baron von Grünstein das Versprechen ab, wenn man nach Enghien fragen würde, sich selbst dafür auszugeben, in Hoffnung, durch diese Täuschung noch zu entkommen. Er warf dann ein Jagdwamms um, konnte aber nicht in die Stiefeln kommen, als sie schon die Treppe herauf kamen. C....., Pferdsdorf und einige andre Gensd'armen traten mit Pistolen in der Hand ins Zimmer und riefen: Wer von ihnen ist der Herzog von Enghien? Grünstein hatte den Kopf verloren — er schwieg. Man wiederholt die Frage, — Grünstein sagt kein Wort. Der Herzog nahm nun selbst das Wort: Wenn ihr gekommen seyd, um ihn zu verhaften, so müßt ihr eine Beschreibung seiner Person haben. Sucht ihn! Die Gensd'armen, ihn für einen Bedienten haltend, erwiederten: Wenn wir eine hätten, würden wir euch nicht fragen. Weil ihr ihn aber nicht anzeigen wollt, so kommt alle mit! — Der Ritter Jacques, der Freund und Secretär des Prinzen, der in einem benachbarten Hause wohnte, hatte kaum erfahren, daß eine bewaffnete Macht beim Prinzen eingebrochen hatte, als er halb nackend fortsprang und einen Bedienten nach dem Thurm schickte, um die Sturmglocke zu ziehen. Aber der Thurm war schon von einem Posten besetzt, der den Bedienten mit Schlägen zurückschickte. Nichts war vernachlässigt worden, um das schreckliche Bubenstück glücklich auszuführen. Secretär Jacques war krank; er raffte sich aber auf, und erbot sich, den Prinzen zu begleiten. Erst stieß man ihn zurück, da er aber nicht abwendig zu machen war, ließ man ihn mit den Worten ins Zimmer: Es ist doch einer mehr! Der Lohn dieser Treue war, daß er fast ein ganzes Jahr in den Kerkern, theils zu Vincennes, theils im Tempel bleiben mußte.

Unter besonderer Bewachung der Gensd'armerie verließen nun der Prinz und einige seiner Hofleute Ettenheim. Sie wurden so eilig fortgerissen, daß sie nicht Zeit

*) Caulaincourts? Charlots?

hatten, sich anzukleiden; der Prinz hatte nichts auf dem Leibe, als eine Jacke und eine lange Hose. Die Prinzessin von Rohan, der man Nachricht von dem Vorfall gegeben hatte, sah ihn in diesem elenden Aufzug unter ihren Fenstern vorbeikommen, und sah ihn hier zum letztenmal. Als man bei einer Mühle, ohnweit Ettenheim, anhielt, erlaubte man dem Prinzen, einen Bedienten zurück zu schicken, um sich Wäsche und Geld holen zu lassen. Der Schultheis von Ettenheim wurde in die Mühle gerufen, um auszusagen, welcher unter den Gefangnen der Herzog von Enghien sey, da man es noch immer nicht wußte. Und wenig fehlte, so wäre er aus dieser Mühle entwischt. Man hatte die Ausgänge untersucht, sich nach einsamen Fußsteigen erkundigt, Breter über die Bäche gelegt, aber im Augenblick der Entweichung fand man eine Hinterthür, die sonst nie verschlossen war, von außen verriegelt. An welchen kleinen Dingen hängt oft das Schicksal! Der Herzog von Enghien würde noch die stärkste Stütze des königlichen Thrones in Frankreich seyn, wenn der Mühlknecht nicht aus Versehen einen unnützen Riegel vorgeschoben hätte. Wir aber tragen kein Bedenken, diese von Jacques mitgetheilten kleinen Umstände anzuführen, da die gerechte Trauer um den Trefflichen sie heiligt. — Nachdem der Herzog die erwarteten Sachen erhalten hatte, brach der Zug wieder auf, und ging bei Koppel über den Rhein. Auch hier schien die Hoffnung zu entkommen noch einmal unerwartet aufzugehn. Ein Officier der Escorte ließ durch undeutliche Zeichen und allerlei in seinem Betragen merken, daß er die Absicht habe den Prinzen zu retten. Man hatte zwei Böte zur Ueberfahrt. Er wollte die Gensd'armen, welche ihm im Wege waren, im ersten überfahren lassen, und aufs zweite den Prinzen und die Liniensoldaten nehmen, auf welche er rechnen zu können glaubte; aber unvorhergesehene Umstände hinderten die Ausführung des Plans. Alles vereinigte sich, das Schlachtopfer in die Hände seines Würgers zu liefern! — Beim Aussteigen aus den Böten, bei Rheinau, fand man keine Wagen; man ging eine Stunde zu Fuß, und schaffte dann die Gefangenen auf elenden Karren vollends bis Straßburg. Der Prinz saß mit seinem Kammerdiener, einem Flandrer, Namens Canonne, auf dem vordersten. Da die Instruction nichts bestimmt hatte, so wußte man nicht, wo-

wohin die Gefangnen zu bringen seyn würden; man führte sie durch die Straßen, den Prinzen voran. Endlich legte man ihn in das Haus des Herrn Char...., wo er Gelegenheit fand, diesen Officier bei Seite zu nehmen und ihm den Vorschlag zu thun, daß er ihn glücklich machen wollte, wenn er ihm zur Flucht behülflich seyn möchte; aber Char.... schlug es ab. — Bald langte Befehl an, die Gefangnen in die Citadelle zu setzen. Der Commandant behandelte den Prinzen sehr hart, wo er irgend konnte, und war fühllos genug, ihm sogar Schildwachen in's Zimmer zu stellen, die erst auf Befehl des Generals Leval wieder weggenommen wurden. Ueberhaupt betrug sich dieser General sehr liebreich und ehrerbietig gegen den Prinzen, und besuchte ihn sogar mehrmals, obwohl er die ganze Rache des Usurpators fürchten mußte, wenn er seine Wuth nicht theilte. Der Prinz vertheilte noch einiges Geld unter seine Leute, und mußte dann geschehen lassen, daß man seine in Ettenheim weggenommenen Papiere durchsuchte. Man fand sein Testament darunter, und Alle, die den Adel seiner Gesinnungen kannten, bedauern, daß es sich nicht nur nicht wiedergefunden hat, sondern auch sonst von seinem Inhalt nichts bekannt geworden ist. Als man Alles durchgesehen hatte, wurde dem Prinzen zugemuthet, die Papiere mit seiner Unterschrift zu versehen; aber er schlug es ab und erklärte, daß er die Registratur nur in Beiseyn seines Secretairs unterschreiben würde. Dieser Umstand schien so wichtig, daß darüber an den Präfecten berichtet wurde, welcher seine Einwilligung gab. Zwei Briefe, welche einige Scherze über Buonaparte enthielten und sich unter diesen Papieren befanden, wollte der Prinz ins Feuer werfen, und der Polizei-Commissär Popp, der dabei war und sich überhaupt sehr gut betrug, hinderte es nicht; aber Ch..... fuhr ihn an: heist dies ihre Pflicht thun? — Am 18. März sehr früh öffneten sich die Thüren des Gefängnisses, Gens-d'armen traten um das Bett des Prinzen und nöthigten ihn, sich eiligst anzukleiden. Seine Leute eilen herbei, er bittet um die Erlaubniß seinen getreuen Joseph mitnehmen zu dürfen, erhält aber zur Antwort, daß er ihn nicht brauchen würde. Er fragt, wieviel er Wäsche mitnehmen könne? Ein oder zwei Hemden ist die Antwort. Von nun an verlor er alle Hoffnung und sah sein Schicksal voraus,

steckte 200 Ducaten zu sich, gab 100 Stück dem Secretär Jacques, um damit zu bezahlen was die Gefangnen verzehrt hatten, umarmte seine treuen Freunde und sagte ihnen das letzte Lebewohl. — Die Reise wurde nun angetreten, Tag und Nacht fortgesetzt, so daß man am 20. März Abends halb 5 Uhr an den Thoren der Hauptstadt, am Schlage Pantin ankam. Schon wartete hier ein Courier mit dem Befehl, an der Mauer hin nach Vincennes zu fahren. Um 5 Uhr war der Prinz schon in dem dortigen Gefängniß. Harel, Commandant von Vincennes, sagte zu seiner Frau: Was muß das für ein Gefangner seyn, da man ihm eine so starke Wache gibt? Aber sie erkannte sogleich den Herzog und rief mit tiefer Rührung: Ach! es ist mein Milchbruder! — Erschöpft von Hunger und Ermüdung aß er einige Bissen, und warf sich dann auf ein armseliges Lager an einem Fenster, dessen Scheiben zum Theil zerbrochen waren und mit einem Tuch verhängt wurden. Er schlief bald und tief. Gegen 11 Uhr weckte man ihn plötzlich auf und führte ihn in ein andres Zimmer in der Mitte des Schlosses, gegen den Wald zu. — Hier waren folgende 8 Officiere zu einem Kriegsgericht versammelt: General Hulin, Commandant der Grenadiere zu Fuß von der Leibwache; Obrist Guiton, Commandant des 1sten Kürassier-Regiments; Bazancourt, Commandant des 4ten leichten Infant. Regts.; Obrist Ravier, Commandant des 18ten Linien-Inf. Reg.; Obrist Barrois, Commandant des 96sten Lin. Inf. Reg.; Obrist Rabbe, Commandant des 2ten Regim. der Pariser Stadtwache; Hauptmann d'Autuncourt, Major der Gensd'armerie d'élite, als vortragender Beisitzer; Molin, Hauptmann vom 18ten Lin. Inf. Reg. als Secretär — sämmtlich ernannt von dem damaligen Commandanten von Paris, dem General Murat. — Eiligst wird nun das peinliche Verfahren eingeleitet, und um 4 Uhr des Morgens ist das Urtheil gefällt, oder richtiger zu reden, der Befehl gegeben, das Schlachtopfer zu erwürgen, und um halb 5 Uhr wurde er schon in dem Schloßgraben vollzogen. Alles hatte der treulose Tyrann aufs genaueste berechnet, um sein Verbrechen in die Schatten der Nacht zu hüllen und es desto sichrer auszuführen. Die schnelle Entführung, die übereilte Reise, sollten den Prinzen betäuben, verwirren, den ungebeugten Muth eines

Mannes schwächen, welcher 20 Jahr die Waffen mit Ruhm geführt. Aber der feige Tyrann irrte sich, wenn er glaubte, den edlen Stolz einer unschuldigen und festen Seele ganz vernichten zu können. Als man ihn fragte, warum er die Waffen gegen sein Vaterland geführt? antwortete er: „Ich und meine Familie haben um das Erbe unsrer Väter gekämpft; aber seit Friede wurde habe ich die Waffen niedergelegt, und mich überzeugt, daß es in Europa keine Könige mehr gibt.“ Seine Richter, betroffen von so viel Unerschrockenheit, waren einen Augenblick unschlüssig und schrieben an den Tyrannen, um seine Entscheidung zu vernehmen. Sie erhielten ihren eignen Brief zurück, und fanden unten die drei Worte beigeschrieben: Zum Tod verurtheilt. In dem hierüber in den Tuilerien gehaltenen geheimen Rath stimmte Cambacérès nicht für den Tod des Prinzen. Nun, schrie Buonaparte zornig, seit wann seyd ihr so geizig mit dem Blut der Bourbonen geworden?*) — Gensd'armes d'élites wurden ersehen, die Hinrichtung des Prinzen zu vollziehen. Die Wahl des die Abtheilung commandirenden Officiers war auf einen Mann gefallen, welcher im Hause Condé seine Erziehung erhalten, und das Andenken dieser Wohlthat noch nicht ganz verloren hatte. Erst bei seiner Ankunft in Vincennes erfährt er das verhaßte Geschäfft, das er vollziehen soll. Der Prinz wird ihn gewahr, erkennt ihn, bezeigt ihm seine Freude ihn wieder zu sehen. Er aber weint mit gesenktem Haupt. — Die Sitzung wird aufgehoben, man verläßt den Saal, worin sie gehalten worden war, und geht eine enge, dunkle Wendeltreppe in den Wallgraben hinunter. Der Prinz fragt den erwähnten Officier: Soll ich lebendig in einen Kerker begraben werden? Bin ich bestimmt in den Oublietten**) zu verfaulen? Nein, gnädiger Herr, erwiederte ihm jener schluchzend, seyn sie ruhig. Man steigt weiter hinunter, und kömmt an den zur Hinrichtung bestimmten Ort. Der Prinz, die Zurüstungen wahrnehmend, rief: Ach Gott sey Dank! ich soll sterben wie ein Soldat. — Der commandirende Officier war

*) Dieser Vorwurf war ungerecht, da C. beim Proceß des Königs nur bedingungsweise gestimmt und nicht auf die Hinrichtung desselben gedrungen hat.

**) Gefängnisse, aus welchen keine Befreiung mehr war.

nicht die einzige, dem Hause Condé durch empfangene Wohlthaten verbundne Person, welche das Schicksal zu Zeugen dieser Catastrophe machte. Die obenerwähnte Frau des Commandanten von Vincennes war von dieser erhabnen Familie als Kind versorgt und erzogen worden, und hatte bei der Ankunft des Prinzen den lebhaftesten Schmerz geäußert. Ihr Schrecken verdoppelte sich, als sie ihn zum Tod führen sah; aber ihr Mann sagte: sey ruhig, man wird bloß schießen, um ihn zu erschrecken. Dieser Mann ist der nämliche, welcher Ceracchi, Aréna, Topino-le-Brun anklagte, und zur Belohnung dafür erhielt er diese Commandantur. — Vor der Hinrichtung hatte der unglückliche Fürst einen Geistlichen verlangt, um seine letzte Pflicht zu erfüllen. Unter höhnischem und fast allgemeinem Gelächter antwortete ihm einer dieser Elenden: Willst du denn wie ein Kapuciner sterben? Du verlangst einen Priester? Die schlafen jetzt alle. Voll Unwillen schweigt der Prinz, wirft sich auf die Knie, und erhebt seine Seele zu Gott. Nach dieser kurzen Sammlung des Gemüths stand er wieder auf und sagte: Laßt uns gehen! — Murat und ein Adjutant Buonaparte's waren bei der Hinrichtung gegenwärtig. Bei den letzten Schritten verlangte der Unglückliche, daß man der Prinzessin von Rohan eine Locke, einen Brief und einen Ring zustellen möchte. Ein Soldat übernahm den Auftrag; aber der Adjutant riß ihm Alles aus den Händen, und schrie: Niemand darf hier Aufträge eines Verräthers übernehmen! Der letzte Augenblick kam; der Herzog stand und mit unerschütterter Fassung sagte er zu den Gensd'armen: Wohlan, meine Freunde! — Du hast hier keine Freunde, rief eine rauhe, wilde Stimme — es war Murats Stimme. In diesem Augenblick fiel der treffliche Jüngling, im östlichen Theil des Schloßgrabens, am Eingang des kleinen Gartens. Die Soldaten fielen über ihn her, durchsuchten ihn, und nahmen seine beiden Uhren. Noch ganz angekleidet warf man ihn in eine Grube, die Abends vorher, während er sein kleines Abendbrod genoß, gegraben worden war. Der Tod des Herzogs war so gut beschlossen, als wenn man aus dem Busch nach ihm geschossen hätte, wie ein Meuchelmörder auf den Wandrer schießt. Das Kriegsgericht war Spiegelfechterei, und daß Napoleon die geheiligten Formen der Gerech-

tigkeit so verhöhnte, dünkt uns einer der stärksten Beweise, welch ein entschloßner Bösewicht er ist, und wie kalt er Alles nur einzig zum Werkzeug seiner schauderhaften Absichten brauchte.

So endigte in der Blüthe des Lebens, mitten in seiner glänzenden Laufbahn, ein schon so früh mit wahrem Ruhm gekrönter, von der Natur mit den schönsten Gaben beschenkter Fürstensohn, ein Muster der Krieger, eine Zierde der Ritterschaft, eine Stütze seiner unglücklichen Familie. — Der König von Schweden, Gustav Adolph IV., war, als man den Prinzen aufhob, in den Staaten seines Schwiegervaters, des Markgrafen von Baden, und schickte unverzüglich einen Adjutanten nach Paris, um im Namen der badenschen Regierung Beschwerde über die Verletzung des markgräflichen Gebiets zu führen, und Buonaparte zu beschwören, das Leben des Herzogs zu schonen. Aber der Abgeordnete hielt sich 24 Stunden in Nancy auf, und kam an, als das Bubenstück vollzogen war. Tags darnach erstattete der Präsident des Militärgerichts Herrn Cambacérès seinen Bericht ab. Nachdem er bemerkt, daß der Herzog mit großem Muthe gestorben sey, fügte er hinzu: „Seine Antworten waren sehr einfach. Glücklicherweise hatte er uns doch seinen Namen gesagt, sonst wären wir sehr in Verlegenheit gekommen.“ — Mehr als 30 Personen hörten diese deshalb so merkwürdige Aeußerung, da man weder bei dem Prinzen, noch bei den andern damals diesseits des Rheins verhafteten Personen, den mindesten Beweis eines Zusammenhangs mit Pichegru entdeckt hatte. Andere französische Ausgewanderte hatten sich durch die Flucht gerettet, als eine gewisse Frau v. Reich in Offenbach, bei welcher sie sich häufig versammelten, verhaftet wurde; aber Enghien, beseelt vom Muthe der Unschuld, und unfähig, auch nur den Gedanken eines Verbrechens zu fassen, verschmähte jede Maaßregel, welche nur den Schein der Furcht gehabt hätte, und fiel so in die Netze eines vollendeten Bösewichts.

In London und St. Petersburg feierte man seinen Tod durch Trauer-Gottesdienste, und bei dem am letztern Orte las man auf dem Sorkaphag folgende Inschrift:

Inclito Principi
Ludovico Antonio Henrico
Borbonio-Condaeo duci d'Enghien
Non minus propria et avita virtute
Quam sorte funesta claro,
Quem devoravit bellua Corsica
Europae terror
Et totius humani generis lues. *)

Noch sey nur bemerkt, daß der Verewigte ein handschriftliches Tagebuch seiner Reisen und Feldzüge hinterlassen hat, und daß die Aeußerung der Mad. Bertrand gegen den Lieutenant John Bowerbank auf dem Bellerophon: „die Ermordung des Herzogs von Enghien sey lediglich das Werk der Kunstgriffe Talleyrands, und Napoleon sey fast vor Entsetzen gestorben, als er diese Nachricht erhalten", niemand in seinem Urtheil irre machen wird. Ludwig XVIII. und seine Kammern beschließen, ihm ein Denkmahl von weißem carrarischen Marmor in der Kirche zu Vincennes setzen zu lassen.

*) Dem glorreichen Fürsten Ludwig Anton Heinrich von Bourbon-Condé, Herzog von Enghien, nicht minder durch eigene und väterliche Tugend, als durch sein trauriges Schicksal berühmt, den das Corsische Ungeheuer, Europens Schrecken und des ganzen menschlichen Geschlechtes Pest, verschlungen hat.

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteristiken

der Zeitgenossen.

Digitized by Google

Fürst Metternich und Graf Stadion.

Der politische Charakter des Fürsten Metternich kann in seinem eigenthümlichen Lichte nicht deutlicher, als durch eine Vergleichung mit seinem erhabnen Vorgänger und Freund, dem dermaligen k. k. Finanzminister, Grafen von Stadion, erkannt werden. Selten haben zwei große Staatsmänner, bei der größten Verschiedenheit der Charaktere, wie des eigenthümlichen Talents, nach und neben einander so glücklich ineinander gegriffen. Die Befreiung von Europa, inwiefern ein überwiegender Antheil Oesterreichs an diesem erhabnen Werke nicht zu verkennen ist, wurde im Jahr 1809 durch Graf Stadion begonnen, und im Jahr 1813 durch Fürst Metternich vollendet. Jener gab den Kriegen gegen Frankreich die nationale, und wir möchten sagen, europäische Richtung; dieser theilte der von seinem Vorgänger entzündeten Begeisterung die ihm eigenthümliche Besonnenheit und das völkerrechtliche Maaß mit, die Bedingungen eines glücklichen Erfolgs. Fürst Metternich hob die österreichische Monarchie auf den Gipfel der äußern politischen Größe, während Graf Stadion in der Stille das große Unternehmen für die innere Befestigung des Staats, welches nach hergestelltem Frieden ans Licht trat, vorbe-

reitete. So im erhabnen Wetteifer, sich einander an Verdiensten um die Monarchie überbietend, werden ihre Namen auf die Nachwelt übergehn.

Das Hervorstechende in Graf Stadion ist die brennende Begeisterung für alle großen, fruchtbaren und menschenfreundlichen Ideen, eine Hingebung in die Sache und den Zweck, sobald der Gegenstand diese Selbstvergessenheit erfordert; bei der höchsten sinnlichen Reizbarkeit ist er, sobald sein umfassender Geist sich erregt, der Verleugnung bis zur Austerität fähig; liebevoll und innig gegen seine Untergebnen, weiß er dem Kältesten ein Gefühl für die Sache mitzutheilen, und der umgebenden Welt, wie durch den Charakter des Kriegs von 1809, der größtentheils der seinige war, gleichsam den Stempel seines Geistes einzuprägen.

In dem politischen Betragen des Fürsten Metternich hingegen, wie in seiner äußern Erscheinung, ist Alles besonnene, zurückhaltende, aber auch natürliche Grazie. Für die Ideen empfänglich, aber kalt; für die politische Berechnung zu edel, zu warm und zu lebensvoll, vermögen ihn nur jene großen Augenblicke in der Geschichte zu begeistern, wo die Begebenheiten den Absichten und Entwürfen der Menschen sich deutlich und ergreiflich gegenüberstellen, und wo der Staatsmann überzeugt wird, nicht blos daß er will, sondern auch daß er kann. Außerdem ist sein Leben ein ruhiges, von keinem Sturm der Zeit zu störendes, aber auch von keinem Glücksfall zu befangendes Abwägen, Behorchen und Betasten der politischen Verhältnisse von Europa, das nur dann von lebhafter Thätigkeit unterbrochen wird, wenn irgend eine Frucht dieser Verhältnisse sich der Reife nähert, oder wenn die große Verstandessache der politischen Gerechtigkeit, die Sache, mit der Oesterreich steht und fällt, in Gefahr oder im Vortheil ist. Kein österreichischer Staatsmann, selbst der große Kaunitz nicht, hat diesen Grundgedanken der Monarchie so tief aufgefaßt, als der Fürst Metternich. Die Absicht der Territorialerweiterung und des Umsichgreifens ist ihm nicht blos durch Princip, son-

dern auch durch Naturell, durch Geschmack, wir möchten sagen, durch einen seltnen Sinn für Kunst und Bildung, fremd. Auch ohne den Adel seines Gemüths würde er durch Takt und Maaß, und durch die Grazie seines Geistes auf seinem erhabnen Standpunct, eine der zuverlässigsten Stützen des Rechts und der Ordnung seyn.

Wenn man im 43sten Jahr seines Lebens alle Auszeichnungen und Ehren, welche der Herr von Oesterreich und die europäischen Höfe gewähren können, in seiner Person vereinigt, und überall, wo dem Zeitalter etwas Großes gelungen ist, mit Ruhm genannt wird, so wird die Welt von dem Glück eines solchen Staatsmanns viel zu sagen wissen. Die Begünstigung des Himmels für den Fürsten von Metternich liegt aber offenbar vielmehr in dem ebenbeschriebenen Talent zum Glück, als in der Gunst der Glücksfälle, die ihn betrafen. Wie Graf Stadion die ganze Größe Oesterreichs im Unglück repräsentirt, so stellt sich im Leben des Fürsten Metternich eben jener gelassene Gleichmuth und jenes oftgerühmte Glück dar, dessen Treue bei allem Wechsel und Wandel der Welt nunmehr seit einem halben Jahrtausend in diesem Hause und in diesem Staat anerkannt wird. Beide sind die gebornen Minister von Oesterreich. Und wenn Graf Stadion an den Wagenführer erinnert, der auf einer kühnen und großen Bahn nach einem selbstgewählten, erhabnen Ziel alle Kräfte seines Gespannes richtet und drängt, so werden wir in Fürst Metternich vielmehr das Bild des Schiffers erkennen, der, dem Antrieb der Elemente ruhig hingegeben, im entscheidenden Augenblick mit leiser Klugheit und seltner Unerschrockenheit das Steuer führt, dann aber wieder das Walten der Begebenheiten ruhig verfolgt, und nur „gelind am Segel rückt, das sich für alle bemüht."

Friedrich Schleiermacher.

Schleiermacher (Fr.), geboren im November 1768 zu Breslau. Seine ersten, sehr gründlichen Studien machte er zu Barby in der Anstalt der Brüdergemeinde, mit welcher seine Familie in naher Verbindung stand, wie denn auch seine Schwester Vorsteherin eines Schwesternhauses war. Hier knüpft' er die Freundschaft mit dem Herrn von Brinkmann, dem er seine Reden über die Religion später zueignete. Er studirte dann in Halle sehr fleißig, aber auch als ein des Lebens froher und nach allen Seiten rüstiger Theolog. Nachher war er eine Zeit lang Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenstein in Preußen, folgte aber bald dem Predigerberuf, zuerst in Potsdam, dann in Berlin (wo er Friedr. Schlegel kennen lernte und in enge Freundschaft mit ihm trat, woraus die Briefe und die Lucinde hervorgingen), und Stolpe, wurde 1805 Professor der Theologie und Philosophie in Halle, und zugleich Universitätsprediger. Das Spätere, sein Weggang 1807 nach Berlin, seine dortige Anstellung als Prediger, Professor, Academiker, seine Wirksamkeit als Staatsrath im Ministerium des Innern ꝛc., ist bekannt. Sein erstes Werk als Schriftsteller, die Reden über die Religion, machte großes Aufsehn durch die Kühnheit der Gedanken und den Schwung des Vortrags. Entschieden begründete seinen Ruf die geistreiche Bearbeitung und Uebersetzung der Werke Platons. Seine große Beredtsamkeit zeigte sich auf dem Lehrstuhl noch glänzender, als auf der Kanzel. In großem, zusammenhängendem Redebau, dessen Kunst von der fließenden Anmuth eines freien Vortrags herrlich belebt wird, faßt er die schwierigsten und reichhaltigsten Gegenstände der Wissenschaft mit Klarheit zusammen, und verfolgt sie in das Einzelnste, mit heller Ordnung und Sicherheit. Auf der Kanzel wünschten die Meisten ihn wohl mehr an das Gefühl, als

an das Denkvermögen der Zuhörer gewendet zu seyn; in dieser letztern Gattung der Erbauungsrede ist er vortrefflich, und der erstern Gattung keineswegs fremd. Seit dem Jahr 1806 nahm er den lebhaftesten Antheil an den politischen Verhältnissen, unter welchen sein Vaterland schmachtete. Er sprach unaufhörlich von der Kanzel in dem herrlichsten Sinn für König und Vaterland, mit einem Muth und Trotz, der selbst inmitten der Bajonette Davousts keine Schonung kannte. Was er sonst durch sein vielgeltendes Ansehn und seinen überwiegenden Geist für die vaterländische Erhebung mitgewirkt, ist nicht zu ermessen. Dem Vorwurf der Härte und Einseitigkeit scheint er hierin jedoch nicht ganz ausweichen zu können. Ueberhaupt neigt' er schon früh nach abgeschloßner Manier, und die platonische Dialektik waltet ganz und gar in seinem bekannten Glückwünschungsschreiben, wie in der Schrift gegen Schmalz, welche letztere selbst seinen entschiedenen Anhängern wegen der Künstlichkeit zwar bewundernswürdig, aber eben deshalb um so grausamer und dem Gegenstand keineswegs angemessen schien.

A. H. L. Heeren.

In früherer Zeit haben Schlözer und Spittler, als akademische Lehrer in Göttingen, die Augen des ganzen gebildeten Deutschlands auf sich gezogen. Unter andern Verhältnissen, aber geehrt in der Ferne wie in der Nähe, steht jetzt Heeren, als Lehrer der Geschichte, auf demselben denkwürdigen Platze.

Digitized by Google

Selten hat sich ein Historiker auf seinem Posten so der Zeit angeschmiegt, wie er. Ihm entging nicht, daß manche Revolutionen der Griechen und Römer erst durch die Geschichte unsrer Tage ganz begreiflich wurden, und er säumte nicht, diese auf jene anzuwenden; gewichtvoller wie jemals zeigte sich das System der Colonieen in der europäischen Politik, und er zog es mehr, wie je geschehen war, in die Geschichte; einsig sucht' er auf, was den Geist seiner Zeitgenossen interessiren konnte, und vermied mit zarter Scheu, gegen irgend eine seiner Erscheinungen und Modificationen ohne Beugung anzustoßen. Rechnen wir noch dazu, daß er sich also, mit mehr als ganz gewöhnlicher Gelehrsamkeit, mit nicht gemeinem Scharfsinn, und eben nicht mit mehr Gewicht der Geisteskräfte, nicht mit mehr zusammengedrängtem Darstellungsvermögen, als wie jeglicher fröhlich ertragen konnte, zu den Zeitgenossen hinstellte: so begreift man sehr wohl, wie er ein Günstling derselben werden mußte.

In seinen Ideen über Handel und Politik der alten Welt rückt' er uns das Alterthum nahe, ohne in die grotesken Combinationen von Schlözer zu verfallen, wiewohl er durch ein gewisses Haschen nach Witz der Vergleichungen mitunter geschmackloser ward, als dieser, und, zum Beispiel Rom auf Felsen, Carthago aber, als einen kaufmännischen Staat, auf einem Grund von Goldsand erbauet sah. Ein unverkennbares Verdienst dieser Ideen besteht auch darin, daß er den Handelswegen der alten Völker scharfsinniger und unbefangner nachforschte, als je geschehen war.

Weniger Werth hat seine Geschichte des classischen Studiums; denn ein Werk der Art muß die Blüthe der erlesensten Gelehrsamkeit, und an Resultaten kleiner, zusammenhängender, unbeeilter, in das tägliche Geschäfft verflochtner Untersuchungen fruchtbar seyn, wie es jene Compilation von Heeren nicht ist.

Seine vorzüglichste Arbeit sind ohne Zweifel seine Handbücher über die Geschichte des Alterthums und des

europäischen Staatensystems seit der Entdeckung von beiden Indien. In ihnen ist nicht der durchdringende Falkenblick Spittlers, doch ungemeiner Ueberblick. Auch verzeiht man ihnen leichter den Lehrton, in welchen Heeren überhaupt verfiel. Es ist schwer, wir haben davon in Deutschland so viel Beispiele, Professor der Geschichte, und es nicht gegen das große Publicum zu seyn. Indeß bleibt dies ein unwesentlicher Fehler. Tiefer ist in dem innern Wesen gegründet, daß Heeren bei aller Breite seine Resultate mit einer gewissen Hast und Spannkraft, sein erhöhtes Gefühl mit einer gewissen Art sagt, als sey er desselben nicht historisch mächtig geworden.

Von dem französischen Nationalinstitut erhielt er den Preis für seine Untersuchung über die Kreuzzüge. Lieber nähme der deutsche gründliche Historiker einen Preis von der Göttingischen Akademie der Wissenschaften, und welchen Heeren selbst austheilte. Dieser hatte indeß der gefälligen Eigenschaften genug, um den Franzosen angenehm zu seyn. Die Abhandlung selbst verräth den Mann, welcher auch das Mittelalter so vielseitig aufnahm, wie irgend ein Historiker. Die Grundgelehrsamkeit, das ganz specielle, in sich selbst gegründete Wissen fehlt hier aber viel sichtbarer, als in den Ideen über das Alterthum.

Welches Werk man durch Heeren ausgeführt zu sehn am meisten wünschen möchte, wäre eine umfassende Geographie der alten und mittlern Welt. Zu einer Forschung der Art entsteht ihm gar nichts, und sie auf eine anmuthige, darstellende Weise vor unsre Augen zu bringen, reicht sein Phantasievermögen vollkommen aus. Dadurch würde er eine ewige Grundlage für die Historie schaffen, welcher wir schlechterdings nicht entbehren können. Diese Arbeit würde ein unvergänglicheres Verdienst ihm erwerben, als Alles, was er bis jetzt hervorgebracht hat, so vortrefflich es auch für das Studium der Geschichte, oder vielmehr für den Unterricht in derselben gewirkt haben mag. Nicht alle seine Forschungen sind abgeschlossen genug, um fortdauernd in Ansehn zu bleiben,

und ein so origineller Geist, oder eine so eigenthümlich schöne Darstellung, welche durch sich allein die künftige Zeit anzögen, sind ihm nicht gegeben.

Ludwig von Berger*)

beim ersten Anbruch der neuen deutschen Freiheit von der französischen Tirannei zum Opfer erkoren, weil sie sich schmeichelte, durch ihre Rache an einem so ausgezeichneten Verdienst, seine Mitbürger von der Liebe der Freiheit abzuschrecken, hat dadurch einen Namen erhalten, welcher den Deutschen anfeuert, das Leben und die Eigenschaften des edlen Mannes näher zu beleuchten.

Er war im Jahr 1768 zu Oldenburg geboren, wo sein Vater, ein Nachkomme des berühmten Juristen Berger, an der Spitze einer juristischen Oberbehörde stand, ein Mann von großer Strenge und harter Laune, ohne Menschenfurcht, und so unerschütterlich rechtschaffen als freimüthig, arbeitsam, und in der ernsten Literatur wohl bewandert. Jede Forderung die er an sich selbst machte, wollt' er auch von seinem Sohn erfüllt sehn, und seine bittern Launen wurden drückender, wenn dieser, trotz den Fähigkeiten seines Geistes und des besten Willens zur Thätigkeit, seine Anstrengungen öfters unterbrechen mußte, weil er von der frühesten Jugend an mit einer Schwäche und Kränklichkeit des Körpers kämpfte, welche sein ganzes

---

*) Eine ausführliche Lebensbeschreibung wird künftig geliefert werden.

zes Leben hindurch ihm keine Gesundheit für einen längeren Zeitraum gestattete. So sehr er auch für den sinnlichen Genuß gestimmt war, durfte er sich ihn deshalb nur mit der weisesten Sparsamkeit und Vorsicht erlauben, was dem Vater auch nicht ganz gefiel, der bis in sein spätes Alter so zu Genuß als Arbeit einen unverwüstlichen Körper hatte. Aber nie hat Berger über die mürrische Strenge geklagt, mit welcher er erzogen und noch als reifer Jüngling behandelt wurde. Er schloß sich ganz an seine sanfte, liebevolle Mutter, und sie beide vereint ertrugen leichter die Launen des Herrn im Hause.

Weil das Gymnasium in Oldenburg damals keine vorzügliche Lehranstalt war, ließ dieser seinen Sohn durch Privatlehrer bilden, die er nicht unter den Eingebornen wählte, und hatte das Glück, wenigstens zwei vorzügliche Ausländer in sein Haus zu ziehn, welche sehr auf die Bildung in Oldenburg gewirkt haben, und vorzüglich durch eine edlere Kanzelberedtsamkeit, als man dort gewohnt war. Einer von ihnen, ein Schüler von Heyne, Michaelis und Walch, ist in der literarischen Welt bekannt, Uelgen.

Mit trefflichen Vorstudien ausgerüstet ging Berger auf die Universität Göttingen, um sich, nach dem Willen seines Vaters, der Rechtsgelahrtheit zu weihn. Allein der Eifer, womit er ihr oblag, wurde bald durch Krankheit unterbrochen, so daß er in die Heimath zurückkehren mußte, um seine Gesundheit einigermaaßen wieder herzustellen. Er ging zum zweitenmal nach Göttingen, und wußte nun heitern Lebensgenuß und angenehme Studien mit den ernsten so zu mischen, daß sein schwacher Körper die Anstrengung für diese letzten bestand. Ueber Alles ging ihm die Freude an der Natur, und die glücklichsten Stunden verlebte er an schönen Tagen in den Thälern, auf den Bergen in der Nähe Göttingens. Am meisten und innigsten lebte er mit seinem Landsmann, dem Historiker Woltmann, welchen er bei seiner Rückkehr auf die Universität daselbst fand. Auch er liebte das Studium der Geschichte, der Politik und Poesie vorzüglich, und ist dieser Liebe treu geblieben, wie neben dem eifrigen Rechtsstudium auf der Academie, so in dem juristischen Geschäfts-

leben, welches ihn nach seiner Heimkehr in das väterliche Haus bald nach Eutin, doch auch noch bei Lebzeiten seines Vaters wieder nach Oldenburg führte.

Rechtschaffen, auf das strengste pflichtmäßig, so wohlunterrichtet, als durchdringend scharfsichtig, bewies er sich als Richter. Bei aller Zartheit seiner Empfindung, bei aller Sehnsucht nach einem gewissen idyllischen Leben, wodurch er vorzüglich an Rousseau gefesselt ward, hatte er überaus scharfe Züge im Charakter, die bisweilen sogar hart schienen, und vorzüglich ihnen mag er verdankt haben, daß er das richterliche Geschäfftsleben ertragen konnte, welches seiner Gesundheit und allen seinen übrigen Neigungen eine Last war. Das bedeutende Vermögen seines Vaters gewährte ihm indeß auch, daß er die einzige Leidenschaft die er hegte, nämlich für die schöne Natur, von Zeit zu Zeit befriedigen konnte. Pyrmont mit seinen kräftigen, romantischen Umgebungen, welches er jeden Sommer besuchte, war ihm besonders werth; seine größeren Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Italien, sind durch seine Briefe bekannt, in welchen sich lebendig der Sinn abdrückt, womit er vielseitig und fein das menschliche Treiben, und unaussprechlich liebend die Natur und das Schauspiel eines harmlosen, unschuldigen Lebens auffaßte.

Auch nach dem Tod seines Vaters, wie er über seine äußern Verhältnisse und über sein Vermögen freier schalten konnte, gab er das Geschäfftsleben nicht auf und verließ Oldenburg nicht, wiewohl er sonst die Aussicht gehegt hatte, sich unter einem milden Klima in schöner Natur und Freiheit einst niederzulassen. Am meisten hielt ihn wohl zärtliche Achtung für seine Mutter, die an Oldenburg gewöhnt war, dann das Vertrauen zurück, welches ihm der Herzog geschenkt hatte, der ihn auch in politische und diplomatische Geschäffte zog. Ueberdies gewinnt ein so reifer und vielfach gebildeter Geist, ein so bestimmter Charakter, dem Geschäfftsleben immer mehr Reize ab, und die Periode der französischen Tirannei hatte ihm fast unmöglich gemacht, irgendwo der schönen Natur mit Freiheit zu leben. Während so trauriger Zeit wollte er lieber in dem Vaterland verharren und für dasselbe seine Kräfte

aufopfern, um eines neuen Zustandes der Dinge, auf welchen er immer hoffte, eines neuen Deutschlands, an dessen Bild er mit Innigkeit hing, mit um so größerem Recht frei genießen zu können.

Diese Erwartung ist ihm schrecklich getäuscht. Für sein Vaterland Oldenburg, für das allgemeine deutsche Vaterland ist er als Opfer gefallen, ehe die neue, glücklichere Zeit mit einiger Sicherheit erschien. Wie ihn die Franzosen ohne allen Schein von Recht und Schuld zum Todesopfer bestimmten, mit welcher Klarheit, Festigkeit, Macht der Sprache er das Possenspiel von Gericht, welches über ihn gehalten ward, in seiner ganzen Erbärmlichkeit entlarvte; wie er mit einem Freund und Patrioten durch die Kugeln der französischen Mörder zu Bremen fiel, ist allgemein bekannt und kräftig genug beschrieben worden.*) — Oldenburgs Fürst hat die irdischen Reste der beiden patriotischen Märtyrer nach seiner Residenz bringen, und dort beerdigen lassen. Bergers alte Mutter hat ein solches Ende eines solchen Sohnes erlebt.

Y.

*) S. die kleine Schrift: Finks und Bergers Ermordung, von Gildemeister in Bremen.

Beyme,

(ehemals königl. preuß. Großcanzler, jetzt Regierungs-Präsident)

ist ein Mann im preußischen Staat, der von vielen verehrt, von etlichen gehaßt, von noch wenigern gering geachtet wird. Als Kammergerichts-Rath zu Berlin erwarb er sich bald den Ruf eines scharfsinnigen und überaus thätigen Juristen; doch wollten tiefer blickende Kenner der Rechtsgelahrtheit und der Kunst, welche sie ausübt, an ihm wahrnehmen, daß er sich seines Scharfsinns in der Jurisprudenz zu vorherrschend bediene.

Er ward mit zwei andern Geschäfftsmännern zum königl. geheimen Cabinetsrath vorgeschlagen, als der edle, an Gesinnung und Wissen wahrhaft humane Mencke, welcher dem jungen König zuerst Liebe erworben und Glorie über dessen Regierungsanfang verbreitet hatte, durch gänzliche Erschöpfung seiner physischen Kräfte verhindert wurde, mit der nie getrübten Klarheit seines Geistes und Herzens die Geschäffte des Cabinets noch länger zu leiten. Auf den ersten Blick ward Beyme von dem König erkoren, dessen eigne Geradheit von der Offenheit des Mannes im Ausdruck der Rede, des hellen Auges, in der bestimmten und lebendigen Haltung angezogen zu seyn scheint. Von nun an schenkte er demselben auch sieben Jahre hindurch bis zu der unglücklichen Katastrophe der preußischen Monarchie ununterbrochen sein ganzes Vertrauen.

Der Posten eines königl. geh. Cabinetsraths für die innere Staatsverwaltung war damals mit einer solchen Macht bekleidet, welche das Ansehn der sämmtlichen Staatsminister weit überwog. Friedrich II., Selbstherrscher in jedem Sinne des Worts, der auch seine Minister nur als Präsidenten ihrer Bureaus nahm, und die wesentlichsten Entscheidungen auch in den innern Angelegenheiten immer von seinem Cabinet ausgehen ließ, brauchte die Räthe, die für dasselbe angestellt waren, im eigentlichsten Sinn zu seinen Secretären, welche keinen andern

Einfluß als den zufälligen ausübten, der einem jeglichen in der Nähe eines selbstherrschenden Monarchen wird. Sein Nachfolger ließ die Regierungsmaschine, wie er sie vorfand; aber wenig aufgelegt zu einer regelmäßigen Arbeit und zu einer fortdauernden Selbstregierung, konnte er nicht hindern, daß die Cabinetsräthe schon eine größere Macht gewannen. Allein es wirkten so viele andre Parteiungen, so viele Günstlinge und geliebte Frauen, solche mystische Intriguen, so viele Zerstreuungen durch Freuden des Lebens und durch Kriege auf den Monarchen ein; er hatte in den bessern Stunden so durchdringenden Blick, solches Selbstbewußtseyn seiner Kenntnisse und seiner Kraft; er hatte endlich so viel Geneigtheit, auf seine Staatsminister zu hören, daß seine geheimen Cabinetsräthe wenigstens nie die monarchische Gewalt mit ihm theilten. Ohne die Erfahrungen und ohne die Leidenschaften, womit er den Thron bestiegen hatte, folgte ihm sein Sohn, belastet von dem Pflichtgefühl, welcher ungeheuern Arbeit er sich redlich unterziehen solle, zu bescheiden, um sich zu gestehen, welche Kraft für die Geschäffte in ihm vorhanden sey, zu sehr durchdrungen von einem edlen königlichen Stolz, um Vielen bekennen zu wollen, daß er einer Geschäfftsführung im Sinn, im Umfang der Selbstregierung Friedrichs des Großen, sich nicht unterziehen könne. Er hielt für Pflicht, er liebte, von dem Cabinet aus wie ein unumschränkter Monarch zu herrschen, und sein Cabinetsrath mußte ihm dazu mit Kenntnissen, Erfahrungen, unermüdeter Thätigkeit im Geschäfft der Feder beistehen, mußte seine eigene Rechtschaffenheit durch eine juristische Fertigkeit und Gediegenheit unterstützen, mußte allein um das Geheimniß wissen, wie täglich eine Cabinetsregierung im Geist des großen Ahnherrn ohne dessen Eigenmacht geführt ward.

Nach allen diesen Rücksichten war Beyme eine vortreffliche Wahl. Alle erforderlichen Eigenschaften besitzt er, nur daß man zweifeln mußte, ob er die umfassende allgemeine Bildung, die gründlichen Kenntnisse in allen Zweigen der Staatswissenschaft besitze, welche demjenigen unentbehrlich sind, der beständiger Rath eines unumschränkten Königs für alle Theile der Staatsverwaltung seyn soll. Es hat sich gezeigt, daß er wenigstens bemüht

war, sich diese allgemeinen und umfassenden Kenntnisse anzueignen, bestimmte Ansichten von allen Gattungen der Staatsgeschäffte zu gewinnen; und bei aller Selbstständigkeit, die er zu behaupten fast eifersüchtig wachsam war, besaß er doch, so wenig ihm behagte, den Staatsministern einen Einfluß auf die Geschäffte zu verstatten, der seinem Ansehn gefährlich werden konnte, zu viel gute Einsicht, zu viel redlichen Willen, für das öffentliche Wohl zu sorgen und das wahre Verdienst hervorzuheben, als daß er nicht den Reichthum trefflicher Kenntnisse benutzt hätte, welcher sich für alle Zweige der Staatsverwaltung unter den preußischen Geschäfftsmännern findet. In militärischen Dingen war der König Selbstregent; die auswärtigen Angelegenheiten sind solcher Natur, daß der Staatsminister, welcher sie leitet, der unmittelbaren Mittheilungen gegen den Monarchen nicht entbehren kann. Auf beide suchte Beyme auch nicht Einfluß zu erhalten, auf die politischen Geschäffte wenigstens nur mittelbar. Ein besondrer Cabinetsrath trug über sie dem König vor, Lombard, nicht ohne Geist und elegante Kenntnisse, doch ein schwacher Charakter und Körper. Er war sehr abhängig von Beyme's Kraft und Ansehn.

Nach der Zertrümmerung der preußischen Monarchie war es unmöglich, die alte Regierungsmaschine wieder einzurichten und fortgehn zu lassen. Freiherr v. Stein übernahm, der Schöpfer eines neuen preußischen Staats zu werden. Ein heftiger Gegner der bisherigen Cabinets-Regierung, wollte er sie bis auf die letzte Spur vertilgen. Aber es gereicht zum größten Lobe Beyme's, daß gleichwohl jener unumwundne Staatsmann gegen sein bestimmtes und nie zu bezweifelndes juristisches Verdienst Achtung genug empfand, um ihn dem König, der gern darauf einging, zur Würde des Großcanzlers zu empfehlen.

Keiner unter den alten Staatsministern Preußens hatte den Rang, die Wirksamkeit, die nöthigen selbstständigen Grundsätze eines solchen gegen den mächtigen Cabinetsrath so zu behaupten gewußt, als der Freiherr von Hardenberg. Schon deshalb mochte die Revolution in der preußischen Staatsverwaltung, welche diesen als Staatscanzler an die Spitze brachte, für Beyme nicht an-

genehm seyn; aber in eine Organisation, wodurch die Minister von dem Canzler ziemlich abhängig werden sollten, glaubte er sich nicht fügen zu dürfen. Er bekam deshalb seinen Abschied als Großcanzler; weil indeß auch Hardenberg ein zu großes eignes Verdienst und zu hohes Gemüth besitzt, um das Verdienst nicht auch am Gegner zu achten, bleibt Beyme bald in dieser, bald in jener Thätigkeit für den Staat: die übrige Zeit verlebt er auf seinem Landsitz zu Steglitz bei Berlin, im Genuß der alten Schriftsteller.

V.

Rudolstadt 1816,

gedruckt in D. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Zeitgenossen.

Zweiten Bandes

Zweite Abtheilung.

Wilhelm Friedrich von Oranien,

als König der Niederlande

Wilhelm I.

Von

J. von Arnoldi.

Digitized by Google

Vorerinnerung.

Der Verf. der folgenden Darstellung hat in seiner schriftstellerischen Laufbahn die Aufmunterung genossen, daß seine, meist historischen, Arbeiten mit Beifall aufgenommen, von Kennern ihrer mit Lob gedacht worden. Dennoch würde er, in der schweren Kunst der Biographik ganz ungeübt, und nun fast am Ziele seines Lebens, sich nicht noch in ein neues Feld gewagt, am wenigsten an der öffentlichen Darstellung eines unter den Zeitgenossen in mehreren Rücksichten ausgezeichneten Monarchen sich versucht haben, fände er nicht in seinem eignen Leben gewissermaaßen den Beruf, für die Geschichte unsrer Zeit, für einen künftigen, würdigern Biographen, einzelne Züge und Umrisse in diesem Werke niederzulegen, wie sie nur ein Augenzeuge zu geben vermag, dem Wahrheit und Treue über Alles heilig, dem Nebenabsichten bei dieser Arbeit fremd sind, der von Schmeichelei stets entfernt war und noch ist.

Sieben Jahre lang genoß der Verf. das Glück, fast ununterbrochen an dem Hofe und in der Nähe dieses seltenen Mannes zu seyn; ihn fast täglich und oft Tage lang in seiner schönen Thätigkeit zu sehen; unter seinen Augen zu arbeiten, in seiner Hand das Werkzeug zur Ausführung so mancher edlen That, so manchen Plans

zur Beglückung seiner Länder, seiner Unterthanen zu seyn; seine Kenntnisse, seinen Scharfsinn, sein richtiges Urtheil zu bewundern; seine Regententugenden zu verehren. Der Verf. rechnet diese Jahre zu den angenehmsten seines Lebens, wenn sie gleich oft mühe- und sorgenvoll waren. Mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnert er sich noch jetzt der vertraulichen Unterhaltungen mit dem Fürsten, unter vier Augen, über mancherlei interessante Gegenstände. Es waren dem Verf. wahre Erholungsstunden, nach einem unter schwerer Arbeit mühsam verlebten Tage.

Stürme der Zeit, große Veränderungen, haben ihn von der Person des Fürsten getrennt, in dessen Nähe er sein Leben zu beschließen gewünscht hätte. Aber froh genießt er des Glückes, stets von Wilhelm abhängig geblieben, nie in die traurige Nothwendigkeit gekommen zu seyn, irgend einem Napoleoniden dienen zu müssen.

Dillenburg im Decbr. 1816.

Wilhelm Friedrich von Oranien,

als König der Niederlande

W i l h e l m I.

Wenn gewisse Zeitabschnitte durch große Weltereignisse vor andern sich auszeichnen, so sind sie, nach der Natur der Dinge, auch vorzüglich reich an großen, merkwürdigen Menschen. Bei allem Einfluß, welchen wir einer höhern Weltregierung auf die Schicksale der Länder und Völker einräumen mögen, ist ja der Mensch das einzige, sichtbar handelnde Wesen, sey er es auch nur als Werkzeug. Reibungen zünden. Starker Druck regt die ruhenden Kräfte auf. Große Thaten werden Anlaß gleich großer, oder größerer. Unglück selbst giebt Vielen erst Gelegenheit, groß und edel zu erscheinen.

Aber die Weltgeschichte ist nicht immer gerecht. Freigebig zeigt sie sich mit dem Beinamen des Großen gegen den glücklichen Eroberer, oft nur Zerstörer des Menschenglücks. Sorgfältig bringt sie Namen und Thaten des Mannes auf die Nachwelt, der unter dem angenommenen Schein eines Völkerbeglückers nur seinem Ehrgeiz, nur seiner Raub- und Herrschsucht fröhnt; welcher, Menschenleben nicht achtend, mit dem Blute von Tausenden einen

halben Welttheil erkauft, Unheil in seiner Nähe, Schrecken und Entsetzen bei den entferntesten Völkern verbreitet, dem aber das Glück zur Seite steht, vielleicht nur, weil er zur Geißel einer verderbten Menschheit bestimmt war.

Sehr oft vergißt sie dagegen den Unglücklichen, mag er es auch ohne seine Schuld seyn, mögen nur Uebermacht, widrige unabwendbare Verhängnisse ihn niedergedrückt, mag er, auch in den Staub getreten, Beweise hohen edeln Muths, wahrer Seelengröße gegeben haben.

Auch Wilhelm Friedrich von Oranien wäre vielleicht, selbst von Zeitgenossen, kaum mehr genannt worden; nur im Vorbeigehen würde seiner vielleicht die Nachwelt gedenken: hätte das Schicksal ihn auf immer, wie er es in sieben verhängnißvollen Jahren war, auf kleine Besitzungen in fremden Reichen beschränkt; hätte nicht die gerechte — freilich oft spät wirkende — Nemesis das in Dresden ausgesprochene Verbannungsurtheil an dem ungerechten Urheber selbst und seinem ganzen Geschlechte vollzogen; wäre Wilhelm Friedrich nicht vom umgestürzten Fürstenstuhle auf einen neuen Königsthron erhoben worden.

Und doch stellt sich der Edelmuth und die Seelengröße dieses merkwürdigen Mannes wohl in keinem herrlichern Lichte dar, als gerade in dem Zeitabschnitte, in welchem der Glaube an ein ewiges Napoleonsches Reich in unserem Welttheile, die hochherzige, unerschütterliche Britannia ausgenommen, so ziemlich der allgemein herrschende war, in welchem Oraniens berühmter Name nur noch der Vorzeit anzugehören schien. Die Erzählung eines Augenzeugen mag reden. Dem Urtheile des Lesers soll hierdurch nicht vorgegriffen werden.

Wilhelm Friedrich ward als Erbprinz von Oranien-Nassau als wahrscheinlicher Erbe und Nachfolger seines Vaters Wilhelm V. im Haag (1772. 24. Aug.) in einem Zeitpunct geboren, welcher ihm eine glückliche Zukunft zu weissagen schien.

In Deutschland hatt' er einst das Erbtheil des Nassau-Ottonischen Stammes zu erwarten, ein Land, zwar klein im Umfang, aber wohlstehend durch Fruchtbarkeit des Bodens, oder den Gewerbfleiß der Bewohner; Unterthanen von einer Treue und Anhänglichkeit an ihr altes Fürstenhaus ohne Gleichen.

In den Niederlanden war er dereinstiger Erbe der noch immer zahlreichen und einträglichen Herrschaften oder Domainen des Oranischen Hauses, von den Voreltern theils erheurathet, theils durch Verdienste erworben. Die Abhängigkeit, in welcher sie von der Republik standen, verminderte wenig ihren Werth für den hohen Besitzer.

Ein noch glänzenderes Loos schien dem neugebornen Prinzen, als künftigem Statthalter der sieben vereinigten Provinzen, beschieden. Unter seinem glücklichen Großvater, welcher auch die früher unter vier Linien vertheilten deutschen Fürstenthümer wieder zusammen an seine, die Dietzische, Linie gebracht hatte, war die Erblichkeit dieser, vorhin von der freien Wahl einzelner Provinzen abhangenden, daher oft ganz unbesetzten, Stelle dem Hause Oranien in männlicher und weiblicher Linie (1747) feierlich übertragen worden. Zwar schien die statthalterliche Würde nur ein Staatsamt zu seyn. Sie war aber, theils durch ausdrückliche, theils durch stillschweigende Verwilligungen, mit großen Vorrechten, mit einer Gewalt, wie sie nimmer ein eigentlicher Staatsbeamte hatte, mit einem mächtigen Einfluß auf die wichtigsten Geschäffte verbunden. Die Land- und Seemacht stand fast in völliger Abhängigkeit von dem Statthalter, war ihm daher auch, zumal in Kriegszeiten, völlig ergeben. In den Verhältnissen und Unterhandlungen mit fremden Mächten ward er als wirkliches Oberhaupt des Freistaats angesehen. Der Hof war, dem Wunsch des Volks gemäß, an Glanz den königlichen gleich. Gemahlinnen aus Königshäusern verherrlichten ihn seit zwei Generationen noch mehr.

Zwar hatten um die nämliche Zeit, als Wilh. Friedrich unter solchen glänzenden Aussichten zur Welt kam, drei große europäische Mächte das Beispiel gegeben, ohne

Gebrauch oder Mißbrauch der Waffengewalt, ohne ein sogenanntes Eroberungsrecht, sich in einen fremden Staat zu theilen. Doch waren dadurch eigentliche Erbrechte nicht verletzt worden. — Ein deutscher Fürst hatte vollends — so erschüttert auch schon das deutsche Staatsgebäude in seinen Grundfesten war — in damaliger Zeit Verdrängung aus dem Erbe seiner Väter durch willkürliche Gewalt nicht zu fürchten. Die kleine freie Reichsstadt Bopfingen konnte, wie einer unserer ersten Geschichtschreiber sehr treffend sagt, um die Fortdauer ihrer Existenz in dieser Zeit noch eben so unbekümmert seyn, als die preußische oder russische Monarchie. — Gültige Ansprüche an den nassauischen Erbländern hatte Niemand. Die des Prätendenten, unter dem Namen des Prinzen von Nassau-Siegen bekannt, waren mehrmals schon richterlich verworfen worden.

In der niederländischen Republik waren zwar von ihrer Entstehung an Parteien gewesen. Auch jetzt hatte der Statthalter, besonders unter der Ritterschaft, und mehr noch in den Magistraten der größern Städte Hollands, Gegner. Eifersucht, Neid, Herrschsucht erregten Abneigung, weniger gegen den jungen Statthalter, als gegen die Statthalterschaft. Viele wünschten zu regieren, nicht regiert zu werden. Mancher hegte wohl schon in der Stille den Wunsch, die statthalterlichen Vorrechte zu beschränken. Noch ward es aber nicht gewagt, diesen Wunsch laut werden zu lassen. Die Stimme des Volks war für den Statthalter. Die für erblich erklärte Würde wieder aufzuheben, daran dachten wohl selbst die eifrigsten Republikaner noch nicht. Die persönlichen Eigenschaften Wilhelms — billig gibt ihm die Geschichte den Beinamen des Guten — hätten schon einen solchen Gedanken nicht aufkommen lassen.

Mit allgemeinem Jubel ward die Geburt des Erbprinzen in der ganzen Republik gefeiert. Seine vortreffliche Erziehung und Bildung hatte er vorzüglich seiner Mutter Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen zu verdanken, einer ihres großen Oheims, Friedrich des Einzigen, würdigen Frau, von männlichem Geist, tiefdringendem Verstand und ausgebreiteten Kennt-

nissen. Seine ersten Lehrer waren Euler aus Zweibrücken, und später der auch als Schriftsteller bekannte Holländer Tollius, beide Männer von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung. Dem Umstande, daß der letzte, als geborner Holländer, der deutschen Sprache nicht mächtig war, ist es wohl mit beizumessen, daß Wilhelm Friedrich sich in dieser Sprache nicht so geläufig, schön und richtig auszudrücken vermag, als in der holländischen und französischen, obwohl er nachher, als deutscher Fürst, diesem Mangel des Unterrichts durch eigene Anstrengung und Aufmerksamkeit noch möglichst abzuhelfen sich bemühete, was ihm auch so weit gelang, daß er es wohl manchem in Deutschland gebornen und erzogenen Fürstensohne noch zuvorthut.

Sein Führer ward der, während der Emigration eines Theils der Oranischen Familie nach Schleswig allda verstorbene, General von Stamford, ein Mann von hohem Ernst und großer Welt- und Menschenkenntniß, ein gründlicher Mathematiker und Tactiker, in allen Theilen der Literatur bewandert, besonders auch in Geschichte und Staatswissenschaften, mit der Politik der europäischen Höfe sehr vertraut, als Militär und Staatsmann gleich brauchbar, ein würdiger Vertrauter der Erbstatthalterin, welche sich auch seiner zu mehreren wichtigen Sendungen späterhin bediente. War etwas an diesem, in vieler Rücksicht merkwürdigen Mann, besonders als Prinzenerzieher, auszusetzen, so finds wohl mancherlei Eigenheiten, ein ihn oft anwandelndes finsteres Wesen, und eine fast zu große Verschlossenheit, Alles zum Theil Folgen einer kränklichen, hypochondrischen Leibesbeschaffenheit. In diesen Fehlern mag es wohl hauptsächlich seinen Grund haben, wenn man bei dem Prinzen, als nachmaligen Regenten, eine an Geheimnißsucht grenzende Zurückhaltung, selbst gegen in Gunst stehende Staatsdiener, bemerkt haben will. Die letzte hätte wohl auf die Geschäffte oft nachtheilig einwirken können, wenn Wilh. Friedrich nicht selbst zu regieren und zu handeln Einsicht und Entschlossenheit genug gehabt hätte, so daß die etwaigen Mängel in den vorgeschlagenen Maaßregeln von ihm selbst ergänzt wurden. Auch war, jener Neigung Geheimnisse zu haben ungeachtet, in seiner Abwesenheit

dem zunächst unter ihm im Cabinet arbeitenden Staatsbeamten die Oeffnung aller einlaufenden Depeschen vergönnt, damit nicht irgend eine Angelegenheit verzögert oder versäumt werde. —

Der mit vortrefflichen Naturanlagen begabte Prinz mußte unter den Augen eines kenntnißvollen, durch unbeschränkte Herzensgüte ausgezeichneten, von seinen Unterthanen und dem niederländischen Volke geliebten Vaters, unter der Leitung seiner wahrhaft großen Mutter, unter wohlgewählten Lehrern und Führern, sich nothwendig zu einem künftigen vorzüglichen Regenten bilden. Von Staatsgeschäfften ward er, so bald es sein Alter erlaubte, nicht entfernt gehalten, wie leider noch an manchen Höfen, sey es aus Mißtrauen der Väter, oder aus Furcht ihrer Günstlinge und Minister, daß ihr Einfluß durch den des Thronerben geschwächt werden möge, zu geschehen pflegt. An ununterbrochene Thätigkeit von den ersten Jahren an gewöhnt, lernte der Prinz, wie aus der Geschichte, so aus Erfahrungen in der lebenden Welt, sich Lehren und Grundsätze für die Zukunft ausziehen. Selbst manche Fehler in der väterlichen Verwaltungsart — und welche Staatsverwaltung ist davon frei — entgingen mit ihren nachtheiligen Folgen seiner Aufmerksamkeit nicht. Tief prägte er sie sich ein, um selbst sie einst desto leichter zu vermeiden. — Anhaltende nützliche Beschäfftigungen ließen die an Höfen so gewöhnliche Sucht zu Vergnügung und Zeitverkürzung in seiner Seele nicht aufkommen. Keine Art derselben liebt Wilh. Friedrich leidenschaftlich. Kaum, und fast nur mit Zwang, genießt er sie zur nöthigen Erholung. Daher ist ihm auch alles, oft unvermeidliche Gepränge, als zeitverderbend, zuwider.

* * *

Auch kleinere Widerwärtigkeiten halfen die Bildung des Fürstensohns vollenden. Anschaulich lernte er früh den Unbestand menschlicher Größe und menschlichen Glücks erkennen. Leichtere vorübergehende Uebel machten ihn zu standhafter Ertragung künftiger schwererer, damals noch ungeahnter, Widerwärtigkeiten fähiger.

Der amerikanische Krieg gab zu dem Ausbruch innerer Unruhen in der Republik Anlaß. Schon längst stand diese nicht mehr auf der Höhe, auf der sie sich ein Jahrhundert früher befunden hatte. Mit anderen Nationen hatte sie nach und nach die Vortheile des Handels, welcher sich vorhin fast ganz in ihren Händen befand, theilen müssen. England besonders war als Seemacht zu einer Ueberlegenheit gekommen, gegen welche die der Republik nicht mehr bestehen konnte. Desto mehr reizte dieser Staat den Neid und die Eifersucht der holländischen Handelsleute. Was nicht mehr auf dem vormaligen Wege und fast durch Alleinhandel zu gewinnen war, suchten sie seitdem auf Schleichwegen zu ersetzen. In jedem Kriege, in welchen England mit andern Seemächten verwickelt ward, blieb es Grundsatz Hollands: neutral zu seyn, dagegen durch Verführung von Schiffbaumaterialien und andern Kriegsbedürfnissen in feindliche Häfen doppelten Gewinn zu ziehen. Es war vorauszusehen, daß dieses endlich zu einem Kriege mit England führen müsse. Die Gefahr ward drohender, als England mit seinen amerikanischen Colonieen und dem mit diesen verbundenen Frankreich und Spanien in einen langwierigen, hartnäckigen Kampf gerieth, und strengere Maaßregeln gegen die neutralen Seemächte auszuüben sich genöthigt fand. Früher und oftmals hatten zwar Wilhelm V. und sein weiser Rathgeber, Herzog Ludwig von Braunschweig, die Nothwendigkeit gezeigt, daß die Republik, um ihr Neutralitätssystem behaupten und ihren Handel schützen zu können, ihre See- und Landmacht wieder, wie vormals, auf einen achtungswerthen Fuß setzen müsse. Das verschiedene Interesse der einzelnen Provinzen erschwerte aber die Einstimmigkeit in den Beschlüssen. Das Beschlossene ward nur unvollständig, wegen Mangels der erforderlichen Mittel, vollzogen. Der Kaufmannsgeist war nur auf Gewinn, nicht auf Opfer gerichtet. Als jener Krieg ausgebrochen war, befand sich die Republik in einem wehrlosen Zustand. Dennoch wollte Amsterdam besonders dem durch Englands Uebermacht verbotenen Handel nicht entsagen. Der Verlust vieler nach feindlichen Häfen segelnden Schiffe war die Folge davon. Die Feinde der Erbstatthalterschaft suchten Wilhelm und dem Herzoge alle Schuld beizumessen, den ersten eines Einverständnis-

ses mit England verdächtig zu machen. Auch die Gemahlin des Erbstatthalters blieb nicht unangefochten. Am Ende des unbesonnenen Kriegs, in welchen der Eigennutz einiger Wenigen das unglückliche Volk verwickelt hatte, mußten auch noch Besitzungen in Ostindien abgetreten, und den Engländern Freiheiten zum Nachtheil des holländischen Handels eingeräumt werden (1784). Für den ungeheuren Verlust an Schiffen, Waaren und Geld erfolgte keine Entschädigung. Handel und Gewerbe kamen durch alles dieses in den größten Verfall. Indem die sogenannten Patrioten Wilhelm V. als den Urheber aller dieser Uebel darstellten, gelang es ihnen nach und nach, die Anhänglichkeit des leichtglaubigen, durch Nahrungslosigkeit leidenden, Volks an den Statthalter zu vermindern. Jetzt durften sie es wagen, die Vorrechte desselben immer mehr einzuschränken. Eine Verbindung mit Frankreich, das Werk des Ministers Vergennes, bestärkte sie immer mehr in ihren frevelhaften Anmaaßungen. Dem Erbstatthalter blieb nichts übrig, als den Haag mit seiner Familie zu verlassen. Eine Volksregierung, mit Bewaffnung der Bürger, trat ein. Die Verwirrung ward immer größer, der Streit beider Parteien heftiger, Aufstand, Mord, Plünderungen, wurden immer häufiger. Vergeblich bemühete sich Friedrich Wilhelms II. von Preußen würdiger Minister, Graf Görz, in Vereinigung mit dem französischen Gesandten Rayneval, einen Vergleich zu vermitteln. Die Aufhebung der Statthalterschaft ward (1787) förmlich beschlossen. Ein kühner Entschluß der Erbstatthalterin gab plötzlich der Sache eine günstige Wendung. Sie unternahm eine Reise nach dem Haag, um die Gegner vielleicht zu gemäßigtern Gesinnungen zu bewegen. Der Uebermuth der Patrioten kannte aber keine Grenzen mehr. Die Prinzessin ward unterwegs gefänglich angehalten, und nach Nimwegen zurückzukehren genöthigt. Umsonst forderte Friedrich Wilhelm zu wiederholten Malen Genugthuung wegen dieses unbesonnenen Frevels gegen seine Schwester. Ein preußisches Heer unter Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig rückte hierauf am 13. Sept. in Holland ein, und am 20. war der Erbstatthalter bereits wieder im Haag. Die alsbaldige Wiedereinsetzung in seine Rechte erfolgte. Durch ein Bündniß mit Großbritannien und Preußen ward die

vorige Verfassung sicher gestellt. Viele Anhänger der Gegenpartei verließen das Land.

So war auch für den jungen Wilhelm Friedrich diese erste Prüfung glücklich überstanden. Der Wohlstand des Oranischen Hauses schien fester, als je, gegründet.

Um sich weiter auszubilden, um deutsche Höfe zu sehen, um auch seine künftigen Erbländer kennen zu lernen, unternahm der Prinz, mit seinem Führer Stamford, im Jahr 1788 eine Reise nach Deutschland, und verweilte bis in den Herbst des folgenden Jahres zu Berlin und Braunschweig. Während eines Aufenthalts von einigen Wochen im Oranischen (im Sept. 1789), erhielt er die ersten Beweise der treuen Anhänglichkeit der Nassauer an ihr Fürstenhaus, und die Freude über seine Erscheinung war um so allgemeiner, als das Land seit einem halben Jahrhundert kein Glied der regierenden Familie gesehen hatte. — Nach seiner Zurückkunft benutzte er bis in das Jahr 1790 auf der vaterländischen Universität Leiden den Unterricht der dortigen berühmtesten Lehrer zur Erweiterung seiner Kenntnisse in allen einem Fürsten nützlichen Fächern.

Ein Jahr später erfolgte die Vermählung des Erbprinzen mit Friederike Louise Wilhelmine, König Friedrich Wilhelms II. von Preußen Tochter. Die reizende Gestalt, das liebliche, einnehmende Wesen der noch nicht achtzehnjährigen Fürstin gewannen ihr bald die Herzen der Niederländer, und noch werther ward sie diesem Volke, als sie im folgenden Jahre den nunmehrigen Kronprinzen gebar.

Ihr Gemahl machte sich inmittelst, nebst seinem späterhin als einen der ersten Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbesserung der holländischen Landmacht möglichst verdient. Wenn der Zweck nicht ganz und in dem Grade erreicht ward, wie es bald zur Bestehung des Kampfes mit einem furchtbaren Feinde zu wünschen gewesen wäre, so darf die Schuld den beiden

Brüdern nicht beigemessen werden. Ihre Einsichten, ihr Eifer, ihre Thätigkeit waren nicht vermögend, die großen Hindernisse zu besiegen, welche sich der Erreichung ihres Ziels von mehrern Seiten entgegensetzten.

Seit dem Aachener Frieden (1748) war die Republik in keinen Landkrieg verwickelt gewesen. Die Mißhelligkeiten mit Kaiser Joseph wegen der Barriereplätze, wegen der Scheldefreiheit, wurden nicht sowohl durch die Waffen, als in den Cabinetten zur Erledigung gebracht. — Der Antheil, welchen die Truppen im J. 1787 an dem Kampf gegen gewinnsüchtige Aristokraten und das von ihnen mißleitete Volk, an der Herstellung der Statthalterschaft und der Ordnung, genommen hatten, war gering. Das Patriotenheer bestand ohnehin aus einem rohen, ungeübten Haufen. Es war besiegt, sobald ihm die versuchte Durchstechung der Dämme keinen Schutz mehr gewähren konnte. So fehlte es also der Landmacht seit mehr als vierzig Jahren an eigentlicher Kriegsübung. Die Anführer und die gemeinen Krieger waren auf den Besatzungsdienst, auf Uebung und Erfahrung, wie sie auf den Parade- und Exercierplätzen zu erlangen sind, beschränkt. Die wenigen, vordem im Felde Geübten, drückte Alter und Schwäche.

Noch mehr. Der Staat war zwar vor Kurzem wiedergeboren, der Statthalter in seine Vorrechte wieder eingesetzt; aber sein Einfluß blieb immer beschränkt, seine Abhängigkeit von der eigentlichen Obergewalt, von den Stimmführern der einzelnen Provinzen, groß. Diese beseelte vielfältig noch der alte Geist. Friede, Neutralität, war der allgemeine Wunsch. Aber Einstimmigkeit und ernstlicher Wille fehlten, wenn es auf die Mittel, sich dabei zu erhalten, ankam, auf Opfer, die freilich doppelt empfindlich waren, seitdem die einzigen Erwerbsquellen des Handelsstaats nicht mehr so reichlich, als früherhin, flossen.

So kamen zwar, durch die Einwirkung der Oranischen Prinzen, mehrere Verbesserungen im Kriegswesen zu Stande; aber sie waren mit der Gefahr nicht im Verhält-

hältniß, welche aus dem Nachbarlande her immer drohender ward.

* * *

Als die französische Revolution ausgebrochen war, und selbst nachdem schon einige der ersten Mächte den blutigen Kampf mit Frankreich begonnen hatten, enthielt sich der niederländische Freistaat wohlbedächtig aller Schritte, welche den mächtigen Nachbar zu Feindseligkeiten hätten reizen können. Selbst der Handel mit der schon sehr entarteten Nation dauerte fort. — Doch der Uebermuth der französischen Gewalthaber kannte schon keine Grenzen mehr. Krieg war zu ihrer eignen Erhaltung nothwendig. Dem verblendeten Volke mußte auswärts Beschäfftigung gegeben werden, um das Elend im Innern zu vergessen, und seine Rache nicht gegen die Urheber zu wenden.

Hierzu kam noch, daß das Oranische Haus und dessen Anhänger an den nach Herstellung des Statthalters ausgewanderten Niederländern gefährliche Feinde hatten, welche mit den zurückgebliebenen Mißvergnügten geheime Einverständnisse unterhielten. Jene reizten den Nationalconvent gegen die in ihrem Vaterlande bestehende Regierung auf, und versprachen einem einrückenden Heere die kräftigste Unterstützung von Seiten ihrer Freunde im Lande. Diese Lockungen fanden desto leichter Eingang, als Hollands Reichthümer die schönsten Aussichten auf neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs dem Convent, den republikanischen Räuberhorden auf große Beute, darstellten.

Am 1. Febr. 1793 erklärte der Pariser Nationalconvent, doch nicht der niederländischen Republik, sondern dem Erbstatthalter, den Krieg. Im nämlichen Monate noch drang Dumourier mit seinem Heere und den um ihn versammelten Bataven in das holländische Brabant ein. Breda fiel durch Feigheit des Befehlshabers, Grafen Byland, ein Name, der sonst in den Niederlanden sehr geachtet war. Gertruydenberg und Klundert folgten. Willemstadt kam in Gefahr, Venlo und Mastricht wurden berennt.

Der Erbprinz war, ehe noch alles dieses erfolgte, zu einer Beredung mit dem kaiserl. Feldmarschall, Prinzen Coburg, über den Operationsplan nach Frankfurt gegangen, und kam erst am 2. März in den Haag zurück. Doch eilte er schnell seinem Bruder Friedrich nach, welcher in und bei Gorcum bereits Alles, was von Mannschaft vorerst zusammenzubringen war, versammelt hatte, und übernahm den Oberbefehl über die holländischen Kriegsvölker. Sein kleines Heer ward dann auch noch durch Truppen der verbündeten Mächte verstärkt, und im Haag selbst bot man Alles auf, die Prinzen mit Leuten und Kriegsbedürfnissen zu unterstützen, so weit es nur bei der steten Gegenwirkung der zahlreichen Feinde im Innern möglich war.

Die raschen Vorschritte der Verbündeten, mehrere glückliche Gefechte, besonders der Sieg bei Racour oder Neerwinden am 18. März über Dumourier, setzten indessen das kleine holländische Heer in Stand, von der Vertheidigung ebenfalls zum Angriff überzugehen. Breda und Gertruydenberg wurden schon Anfangs April wiedergenommen. Wilhelm Friedrich drang nach Flandern und über die Lys vor.

Eine umständliche Geschichte des im Ganzen glücklichen Feldzugs gehört nicht hierhin. Es sey genug, im Allgemeinen nur anzuführen, daß der Erbprinz, durch seine weisen Anordnungen und die Tapferkeit seiner Truppen, gegen die feindliche Uebermacht seine Stellung, obwohl unter fast täglichen Gefechten, den ganzen Sommer hindurch zu behaupten wußte, und die Nordarmee von dem Eindringen in Westflandern abhielt, dadurch auch die Fortschritte des Prinzen Coburg und den Fall mehrerer französischen Festungen sehr erleichterte.

Inzwischen hatte der Herzog von York im August die Belagerung von Dünkirchen auf der Landseite unternommen, ehe noch die zu seiner Unterstützung bestimmte englische Flotte angelangt war. Diesen Umstand benutzte der neue Befehlshaber der Nordarmee, Houchard. Nach viertägigen Gefechten (vom 8—12. Sept. 1793) mußte

sich die Belagerungsarmee, mit vielem Verlust an Menschen und Artillerie, zurückziehen.

Am nämlichen Tage, und, mit noch größerer Ueberlegenheit an Mannschaft und Geschütz, am folgenden (13. Sept.) fiel der Feind auf das zwischen Menin und Werwik aufgestellte niederländische Heer. Prinz Coburg hatte zwar zu dessen Unterstützung das Corps des Generals Beaulieu vorrücken lassen. Auch gab demselben der Erbprinz, nachdem er sich schon früher mit ihm zu Wewelghem über die nöthigen Maaßregeln besprochen hatte, frühzeitig genug von den begonnenen Angriffen Nachricht. Beaulieu schien indessen die Gefahr noch nicht für sehr dringend zu halten, und blieb ruhig in seiner Stellung bei Wewelghem. Bereits Morgens in der Frühe hatte aber der stärkste Anfall des Feindes auf den rechten Flügel, unter dem Prinzen Friedrich, bei Werwik den Anfang genommen. Mit der größten Unerschrockenheit, aber auch mit vielem Verlust an Menschen, war solcher einigemal abgeschlagen worden. Als aber immer neue feindliche Colonnen anrückten, und wegen der Ermüdung des Volks eine längere Vertheidigung der jetzigen Stellung unmöglich schien, entschloß sich endlich der Prinz zu einem langsamen Rückzug. Jetzt erschien endlich der kaiserliche General Kray, aber nur mit vier Schwadronen Dragoner und Husaren. Indem er jedoch versicherte, Beaulieu folge ihm mit seinem ganzen Heere, entschloß sich Prinz Friedrich zu einem neuen Angriff. An der Spitze der holländischen Garde und einiger andern Bataillone wollte er eine auf einer Anhöhe hinter einem Morast aufgestellte Batterie erstürmen. Kray's Schwadronen waren schon über den Morast vorausgeeilt, geriethen aber in ein Kartätschen-Feuer, und warfen sich nun auf die Gardebataillons zurück, welche dadurch in Unordnung geriethen. Während dem Friedrich dennoch, in Hoffnung auf die erwarteten Oesterreicher, gegen den eindringenden Feind die hartnäckigste Vertheidigung fortsetzt, wird er selbst schwer verwundet. Mit äußerster Anstrengung und großem Verlust konnte der Nachfolger im Oberbefehl, Graf Golowkin, kaum den Prinzen und die ganze Colonne retten. Währenddem waren die feindlichen Angriffe auf der ganzen Linie immer heftiger geworden. Vergebens hatte der

Erbprinz einmal über das andere den General Beaulieu zum Vorrücken dringendst auffordern lassen. Die abgesendeten Adjutanten kamen mit der trostlosen Antwort zurück, Beaulieu weigere sich aufzubrechen, ehe seine Leute abgekocht hätten. Es blieb nun, da der Feind sich immer mehr verstärkte, und nach fünfstündiger getäuschter Erwartung Beaulieu noch immer nicht erschien, nur der Rückzug übrig, der doch jetzt nicht anders als unter fortwährenden Gefechten und mit großem Verlust bewerkstelligt werden konnte. Der Erbprinz zog sich nach Gent, wo er seine Armee hinter der Schelde aufstellte, und alle Corps wieder an sich zog.

So entschied die Laune oder Trägheit eines Befehlshabers der Verbündeten über das Schicksal dieses Tages, welcher siegreich für diese hätte werden können; über das Schicksal und das Leben vieler Menschen, welche unnütz aufgeopfert wurden; vielleicht über den Erfolg des ganzen Feldzugs, von dem doch wohl noch erheblichere Vortheile, als der Besitz einiger eroberten feindlichen Festungen, zu erwarten gewesen wären, hätte nicht Prinz Coburg seinen Plan verändern, und sich mit seiner ganzen Macht dem weitern Vordringen des Feindes in Flandern vorerst entgegensetzen müssen.

Zwar ward Houchard wieder zurückgetrieben, und der Erbprinz vereinigte sich mit Coburg zur Belagerung von Maubeuge. Diese konnte aber, da des guillotinirten Houchards Nachfolger mit überlegner Macht herbeigeeilt war, nicht vollführt werden. Die Verbündeten gingen in der Mitte Octobers über die Sambre zurück, und bezogen, durch achtmonatlichen Kampf ermüdet, die Winterquartiere. Der Erbprinz begab sich im December nach dem Haag, um dort das Nöthige zum künftigen Feldzuge vorzubereiten.

Dieser ward bereits im Februar 1794 eröffnet. Außer dem ansehnlich vermehrten Heere der Niederländer erhielt Wilhelm Friedrich unter seinen Oberbefehl auch noch ein bedeutendes österreichisches Corps, welches General Haddick anführte. Mit dem größten Theil dieser Macht schloß der Erbprinz, nach Besiegung des sich ihm

entgegenstellenden Feindes, am 20. April Landrecies ein. Am 26. fing das Bombardement an, und ward mit solcher Heftigkeit und guter Wirkung fortgesetzt, daß die 7000 Mann starke Besatzung, da der mehrmals versuchte Entsatz nicht gelang, am 30. Apr. sich als kriegsgefangen ergeben mußte. Der Prinz erwarb sich dadurch großen Ruhm bei den verbündeten Heeren. Diese Eroberung schien der Unternehmung des Prinzen von Coburg gegen Cambray, wo der Feind großen Verlust erlitten, den besten Erfolg zu sichern, und den Weg nach Paris zu öffnen.

Bald nahm aber Alles eine sehr ungünstige Wendung. Von Westen drang Pichegru aus Flandern immer weiter vor, von Süden her Jourdan gegen die Sambre, nachdem der größte Theil der Coburgschen Armee sich dem ersten hatte entgegenstellen müssen. Inzwischen hatte Wilhelm Friedrich, nach dem Wunsch Kaisers Franz, über ein zusammengesetztes Heer von 50000 Mann, bei welchem sich die kaiserlichen Heerführer Alvinzy, Quosdanovich, Riesch u. A. befanden, auch sein Bruder Friedrich als General der Cavallerie angestellt war, den Oberbefehl übernommen. Zweimal glückte es ihm, Charleroi, dessen Besitz den Franzosen sehr wichtig war, zu entsetzen, und den Feind über die Sambre zurückzuwerfen. Prinz Coburg, um den Feind auf dieser Seite ganz zu verdrängen, erschien mit einer Abtheilung seines Heeres, und beschloß auf den 26. Juni einen allgemeinen Angriff. Dieser glückte auch auf dem rechten Flügel unter dem Erbprinzen so, daß dieser bereits mehrere Batterien erobert hatte und bis Marchienne au Pont über die Sambre und Charleroi hinaus vorgedrungen war. Hier erhielt er aber von Coburg die Nachricht, daß Charleroi vom Feinde erstürmt worden, und der linke Flügel bei Fleurus sich habe zurückziehen müssen. Dem Erbprinzen blieb nun auch nichts übrig, als die durch fünfzehnstündige Gefechte mit Blut errungenen Vortheile aufzugeben, und der Einladung von Coburg zufolge den Rückzug zu nehmen, welcher auch, ohne einigen Verlust, erst nach Heine St. Paul, und dann nach Roeulx, bewerkstelligt wurde.

Von da an beschränkten sich die Maaßregeln der kaiserlichen Heerführer fast nur auf Sicherstellung und Ret-

tung der ihnen untergebenen Macht. Zwar ward im Hauptquartier Landen von sämmtlichen Oberbefehlshabern der Verbündeten noch der Schluß gefaßt, in den Ebenen von Neerwinden mit den vereinten Heeren den von allen Seiten andringenden Feind zu erwarten, und durch einen Hauptschlag dem Kriege vielleicht wieder eine günstigere Wendung zu geben. Dieser Beschluß ward aber nicht ausgeführt; sey es, daß Prinz Coburg, durch Befehle des Hofkriegsraths in Wien beschränkt, nichts mehr wagen durfte, oder der vereinten Macht Pichegru's und Jourdans nicht mehr widerstehen zu können glaubte. Statt nach jenem Beschluß noch einmal in offenem Felde den Ausschlag der Waffen zu versuchen, zog sich die österreichische Armee schnell über die Maas zurück. Am 21. Juli war Coburg mit dem Erzherzog Carl und dem ganzen Generalstaabe bereits in Mastricht. Alle Bestrebungen der Prinzen von Oranien konnten nicht verhindern, daß auch General Kray mit seinen Truppen, welche bis jetzt noch die Verbindung des niederländischen mit dem Coburgischen Heere unterhalten hatten, abgerufen ward.

Dem Erbprinzen mit den Niederländern, so wie dem Herzog von York mit den Engländern, Hannoveranern und Hessen, blieb nun auch nichts übrig, als sich dem Gebiete der Republik zu nähern. Beide waren aber schon durch die steten Gefechte sehr geschwächt. Der Erbprinz mußte auch noch einen Theil seines Volks zur Verstärkung der Besatzungen in den dem Angriff zuerst ausgesetzten Festungen verwenden. Was von der Landmacht im Innern zurück war, reichte nicht hin, die im Heere entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Auch konnte nicht alles Kriegsvolk aus den holländischen Städten herausgezogen werden; denn in den größeren besonders fing die Partei der sogenannten Patrioten sich in dem Grade schon zu regen an, in welchem ihre Hoffnungen durch Annäherung ihrer Freunde stiegen.*) Von Seiten des Erbstatthal-

*) Jetzt wurden die nachtheiligen Folgen der fast übertriebenen Schonung, welche im J. 1787 gegen die ihrem Vaterlande so verderbliche Partei, hauptsächlich durch den Einfluß des zu Großmuth und Verzeihung nur zu sehr geneigten Erb-

ters und der Staaten geschah zwar alles Mögliche, um durch Werbungen in Deutschland, durch Aufgebot einer Miliz, den tapfern Feldherrn des Vaterlandes zu unterstützen. Alle diese Hülfsmittel reichten aber nicht hin, um den sich täglich mehrenden feindlichen Armeen sich noch ferner im Felde entgegen zu stellen. Die Hoffnung der wahren Vaterlandsfreunde mußte sich daher auf die Wirkung beschränken, welche eine nach Wien abgegangene englische Gesandtschaft haben würde. Sie sollte den Kaiser bewegen, zur Rettung der Niederlande, wovon das Schicksal Deutschlands zugleich abhing, alle Kräfte aufzubieten. Bis dahin, daß die Oesterreicher wieder zum Angriff übergehen würden, vertraute man auf die durch die Sorgfalt der oranischen Prinzen mit Allem wohl versehenen Grenzfestungen; auf die Gegenwehr, welche ein zwar kleiner, aber noch immer vom besten Willen beseelter muthvoller Haufen, unter dem Befehl einsichtsvoller, tapferer Feldherren, in Verbindung mit den wenigen zurückgebliebenen Bundsgenossen, hinter starken Verschanzungen dem andringenden Feinde entgegensetzen würde; auf die Ueberschwemmungen, ein schon mehrmals zur Rettung des Freistaats mit dem besten Erfolg angewandtes Mittel.

Aber Sluys in Flandern, bereits am 14. Juli zur Uebergabe aufgefordert, war, von aller Hülfe abgeschnitten, nach der hartnäckigsten Vertheidigung unter dem muthvollen van der Duyn, am 26. Aug. gefallen. Das starke, durch schöne Außenwerke und Ueberschwemmungen geschützte Herzogenbusch lieferte am 9. Oct., nachdem die eigentliche Belagerung kaum angefangen hatte, die — dem hessischen Heldengeschlechte sonst fremde — Feigheit des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Philippsthal dem

---

statthalters, gebraucht worden war, recht bemerklich. Hierüber klagten schon damals alle einsichtsvollen, echten Freunde ihres Vaterlandes! Es ist daher kaum erklärbar, wie neuerlich einer unsrer vorzüglichen Geschichtschreiber (Saalfeld allgem. Geschichte der neuesten Zeit I. 1. S. 457.) hat behaupten können, die oranische Gegenpartei sey mit einer an Grausamkeit grenzenden Härte unterdrückt worden??

Feinde in die Hände. — Mastricht, bereits im J. 1793 von dem Prinzen Friedrich von Hessen auf's tapferste vertheidigt, und auch nun schon seit drei Monaten bedroht und angegriffen, mußte den 7. Nov. an Kleber übergeben werden, als General Clairfait mit seinem Heere die Maas unerwartet verließ, und über den Rhein zog. — Nymwegen ward, als der Feind auch von Cleve her andrang, am folgenden Tage geräumt. Mehrere kleinere Festungen, auch Venlo, waren bereits in feindlichen Händen. Ein nächtlicher Angriff auf den Bommeler Waard und das Fort St. Andries, wozu der berüchtigte Daendels gerathen hatte, ward zwar am 11. Dec. mit großem Verlust des Feindes abgeschlagen, mehrere mit Truppen beladene Schiffe auf der Maas wurden in Grund gebohrt; dagegen sah sich der tapfere Vertheidiger von Grave, de Bons, nachdem die Festung zehn Wochen eingeschlossen gewesen, und durch ein vier und zwanzigtägiges Bombardement fast ganz vernichtet war, am 30. Dec. zur Uebergabe gezwungen.

Mittlerweile hatte die strenge Kälte die Maas und Waal, sammt den Ueberschwemmungen, mit starkem Eis bedeckt, dem Feinde dadurch allenthalben Brücken gebaut. Pichegru benutzte sie zum Uebergang seines Volks und Geschützes Die festen Posten und Verschanzungen waren zum Theil schon verlassen, oder einem Angriff von der Seite und im Rücken ausgesetzt. Gorcum selbst, wo der Erbprinz bisher sein Hauptquartier gehabt hatte, konnte nicht lange sich halten. Ueberall war an eine ernstliche Vertheidigung am Leck, hinter welchen sich Alles, was vom niederländischen und dem Kriegsvolk der Verbündeten noch übrig war, zurückgezogen hatte, gar nicht mehr zu denken, wenn die Ueberschwemmungen dem schwachen Heere nicht mehr zur Unterstützung gereichen konnten. Ein Strahl von Hoffnung ließ sich blicken, als am 12. und 13. Jan. 1795 plötzlich Thauwetter eintrat. Der Feind kam dadurch in eine gefährliche Lage. Die Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Abtheilungen seines Heers schien unterbrochen zu werden. Pichegru soll schon auf einen Rückzug gedacht, der zu Utrecht eingesperrte Araneologe, Quatremere d'Isjonval, aber durch sein, auf die Bewegung der Spinnen gegründetes Vorhersagen ei-

ner abermaligen Wetterveränderung, ihn davon abgehalten haben. Wie dem sey, am 14. trat neuer Frost ein, die Eisbrücken standen fester als je, dem Feinde war das ganze Land offen. Am 17. rückten die Franzosen bereits in Utrecht ein, und von da weiter gegen Amsterdam vor.

In Paris ward indessen durch die Abgeordneten des von seinen Bundesgenossen verlassenen Freistaats an einem Frieden unterhandelt. Der Erbstatthalter, dem eigentlich der Krieg erklärt war, wollte seinem Vaterlande, welches zu retten nicht mehr in seiner Macht stand, die etwaigen Friedensbedingungen nicht erschweren. Nachdem seine Söhne am 16. ihre Befehlshaberstellen niedergelegt hatten, erklärte er der Versammlung der Generalstaaten und der Staaten von Holland seinen Entschluß, die Republik zu verlassen, bis er ihr wieder nützlich seyn könne. Beide billigten dieses, in der vollen Ueberzeugung, daß seine Gegenwart keinen Nutzen zu bringen vermöge, wohl aber seine Person und seine Familie manchen Unannehmlichkeiten, von Seiten des Feindes, und mehr noch der erbitterten Gegenpartei, aussetzen, und zu schlimmen Auftritten zwischen den Parteien selbst Anlaß geben werde.

Auf neunzehn ekenden Fischerpinken schiffte sich am 18. und 19. Jan. Wilhelm V. mit seiner Familie, seinem Gefolge und einigen treuen Anhängern zu Scheveningen, unter Thränen und Wehklagen seiner Freunde, nach England ein. Die kleine Flotte kam am 19. und 20. Jan. zu Yarmouth und Harwich ohne Unfall an. Die Gefahren und Beschwerlichkeiten einer solchen Reise in offenen, schwachen Fahrzeugen, zur ungünstigsten Jahreszeit, bei der strengsten Kälte, vermehrten die Theilnahme der wahrhaft großen und edlen Nation an dem unglücklichen Schicksal eines Fürstenhauses, das eines besseren würdig war, dessen Söhne, ihrer Jugend ungeachtet, in zweijährigem muthigen Kampfe für Europa's und ihres Vaterlandes Freiheit gegen ein entartetes Volk, den Ruhm des alten nassauischen Heldenstamms erneuert und befestigt hatten, deren widriges Geschick sie aber die verdienten Früchte ihrer Anstrengungen nicht ernten ließ. — Dem treuen Volke der Nassauer kam erst nach mehrern angstvollen Wo-

chen die frohe Kunde von der glücklichen Rettung der fürstlichen Familie zu. Viele hatten schon im Stillen über einen bevorstehenden Regierungswechsel geseufzt, den ein unglückliches Verhängniß über die Vertriebenen damals zur Folge gehabt haben würde, der aber doch nach zwanzig Jahren, unter andern Umständen und in einem Zeitpunct erfolgte, in welchem eine solche für den Regenten und die Unterthanen gleich schmerzliche Veränderung am wenigsten zu erwarten war.

* * *

Nach den Beschwerlichkeiten zwei ermüdender Feldzüge hätten die oranischen Brüder der Ruhe und der Erholung wohl genießen mögen, welche die Gastfreundschaft des englischen Hofes und der Nation auf der glücklichen Insel, in dem der oranischen Familie eingeräumten schönen Hamptoncourt, ihnen darbot. Gewohnter Thätigkeitstrieb ließ sie nicht rasten. Beide gingen nach dem festen Lande zurück, wo sich ausgewanderte Niederländer und Schaaren der ihrer zeitherigen Regierung treu verbliebenen Krieger um sie versammelten. Der Basler Friede zwischen Preußen und der französischen Republik vereitelte nur zu schnell den Plan, von der preußischen Grenze aus mit diesem auf Englands Kosten bewaffneten Kriegsvolk zur Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken. — Was sich nicht in andere Heere zerstreute, ward nach England übergeschifft, und mit des Erbprinzen Einstimmung vorläufig zur Beschützung der Küsten gebraucht. Prinz Friedrich ging in österreichische Dienste über, wo er bald neue Lorbeeren errang.

Mit diesem Zeitpunct beginnt eigentlich Wilhelm Friedrichs politische Laufbahn, nachdem ihn das preußische Friedenssystem von dem Kriegsschauplatz abgezogen hatte. War gleich Großbritannien als die Hauptstütze des oranischen Hauses anzusehen, so verschwand doch mit Auflösung der ersten Coalition gegen Frankreich einstweilen die Hoffnung, daß die Niederlande bald wieder der feindlichen Macht entrissen werden könnten, zumal da Oesterreich seine Kräfte theilen mußte, um nicht über der ungewissen Wiedereroberung des verlorenen Belgiens seine

italienischen Besitzungen Preis zu geben, und den Feind von dieser Seite in die Erbstaaten eindringen zu lassen. — Preußens freundschaftliche Verhältnisse mit der fränkischen Republik gewährten dabei demselben einen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten des festen Landes. Es war mehr als wahrscheinlich, daß der König solchen zum Besten der so nahe und doppelt mit seinem Hause verbundenen erbstatthalterlichen Familie wohl noch eher werde geltend machen können, als für dasselbe, den Umständen nach, Hülfe von Englands Macht zu erwarten war. In jeder Rücksicht konnte der Erbprinz keinen bessern Aufenthaltsort wählen, als Berlin. Hier war er den weitern Ereignissen auf dem Continente näher. Während die Eltern die Verbindung mit dem englischen Hof und Volke unterhielten; während dem sein Bruder sich um das Haus Oesterreich verdient machte und auf dessen Dankbarkeit sich Ansprüche erwarb, die für das künftige Schicksal Oraniens einst die nützlichsten Folgen haben konnten, erhielt die Gegenwart der erbprinzlichen Familie in Berlin das Interesse für das Haus stets lebendig. Sie erleichterte die Einwirkungen des jungen, aber kenntnißreichen und äußerst thätigen Fürsten auf das Berliner Cabinet. Von Berlin aus konnte der Erbprinz schnell auf dem Puncte eintreffen, wo bei glücklichen Ereignissen seine persönliche Erscheinung etwa nützlich werden mochte, ohne erst von den Zufällen einer Seereise abhängig zu seyn.

Als nächster Erfolg der Wirksamkeit des Prinzen für das Wohl seines Hauses mögen die Artikel des geheimen Tractats zwischen Preußen und der französischen Regierung vom 5. Aug. 1796 angesehen werden, nach welchen Oranien für seinen Verlust in den Niederlanden eine reichliche Entschädigung in Deutschland, mittelst der Bisthümer Würzburg und Bamberg, erhalten sollte. Die Vollziehung, zu welcher preußische Kriegsvölker bereit standen, blieb ausgesetzt; denn Wilhelm V. wollte nicht mit einem Einbruch in die ihm stets heilige deutsche Reichs- und Staatenverfassung und mit Secularisationen vorangehen, die doch später das Loos aller geistlichen Länder im Reiche, wohl nicht zum Nachtheil ihrer Bewohner wurden. Doch blieb er auch dann noch seinen Grundsätzen getreu. —

Gab es in den größeren politischen Angelegenheiten dieser Zeit einen Stillstand, so beschäftigte sich der Erbprinz mit den Wissenschaften, oder suchte sich mit dem Zustand und der Verwaltung der väterlichen Erblande bekannt zu machen, ohne doch in die Regierung selbst sich einzumischen, was zuweilen wohl, bei der fortwährenden Abwesenheit des Vaters jenseits des Meeres, zu wünschen gewesen.

Um diese Zeit erkaufte Wilhelm Friedrich auch die polnischen Herrschaften des Fürsten Jablonowski in der Gegend von Posen. Ihre Bewirthschaftung, ökonomische Plane zu deren Verbesserung, Anlegung mehrerer Colonieen, ließen es dem Prinzen an Gegenständen zur Befriedigung seines großen Thätigkeitstriebes nicht fehlen. Doch wollte es mit den Colonieen, der bedeutenden Aufopferungen des neuen Gutsherrn ungeachtet, zum Theil wohl wegen der Uebereilung, hauptsächlich durch die Abneigung der deutschen Colonisten gegen die Gemeinschaft mit den Eingebornen, nicht sonderlich gelingen. Großmüthig hob er zum Besten der letzten die hergebrachte Leibeigenschaft in seinen Besitzungen gänzlich auf. — Dem Prinzen dienten diese Güter auch später noch zu einer angenehmen Erholung, und erzeugten bei ihm eine Liebhaberei an der Landwirthschaft, von welcher er gründliche Kenntnisse zu erlangen strebte, besonders als er mehrere Jahre nachher noch schöne Landgüter in Schlesien erwarb. —

Eine weitere Zerstreuung gewährte ihm die Theilnahme an der Erziehung seiner beiden liebenswürdigen Söhne, für welche er einen trefflichen Lehrer zu wählen wußte. —

Die Sorge für das künftige Schicksal seines Hauses ward von neuem reger, als endlich auch für das südliche Deutschland der Friedenszustand wieder einzutreten schien, und die Unterhandlungen zu Lüneville im Anfange des Jahres 1801 dem Abschlusse sich näherten. Jetzt fand der Prinz, der sich bis hierhin noch keines eigenen Geschäftsmannes bedient hatte, doch nöthig, aus den Erbländern seines Vaters einen Staatsbeamten, dem er sein beson-

deres Vertrauen geschenkt hatte, zu sich zu berufen. Nach mannichfaltigen Veränderungen der vorigen Zeitumstände und Verhältnisse, war der frühere Entschädigungsplan nicht mehr durchzusetzen. Von der Oranischen allein konnte nun die Rede nicht seyn, da es sich um Ersatz für Alles, was deutsche Stände auf dem linken Rheinufer einbüßten, handelte. Zwar bot das auch zu Lüneville wieder angenommene Secularisationsprincip eine bedeutende Masse dar; groß waren aber auch die Vergütungsforderungen. Das Interesse so vieler durchkreuzte sich. Jeder wünschte seine Entschädigung zu finden, wo sie ihm am gelegensten schien. Bei Mächtigeren regte sich Vergrößerungsbegierde, über bloßen Ersatz hinausgehend. — Für Oranien konnte, wenn nun einmal an die Herstellung der Erbstatthalterschaft und Zurückgabe seiner schönen Domainen in den Niederlanden nicht mehr zu denken seyn sollte, wie immer wahrscheinlicher ward, eine Entschädigung nirgends nützlicher gefunden werden, als in den an das Erbland angrenzenden erzstiftlichen Staaten. Um ihren Besitz warben aber auch andere Nachbarn. Stimmen erhoben sich gegen das ob und das wie. Ueberall hätte man am liebsten die zwar an sich nicht zu verkennenden Ansprüche Oraniens wenigstens über die deutschen Grenzen hinausgewiesen. — Auch war der Einfluß des preußischen Cabinets auf die Machthaber in Frankreich nicht mehr so überwiegend, seitdem dieses sich seiner meisten Feinde entledigt hatte, wodurch Preußens Freundschaft an ihrem früheren Werthe verlor. Und während dem der Friede zu Amiens (1802. 25. März) zwar eben so, wie früher der Lüneviller, den Grundsatz aussprach, Oranien müsse entschädigt werden, schützte das Consulat die batavische Republik durch eine besondere Convention (27. März) gegen eine Entschädigung auf ihre Kosten.

So vermochten dann freilich die Klugheit und rastlose Thätigkeit des Erbprinzen nicht, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden. War einmal die Aussicht auf die Niederlande verschwunden, so mußte in Deutschland angenommen werden, was von den Dienern des französischen Consulats nicht schon anderwärts verhandelt worden war, wollte man nicht leer ausgehen, oder, gleich andern deutschen Häusern, sich zur Erkaufung seines Rechts mit

schwerem Golde erniedrigen. Ohne diesen Handelsweg einzuschlagen, der durch Ueberbieten immer noch, selbst später in Regensburg, offen stand, nahm Oranien die zwar zerstückelte, doch verhältnißmäßige Entschädigung an, wie sie der Vertrag zu Paris vom 23. Mai 1802 zwischen Preußen und Frankreich bestimmte: Fulda, Corvey, Dortmund, Weingarten, Isny und Buchhorn. Statt der beiden schwäbischen Reichsstädte wurden durch den Reichsdeputationsschluß die Stifter: Hosen, St. Gerold, Bandern und Dietkirchen angewiesen. — Auf die Statthalterschaft und die niederländischen Domainen ward dagegen, durch den Pariser Vertrag, verziehen, indem zugleich der 9. Art. dem Erbstatthalter und seiner Familie den ungestörten Genuß ihrer fortwährenden und Leibrenten in der batavischen Republik förmlich zusicherte. Hierüber ward nach langen Unterhandlungen in Berlin und im Haag am 1. Aug. 1804 ein besondrer Vertrag*) abgeschlossen, wodurch die batavische Republik an Oranien in b stimmten Terminen fünf Millionen Gulden, als Abfindung, zu zahlen versprach. Napoleon, als Oberherr des sogenannten Freistaats, hintertrieb aber die Vollziehung dieses Vertrags, und das oranische Haus verlor dadurch auch sein beträchtliches Privateigenthum in den Niederlanden.

Der Erbstatthalter hatte inmittelst bereits am 29. Aug. 1802 die ganze Entschädigung, seinen alten Grundsätzen gemäß, an seinen Sohn, den Erbprinzen, abgetreten, welcher deswegen auch einen Bevollmächtigten an die Reichsdeputation nach Regensburg absandte, gegen Ende des Jahres allenthalben Besitz nehmen ließ, und seine Residenz in Fulda nahm.

Hiermit trat also Wilhelm Friedrich, im 30sten Lebensjahre, und nach achtjähriger Verbannung, in die Reihe der regierenden deutschen Fürsten ein.

* * *

*) Dieser Vertrag ist zuerst bekannt gemacht worden in H. Bosche Geschiedenis der Staatsomwendeling in Nederland. II. p. 249 sq.

Es war an sich schon keine leichte Aufgabe für einen jungen, in Regierungsgeschäfften eigentlich noch gar nicht geübten Regenten, über anderthalb Hunderttausend Unterthanen zu herrschen, deren die meisten schon wegen der Religionsverschiedenheit mit einigen Vorurtheilen und mit Mißtrauen gegen ihren neuen Fürsten eingenommen seyn mußten; denen das in Erbstaaten gewöhnliche Gefühl der Anhänglichkeit und des Zutrauens zu ihrem Fürstenhause, welches dann bei einer Erbfolge von dem Vater auf den Sohn meistens übergeht, durchaus fremd geblieben; die Jahrhunderte lang an eine, immer etwas schlaffe, geistliche Herrschaft, oder, wie die Reichsstädter, an gar keinen eigentlichen Oberherrn gewöhnt waren; die in dem ihnen durch die Zeitumstände aufgedrungenen Herrn nur einen Fremden erblickten; über Länder zu herrschen, die, wenn gleich nicht von großem Umfange, doch einander sehr entlegen waren, und dennoch zu einem Ganzen verbunden seyn sollten; deren Einwohner, wenn gleich alle Deutsche, doch in Sprache, Sitten, Lebensart, Character, ganz verschieden, zu ganz verschiedenen Volksstämmen gehörten; Länder, die in Ansehung ihrer Verfassung und ihrer Rechte ganz von einander abwichen.

Zu allem dem kam noch hinzu, daß, bei verhältnißmäßig bedeutenden Einnahmen, auf den geistlichen Ländern doch auch schwere Lasten hafteten. Für zwei Fürstbischöfe mit ihren Domcapiteln, für einen Reichsprälaten mit seinem zahlreichen Convent, mußten beträchtliche Sustentationen ausgesetzt werden. — Die Dienerschaften waren sehr zahlreich, der brauchbaren Beamten darunter, nach Verhältniß der großen Schaar, wenig. Manche hatten — wie die Fuldischen Oberamtmänner — eigentliche Sinecurestellen. Unter den activen fanden sich viele als abgelebt, wegen Unthätigkeit, Mangel an Kenntnissen, oder Zweideutigkeit des Charakters, unbrauchbar. Sie mußten pensionirt, neue Diener dagegen wieder angestellt werden. — In allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung waren mancherlei Mißbräuche eingeschlichen; Bestechungen, Geschenke zu nehmen, bei den Richterstühlen, wie bei den Verwaltungsbehörden an der Tagesordnung, durch altes Herkommen gewissermaaßen privilegirt. — Die Rechtspflege war langsam, schlecht, dabei durch

unbeschränktes Sportuliren sehr theuer. — Der Fiscus befand sich fortwährend mit Landesgemeinden oder einzelnen Unterthanen in kostspielige Rechtshändel bei den Reichsgerichten verwickelt.

Wilhelm Friedrichs ausgezeichnete Talente, seine unermüdete Thätigkeit, schnelle Einsicht und ein richtiges Urtheil, Festigkeit des Charakters, ohne unfehlbar seyn zu wollen, Liebe zur Gerechtigkeit und weise Sparsamkeit, erleichterten sehr die Lösung einer so schwierigen Aufgabe, und entfernten schnell die meisten Hindernisse.

Der Hofstaat ward mit möglichster Beschränkung eingerichtet. Seiner Neigung nach würde der Fürst vielleicht noch größere Einschränkungen haben Statt finden lassen, hätte er nicht die nun einmal vorhandene Hofdienerschaft seines abgetretenen Vorgängers übernehmen und versorgen müssen. Die alten, zu unnützen Verschwendungen Anlaß gebenden Mißbräuche bei der Hofhaltung wurden abgeschafft. Die Mäßigkeit des Fürsten wirkte durch Beispiel auf die Umgebungen mehr als Verbote, und setzte den herkömmlichen Schwelgereien ein Ziel.

In damaligen Zeiten war es noch nicht Brauch, was erst mit den neuen Napoleonschen Souverainetäten aufkam, jedes kleine deutsche Land einen Staat zu nennen, und — was schlimmer ist — für diesen Staat im Diminutiv auch ein Staatsministerium zu errichten. Ein geheimer Referendair hatte den Vortrag bei dem Fürsten in eigentlichen Cabinetssachen, wozu doch auch Anfangs alle Angelegenheiten, welche die entlegenen einzelnen Besitzungen betrafen, gerechnet wurden. Die Fuldaischen wurden in dem Geheimenraths-Collegium verhandelt, in welchem der Fürst selbst den Vorsitz führte, und den oft viele Stunden lang dauernden Sitzungen mit ununterbrochener Aufmerksamkeit beiwohnte. Bei einem glücklichen Gedächtniß, bei der Gewohnheit, alle eingehenden Schreiben, Berichte, Bittschriften, selbst zu erbrechen und durchzugehen, blieb dem Fürsten kein Gegenstand fremd, keine Unrichtigkeit oder Unvollständigkeit im Vortrage ihm unbemerkt. Ueber wichtige Angelegenheiten pflegte er überdem mit den Departementsräthen außer den Sitzun-

Sitzungen sich zu besprechen, wenn es auf Localität ankam, auch wohl selbst erst durch eigne Ansicht, sich von der wahren Beschaffenheit zu unterrichten. Einem Fürsten, der an gewöhnlichen Belustigungen der Großen keinen Geschmack fand, der keine Art des Vergnügens und der Erholung leidenschaftlich liebte, in der Regel nur sehr kurz bei der Tafel verweilte, schon die frühen Morgenstunden zur Arbeit benutzte, konnte es nie an Zeit fehlen, sich in ein solches Detail der Geschäffte einzulassen, ohne daß dadurch der Geschäfftsgang im Mindesten verzögert ward. — Die häufigen mündlichen Unterhaltungen des Fürsten mit seinen Räthen hatten nebenbei auch noch den Vortheil, daß er jeden einzeln nach seinen Fähigkeiten und nach seiner Denkungsart genau kennen lernte. Wenn er daher, wie vielfältig geschah, zu irgend einer neuen Anstalt, oder Einrichtung, oder Verbesserung der bestehenden, die ersten Grundlinien des Plans zu Papier gebracht hatte, konnt' er sehr gut selbst denjenigen Geschäfftsmann auswählen, der zu dessen Bearbeitung am tauglichsten war. Er machte diesen dann gemeiniglich mit seinen Ideen erst bekannt, hörte dessen etwaige Einwendungen, änderte, wenn er solche erheblich fand, seinen Entwurf ab, und überließ demselben alsdann die weitere Ausarbeitung und den Vortrag in dem Departement, welches darüber ein Gutachten zu erstatten hatte. Die Freiheit der Meinungen ward dadurch im Mindesten nicht beschränkt, und dem Scharfsinn des Fürsten entging es nie, wenn etwa der eine oder andere, ohne völlige Ueberzeugung, seinen Ideen beizustimmen schien. Er unterließ dann nicht, selbst Einwürfe gegen seine Meinung zu machen, um dadurch desto freimüthigere und völlig unbefangene Abstimmungen zu veranlassen. Einmal nur erinnert sich der Verfasser einen Ausbruch des Unwillens bemerkt zu haben, als er selbst eine Meinung des Fürsten, welcher der ganze geheime Rath beistimmte, vielleicht mit zu weniger Mäßigung seines Eifers für Alles, was seiner Einsicht nach recht und gut war, bestritt. Der Fürst dachte zu edel und groß, um nicht am nämlichen Tage noch seine Uebereilung zu erkennen, und mit einer zuvorkommenden Erklärung, die seinem Herzen Ehre machte, das kleine Unrecht zu vergüten. —

Der Umstand, daß der Fürst wegen seiner Verbindung mit dem preußischen Hofe, und mehr fast noch aus Gefälligkeit gegen seine liebenswürdige Gemahlin, einen Theil des Winters in Berlin verlebte, hatte auf den eingeführten raschen Geschäfftsgang fast keinen Einfluß, und unterbrach noch weniger die zusammenhängende und genaue Bekanntschaft des Fürsten mit allen Regierungsangelegenheiten. Nach wie vor wurden dann alle eingehenden Sachen in dem Cabinet abgegeben. Die wenigen ausgenommen, worüber das Geheimeraths-Collegium während der Abwesenheit resolviren durfte, ward schriftlich, oft mit Beischließung der Acten über jeden Gegenstand, berichtet; die für das Cabinet gehörigen schickte der die Stelle des Ministers vertretende Geheimerath mit kurzen schriftlichen Vorträgen ein, denen der Fürst seinen Entschluß auf dem Rande eigenhändig beischrieb. Die Resolutionen liefen in der Regel schon mit einer der nächsten Posten ein. In jedem, nur einigermaaßen eilenden Falle, durfte der Aufwand mit Staffetten nicht berücksichtigt werden. Diese Art der Geschäfftsbeförderung behielt selbst ihren ungestörten und schnellen Fortgang, als der Fürst in dem unglücklichen Kriege des Jahres 1806 mehrere Monate bei der preußischen Armee im Felde stand. —

Jedem Diener und Unterthanen war der freie Zutritt zu dem Fürsten auf alle Art erleichtert, selbst in Rücksicht der Kleidung, welche die gewöhnliche seyn konnte. Der Fürst schien nicht zu wollen, daß ein Geschäfftsmann durch den Anzug nur etwas von seiner Zeit verlieren sollte, wenn er in Dienstsachen ihm etwas zu hinterbringen, oder Verhaltung bei ihm einzuholen hatte. Ein Zug mag hier seine Stelle finden, der zugleich die Humanität des Fürsten charakterisirt. — Sehr oft und zu jeder Tageszeit, zuweilen schon in den frühesten Morgenstunden, ward der Verfasser zu ihm gerufen, wenn er schnell von etwas unterrichtet seyn, oder dessen Meinung über etwas hören wollte, oder ihm einen Auftrag in einer eilenden Sache zu ertheilen hatte. Oft ward derselbe aber auch, zuweilen wohl noch im Nachtkleide, von dem Fürsten selbst in seiner Wohnung überrascht, wenn er ihn mit vieler Arbeit überladen wußte, um ihn nicht noch länger durch den Anzug und den Hin- und Hergang zu unterbrechen. —

So leicht es übrigens Jedem war, den Zugang zum Fürsten zu erlangen, und Gehör zu finden, so war er doch von der — den zugänglichen und gutherzigen Großen oft eigenen — Schwachheit entfernt, auf einseitige Klagen und unbescheinigtes Vorbringen sich zu übereilten Entschlüssen verleiten zu lassen. Dagegen mußte ihm, wenn die Sache dringend schien, alsbald schriftlicher oder mündlicher Vortrag darüber geschehen, und die Behörde, welche es anging, hatte ernstliche Ahndung zu erwarten, wenn sie sich eine Verzögerung zu Schulden kommen ließ. — Da es bald bekannt ward, wie ernstlich der Fürst möglichst schnelle Erledigung der Rechtssachen sowohl, als der Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten wollte, und daß die, wovon er einmal Wissenschaft hatte, seinem Gedächtniß nicht wieder entgingen, so trat jener Fall nicht leicht ein.

Um auch seine auswärtigen Besitzungen näher kennen zu lernen, bereiste Wilhelm Friedrich mit seiner Gemahlin im Sommer und Herbst des Jahres 1803 Corvey, Dortmund und Weingarten. Nichts entging der Aufmerksamkeit des Fürsten, dessen nähere Kenntniß ihm zur Erfüllung seiner Pflichten nützlich schien. Allenthalben war die ungeheuchelte Freude der Unterthanen bei der Erscheinung des neuen Landesherrn sichtbar. Aus kurzer Erfahrung wußten sie doch schon, daß dieses Fürsten Erklärung, für das Wohl seiner Unterthanen väterlich sorgen zu wollen, mehr als leere Floskel gewöhnlicher öffentlicher Ankündigungen und Patente war, an die leider in manchen Fällen schon am nächsten Tage nicht mehr gedacht wird. Selbst die abgegangenen Regenten, der edle von Lünink in Corvey, und der würdige Greis Anselm in Weingarten, empfingen ihren Nachfolger mit einer Zutraulichkeit und Herzlichkeit, wie sie dessen großmüthiges Benehmen verdiente. *) — Durch Wohlthaten, durch mancherlei nützliche Anordnungen, durch die Herablassung und Güte

*) Dem ehrwürdigen Prälaten in Weingarten war nicht einmal eine bestimmte Pensionssumme ausgeworfen. Er konnte für sein Bedürfniß über die Casse frei disponiren, machte aber von dieser Verwilligung einen sehr bescheidnen Gebrauch.

des fürstlichen Paares, wurden vollends die Herzen gewonnen. Auch nach der unglücklichen Katastrophe blieb das oranische Haus in gesegnetem Andenken. *)

Neuerungen, wie sie wohl bei späteren Länderveränderungen nur der Neuheit wegen, oder aus Laune, Statt fanden, waren nicht im Geist Wilhelm Friedrichs. Das Alte mußte, nach sorgfältigster Prüfung, entschieden schlecht und untauglich befunden werden, wenn es einer neuen Einrichtung Platz machen sollte. Auch mußte, um keine Lücken entstehn zu lassen, wodurch anderwärts manch Unheil angerichtet wird, das bessere Neue erst genugsam vorbereitet seyn, ehe an die Wegräumung des Bestehenden Hand angelegt ward. — Eben so wenig war das Princip der Einheit und Gleichförmigkeit, womit in unsern Tagen großer Unfug getrieben wird, die Richtschnur des Fürsten. Darum erschollen auch nicht, wie anderwärts, Klagen über Einzwängung in fremde Formen, über Verletzung urkundlicher Rechte, über Aufdrängen fremder Gesetze und Gewohnheiten, über Verwandlung des Eigenthums eines Landestheils in Gemeinguth des Ganzen. Jede einzelne Besitzung behielt ihre eigenthümliche Verfassung und Rechte. So bildeten sie freilich keinen sogenannten Staat; aber alle fanden sich glücklich unter dem Schutz und der Vorsorge ihres geliebten Regenten.

Es würde zu weit führen, wenn hier im Einzelnen alle die nützlichen und guten Einrichtungen aufgezählt werden sollten, durch welche Wilhelm Friedrich, während seiner kurzen Regierung, der Wohlthäter seiner Länder ward, und die — weil die erste Idee zu den meisten sein eignes Werk war — seinen Beruf, Völker zu regieren, vollkommen beurkunden. Nur einiger mag hier gedacht werden; sie sind zugleich Beweis der Uneigennützigkeit des Fürsten.

*) Als den Verf. im Jahr 1810 ein Zufall wieder nach Weingarten führte, erhielt er die rührendsten Beweise von der Anhänglichkeit der Einwohner an ihren vorigen Fürsten und von ihrem Schmerz über die Trennung von ihm.

In Fulda bestand seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Universität. Der Stifter wollte damit wohl nur seine Eitelkeit befriedigen, denn er so wenig, als seine Nachfolger, waren darauf bedacht gewesen, diese höhere Lehranstalt auch zu dotiren. So fehlte es denn an Mitteln, geschickte Lehrer anzustellen und zu besolden. Die Lehrstühle wurden deswegen mit Männern besetzt, die bereits andere Anstellungen hatten und davon ihren Gehalt zogen. Die Juristenfacultät z. B. bestand aus Mitgliedern der Regierung. Da geschah es denn, daß diese doppelten Personen bald die eine, bald die andre Stelle vernachlässigten, je nachdem sie durch Neigung, oder durch Aussicht auf Vermehrung ihres Einkommens sich leiten ließen. Von Fremden ward dann auch diese Universität, der es an allen sonstigen, zur wissenschaftlichen Bildung nöthigen Anstalten fehlte, wenig besucht. Für die Einländer brachte sie manche nachtheilige Wirkung hervor. Viele widmeten sich den Wissenschaften ohne wahren Beruf, nur weil sie ihnen künftig Brod geben sollten. Bessere Köpfe begnügten sich, oder Eltern, Vormünder nöthigten sie, sich mit dem, wenn gleich dürftigen und mangelhaften, Unterricht in der Vaterstadt zu begnügen, weil er wohlfeiler und bequemer, als auf auswärtigen Akademien zu haben war. Wer Gönner hatte, oder auf verwandtschaftliche Verbindungen rechnen konnte, gelangte doch zu einer Versorgung, wenn seine Kenntnisse gleich nur mittelmäßig waren. Da sich die untern Lehranstalten auch in einem elenden Zustand befanden, so darf es nicht befremden, daß von den Landesbeamten die wenigsten selbst ihre Muttersprache richtig schreiben konnten. Ihre ganze Bildung war, da viele nie über die Grenzen ihres Vaterlands hinausgekommen waren, sehr einseitig und klösterlich. — Alle Stimmen vereinigten sich, daß die Universität dem Lande mehr Schaden als Nutzen bringe. An ihrer Stelle ward ein Lyceum errichtet, welches mit dem schon vorhandnen Gymnasium in Verbindung stand. Unter der Direction des von Prag einberufenen bekannten Meißners, und seines Gehülfen Gierig, ward hier von trefflichen, theils inländischen, theils aus dem Auslande berufenen Lehrern, in allen Vorbereitungs-Wissenschaften gründlicher Unterricht ertheilt. —

Eine andre, gleich nützliche Anstalt war die Errichtung eines Landkrankenhauses in dem vor der Stadt auf einem freien, etwas erhabnen Platz gelegenen schönen Capuzinerkloster, mit einer daran stoßenden geräumigen Kirche, in welcher ebenfalls Krankensäle eingerichtet wurden, und einem großen Garten.

Der Reichsdeputationsschluß vom Jahr 1803 gab den Landesherren das Recht, die in ihren Landen befindlichen Stifter und Klöster zur Verbesserung ihrer Finanzen einzuziehen. Wilhelm Friedrich bediente sich dieses Rechts in Ansehung der beiden reichen Stifter Raßdorf und Hunfeld im Fuldischen, doch nicht zu seinem, sondern seines Landes Vortheil. Jene beiden Institute wurden mit diesen Stiftsfonds ausgestattet, um so ihre Dauer desto fester zu gründen. Das Lyceum erhielt daneben noch ein sehr schönes Domainengebäude in der Stadt, dessen zweckmäßige Einrichtung, so wie die sehr kostspielige des Krankenhauses, überdem noch auf die öffentlichen Cassen übernommen ward. Und doch hätte der Fürst wohl Grund genug gehabt, seine Domainialeinkünfte mit denen der eingezognen Stifter zu vermehren. Denn außer den oben berührten geistlichen und weltlichen Pensionen, womit seine Casse schwer belastet war, hatte er auch eine beträchtliche Leibrente übernehmen müssen, welche durch französische und russische Verwendung dem unter dem Namen des Prinzen von Nassau-Siegen bekannten nassauischen Prätendenten in dem Pariser Tractat vom J. 1802 zugesichert war. — Dennoch haben wohl Uebelunterrichtete ihm den Vorwurf der Kargheit machen wollen. Diesen Namen verdient aber die weise Sparsamkeit nicht, die stets Maxime seines Lebens war, und eine der ersten Tugenden eines guten Regenten ist. Der Verfolg dieser Darstellung wird noch mehr Belege hierzu liefern.

* * *

Wenige Monate des vierten Regierungsjahrs waren verflossen, als ein plötzlicher Tod den Vater, Wilhelm V., in Braunschweig wegraffte (9. Apr. 1806.) Dem Erbprinzen fielen dadurch früher, als er es wünschte, auch die nassauischen Stammländer zu. Der Verlust eines

Vaters, den er zärtlichst liebte, war ihm sehr schmerzlich. Auch gaben die Entschädigungsländer dem thätigen Fürsten immer noch Beschäfftigung genug. Noch manches Gute sollte erst ausgeführt werden. Der Sorgen für das Erbland wäre Wilhelm Friedrich noch gern enthoben geblieben.

Bald stiegen drohende Gewitterwolken über Deutschland, über Preußen besonders, und damit auch über das mit demselben so eng verbundene Oranien auf. In dem durch den Frieden zu Presburg (26. Dec. 1805) kaum geendigten österreichischen Kriege hatte Preußen Schritte gethan, die zwar dem Ehrgeiz und der Vergrößerungssucht Napoleons Schranken setzen, und für erlittene Beleidigung Genugthuung verschaffen sollten, als halbe Maaßregeln aber ohne Wirkung blieben, dagegen die Rachsucht des stolzen Corsen zu sehr gereizt hatten, um nicht Alles von deren Ausbruch fürchten zu müssen.

Der berüchtigte Rheinbund war gleichsam der Prolog zu dem großen Trauerspiele, welches bald folgen sollte. Möchte doch aus dem Buche der Geschichte die Schandthat getilgt, und ewig der Nachwelt verborgen werden können, daß durch Eitelkeit und Vergrößerungssucht geblendete deutsche Fürsten und Staatsmänner sich als Werkzeuge gebrauchen ließen, jenen heillosen Bund und damit die Fesseln zu schmieden, in welchen sie selbst mit dem ganzen Deutschland so lange schmachten mußten!

Der Prinz war eben mit dem Wohl seiner neuen Unterthanen beschäfftigt, als ihm die erste Kunde von dem, was in Paris vorging, obwohl in sehr dunkeln und geheimnißvollen Ausdrücken, mit der dringenden Einladung zukam, sich ebenfalls schleunigst dort einzufinden. Dieses sollte das einzige Mittel seyn, die ihm sonst drohende Gefahr abzuwenden: Dem vielleicht gutgemeinten Rath lag doch wohl nebenher die Absicht unter, Oranien von der Verbindung mit dem verhaßten Preußen abzuziehen. — Der Prinz konnte sich nicht entschließen, dem übermüthigen Gebieter über das Schicksal der alten deutschen Fürstenhäuser sich, gleich mehrern seiner Mitstände, persönlich zu Füßen zu werfen, oder auch nur einen Gesandten

abzuschiken. Wer es redlich mit Fürsten und Vaterland meinte, konnte ihn darin nur bestärken. Doch mußte einer seiner gewandten Geschäfftsmänner nähere Erkundigung über das, was vorging, an Ort und Stelle einziehen. Die Verhandlungen in Paris, man konnte sie wohl eine Verschwörung gegen Deutschlands Existenz und Freiheit nennen, wurden sehr geheim betrieben. Selbst Luccheſini konnte nichts Bestimmtes darüber erfahren. Doch war das Wenige, was der Abgeordnete hatte erforschen können, schon hinreichend, um für das oranische Haus, wenn es den Verschworenen sich nicht zugesellen wollte, Alles fürchten zu müssen. Das preußische Ministerium hielt zwar das alles für leere Gerüchte. Luccheſini und Haugwitz konnten sich nicht überreden, daß ohne Vorwissen und Zustimmung des Königs eine völlige Zernichtung der zeitherigen Reichsverfassung unternommen werde. Die Besorgnisse verwandelten sich doch nur zu schnell in traurige Gewißheit.

Wilhelm Friedrich war kaum von Berlin, wo man seinen Nachrichten keinen Glauben beimaß, zurückgekommen, als (23. Jul. 1806) ein Abgeordneter der fürstlichen Stammsvettern die am 12. Juli vollzogene Bundesacte überbrachte, und den Prinzen mit dem Schicksal seiner Erblande bekannt machte. Die Fürsten von Nassau-Usingen und Weilburg hatten sich mit dem Emporkömmling Murat, der neun Jahre später als Verbrecher in Italien endete, in die Hoheit über die alten oranischen Länder getheilt. Die Oberherrschaft über das schöne Weingarten hatte sich der neue König von Würtemberg von der Gnade Napoleons erbeten. Wegen Fuld war noch nichts entschieden. Trat Wilhelm Friedrich dem „nichtswürdigen" Bunde bei, so durfte er zum Sündenlohn auf Vergrößerung in Hessen oder Franken rechnen. Bei fernerer Weigerung war Fuld dem Churfürsten von Hessen zugedacht, doch auch nur, wenn er sich unter das Joch des großmüthigen Protectors und Garants der deutschen Freiheit beugen würde.

Mit einer Würde und Kälte, wie sie den großen Mann bezeichnet, empfing der Prinz diese Botschaft, die ihn mit der Rückkehr in den Privatstand bedrohte, deren

empfindlichste Seite war, daß blutsverwandte und erbvereinte Fürsten an dieser beispiellosen Willkür und Ungerechtigkeit Theil hatten. Selbsterhaltung sollte diesen auffallenden Schritt entschuldigen.

In der Berathschlagung mit seinen Vertrauten setzte der Prinz selbst, mit der Einsicht und dem Scharfsinn des vollkommensten Staatsmanns, die wahrscheinlichen Folgen einer ablehnenden Antwort auseinander, schilderte aber auch eben so treu und wahr den Geist des neuen Bundes, den nun einer der Urheber selbst „nichtswürdig und absurd" nennt, dem richtiger der Name einer Unterwerfungsacte gebührte. Als wahrhaft politischer Seher sagte der Prinz voraus, wie der herrschsüchtige Corse, dessen Inneres er während eines früheren Aufenthalts in Paris durchschaut hatte, seine sogenannten Bundsgenossen, eigentlich nur seine Satrapen, als Werkzeuge seines Ehrgeizes und seiner unbändigen Eroberungssucht mißbrauchen, welch Unheil er dem ganzen Deutschland, und, über dessen Grenzen hinaus, auch andern Staaten, durch diesen heillosen Bund bereiten werde. *)

Das Resultat dieser mitternächtlichen Berathung war: es sey besser mit Ehren zu fallen, als den berühmten Namen Oranien, durch eigne sclavische Unterwerfung unter fremdes Joch, zu schänden.

Mit einer ablehnenden Antwort ward am folgenden Morgen der nassauische Abgeordnete entlassen. Eine wiederholte Einladung zum Beitritt von Seiten eines der verbündeten Höfe, änderte den Entschluß nicht. Eben so blieb ein Antrag Murats, durch den bekannten französischen Divisionsgeneral Klein, unberücksichtigt. Wilhelm

*) Der Verf. dieser Darstellung darf sich wohl rühmen, unter allen deutschen Schriftstellern vielleicht der einzige gewesen zu seyn, der — obwohl damals temporairer Unterthan des Königs von Westphalen, und unter besondrer Aufsicht der hohen Polizei — es wagte, den Rheinbund öffentlich, was und wie er war, zu schildern. Man sehe den, doch nur verstümmelt abgedruckten, Aufsatz in der Minerva 1808. Juni. S. 492—508: Deutschlands Regeneration.

Friedrich sollte zu Gunsten des Abenteurers auf seine Erblande, mit Einschluß der ihm in der Bundesacte vorbehaltenen Domainen verzeihen, und dagegen zu seiner Entschädigung Würzburg als Herzogthum empfangen. Zweifel an der Ewigkeit eines Napoleonschen Reichs mögen wohl damals schon den Wunsch Murats erzeugt haben, sich das zusammengeraubte Großherzogthum durch urkundliches Recht zu sichern.

Aus den verlornen Ländern ward inmittelst noch zu retten gesucht, was nur möglich war. Mehr hätte geschehen können, wäre nicht die Anhänglichkeit und Liebe zur alten Regierung durch Furcht vor den neuen Gewalthabern überwogen worden. Menschlicher Schwachheit muß in solchen Fällen viel verziehen werden.

In Ansehung Fulds minderte sich die anfängliche Besorgniß. Churfürst Wilhelm von Hessen hatte noch genug alten deutschen Sinn, sich durch die angebotne Vergrößerung zur Beraubung seines Nachbarn und Mitstandes nicht verführen zu lassen. Eben so wenig war er geneigt, sich durch den Beitritt zum Bunde abhängig zu machen.

Von dieser Seite beruhigt, ging Wilhelm Friedrich in den ersten Tagen des Augusts nach Berlin ab. Daß er sein Land nicht wiedersehen werde, daran ward noch nicht gedacht. Nur auf den Fall, daß ein neuer Krieg ausbrechen würde, waren mehrere Sicherheitsmaaßregeln vorläufig angeordnet. Und daß ein Krieg zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich sey, ward täglich wahrscheinlicher; entschieden alsdann aber auch, daß der Prinz als Inhaber eines preußischen Regiments und Generallieutenant, bei dem preußischen Heere im Felde mit auftreten werde. Daß der Ausgang auch für ihn so unglücklich seyn werde, war kaum zu erwarten.

Als erste Grundlage zu dem unglücklichen Erfolg ist anzusehen, daß der projectirte nordische Bund, durch die Unentschlossenheit der Churfürsten von Sachsen und Hessen, nicht zu Stande kam. Das von letzterm angenommene — zum Theil wohl durch die besten Absichten motivirte — Neutralitätssystem brachte die ganze Sache in eine noch

schlimmere Lage. Das Schwankende in den Beschlüssen und Maaßregeln des preußischen Cabinets, die Wahl der Feldherren, die Zögerung der russischen Heere, vollendeten das Unglück.

Wilhelm Friedrich stand bereits in den ersten Tagen des Septembers mit der seinem Befehl untergebnen Abtheilung des rechten Flügels der Hauptarmee zwischen Magdeburg und Erfurt. Einen ganzen Monat lang ward dem Feinde Zeit gelassen, seine bis an den Bodensee zerstreuten Kriegsvölker zu sammeln, und durch die aus den neuen Bundesstaaten zusammengetriebenen zu verstärken. Von dem, was im südlichen Deutschland, am Rhein und Main vorging, ward keine Kundschaft eingezogen. Als dem Prinzen von der eiligen Durchreise Napoleons durch Würzburg (1. Oct.) von Fuld aus die Nachricht zukam, war dem Oberfeldherrn noch unbekannt, daß der Kaiser sich bereits auf dem rechten Rheinufer befinde.

Die Erzählung der Kriegsbegebenheiten, der für das preußische Heer so unglücklichen Schlachten bei Auerstädt und Jena, wird hier billig übergangen. Der Prinz von Oranien mußte mit einem bedeutenden Corps, statt sich auf dem kürzesten Wege nach Magdeburg durchzuschlagen, dem alten Feldmarschall Möllendorf nach Erfurt folgen. Durch Alter, das Unglück der Armee und eine Verwundung ganz niedergeschlagen und muthlos, wollte der einst glückliche und berühmte Feldherr auch von einer Vertheidigung, die wenigstens eine beträchtliche Abtheilung des feindlichen Heeres unter Murat noch mehrere Tage beschäfftigen und aufhalten konnte, nichts hören.*) Der Prinz hatte den Verdruß, nach dem Befehl seines Chefs nun auch noch die Capitulation unterzeichnen zu müssen,

*) Der Verf. fand ihn am 25. Oct. in Erfurt auf einem Ruhebette, an Geist und Körper sehr schwach, von einer französischen Ordonnanz bewacht. Der Franzose hatte doch die Höflichkeit, sich aus dem Zimmer zu entfernen. Der ganz entkräftete Greis beklagte unter häufigen Thränen seinen Jammer, den unglücklichen 14. Oct. überlebt zu haben. Vom Prinzen konnt' er mir keine Nachricht geben.

welche ihn mit dem ganzen Corps in feindliche Kriegsgefangenschaft brachte.

Von dem Generalgouverneur Clarke, jetzigen Kriegsminister in Paris, ward dem Prinzen, auf sein Ehrenwort, doch gestattet, zu seiner Gemahlin zurückzukehren und im Preußischen sich aufzuhalten. Alle Gemeinschaft mit Fuld war aber abgeschnitten.

Hier blieben vom 10. Oct. an alle Diener und Unterthanen über das Schicksal ihres geliebten Fürsten in der peinlichsten Ungewißheit. Erst am 22. erfuhr man durch den eine Colonne preußischer Gefangener begleitenden General von der Weid, daß der Prinz zu Erfurt auch in Gefangenschaft gerathen, Was weiter aus ihm geworden, was sein Land zu hoffen oder zu fürchten habe, konnte der General nicht angeben. — Für alle Landesbehörden war dieser anarchische Zustand, besonders in einem so kritischen Zeitpuncte, höchst beunruhigend. Der genannte General, ein Schweizer, doch in die Napoleonschen Grundsätze eingeweiht, wollte schon die behauptete Neutralität eines Landes befremdlich finden, dessen Fürst, doch nicht als Fürst, sondern als General in fremdem Dienste, gegen den großen Kaiser zu fechten unternommen habe.

Um diesen Verlegenheiten vielleicht ein Ende zu machen, um Verhaltungsbefehle in einer Lage einzuholen, welche bei der Abreise des Fürsten freilich nicht vorauszusehen gewesen war, unternahm es der Verfasser, mit einem Paß vom Geheimenraths-Collegium versehen, den Prinzen aufzusuchen, und ihm nöthigen Falls durch die feindlichen Heere zu folgen.

Der humanen Aufnahme ungeachtet, welche derselbe bei Clarke fand, der hohen Achtung unangesehen, womit dieser von den Talenten des Fürsten sprach, war doch die sclavische Furcht des Mannes vor dem Despoten, dem er diente, zu groß, als daß der Verf. die Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Reise hätte erwirken können. Selbst sein Günstling Harbaur, der ihm von Paris her bekannte Leibarzt des Prinzen, den Clarke als Hausarzt und Freund

bei sich zurückgehalten hatte, vermochte nicht, ihm die Bedenklichkeiten auszureden.

Der Verf. mußte nun mit einem, auf die gerade Straße nach Fuld lautenden Passe seine Rückreise antreten. Ein Versuch, von Gotha aus über Langensalza und den Harz den französischen Truppen nach Braunschweig vorzueilen, und von da nach Berlin zu kommen, mißlang ebenfalls, und der Verf. mußte sich glücklich schätzen, durch die Unkunde der ihm aufstoßenden französischen Befehlshaber den Unannehmlichkeiten zu entgehen, welche ihm die Abweichung von der vorgeschriebenen Reiseroute leicht hätte zuziehen können.

Inmittelst hatte Marschall Mortier nach einem Napoleonschen Beschluß, welcher den Prinzen, so wie den Herzog von Braunschweig und den Churfürsten von Hessen ihrer Länder und der Regierung, mit Hintansetzung aller völkerrechtlichen Grundsätze, verlustig erklärte, von Fuld (27. Oct.) Besitz genommen, und dem französischen Kaiser huldigen lassen. Der erste Act der neuen Regierung war die Ausleerung aller öffentlichen Cassen. Das Eigenthum des Fürsten war vor dem Ausbruch des Kriegs bereits, so weit es thunlich war, in Sicherheit gebracht. Wenn einige Undankbare aus der höhern Stiftsgeistlichkeit, und gerade solche, welche an dem oranischen Hofe immer besondre Auszeichnungen genossen hatten, und, wie alle, sehr pünctlich und reichlich bezahlt worden waren, bei dem französischen Marschall über Verkürzung zu klagen nicht errötheten, von ihm aber hören mußten: er finde ihre Pensionen nur zu hoch; wenn der bischöfliche Capellan Pfaf (gewiß zur Mißbilligung seines Bischofs, der das Unglück seines Nachfolgers aufrichtig bedauerte) bei der Einführung des neuen Gouverneurs von der Kanzel herab über Bedrückungen der Kirche und des Landes unter der protestantischen Regierung redete, von seinen Zuhörern selbst aber sich Lügen strafen lassen mußte; so betrauerte dagegen die Mehrzahl den Verlust eines Fürsten, der seit vier Jahren für das Wohl seiner Unterthanen so thätig gewesen war, der selbst von den reichen Domanialeinkünften aus Weingarten so viel zur Erleichterung Fulds und zur Beförderung nützlicher Landesanstalten aufgeopfert hatte. Den

deutlichsten Beweis solcher dankbaren Gesinnungen gab das Land, als es am Ende des Jahres 1813 bei den verbündeten Monarchen durch eine nach Frankfurt abgeschickte Deputation um die Herstellung Wilhelm Friedrichs ansuchen ließ.

Dem Verlust Fulds folgte bald auch der von Corvey, Dortmund und der Grafschaft Spiegelberg, welche nach dem Tilsiter Frieden dem ephemeren Königreich Westphalen einverleibt wurden.

Von dem Napoleonschen Proscriptionsdecret ward selbst Anlaß genommen, die in der Bundesacte dem unterdrückten Fürsten vorbehaltenen Domainen nun ebenfalls einzuziehen. Berg machte den Anfang. Empfindlicher war's, daß König Friedrich von Würtemberg dem Beispiel Murats unter dem nichtigen Vorwand folgte, der Prinz habe gegen ihn die Waffen getragen. Andre rheinische Bundesfürsten bewog die Furcht vor Napoleon hauptsächlich wohl, das Eigenthum des Prinzen unter ihre Verwaltung zu ziehen. Der reine Ueberschuß sollte dann doch — so versprachen die Fürsten — in der Stille an einen Bevollmächtigten des Prinzen ausgeliefert werden. — Wenn dieser feierlichen Zusicherung nicht vollständig allenthalben nachgelebt worden, so ist solches wohl nur Staatsbeamten, welche Fürstenwort und deutsche Treue nicht ehrten, beizumessen. — Was Friedrichs erhabner Nachfolger in Ansehung der aus dem Eigenthum des verbannten Fürsten in den väterlichen Schatz geflossenen beträchtlichen Summen thun wird, steht nun erst noch zu erwarten. — Von Maximilian Joseph von Baiern darf nicht verschwiegen werden, daß er, groß und edel, weder durch Eigennutz noch Furcht bewogen ward, einen unglücklichen Fürsten in der Verwaltung und dem Genuß seines Eigenthums zu beschränken.

* * *

Als der siegtrunkne Feind sich Berlin näherte, verließ Wilhelm Friedrichs Gemahlin mit ihren Kindern die Stadt, und suchte eine einstweilige Zuflucht in Pommern. Dorthin folgte ihr der Gemahl, und Danzig ward nun

zum Aufenthalt gewählt. Bald aber zog sich der Kriegsschauplatz nach der Weichsel hin. Nach der Erfurter Capitulation war der Prinz auf keinen gewissen Ort oder eine Gegend beschränkt. In der Hauptstadt war es nun, nachdem der erste Sturm vorübergegangen, wieder ruhig. Dort befand sich auch Wilhelminens Schwester, die Churprinzessin von Hessen. Die oranische Familie fand am rathsamsten, auch wieder in ihre dasige Wohnung zurückzukehren. Doch einem Feinde, wie Napoleon und seine Werkzeuge, waren keine Verträge heilig. Clarke, Generalgouverneur des preußischen Staats, wollte der fürstlichen Familie, als sie schon bis Freienwalde gekommen war, die Rückkehr nach Berlin nicht gestatten. Die Gesundheit der Prinzessin war aber schon durch eine zu frühe Niederkunft kurz vor dem Ausbruch des Kriegs geschwächt. Die Beschwerlichkeiten der Reisen während der kalten Jahreszeit, Kummer über das Unglück des preußischen und oranischen Hauses, hatten solche noch mehr zerrüttet. Nun raubte ihr auch noch der Tod ihre einzige Tochter, die liebenswürdige Pauline. Nach dem Rath der Aerzte ging die trauernde Mutter, wider des Gouverneurs Willen, in ihre Vaterstadt zurück, und nur mit Mühe konnte das Gouvernement vermocht werden, sie wenigstens bis zur weitern Entscheidung Napoleons ruhig in ihrer Wohnung verbleiben zu lassen. Wilhelm Friedrich selbst ward dagegen genöthigt über die Oder zurückzugehn, und konnte sich noch glücklich schätzen, nicht so, wie eben erst mit dem Prinzen August von Preußen und dem General Tauenzien geschehen war, auf des Despoten Befehl gefangen nach Frankreich abgeführt zu werden. Damit war aber der Fürst nun von seiner Familie ganz abgeschnitten, da, wegen der Streifereien der preußischen Freicorps, das, durch die in großen Schaaren aus der Gefangenschaft entronnenen preußischen Soldaten, und durch den Aufstand in Hessen ohnehin sehr beunruhigte Gouvernement alle Gemeinschaft mit dem rechten Ufer der Oder streng untersagt hatte. (Ende December 1806.)

Durch den Verf., dem endlich doch Gouverneur Lagrange in Cassel einen Paß nach Berlin gegeben hatte, erfuhr jetzt erst die Prinzessin den Verlust, den sie, ihr Gemahl und ihre Kinder im Reiche erlitten hatten, in seinem

ganzen Umfang. Sie empfing diese Nachrichten mit einer Resignation und Ruhe, mit einer Seelengröße, wie sie bei einer Frau von so zarter Weiblichkeit kaum zu erwarten war, in Verhältnissen und in einer Lage, welche wohl die Standhaftigkeit und den Muth eines durch Schicksalsschläge bereits abgehärteten Mannes zu zernichten vermocht hätten.

Der Wunsch der Fürstin, auch ihren Gemahl davon unterrichten zu lassen, die Sehnsucht des Verfassers, dem mehrmals an ihn ergangenen Ruf des Prinzen folgen zu können, blieb zwei ganzer Monate lang, durch die Furcht des Generalgouverneurs vor seinem strengen Gebieter, unbefriedigt. Bei jeder zweideutigen Nachricht von den Kriegsbegebenheiten in Polen, oder den gelungenen Unternehmungen der im Rücken des Heeres, und oft bis in die Nähe Berlins streifenden Hirschfeldschen, Schillschen und Krockowschen Freicorps, wurden die bereits ausgefertigten Pässe wieder eingezogen.

Nach mancherlei Gefahren, Abenteuern und Beschwerlichkeiten, erreichte endlich der Verf. seinen geliebten Herrn in Pillau (17. März 1807), und folgte ihm nach Memel.

Auch der Prinz vernahm jetzt erst vollständig, doch mit einer heldenmüthigen Ergebung, wie Freunde und Feinde mit seinen Besitzungen und seinen zurückgebliebenen Eigenthum gehandelt hatten; daß außer dem Wenigen, was sich unter bayerscher Hoheit befand, nichts zu seiner freien Disposition übrig war. — Wer wird dem seltnen Manne hohe Bewunderung versagen, wenn der Darsteller nun weiter den charakteristischen Zug beifügen muß: Wilhelm Friedrich schien in diesem Augenblicke eigenes unverdientes Unglück zu vergessen, nur des Wiedersehens eines seiner Getreuen sich zu freuen, nur für die, welche ihr Schicksal von dem seinigen abhängig zu machen entschlossen waren, besorgt zu seyn. Großmüthig versprach er, sie nicht in Verlegenheiten kommen zu lassen, so lange seine Mittel dauerten. Mit eigner Einschränkung, mit Entbehrung gewohnter Bequemlichkeiten, mit Aufopferungen aller Art erfüllte Wilhelm Friedrich sein Fürsten-

wort

wort bis zum letzten Augenblick der langen Prüfungszeit. —

Die Schlacht bei Friedland führte das Ende des unglücklichen russisch-preußischen Kriegs im Frieden zu Tilsit (7. und 9. Jul. 1807) herbei. Alexander war des unglücklichen Prinzen Freund, Friedrich Wilhelm sein naher Verwandter. Alexanders Versicherungen bei dem letzten Besuch in Memel vor jener Schlacht ließen bei einem künftigen Frieden auch für den Prinzen Milderung seines Schicksals hoffen. Warum dennoch zu Tilsit seiner gar nicht soll gedacht worden seyn, mag erst künftig die Geschichte enthüllen.

„Dann gilt's, daß man mit Selbstvertraun sich rüste,
„Wenn man allein im Schicksalskampfe steht,
„Wenn nur wie Abschiedswink von ferner Küste
„Kaum sichtbar noch der Hoffnung Schleier weht."

Allein stand jetzt Wilhelm Friedrich, und nachdem auch der letzte Versuch, einen deutschen Hof zu rechtlichern Gesinnungen zu bewegen, mißlungen, Edelmuth, wo solcher noch hätte gefunden werden sollen, der Habsucht gewichen war; nachdem nun auch der Prinz seine Stelle bei dem preußischen Heere niedergelegt hatte, blieb er jetzt als Privatmann auf den Besitz seiner Güter in dem neuen Herzogthum Warschau beschränkt.

Ein Hoffnungsstrahl, von der ausharrenden, unverwundbaren Britannia fernen Küsten ausgehend, verlor sich fast im Nebel dunkler Zukunft.

Das Bombardement von Copenhagen (2—5. Sept. 1807) vernichtete durch einen unglücklichen Zufall noch einen Theil des den feindlichen Räuberhänden entzogenen Privateigenthums. Wilhelm Friedrich, nun wieder mit seiner Familie in Berlin einheimisch, ertrug auch diese neue Widerwärtigkeit mit heroischem Gleichmuth.

* * *

Von nun an lebte der Prinz, mit wenigen Unterbrechungen, nur für seine Familie, mit Wissenschaften, mit

Verwaltung seiner Güter, die sich seit 1812 noch mit einigen schönen Erwerbungen in Schlesien vermehrt hatten, so wie mit den Resten seiner Besitzungen in Deutschland, beschäfftigt. Um diese Beschäfftigung noch mit mehr Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit treiben zu können, benutzte der Prinz den Unterricht der öffentlichen Berliner Lehrer in Oeconomie, Chemie und andern damit verwandten Wissenschaften.

Doch verlor Wilhelm Friedrich hierüber die höhere Sorge für das Wohl seines Hauses und die großen politischen Ereignisse nicht aus den Augen. Der älteste Prinz bereitete sich unter seinem trefflich gewählten Führer, dem jetzigen niederländischen General Constant, in der Berliner Militairacademie auf seine künftige Bestimmung vor, und ward dann mit diesem Führer zu seiner weitern Ausbildung nach England gesandt. Bald hatte der Vater die Freude, ihn, unter Wellingtons Fahnen in der Halbinsel gegen den Feind und Aechter seines Hauses fechtend, wegen seines Muths und seiner militärischen Kenntnisse als jungen Helden rühmen zu hören, währenddem der durch seine liebenswürdigen Eigenschaften allenthalben die Herzen gewinnende zweite Prinz, Friedrich, unter den Augen des Vaters, von seinem würdigen Lehrer Glaser Unterricht und Bildung empfing. Die Geburt der Prinzessin Marianne (9. Mai 1810.) ersetzte den im Jahr 1806 erlittenen Verlust, und gab neue häusliche Freuden.

Der Ausbruch des vierten Kriegs zwischen Oesterreich und Napoleon (1809) ließ auch für Oranien einen Wechsel des Glücks hoffen. Bei den Bewohnern des westlichen Deutschlands ward durch eben diesen Krieg der Gedanke erweckt, das fremde Joch abzuwerfen, sobald von annähernden österreichischen Corps Unterstützung zu erwarten seyn würde. Einigemal war hierzu Anschein vorhanden. Gerüchte ließen schon aus Franken her Hülfsvölker bis zur Grenze des Königreichs Westphalen vorgedrungen seyn. Anderen sah man von Sachsen aus entgegen. Schills Zug unterhielt die Hoffnung. Churfürst Wilhelm — so glaubten die braven, ihm noch immer treu anhangenden Hessen — werde von Prag aus mit seinem Sohne bewaffnete Haufen senden. — Die eben so mit Liebe und Treue

dem oranischen Fürstenhause ergebenen Nassauer würden in dem Freiheitskampf nicht zurückgeblieben seyn. Vorbereitungen waren schon gemacht, für Unterstützung mit Geld und Waffen, für tapfre Anführer der treuen Dranier gesorgt. — Der zu frühe Ausbruch in Hessen, der Rückzug der Oesterreicher, die unglücklichen Kriegsereignisse vereitelten diese schönen Plane.

Wilhelm Friedrich für seine Person blieb bei dem großen Drama, dessen Schauplatz durch Napoleons Kunst und rasche Bewegungen abermals in das Herz der österreichischen Monarchie versetzt worden war, ebenfalls kein bloßer Zuschauer. Früher schon hatte Kaiser Franz dem Prinzen, seit dem Kriege in den Niederlanden her mit dem Erzherzog Carl in engem Bunde, die Würde eines Generalfeldzeugmeisters verliehen, ohne ihn dadurch zum wirklichen Kriegsdienst zu verbinden. *) Des Prinzen Jugendgespiele, und seitdem dessen steter Begleiter und Vertrauter, Fagel, war eben so zum kaiserlichen Staabsofficier ernannt. Mit diesem eilte der Prinz, als in der Nähe der Kaiserstadt auf dem linken Donauufer hartnäckig gekämpft ward, zu seinem Freund Carl, und setzte sich in der mörderischen Schlacht bei Wagram, als Freiwilliger, mit Heldenmuth den größten Gefahren aus. — Die Beschwerlichkeiten des Feldzugs und einer Reise nach Ungarn hatten seine sonst dauerhafte Gesundheit erschüttert. Erst im November kam er nach Berlin zurück. Der Wiener Friede (14. Oct. 1809) und die mißglückte Unternehmung der Engländer in Zeeland waren auf die Lage des Prinzen von keinem Einfluß.

* * *

Den Glauben an die Ewigkeit der Napoleonschen Völker- und Staatenunterjochung hatten alle widrigen Ansichten, so manche getäuschte Hoffnungen, in Wilhelm Friedrichs Seele doch nicht fest begründen können. Darum wurden auch die Verbindungen mit gutgesinnten, ihr Va-

*) Im J. 1814 ernannte Franz den Prinzen zum Feldmarschall und verlieh ihm ein Regiment.

terland wahr liebenden und dessen Heil von der Rückkehr des Hauses Oranien erwartenden Niederländern sorgfältig unterhalten.

Ohnehin hatte sich in diesem ehemaligen, durch den ersten großen Granier nassauischen Stammes gegründeten, unter Oraniens Leitung oft glücklichen und mächtigen Freistaate die Gestalt der Dinge nach und nach durchaus verändert. Die große Nachbarrepublik sollte — das erwarteten die den Namen Patrioten führenden Feinde Wilhelms V. oder mehr noch der Statthalterschaft — ihrem Vaterlande seine, ihrer Ansicht nach unterdrückte, Freiheit eigentlich erst wiedergeben. Für den geleisteten Freundschaftsdienst mußte aber vor Allem eine ungeheure Contribution entrichtet werden. Zahllose Schaaren nackter Republikaner hatte das Land zu kleiden und zu ernähren, ein starkes Corps derselben zur Vertheidigung der neuen Freiheit in Sold zu nehmen. Bedeutende Territorialabtretungen wurden der neuen Schwesterrepublik auferlegt, Ausrüstung einer starken See- und Landmacht zur Führung des Kriegs gegen Frankreichs Feinde zur Pflicht gemacht. Aber durch eine unglückliche Seeschlacht ging die Hälfte der Flotte bald wieder verloren. Wenige Jahre später mußte der Rest in die englischen Häfen wandern. Mit Vernichtung der Seemacht ward auch der ganze Handel vernichtet. Der nur zu Lande mächtige Bundsgenosse konnte ihn nicht schützen. Die Colonieen waren schon längst in Feindes Händen. Alle Nahrungsquellen waren versiegt, die Kosten der Staatsverwaltung und des Kriegs mehrten sich täglich; wegen der Schwierigkeit, die ausgeschriebenen Steuern und Abgaben aufzubringen, mußte zu immer neuen Anleihen die Zuflucht genommen werden. Die Staatsschulden wuchsen zu einer ungeheuren Summe an. Das war also die Glückseligkeit, welche die Häupter der Patriotenpartei ihren Anhängern von der Verbindung mit Frankreich, von der Vertreibung des Erbstatthalters versprochen hatten! — Von der Unabhängigkeit des Staats war kaum noch ein Schatten übrig. Die eifrigsten Freunde der republikanischen Freiheit selbst mußten es schon als eine Wohlthat erkennen, daß Napoleon dem Freistaate, der nur noch den Namen führte, ein Oberhaupt gab. Damit schien doch wenigstens die Selbstständ-

digkeit des Staats gesichert. Bald ging auch diese verloren. Napoleon, mit seinem Bruder unzufrieden, fand rathsam, das neue Königreich seinem Kaiserstaate einzuverleiben. Aus dem ehemaligen Freistaate ward eine französische Provinz. Strenge Befolgung des Continentalsystems, und die Wirkung davon, völliges Stocken des Handels, Vermehrung der Abgaben, die den Niederländern höchst verhaßte Conscription, Bedrückungen von mancherlei Art, waren die nächsten Folgen. Allgemeine Noth vereinigte immer mehr alle Gemüther. Der Parteigeist verschwand, mit ihm auch allmählig die Vorliebe zur ehemaligen republikanischen Verfassung. Und wenn je Befreiung vom jetzigen Joche zu erwarten war, an wen sollte sich dann das Land eher anschließen, als an das früher um dasselbe hochverdiente Haus Oranien? *) — Bei einigen unüberlegten und voreiligen, freilich durch Verzweiflung eingegebenen Versuchen, sich dem eisernen Scepter Napoleons zu entziehen, offenbarte sich schon diese Stimmung. Aber die Stunde der Befreiung hatte noch nicht geschlagen. Weislich ließen sich darum auch Oraniens eifrigste Freunde nicht verführen, durch voreilige Schritte der Sache zu schaden, und sich selbst, ohne Nutzen, der furchtbaren geheimen Polizei des Tyrannen in die Hände zu liefern. Im Stillen ward vorbereitend mit besserem Erfolg gewirkt. —

Vor allen müssen hier die Namen G. C. v. Hogendorp, v. d. Duyn v. Maasdam, Graf Limburg Stirum, Repelaer v. Driel, de Jonge und Changuion im Haag, v. d. Hoop zu Amsterdam, J. F. v. Hogendorp zu Rotterdam, und Bentink Buckhorst zu Zwolle, genannt werden. **) Bereits gegen

---

*) Schon zwei Jahre vor der neuesten Umwandlung sagte ein Mitglied des franz. Gouvernements in einer Schilderung der damaligen Stimmung in Holland: der eine Theil der Nation sehnt sich nach der Zurückkunft des Prinzen von Oranien; der andre Theil wird sich gern bei einer solchen Veränderung beruhigen.

**) Des Verf. Absicht ist nicht, hierdurch dem Verdienste eines Kemper, Scholten, Falck, Olden Barneveld,

Ende des J. 1812, als das bekannte 29. Bulletin den bevorstehenden Sturz des Allgewaltigen ahnden ließ, hatten die sechs erstgenannten in geheimen Zusammenkünften die Abwerfung des fremden Jochs, sobald die Umstände günstig würden, und die Herstellung des Hauses Oranien vorzubereiten begonnen. Männern, welche die vormalige Verfassung des Staats vollständig kannten und deren Folgen erfahren hatten, konnte es nicht entgehen, daß von Wiedereinführung derselben und einer Statthalterschaft, deren Wirkungskreis beschränkt, deren Macht, gerade in den entscheidendsten Augenblicken, durch die Gesetze gelähmt war, kein Heil für das Vaterland zu erwarten stand, vollends in der Lage, in welcher der Staat und ganz Europa nach so mancherlei großen Umwälzungen sich befanden. Darum war dann ihr ganzer Plan gleich anfangs auf ein souveraines Oberhaupt gerichtet. Billige Grundgesetze, wie sie leider von den meisten deutschen Staaten vorerst nur noch gewünscht und gehofft werden, sollten jedoch dem Mißbrauch der obersten Gewalt und ministerieller Willkür wehren. Daß dieses auch Wille und Wunsch der durch so manche Stürme durchgegangenen Nation sey, dessen waren sie versichert. Ihr Entwurf einer künftigen Constitution war mit der hiernächst in Amsterdam wirklich angenommenen im Wesentlichen ganz übereinstimmend.

Um aber auch außer dem Haag wirken zu können, setzten sie sich zuerst mit den oben auch bereits genannten drei Vaterlandsfreunden zu Amsterdam, Rotterdam und Zwolle in Verbindung. Eine weitere Ausdehnung des geheimen Bundes fand erst nach der Schlacht bei Leipzig Statt, und ward in doppelter Hinsicht nöthig. Einmal mußte den unzeitigen Ausbrüchen des Unwillens gegen die Unterdrücker durch Männer von Einfluß auf das Volk möglichst vorgebeugt werden. Dann aber bedurfte dieses, wenn nun der günstige Zeitpunct eintrat, solcher Anfüh-

---

und vieler anderen zur Befreiung ihres Vaterlands mitwirkenden Männer, im mindesten Abbruch zu thun. In einer der deutschen Litteratur noch abgehenden Geschichte der neuesten Befreiung der Niederlande werden sie ihren Platz finden.

rer, auf die es Vertrauen setzte, die es zu zweckmäßigen Unternehmungen leiten, von Ausschweifungen und Unordnungen abhalten konnten.

Wilhelm Friedrich, durch seine Anhänger von dem, was in Holland geschah, genugsam unterrichtet, war inzwischen früher, und schon in der Zeit, als das Kriegsglück sich immer mehr auf die Seite der verbündeten Mächte zu neigen schien, nach England übergeschifft, um mit der brittischen Regierung die Maaßregeln wegen Unterstützung der Niederländer zu verabreden. Ob er hiernächst unmittelbar von dort, oder von Deutschland aus in Holland auftreten werde, blieb von den ferneren Ereignissen abhängig.

Zwar war die französische Kriegsmacht in den Niederlanden sehr unbedeutend, denn Napoleon hatte, je mehr seine Heere ins Gedränge kamen und durch unglückliche Gefechte geschwächt wurden, auch aus den niederländischen Provinzen alle nur entbehrliche Mannschaft an sich ziehen müssen. Doch waren die zahlreichen Festungen noch sämmtlich in französischen Händen. Und wenn gleich den Machthabern des Usurpators die Gesinnungen des so lange mißhandelten Volks, bei aller Vorsicht der Häupter desselben, immer weniger ein Geheimniß bleiben konnten, so schien ihnen solche doch nicht sehr furchtbar. Denn ihnen selbst war am besten bekannt, daß die eigentlichen Nationalsoldaten fast sämmtlich sich auswärts bei den Armeen befanden, alle Waffenvorräthe und Kriegsbedürfnisse jeder Art aber vorlängst aus dem Lande weggeschafft waren.

Eben dieser Mangel war aber auch für die Verbündeten ein unübersteigliches Hinderniß, öffentlich mit ihrem Plan hervorzutreten, und das Volk zur Vertreibung ihrer zeitherigen Zwingherren aufzufordern. Jetzt näherten sich doch endlich die siegreichen Heere den Grenzen. Kleine Abtheilungen drangen schon in die östlichen und nördlichen Provinzen vor. In Amsterdam war (15. und 16. Nov.) in einem Volksaufstand die Oranienfarbe aufgesteckt; unter dem vormals gewöhnlichen Geschrei: Oranien boven, waren die Zollhäuser verbrannt, die Napoleonschen Adler vernichtet worden. Generalgouverneur Lebrun hatte rath-

sam gefunden, in der Stille zu entfliehen. Die andern obern Staatsbeamten waren ihm gefolgt. Aus den angesehensten Einwohnern hatte sich eine provisorische Regierung gebildet, und mit Hülfe der Nationalgarden den Aufstand gedämpft, ohne sich doch vorerst öffentlich für den Prinzen zu erklären. Die Nachricht von diesen Vorgängen kam am 16. Abends im Haag an. Nun glaubten die Verbündeten nicht länger säumen zu dürfen, obwohl General Molitor noch mit 4000 Mann bei Utrecht stand, der Präfect de Stassart im Haag noch anwesend war, und General Bouvier des Eclats den vormaligen statthalterlichen Palast auf dem Binnenhof, in welchem alle vorhandenen Waffen und Kriegsvorräthe aufbewahrt waren, mit 500 Gewaffneten und einigem Geschütz besetzt hielt, wogegen die Verbündeten auf kaum 1000 Mann, deren die meisten ungeübt und schlecht bewaffnet waren, rechnen konnten. Bereits am folgenden Morgen erklärten sie sich öffentlich für den Prinzen. In dessen Namen ward Graf Limburg Stirum als provisorischer Gouverneur im Haag proclamirt. Nämlichen Tags noch verließ der Präfect den Haag; die französische Besatzung zog am folgenden Morgen mit Capitulation ab. Durch Scheveninger Fischerpinken ward der englischen Flotte von allem diesen Nachricht gegeben. Abgeordnete suchten den Prinzen in England und im Hauptquartier zu Frankfurt auf, wenn er etwa schon auf dem festen Lande wieder angekommen seyn sollte.

Eine umständliche Erzählung der weiteren Vorfälle wird, als eigentlich nicht hierhin gehörig, übergangen. Es sey genug, hier nur im Allgemeinen zu bemerken, daß allenthalben, wo die Uebermacht des Feindes nicht im Wege stand, das Volk sich für den Prinzen erklärte, und seine Unterdrücker verjagte.

Am 27. Nov. kam endlich eine Antwort des Prinzen im Haag an, in welcher er auf schnelle Hülfe aus England Hoffnung machte, und seine baldige persönliche Erscheinung versprach. Am folgenden Tage erschienen bereits englische Kriegsschiffe bei Scheveningen, wo Wilhelm Friedrich selbst zwei Tage später mit Lord Clancarty ans Land stieg, und von der jauchzenden Menge als sou-

veräner Fürst begrüßt ward. Gleich herzlich war der Empfang im Haag, den bei solchem Anlaß gewöhnlichen, oft nur gebotenen Pflichtbezeugungen gar nicht ähnlich, wie der brittische Gesandtschaftssecretair Chad in seiner Erzählung der neuesten holländischen Revolution sagt, sondern dem zu Freudenthränen rührenden Wiedersehn alter Freunde nach langer schmerzlicher Trennung.

Noch war indessen, so viel Muth und Vertrauen auch die Ankunft des Prinzen dem großen Haufen eingeflößt hatte, nach dem Urtheil der Einsichtsvolleren alle Gefahr so wenig verschwunden, daß Lord Clancarty das Kriegsschiff the Warrior, welches den Prinzen übergeführt hatte, auf der Küste zurückzuhalten nöthig fand. Drei und zwanzig feste Plätze in Holland und den nächsten Provinzen waren noch in Feindes Händen, ganz Seeland in seiner Gewalt. Bei Utrecht stand immer noch ein französisches Corps im Lager, stark genug, wäre es nicht durch die Vorgänge in Deutschland entmuthigt gewesen, einen Ueberfall zu wagen, dem keine regelmäßige Miliz entgegengestellt werden konnte.

Das erste Geschäfft des Prinzen war, mit den, doch ohne Truppen, im Haag angekommenen Heerführern von Bulow und von Benkendorf über die Mittel zur völligen Vertreibung des Feindes zu berathschlagen. Nämlichen Tags (1. Dec.) machte er dem Volk bekannt: Nach einer Trennung von 19 Jahren, nach manchen Widerwärtigkeiten, folge er dem Rufe der Nation, um mit Beistand seiner Bundsgenossen, besonders Großbritanniens, dem Lande Unabhängigkeit und Wohlfahrt wieder zu geben, dessen Wunden zu heilen, den Handel wieder zu beleben. Das Geschehene sey vergeben und vergessen. Einigkeit und gegenseitiges Vertrauen werde die alten glücklichen Zeiten zurückführen. — Das Jahr 1814 bewährte schon, daß dieses nicht gewöhnliche Antrittsformeln, nicht leere — oft leider nur zu bald vergessene — Worte waren.

In der Bekanntmachung hatte Wilhelm Friedrich der ihm zugedachten Souverainetät noch nicht erwähnt. Der Hauptstadt Amsterdam sollte nicht vorgegriffen werden. Dort erging aber am nämlichen Tage von den General-

Commissairen der einstweiligen Regierung, Kemper und Fannius Scholten, eine öffentliche Verkündigung der dem Fürsten von der Nation übertragnen Alleinherrschaft, nach einem die Freiheit der Bürger sichernden Grundgesetz. Sie schloß mit den Worten: „Die Niederlande sind frei. Wilhelm der erste ist souverainer Fürst der freien Niederlande." Am folgenden Tage erschien der Prinz in Amsterdam, um sich zur Annahme der ihm übertragnen Gewalt bereit zu erklären, und die erste Handlung der neuen Regierung war die Ernennung einer, aus 14 Mitgliedern bestehenden Commission zum Entwurf eines Verfassungsgesetzes. Zwei derselben wurden aus Geldern, sechs aus Holland, und aus jeder der Provinzen Zeeland, Utrecht, Friesland, Oberyssel, Gröningen und Brabant einer gewählt. Zu ihrem Präsidenten ernannte die Commission einstimmig den würdigen G. C. van Hogendorp.

Nach drei Monaten ward der Entwurf durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß gebracht, und am 29. März 1814 von einer nach Amsterdam zusammenberufenen Versammlung der Notabeln mit großer Stimmenmehrheit angenommen, von dem neuen Souverain aber am folgenden Tage feierlich beschworen. Eine der wichtigsten Bestimmungen dieses Grundgesetzes war, daß in Ansehung der Gesetzgebung und des Finanzwesens eine Uebereinkunft mit der Staatenversammlung (Landständen) den Verfügungen des Fürsten, wenn sie Kraft haben sollen, nothwendig vorausgehen müsse.

Mit Hülfe der Bundsgenossen ward inzwischen der Feind nach und nach aus dem ganzen Gebiete des erneuerten Staats vertrieben, währenddem aber auch an Aufstellung einer hinlänglichen Land- und Seemacht zur Vertheidigung und Erhaltung der erlangten Unabhängigkeit mit äußerster Anstrengung gearbeitet. Der Pariser Friede und die Verbannung des Tyrannen ließen erwarten, daß Wilhelm Friedrich seine ganze Thätigkeit vorerst auf die innern Landesangelegenheiten werde verwenden können.

Früher schon, und vor Ausgang des Jahres 1813, war der Prinz nun auch wieder zum Besitz seiner deutschen

Erbländer gelangt, und gleich als ob sie der einzige Gegenstand seiner Regentensorgen wären, richtete der Fürst die genaueste Aufmerksamkeit auf Alles, was seinen getreuen Nassauern die unter siebenjähriger fremder Herrschaft erlittenen Drangsale vergessen machen konnte. Auch hier legten freilich, wie in seinem neuen Staate, die fortwährenden Kriegslasten mancher Art große Hindernisse in den Weg. Aber Wilhelm Friedrich, mit einer Großmuth, wovon sich vielleicht in der Geschichte kein Beispiel findet, leistete auf alle Einkünfte aus seinem Eigenthum bis Ende des Jahres 1814 völlig Verzicht. So bedurfte es keiner neuen Abgabe, um die Civilliste zu decken. Mit dem Ueberschuß aus den fürstlichen Domainen ward selbst manches während der Rheinbundsjahre verübte Unrecht vergütet, manche Noth erleichtert. Mehr noch hatte das Land von seinem eben so gerechten als mildthätigen Fürsten zu erwarten, wäre er ihm nicht durch ein Ereigniß entrissen worden, woran nicht leicht, am wenigsten in Friedenszeiten, gedacht werden konnte.

* * *

Dem Pariser Frieden (31. Mai 1814) war der Wiener Congreß gefolgt, auf welchem die Angelegenheiten der sämmtlichen europäischen Mächte, und besonders auch das Schicksal Deutschlands und der einzelnen Staaten in demselben, näher bestimmt werden sollten. Hier ward dann auch die Vereinigung der vormaligen österreichischen Niederlande und des Bisthums Lüttich mit der ehemaligen niederländischen Republik unter Wilhelm Friedrichs Souverainetät beschlossen. Die unerwartete Rückkehr des Verbannten auf Elba, nach Frankreich, beschleunigte die Ausführung. Unter dem Namen Wilhelm I. ward der Prinz, als König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg am 16. März 1815 im Haag, zwei Tage nachher zu Amsterdam, und dann auch zu Brüssel proclamirt. Durch den Wiener Tractat vom 9. Juni 1815 wurden die Grenzen des neuen Königreichs und Luxemburgs näher bestimmt. Mit den nöthigen Abänderungen ward das Grundgesetz vom 29. März 1814 auf das ganze Königreich ausgedehnt, zu welchem nun folgende

Provinzen gehören: Nord- und Südbrabant, Limburg, Geldern, Lüttich, Ost- und Westflandern, Hennegau, Holland, Zeeland, Namur, Antwerpen, Utrecht, Friesland, Oberyssel, Gröningen und Drenthe. Das Großherzogthum Luxemburg bleibt zwar mit dem Königreich vereinigt, doch als deutscher Bundesstaat. Die Generalstaaten sind aus zwei Kammern gebildet, deren die erste aus wenigstens 40 und höchstens 60 vom König ernannten Mitgliedern besteht. Die 110 Mitglieder der zweiten Kammer werden von den Provinzialstaaten ernannt.

So war denn der hohe Muth und die Standhaftigkeit, mit der Wilhelm I. vor fast neun Jahren sich auch die Napoleonschen Sklavenketten anlegen zu lassen geweigert hatte, auf das glänzendste belohnt worden. — So mochte jetzt von Manchem, der damals diese Weigerung als Schwäche und Kurzsichtigkeit bemitleidet hatte, mit Neid und verbissenem Ingrimm auf die durch Standhaftigkeit und Ausharren errungene Krone hinaufgeschaut werden. Auch dem aus seinem Verbannungsorte entwichnen Corsen mochte es schmerzliche Empfindungen erregen, daß aus einem der schönsten Theile seines Kaiserstaats ein neues Reich für einen Fürsten errichtet worden war, den er einst in den Staub zu treten beschlossen hatte. Um ihn schnell wieder zu stürzen, jetzt wohl ganz zu vernichten, war vielleicht einer der Beweggründe Napoleons, seinen wüthenden Anfall gegen die Niederlande zu richten. Die Sieger bei Waterloo, wo auch der Kronprinz für Europa's Rettung focht und blutete, vereitelten alle seine Plane und befestigten Wilhelms I. Thron. (18. Jun. 1815.)

Inniger und ungetrübter hätte sich der König, hätten sich auch die treuen Oranier im deutschen Erblande, des durch dreitägigen Kampf errungenen großen Siegs erfreuen mögen, wäre nicht die früher beschlossene Trennung des geliebten Fürsten von seinem ihm so werthen Volke bereits bekannt gewesen. Nie hat vielleicht der heillose Ländertausch bei Fürst und Volk schmerzlichere Empfindungen erregt, als der, von dem hier die Rede ist. Umstände, welche die Folgezeit erst enthüllen mag, dran-

gen Wilhelm ein Opfer ab, welches seinem Herzen noch immer wehe thut. Das Vaterland trauert über einen Verlust, den ihm nichts ersetzen kann. — Der Vorhang mag fallen. Heil dem König! Lange und glücklich lebe Wilhelm I.!

Nachrede.

Vielleicht ists einem oder dem andern Leser befremdlich oder unangenehm, daß die Erzählung gerade da abbricht, wo König Wilhelm auf einen größern Schauplatz getreten ist. An Stoff zur Verlängerung dieser Darstellung hätt' es auch nicht fehlen können, denn viel ist während der noch nicht zweijährigen Dauer des neuen Königthums geschehen. Vollkommen bewährt hat Wilhelm durch neue größere Handlungen, daß, was oben von den vorzüglichen und ausgezeichneten Herrschergaben dieses erhabenen Zeitgenossen gesagt worden, nicht Schmeichelei, nicht übertrieben ist; um so vollkommener hat es sich bewährt, je zahlreicher und mächtiger die Hindernisse waren, welche sich den wohlwollenden Absichten des Königs entgegen stellten. Wenn es oben schon als eine nicht leichte Aufgabe für den jungen Fürsten dargestellt ward, die Regierung über mehrere in Deutschland zerstreute, in jeder Rücksicht unter sich sehr verschiedene, obwohl doch nur kleine, Länder gut zu führen, so erscheint die jetzige allenthalben unendlich schwieriger.

Die nun wieder in Ein Reich verschmolzenen Staaten waren zwar früher unter Burgund und Spanien dem nämlichen Oberhaupt untergeben gewesen, hatten aber auch damals schon nie ein eigentliches Ganzes gebildet. Jede der siebenzehn Provinzen war in manchem Betracht als ein besondrer kleiner Staat anzusehen. Durch die erste niederländische Revolution befanden sich seit Jahr-

hunderten diese fremdartigen Theile vollends in zwei ungleiche Hälften zerrissen. Durch Sprache, Verfassung, Lebensart und Sitten, hauptsächlich durch Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses, war die eine von der andern ganz getrennt, eine der andern fast völlig fremd; mehr noch ließe sich wohl sagen, eine gegen die andere feindselig geworden. Während die sieben vereinigten Provinzen bei der ihnen durch den ersten großen Dranier erworbenen Freiheit aufblühten, zu einem unabhängigen, mächtigen Seestaat erwuchsen, den Welthandel an sich zogen, große Schätze sammelten, reiche Besitzungen in Osten und Westen erwarben, schmachteten die übrigen unter dem oft harten Joche fremder Herrscher, mußten wider Willen gegen ihre vormaligen Brüder kämpfen, weil ihre Herren deren Feinde waren; sahen während dieser erzwungenen Feindseligkeiten eine ihrer Hauptnahrungsquellen, den blühenden Handel, fast versiegen, oder ihrem glücklicheren Nachbarstaate zufließen, mußten sehr häufig ihren fruchtbaren Boden zum Kampfplatz fremder Heere dienen lassen und der Verwüstung Preis geben, indessen der am Kriege theilnehmende Freistaat sich Ruhm und Vortheile erfocht, oder in glücklicher Neutralität die fremden Kriege als reiche Erwerbsquelle benutzte. — Wem ist aus diesem kurzen Umrisse nicht schon einleuchtend, daß wahrlich mehr als gewöhnliches Talent dazu gehört, in so verschiedenartige Bestandtheile Einheit zu bringen, zumal wo gegenwirkende Kräfte nicht unbedeutend sind. Zu diesen kann dann wohl der große Einfluß gerechnet werden, den, auf beiden Seiten vielleicht, die für ihren Glauben und ihr System zu stark eifernde Geistlichkeit auf das Volk übt. — Mag nun gleich nicht behauptet werden können, die bezweckte Einheit sey bereits bewirkt, so ist doch dem Ziele sich schon sehr genähert worden.

Ferner: die Zwangherrschaft und die Habsucht des verbannten Corsen hatten beide nun wieder verbundenen Länder in ihren Grundfesten erschüttert, ihren Wohlstand zerstört, ihren Handel, ihre Gewerbe vernichtet; seinem Ehrgeiz war ein großer Theil der Bevölkerung aufgeopfert. Diesen ausgesogenen, mit unermeßlichen Schulden belasteten, von Menschen, Geld, Waffen, Schiffsbe-

dürfnissen entblößten Ländern sollte doch nun vor Allem durch Aufstellung einer hinreichenden Land- und Seemacht, Unabhängigkeit und Ruhe von innen und außen gesichert, dem gesunkenen Handel, den verfallenen Gewerben wieder aufgeholfen, der Credit mußte hergestellt, auf Tilgung der Schulden Bedacht genommen werden. Wie viel in kurzer Zeitfrist geschehen, davon zeugt der Feldzug im Jahr 1815, und das, von den Meistern in der Kunst des Seekriegs der niederländischen Flotte ertheilte Lob bei der Unternehmung gegen Algier. —

Wie viel ist endlich noch für die Wissenschaften und Künste, für die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, für die Aufnahme der höhern Lehranstalten und anderer nützlichen Institute, und das alles meistens in einer Zeit geschehen, wo der Staat erst mit einem gefährlichen Feinde von außen, dann im Innern mit verheerenden Wasserfluthen zu kämpfen hatte. — Bei allen solchen außerordentlichen Anstrengungen ist es doch dem König möglich gewesen, die Forderung zu Staatsausgaben für das künftige Jahr um acht Millionen Gulden herunterzusetzen.

Ueberall fehlte es also hier nicht an reichlichem Stoff, auch noch von Wilhelm, dem König, zu reden. Der Verf. hat aber schon in der Vorerinnerung seiner geänderten Verhältnisse erwähnt, und in der Einleitung den Grundsatz ausgesprochen, in seiner Darstellung sich nur auf das, was er als zuverlässig und wahr erkannt, beschränken zu wollen.

Für sein Reich hat er Wilhelm den König nicht handeln, wohl aber Wilhelm den vormaligen Fürsten seines Vaterlandes für das Beste der ihm entrissenen Unterthanen mit Wort und That noch immer, bis auf diesen Augenblick, väterlich sorgend gesehen. Was er von dem König, von dem, was in dieser Eigenschaft durch ihn und von ihm geschehen, hätte sagen wollen,

würde er öffentlichen Blättern haben nacherz hlen müſſen. Sollte der Verf. indeß ſo glücklich ſeyn, mit vollſtändigern und zuverläſſigern Nachrichten, als aus jenen zu ſchöpfen ſind, verſehen zu werden, ſo wird er eine Fortſetzung den Leſern der Zeitgenoſſen nicht vorenthalten.

Ludwig Timotheus
Freiherr von Spittler.

Von

K. L. von Woltmann.

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler.*)

(Geboren zu Stuttgardt den 11. Nov. 1752; gestorben den 14. März 1810.)

Von der Natur hatte Spittler eine ungewöhnliche Schärfe der Beobachtung und des Urtheils, imgleichen eine lebhafte Einbildungskraft neben einem feurigen Gefühl empfangen. Ohne diese Anlagen konnte er weder Historiker noch irgend ein Autor werden; sie aber machten ihn nicht zu dem ersten. Nach ihnen war unentschieden, ob er vorzugsweise Forscher oder Dichter seyn solle.

Indessen hatte auch die Natur für jenen in ihm entschieden; denn seine Forschungskraft war überwiegend gegen seine Phantasie. Sie hatte aber auch schon entschieden, daß er als Forscher nicht die philosophische, sondern die historische Untersuchung zu seinem Beruf wählen solle; denn sie hatte in sein Temperament einen gewaltigen Trieb zum praktischen Wirken, und in seine beobachtende Schärfe einen eben so starken für Erforschung der unmittelbaren

*) Benutzt sind die Nachrichten von Planck (vor Spittlers Kirchengeschichte 1812), Heeren und Hugo (Berlin 1812) über Spittler, auch die Bemerkungen, vorzüglich der beiden ersten, denen indeß Manches entgegengesetzt ist, besonders nach einem verschiedenen historischen Standpunct.

Wirklichkeit gelegt. Wenigstens waren diese individuell bestimmenden Züge so herrschend in dem reifen Mann, daß man nicht befugt war anzunehmen, nur durch äußere Umstände seyen diese Triebe in seine geistige Art gekommen.

Wenn also die Natur schon ihn nicht blos zum ausgezeichneten Kopf, sondern zum Historiker bestimmte, so wirkte allerdings ein früher Einfluß äußerer Verhältnisse dazu, daß er als Historiker den Charakter gewann, wodurch er von allen Uebrigen unterschieden ist.

Zur Zeit seiner ersten Studien war in seinem Vaterland ein besondrer Eifer für die Geschichte desselben rege, weil es dort eine Verfassung gab, über welche zu forschen auch für die Gegenwart nicht ohne praktische Wirkung blieb. Das natürliche Feuer der Wirtemberger, eines Stammes von Deutschen, der an Gemüthsfülle unter ihnen hervorragt, fühlte sich von der Sehnsucht unsrer Nation nach einem freien, öffentlichen Seyn um so kräftiger gefaßt, als sie schon nicht ohne einige Befriedigung in ihnen geblieben. In jedem Kreise ehrenwerther Männer brannte die Flamme des Patriotismus; und je tiefer die Kunde war, die man von der vaterländischen Vorzeit besaß, um so höher stieg man in der öffentlichen Achtung. Den höchsten Ruf der Art genoß der Historiker Volz, Vorsteher des Gymnasiums in Stuttgard, wo Spittler der ersten gelehrten Bildung nachging.

Ein Jüngling von so eigenthümlichen Anlagen für die Geschichte ward von solchen Verhältnissen auf das innigste ergriffen, da das gelehrte Studium, welches die unentbehrliche Grundlage des historischen Berufs ist, sich ihm sofort in dem Reiz des praktischen Nutzens und der bürgerlichen Ehre zeigte. Von den Schwierigkeiten des historischen Berufs mußte ihm sein Vorbild eine fast zurückschreckende Vorstellung geben, denn Volz trieb die vaterländische Geschichte auf die einzig würdige Weise, wie deutsche Specialhistorie gefördert werden kann, als eifrigster Sammler und kritischer Forscher; aber ein so muthiger Jüngling ward dadurch nur mehr gespornt, und gewöhnte Spittler sich früh an die Art, wie er bei seinem nachherigen Fortschreiten sich erst alle Materialien sichtete,

ehe er die historische Zusammenstellung der Begebenheiten und seiner Bemerkungen anhub. Schon im sechszehnten Jahr des Alters excerpirte er Folianten und bemühte sich um kritische Entdeckungen. Wie tief sich das Ideal seines Lehrers ihm eingedrückt hatte, offenbarte sich nach vielen Jahren noch auf anziehende Weise. Als er in seiner Geschichte des ständischen Ausschusses von Wirtemberg die Wichtigkeit darthut, daß keiner zum Mitglied desselben ernannt werde, der seine Kenntnisse über vaterländische Verfassung und Geschichte nicht vor einer öffentlichen Prüfung erhärtet hätte, wie er den Hochmuth verhöhnt, daß man zu alt sey, um sich prüfen zu lassen, verliert er sich in den Ausruf: ob die Examinatoren einen Candidaten wie Volz nach der Prüfung nicht mit Ehrfurcht zu Hause geleiten würden.

Wenn neben diesen historisch-kritischen Studien der Jüngling auch die Alten mit Anstrengung las, weil er Alles, was ihm vorgehalten ward und worin er neben sich eifriges Streben Andrer sah, mit Lebendigkeit faßte: so darf man doch vermuthen, daß ihm damals schon nicht nur die Dichter, sondern auch die Geschichtschreiber des Alterthums weniger zusagten. Sie lagen zu fern ab von dem unmittelbar Praktischen, von der politischen Wirksamkeit, worauf einmal sein historisches Studium die Richtung genommen hatte; und war gleich das kritische Sammeln und Forschen, welches ihm nicht nur als das erste Bedürfniß, sondern auch, mit praktischem Nutzen verbunden, als das eigentliche Ziel der Geschichte erschien, ihnen bei weitem nicht so fremd, als man gewöhnlich glaubt: so betrachteten sie doch wenigstens ihre vollkommensten Meister in der historischen Kunst, Sammeln und Forschen nur als eine Vorarbeit der Geschichtschreibung, nur als ein untergeordnetes Geschäfft, wie den praktischen Nutzen, so hoch sie ihn anschlugen und so patriotisch sie auch ihn bezweckten, nicht als die gesetzgebende Regel des Geschichtschreibers; die Darstellung und die Geschichte an sich waren, wie billig, ihr Höchstes. Zu der Muße der Anschauung, woohne man sie nimmer tüchtig genießt, hatte Spittler schon durch die Richtung seiner Jugend die Stimmung eingebüßt, wie auch seine Natur sich nicht dazu neigte.

Mehr vielleicht als die Alten diente das Studium der Philosophie zu Schärfung und Belebung seines historischen. Die Leibnitz-Ploucquetsche Weltweisheit blühte um ihn her, und sein natürliches Talent für die Forschung, war es gleich durch Anlage und Geschick der Historie geweiht, trieb ihn, vereint mit den Bedürfnissen seines feurigen Gefühls und dem Durst aller edlen Seelen nach metaphysischer Erkenntniß, zu der logischen Anstrengung, wodurch man Schätze des Wissens, den Sterblichen stets unerreichte, in der Jugend zu erringen hofft. Gleichwohl darf man auf die Frucht seiner philosophischen Studien für ihn als Historiker nicht zu viel geben. Daß er als solcher über seine Einbildungskraft und ihre Täuschungen Meister war, rührte schon von der untergeordneten Rolle her, welche der letzten in seinen natürlichen Anlagen gegen seine Forschungskraft angewiesen war, und die natürliche Logik, ihm mit Auszeichnung angeboren, leitete ihn ohne das philosophische Studium auf richtige Erkenntniß, auf die wesentlichen Puncte, so wie sein natürlicher Trieb zum Praktischen und seine Gewöhnung durch Vorbild und Verhältnisse auf das Praktische in der Geschichte.

Aeußere Umstände bestimmten ihn zu der theologischen Laufbahn, wozu Neigung allein ihn schwerlich gebracht hätte; das politische Streben des Staatsmannes war ihm durch die wirtembergische Geschichte vor Allen bedeutend und angenehm geworden. Indeß mochte ihm die Theologie, als eine durchaus historische Wissenschaft, keineswegs unwillkommen seyn, und gerade von der Seite, wo sie einzig vollgültig verstanden werden kann, von der Kirchengeschichte aus, ohne deren Licht sie eine seelenlose Reihe von Dogmen ist. Für das kritische Sammeln in jener, wodurch bereits so großer Ruhm erworben war, gab es ohne Zweifel noch eine Nachlese von Entdeckungen, die eben deswegen einen überraschenden Ruhm versprachen. Außerdem ist das System, mit dessen Entwickelung und Fehden sie sich beschäfftigt, noch in praktischer Wichtigkeit, und die Untersuchungen über seine Schicksale machten bei dem damaligen Zeitgeist mehr Eindruck und Glück, als bei dem heutigen.

Auf die Art entsprach das kirchenhistorische Studium sowohl der Natur des Jünglings, als seiner schon genommenen Richtung. Seine ersten literarischen Arbeiten, sämmtlich aus dem Felde der Kirchengeschichte, verkündeten sowohl jene Richtung, als seine Naturbestimmung zum historischen Forscher, und alle waren zugleich der Art, daß sie den ungemeinen kritischen Trieb dieses Geistes zur Verfolgung von Irrthümern, selbst wohl ein zu leidenschaftliches Forschen, lange für bewährt gehaltene Sätze umzuwerfen, dem Kundigen verriethen. Aber in seinen Untersuchungen des sechzigsten Laodicäischen Canons, seiner Geschichte des Kelchs im Abendmahl, des canonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidors, und andern ähnlichen Abhandlungen, fand er keinen Anlaß und keine Verführung, zugleich die Gährung zu verrathen, die in seinem Gefühl, seiner Einbildungskraft, seinem Geschmack war. Indem man seinen gelehrten und kritischen Scharfsinn preisen mußte, bemerkte nur ein tiefer Kenner an wenigen Spuren, daß er auch eine Phantasie bei seiner Arbeit hatte zügeln müssen.

So vermied er bei seinem ersten Auftreten in der gelehrten Welt freilich manchen Anstoß, den er unfehlbar durch Bearbeitung mehr hinreißender Gegenstände der Historie gegeben hätte; doch ahndete man auch nach seinen ersten Schriften noch nicht, welche Fülle von Geist und vielseitiger Kraft in ihm zusammengedrängt war.

Sie zeigte sich zuerst in seinem Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, den er zu Göttingen verfaßte, wohin er wegen seines seltenen Vereins von Scharfsinn und Gelehrsamkeit im Jahr 1779 als ein Lehrer berufen war, welchem in der Zukunft der Vortrag der Kirchen- und Dogmengeschichte vorzugsweise anvertraut werden könnte.

Man hat dieses Werk mit Recht die Blüthe seines Geistes genannt. Von einem historischen Stoff, welcher auch einer großen ungelehrten christlichen Gesammtheit beinahe für den wichtigsten galt, und über welchen Jahrhunderte geforscht hatten, waren hier zum erstenmal die pragmatischen Hauptpuncte in der Kürze zusammengestellt,

mit einer so lichten Ueberschauung des Ganzen, daß auch der Kenner der Kirchengeschichte davon überrascht wurde, mit einer Freimüthigkeit, welche dem Zeitgeist in dem vorletzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts insonderheit zusagte, und zugleich mit einer echthistorischen Mäßigung des Urtheils, die nirgend verletzen durfte. Auch freuten sich die Zeitgenossen, das mit übertriebener Härte verschrieene Dunkel des Mittelalters hier plötzlich dem Auge nahe gerückt, und gerade von der kirchlichen Seite her milder beleuchtet zu sehn. Unwidersprechlich war, daß wenigstens in Deutschland noch Keiner einen so schwierigen historischen Gegenstand von solchem Umfang, mit solcher Zweckmäßigkeit in Anordnung, Auswahl der Thatsachen zu behandeln gewußt, und in so lebhafte Sprache gekleidet hatte.

Eine sehr anziehende Eigenthümlichkeit des Buchs fesselte überdies, daß es nämlich so hell, und so räthselhaft dunkel zugleich ist. Von der klaren Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse und damit parallellaufenden Lehren ist man entzückt, indem daneben das bedeutsame Anwinken, halbe Verschweigen so vieler Dinge, um so mehr spannt, je zuversichtlicher man diesem Geiste zutraut, daß er Alles in Klarheit sah, auf nichts deutete, was er nicht wußte, und seine Ursachen haben mochte, warum er etwas verschwieg. Man vergißt, daß wenigstens die nächste Ursache davon eine sehr einfache war: über den Grundriß sollten Vorlesungen gehalten werden, und für sie hatte der Verfasser das volle Licht aufgespart. Zu einer tieferen, die in Spittlers Charakter als Historiker lag, führt weiter unten die Entwicklung desselben.

Bemerkt ist, daß er mit Schüchternheit und verwickelt in Schwierigkeiten des äußern Vortrags den Lehrstuhl betrat, daß er längere Zeit wie Demosthenes Hindernisse seiner Natur besiegen mußte. Allein er selbst hat wenigstens in vertrauten Gesprächen über Vortrag von dem historischen Lehrstuhl nicht erwähnt, daß es ihm sauer geworden sey, zur Meisterschaft darin zu gelangen. Seine Naturgabe zum mündlichen Vortrag war glänzend: der historische Gegenstand, mit dem er sich beschäfftigte, stellte sich seinem Gedächtniß und Urtheil nicht nur, sondern sei-

ner Einbildungskraft mit der sichersten Gegenwart dar; eine hohe Gestalt unterstützte, was er sprach, und seine überaus nachdenkende, lichte und kühn aufstrebende Stirn, sein schönes blaues Auge von unendlicher Schärfe, worüber man sein zu blondes Ansehn bei den bestimmten und feinen Gesichtszügen vergaß, vergegenwärtigten, was seine Lippen erzählten.

Bei solchen Anlagen zum öffentlichen Vortrag empfand ein solcher Geist, mochte er sich gleich durch theologische Sitte und unter den Kirchenvätern an einige Schüchternheit gewöhnt haben, keine wesentliche, als weil er entweder über die Methode des Vortrags mit sich selbst noch nicht einig war, oder hauptsächlich, weil er überhaupt die innere Freiheit noch nicht ganz durch eine äußere Bestimmung gewonnen hatte, zu welcher seine Neigung und sein Talent ihn vornehmlich eigneten. Die auffallende Umwandlung des mündlichen Vortrags von Spittler, die einer Besiegung natürlicher Schwierigkeiten ohne Grund zugeschrieben wird, fällt zusammen mit dem Zeitpunct, wo er sich von den Lehren der christlichen Kirche mit entschiedener Vorliebe zu der Geschichte ihrer politischen Verhältnisse gewandt hatte, und sich von der Kirchenhistorie bald losriß, um zu der politischen überhaupt überzugehn.

Von da an glänzte er als historischer Lehrer, und bei allen Vorzügen des frischen männlichen Jugendgeistes in seinem Grundriß der Kirchengeschichte kann man nicht in Abrede seyn, daß seine Werke von dieser Epoche an, über deutsche Specialhistorie und die europäische Staatengeschichte, doch eine reifere und auf den historischen Geist unter uns ungleich einflußreichere Arbeit sind.

Jener Entschluß ist vielleicht der Moment seines Lebens, der vor allen von seiner Selbsterkenntniß und Selbstständigkeit, von seiner entschlossenen Freiheit zeugt. Mit welchem Ruhm und Erfolg er auf der kirchenhistorischen Laufbahn vorgerückt war, wie günstige Aussichten sie ihm weiterhin zeigte, und wie auch sein Herz an manchen Seiten der theologischen Wissenschaften hing, siegte in ihm die Ueberzeugung ob, daß er für die praktische Rich-

tung der Historie, also für die politische geschaffen sey, und für die politische Specialhistorie der Deutschen durch das Schicksal eine entschiedene Bestimmung erhalten habe. Sollte keine Frucht tragen, was er als Jüngling über die Verfassung seines Vaterlands geforscht hatte? Sollte Volz ein unerreichtes Ideal in ihm bleiben, dem er in seinen männlichen Jahren sich durch historisches Studium, durch praktisches Treiben nicht mehr näherte? In ihm war auch der Zug, daß er bei allem Feuer, bei aller Raschheit, womit er neue Anstrengungen begann und neue Gegenstände seiner Zuneigung und Bewundrung auffaßte, die alten nie vergaß, und selbst unter widerstrebenden Beschäfftigungen nicht blos mit Sehnsucht zu ihnen zurückkehrte. Er mußte zurück zu dem Ideal des Lebens, welchem er in den Jahren der heftigsten jugendlichen Empfänglichkeit gehuldigt hatte.

Die Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge war demnach seine erste Arbeit der neuen Periode. Ihr folgte binnen drei Jahren die Geschichte des Fürstenthums Hannover, seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Als einen alten Lieblingsgegenstand, mit dem er längst vertraut war, nahm er jene zuerst auf; auf sein angebornes Vaterland ließ er sein zweites folgen, das Land, welches ihm durch seinen Beruf heimathlich geworden.

Sein gelehrtes Treiben hing auf das engste mit seinem Interesse für das Praktische zusammen, und hatte gleichsam seine Steigerung nach den Graden, wie ihm dieses näher lag. Auch ward der praktische Geist durchaus Seele und Regel jener beiden Bücher. Nach ihr allein sammelt er, wählt er aus, berechnet er den Ausdruck, ergießt er seine Empfindung. Unbekümmert um Alles, was man bisher in deutschen Specialgeschichten aufgehäuft fand, richtet er den Blick auf Entwicklung der Verfassung, auf den Geist der Verwaltung, und alle Ereignisse, die darauf keinen Einfluß hatten, erscheinen ihm unbedeutend, die Nachrichten ohne unmittelbaren Zusammenhang mit jenen beiden Puncten sind ihm eigentlich nur historische Spreu.

Welchen Werth diese Zweckmäßigkeit und Kargheit in der Fülle, diese Durchführung des wesentlichen historischen Hauptpunctes unter den reichsten Materialien hatte, begreift man nur, wenn man sich die unweise Reichlichkeit zurückruft, womit die Deutschen ihre Geschichte der einzelnen Gebiete ohne Auswahl anhäuften, oder den sklavisch genealogischen Sinn, welcher Volk und Land über das regierende Fürstenhaus vergaß.

So unschätzbar also jene Werke von dieser Seite sind, darf man nicht übersehen, daß durch die praktische Consequenz, womit Spittler den beschränkten Gesichtspunct des Publicisten verfolgte, das historische Studium der Deutschen zwar geläutert und an zweckmäßige Bearbeitung einer Aussicht, woran es ihm unsrer Nationalunbehülflichkeit zufolge leicht fehlt, gewöhnt ward, aber doch abgeleitet von dem freien und umfassenden Geist ächter Geschichtschreibung. Der Totaleindruck von einem Volk und Land in einer bestimmten Zeit soll von ihr dargegeben werden, und wiewohl Spittler durch Spuren verrieth, daß er selbst ihn empfand, vergaß er ihn doch unter seinem consequenten Streben nach dem publicistischen Ziel. Für die höhere Kritik schadete er dadurch sogar diesem letzten. Das Leben eines Staates muß immer wie ein durchaus organisches genommen werden, und wie einerlei mit dem Volksleben überhaupt. Ohne den ganzen Zustand von diesem zu durchschauen und darzustellen, wird man ächthistorisch auch den publicistischen Theil der Geschichte nicht erschöpfen.

Mit der consequenten Verfolgung des blos praktisch-politischen Zweckes hing ein doppeltes Ungemach zusammen. Indem Spittler so viele Seiten der Geschichte sinken ließ, wollte er, theils aus Ahndung von ächter Geschichtschreibung und aus Gewissensunruhe, theils um so manche Nebenstudien bei seinem Zweck nicht durchaus verloren gehn zu lassen, die neben seinem Hauptpunct schwindenden Gegenstände wenigstens andeuten. So entstanden häufige Anspielungen, befremdende Ausdrücke, überhaupt Räthsel, die freilich auch im historischen Vortrag etwas Anziehendes haben und die Aufmerksamkeit stacheln, von der Historie an sich aber, die nichts als Klarheit und

Wahrheit will, schlechterdings verworfen werden. Eine andre tadelnswerthe Eigenheit des Vortrags, welche mit dem praktischen Plan zusammenhängt, scheint folgende. Was für unsre Gegenwart und die Weisheit unsers Lebens durch die Mühe des Sammelns und den Erfolg der Kritik gewonnen war, sollte recht deutlich gemacht werden, und recht brauchbar und eindrücklich. Bei diesem Bemühn überraschte den Geschichtschreiber leicht seine ursprüngliche Bildung zum Theologen, und so kamen vorzüglich in die Geschichte Hannovers erbauliche Ergießungen, die wenigstens unter der Reinheit der Geschichtschreibung, wohl auch unter ihrer Würde sind.

Frühere gelehrte Bildung zum Theologen, der historische Lehrstuhl und die Absicht, die Geschichte praktisch für das bisherige Staatsleben zu gestalten, sind drei Dinge, die gewiß nicht den unbefangnen und von den Musen gutgeheißnen Geschmack der Geschichtschreibung erziehn. Mochte Spittler soviel gesuchte und dunkle Wendungen, Ausdrücke, wie ein Witz, und oft wie ein unverständlicher, zugespitzte Urtheile und Resultate, gewiß ohne alle Affectation von seiner Seite, gewöhnlich nur in dem Drang, die Fülle seines Innern mitzutheilen, in seine Erzählung aufgenommen haben, sie hatten dessen ungeachtet das Ansehn des Gesuchten, machten den Eindruck einer geschrobnen historischen Bildung.

Jene Schulen seines Geistes konnten bei einer Schrift von ihm, seiner Geschichte der dänischen Revolution im Jahr 1660, wenig aufgeregt werden, und wirklich erscheint ihr Einfluß auf seinen Geschmack und Vortrag dort am geringsten, wenn freilich der lehrende und anspielende Ton auch hier den darstellenden weit überwiegt, wenn gleich auch hier die Begebenheiten nicht in ein Gemälde gefaßt sind, wo alle Theile die gehörige Beleuchtung für den Anschauer haben. Was hilft zuletzt, historische Wahrheit durch die Sonderung kritisch abtheilen, wenn sie nicht der Empfindung dargestellt wird?

Indessen ist hier der Ort, bei solcher Rüge zugleich einer ausgezeichneten historischen Tugend Spittlers zu gedenken. Sie war seine große kritische Vorsicht. Es hatte

sehr viel Reiz für ihn, aus vielfacher historischen Notiz sich immer mehr ein Ganzes zusammen zu setzen, und weil er sich Witz, Divinationsvermögen reichlich zutrauen konnte, um darin glücklich zu seyn, ward er scheu und besorgt, sich von der Wahrheit weg verführen zu lassen. Bei der gedachten Schrift führt er selbst an, daß er aus kleinen Zügen eine reichere Darstellung hätte liefern können, wenn nicht zu leicht geschähe, daß man aus solchen kleinen Zügen zu viel herleite. Dies wäre allerdings tadelnswürdig; doch kann bei solchem Bemühn eine höhere Kritik auch mit Festigkeit zu Werke gehn, wie bei Behandlung des urkundlichen Buchstabens, und überdies bleibt alle Wahrheit unsres täglichen Lebens selbst, so auch die historische, mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit.

Mit gleicher Consequenz in Verfolgung des beinahe nur publicistischen Ziels, verfaßte er seinen Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, ein Meisterwerk an Ueberschauung und Hervorhebung der Standpuncte. Gleichwohl soll man auch hier nicht unbemerkt lassen, daß solche Klarheit ungemein durch Isolirung einer Classe von Materialien, nämlich der politischen, erleichtert werde. Wie ungleich schwieriger wäre sie, wenn der ganze Nationalzustand sich darstellen, und begreiflich werden sollte, welche Wechselwirkung zwischen ihm und der jedesmaligen publicistischen Entwicklung war. Von den gerügten Fehlern des Vortrags kann hier keine Rede seyn, denn das Werk enthält nur Sätze, die vom Lehrstuhl herab Bekleidung und Fülle erhielten. Die Behauptung, daß er die Geschichte aller europäischen Staaten in ihren Quellen durchgearbeitet habe, erleidet schon durch seinen Zweck und Plan ihre Beschränkung. Er hatte eine ungemeine Spürkraft, welche in den Quellen leicht diejenigen Fundgruben entdeckte, die für seine Forschung Ausbeute gaben. Gewiß hat er in den Quellen aller Staaten für seinen Gesichtspunct die Hauptstellen geprüft, und alle Bücher, die er anführt, kannte er gewiß durch eigne Erfahrung und Erörterung. Aber eigentlich dürfte man Quellenstudium des Historikers nur den erschöpfenden Fleiß nennen, womit er die ganzen Quellen eines Zeitpunctes oder Staates, deren Geschichte er aufzeichnet, in ihrer Vielseitigkeit, und nach allen ergiebigen Resultaten in sich auf-

nimmt, und sollte er gleich nur eine bestimmte Classe von Resultaten suchen.

Nach der vorangegangenen Würdigung der Verdienste Spittlers und seiner unschätzbaren Einwirkung auf unsre historische Literatur, darf ich die eingemischten Rügen seiner Mängel und seiner Beschränktheiten in ein Resultat zusammenfassen, und den Gedanken über seine ursprünglichen Anlagen, seine Naturbestimmung, näher bringen.

Er hatte freilich eine lebendige Einbildungskraft und ein feines Gefühl, aber sein Forschungstrieb überwog nicht nur dieselben, was er allerdings bei dem Historiker soll, sondern in Verbindung mit dem unruhigen Triebe zum Praktischen, der ebenfalls unter Spittlers Naturanlagen war, gestattete er der Einbildungskraft nicht die künstlerische Ausbildung und ruhige Anschauung, woohne der Geschichtschreiber in der reinen Potenz nicht wird, in der Weise nicht, wie Geschichtschreiber des Alterthums wurden.

Freilich waren auch sie vom praktischen Leben, und wie mächtig ergriffen, woohne Erkenntniß und Darstellung desselben unmöglich; aber ihr praktisches Leben faßte den ganzen Menschen, bildete die ganze Natur aus, und sie konnten in der Historie anhaltend keine praktischen Gesichtspuncte verfolgen, ohne den Inbegriff des Menschen mit zu fassen. Ein einziger, schmaler Pfad in dem menschlichen Geschick wird dagegen von unsern Geschichtschreibern verfolgt, die einzig, oder vorzüglich, eine publicistische Richtung haben.

Entstand Spittlern die künstlerische Ruhe und Umfassung, deren die echte Geschichtschreibung nicht entbehren kann: so fehlte ihm wegen gleichen Grundes, wegen seines überwiegenden unruhigen praktischen Triebes, auch der höchste Beruf des historischen Forschers. Es ist eine Albernheit, wenn heut zu Tage Schüler der Speculation, die sich unterfangen die Historie zu erweitern, ein Ewiges und Absolutes in derselben erfassen wollen; aber es gibt in ihrem Zusammenhang eine größere Nothwendigkeit, eine pragmatisch zu erhärtende, als Spittler zwischen den

historischen Parteien wahrnahm; und wenn seine Beschäfftigung aus Bedürfniß mit Systemen der Philosophen und das Resultat davon, daß wir die Principien unsrer Erkenntnisse nie in ein gerechtes System fassen mögen, auch die Wirkung hatte, daß er gegen die Nothwendigkeit in der Geschichte gleichgültiger ward, so hat wahrlich sein philosophisches Studium seinem historischen nicht gefrommt.

Vermessen und albern ist ebenfalls, wenn neuere Historiker die Ereignisse aus einem selbstgeschaffnen Mittelpunct herausführen wollen, sobald dieses schaffen so viel heißt als erdichten; ist hingegen dadurch gesagt, daß Historiker unsrer Zeit einen Mittelpunct der Begebenheiten, wie ihn eine tiefe Kritik in den Quellen entdeckt, mit schaffender Kraft hervorheben wollen, so bemühn sie sich nur um eine durchaus tüchtige historische Erkenntniß, wie sie in Tacitus und andern großen Mustern war, des vielverzweigten neuern Weltsystems halber in unsern Geschichtschreibern noch umfassender seyn könnte, wie in den alten. Wirklich hat Spittler, wie die Nothwendigkeit so auch den Mittelpunct in historischer Forschung, immer von seiner Spürkraft darauf gerichtet, nicht genugthuend verfolgt und begriffen.

Eben so ehrt man ihn von der einen Seite nicht genug, tadelt man ihn unbewußt von der andern, wenn man mit Rücksicht auf eine neue historische Schule der Deutschen, die vielleicht weniger vorhanden, als vorausgesetzt ist, über ihn erinnert, daß er mit poetischen Historikern nicht auszusöhnen war, und wenn es berühmten Namen galt, lieber ein bedeutendes Stillschweigen beobachtete, als daß er geurtheilt hätte.

Verbindet man mit dem Ausdruck historische und poetische Phantasie, deren Grenzlinie Spittler bestimmt bei sich gezogen haben soll, einen bestimmten Begriff; so kann man die Einbildungskraft des Historikers und Poeten, wie richtiger gesagt würde, nur auf zwiefache Art unterscheiden: entweder, daß sie bei dem Historiker nicht über die gegebne Wahrheit hinausgehn, deshalb kein Spiel treiben, keine Erdichtung nur irgend arg-

wohnen lassen darf, wie dagegen Spiel und Erdichtung ihr eigenthümliches Element bei dem Poeten sind; oder, daß sie im Historiker nur dazu diene, die Gegenstände an sich in sein Gefühl zu bringen und in fremdes durch seine Darstellung, ohne wie bei dem Dichter die Form zu bilden, ohne also den Historiker zum Künstler im engsten Sinne zu machen, bei welchem die Form das Wesen und der Gegenstand Nebensache, so wie bei dem Historiker die Form nur ein Medium zur Erkenntniß seyn soll.

Ueber diesen Unterschied gehen die unrichtigsten Vorstellungen in Deutschland um. Eine Partei mißversteht ihn so, daß sie das vornehmste Wesen des Historikers in die Form setzt, und in ihrem eben deshalb unglücklichen Streben nach derselben Gegenstand oder Stoff, worin doch die historische Wahrheit ruhen muß, hintenan stellt und sogar schon sorglos sammelt. Freilich ist solche Partei nur klein, hat aber für den Zeitgeist etwas verführerisches, und man begegne ihrem Unwesen desto ernster, je mehr eine frühere deutsche Gründlichkeit in der Geschichte wegen der ihr anklebenden Unzweckmäßigkeit und Geschmacklosigkeit mit Recht verrufen wurde, und weil wir schon Beispiele hatten, daß selbst wahrhaft gründliche Historiker, eine Zeit lang auch Spittler, der Citate glaubten überhoben zu seyn, an welchen die Gründlichkeit doch zunächst geprüft werden kann.

Viel zahlreicher ist die andre Partei derer, die über den richtigen Satz, daß der Inhalt die Hauptsache eines historischen Werkes sey, den relativen und unentbehrlichen Werth der Form in der Geschichtschreibung nicht einsehn. Ohne ihn anzuerkennen, ohne Künstler im weitern Sinne zu seyn, so daß sie die Form zwar als ein Medium, doch eins geworden mit dem Inhalt zu behandeln wußten, demnach poetisch verfuhren, hat es nie große Geschichtschreiber gegeben, und nach diesem Gesichtspunct waren Herodot, Thucydides, Livius, Sallust und Tacitus poetische Historiker.

Warum Spittler sie und solche, die ihnen gleichen, in der letzten Potenz nicht gehörig verstehn und würdigen konnte, glaube ich bündig genug dargethan zu haben.

Doch

Doch fern sey zu behaupten, daß er ohne Sinn und Achtung für die darstellende dichterische Kraft in der Historie gewesen sey. In seinen eignen Werken finden sich Fragmente von ihr; mancher Schilderung von den Alten, vorzüglich von Livius, erinnerte er sich mit Ergetzen, und die bildende Kunst, die in Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande vielfältig hervorbricht, bemerkte er mit Achtung und Freude, so unangenehm der Eindruck ihm war, daß der Verfasser offenbar keine andre Geschichte kannte, als welche er kaum gelernt hatte und darstellte. Indessen waren hier die Quellen doch einigermaaßen benutzt, was dagegen in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges gänzlich fehlte, gegen welche Spittler überhaupt, so wie insbesondre gegen ihre Schilderungen, mit Recht eingenommen blieb. In diesen war nämlich zum großen Theil der historische Stoff nicht erkannt; und wenn solche Gaukler, die ihre Phantasie willkürliche Sprünge über einen Gegenstand hin und her machen lassen, wie z. B. in — — Geschichte von — — geschicht, ohne Kraft, ihn der Wahrheit gemäß zu gestalten, poetische Historiker heißen sollen, wie bedarf es da nur der Anführung, daß er sich mit ihnen nicht aussöhnen konnte? Er wußte recht gut, wenn dergleichen sich entschuldigten, daß man ihrer Arbeit den Dichter noch anmerke, wie der Grundfehler des Werkes sey, daß man den Dichter darin durchaus nicht spüre.

Der vorangegangnen Entwicklung seiner historischen Eigenthümlichkeit wird man leicht anmerken, daß ich nicht in Abrede sey, er würde vollkommnere Werke der Geschichtschreibung, als die gelieferten, verfaßt haben, wenn er in einer, von äußern Fesseln und Rücksichten freien Lage die Farbe des Theologen und Lehrers, und den beengenden Trieb zu einem praktischen Plan und Ziel durchaus von sich gethan hätte. Ich stimme nicht dem Zweifel bei, ob er des schönen historischen Styls in der zusammenhängenden Schreibart Meister geworden wäre. An vielen Stellen seiner Werke finden wir diesen zusammenhängenden historischen Styl, und von der Kraft, die er gegen sich selbst auszuüben vermochte, hat sein Leben Proben genug.

Er pflegte wohl zu äußern, daß seine Lieblingsidee sey, die Geschichte der Welthändel in den drei letzten Jahrhunderten in einem Werk von etwa sechs Bänden zu bearbeiten Aus seinen Vorlesungen über dieselben wissen seine Zuhörer, wie vortrefflich er jene Händel in Hauptmassen zu gruppiren verstand, und mit welcher, jede Kraft seiner übrigen Vorträge übertreffenden Frische des Geistes er sie erzählte. Nicht eingeengt auf einen einzigen Gesichtspunct, der fast systematisch Begebenheiten aussondert, überließ er sich hier der freien, ergetzenden Anschauung, ohne welche wir uns nie zur Geschichtschreibung erheben.

Während der Hervorbringung der beurtheilten Werke über Stoff aus der politischen Historie glänzte er immer mehr als akademischer Lehrer. Göttingen hatte sich vor allen übrigen Universitäten durch den Ruf seiner Historiker ausgezeichnet, und man durfte es als den eigentlichen Sitz des historischen Studiums, wenigstens für die norddeutsche Jugend, betrachten. Die historischen Hülfswissenschaften hatte Gatterer zuerst in Deutschland dort mit Zweckmäßigkeit vorgetragen, und auch die Weltgeschichte mit mehr Geist, als bisher geschehen war, und mit der sachreichsten Gedrängtheit, Gründlichkeit des Quellenstudiums. Davon allein konnte indeß die Jugend nicht lange gefesselt bleiben. Vielseitigkeit der Lebensansicht, feines Gefühl, Einbildungskraft, fehlten diesem biederherzigen Gelehrten zu sehr, um den Bedürfnissen eines neuen Zeitgeistes in den historischen und politischen Ansichten entgegenzukommen. Schlözer eignete sich den Beifall der akademischen Jugend bei, welchen jener der Historie erweckt hatte. Sicherlich weniger gründlich und gelehrt, weniger zweckmäßig und sachreich, und positiv geschmacklos, wenn Gatterer negativ, riß er gleichwohl durch seine kräftige Lebendigkeit, seinen grotesken historischen Witz, der aber allerdings auch ächte und reiche Combinationen hervorbrachte, die Jünglinge hin. Dabei unterstützte ihn seine Verbindung der Politik mit der Geschichte, sein Vortrag über den gegenwärtigen Zustand der Staaten und Länder, sein Umhertreiben mit den politischen Händeln der Gegenwart, ja mit den eigentlichen Tageshändeln: er rief die historische Jugend nicht so sehr

zu einem gelehrten, als zu einem praktischen Interesse. Am meisten indeß, und am verdienstlichsten erhielt er seinen Beifall durch eine Eigenschaft, welche wohl die vornehmste und unentbehrlichste für den öffentlichen Lehrer der Geschichte. Er verstand, einen Ueberblick über sie zu geben, sie in Massen zu gruppiren, Standpuncte aufzustellen.

In ihr nun übertraf ihn Spittler noch, der an ästhetischer Anlage und Bildung, feiner Sitte und vorzüglich psychologischer Erkenntniß im täglichen Leben wie in der Geschichte, an Zweckmäßigkeit, ihn weit hinter sich ließ, auch an Gabe des äußern Vortrags. Kein Wunder, daß sich der Beifall der Jugend zu diesem neuen Lehrer der Geschichte wandte, und man in Göttingen erlebte, daß zwei so berühmte und rüstige Veteranen der Historie, wie Gatterer und Schlözer, beide sonst durch ausgezeichneten Beifall erfreut, auf einer sehr besuchten Universität, wo das historische Studium vorzugsweise blühte, fast ohne Zuhörer, wenigstens in den eigentlich historischen Vorlesungen waren.

Durch dieselbe Haupteigenschaft, wodurch Spittler sich als historischer Schriftsteller auszeichnete und eine neue Bahn in Deutschland brach, die Hervorhebung des Wichtigsten und Praktischen aus dem Reichthum der Materialien, ward er noch wirksamer als Lehrer. Nur des praktischen Nutzens wegen befleißigt sich der große Haufe von Jünglingen der Geschichte; das Didaktische an sich, die Zeit, worauf der akademische Vortrag beschränkt ist, selbst die hölzerne Erhöhung, von welcher herab er geschieht, die Stimmung der Jugend, welche von Stunde zu Stunde wandelt, nur um zu lernen, Alles bringt mit sich, daß der leise Sinn für Geschichtschreibung und für tiefe Forschung auf unsern Universitäten nicht geweckt wird, wenn gleich für eine erlesene Jugend durch einen besondern Vortrag, der mit ihren eignen Uebungen abwechselte, die historische Kunst mit dem ungemeinsten Einfluß auf die deutsche Nation gehandhabt werden könnte. Im Allgemeinen ist dahin am meisten zu trachten, daß die Jünglinge lernen, sich auf historische Standpuncte zu stellen, und in

dieser Lehre war Spittler in allen seinen Vorlesungen ein Meister.

Inzwischen wird man aus den Untersuchungen über seine historische Eigenthümlichkeit schon vermuthen, daß sein Vortrag über Geschichte unsers deutschen Reichs, unserer übrigen europäischen Staaten, mehr befriedigte, als seine Vorlesungen über die Historie der alten Welt. Hier wurde sehr fühlbar, wie wenig man den Geist der Geschichte erschöpft, wenn man eine Gattung von Begebenheiten consequent hervorhebt, und alles Uebrige daneben versinken läßt. Wenn gleich die Entwicklung nicht nur der innern Verfassung, auch der auswärtigen politischen Händel der Griechen und Römer trefflich vor die Augen der Jugend trat, so wollte doch sie selbst die Wechselwirkung zwischen der ganzen Nationalempfindung der Alten und ihrem politischen Zustande viel reicher dargestellt seyn, als Spittler gewohnt war, das ganze Volk, die Zeit nach allen ihren Schattirungen zu untersuchen und zu beschreiben. Von dem Alterthum hatte sie schon Vorkenntnisse, wenigstens in der Regel so viel, daß sie eine Ahndung von dem Zusammenhang aller Dinge daselbst fühlte: das Mittelalter und die neuern Zeiten nahm sie in ihrer Unkunde von der Cultur und den Empfindungen derselben, oder gewohnt, hier nur was Einzelnes zu erblicken, ohne Mißbehagen nur von der publicistischen und praktischen Seite, wenn etwa daneben das Spiel der Intrigue noch aufgedeckt war, was Spittler so fein verstand, als meisterhaft die politischen Puncte. Hierzu kam, daß seine Methode, zwischen ähnlichen Sätzen, wie sein Entwurf der europäischen Staatengeschichte enthält, die er sich aufgezeichnet hatte, mit freier Genialität den mündlichen Vortrag hinzuweben, eine Methode, die viel Anziehendes hatte, auf die alte Geschichte weniger anwendbar schien, weil eben in ihr dergleichen Sätze viel weniger isolirt hervorzuheben sind. Endlich empfindet auch die Jugend, mehr wie man glaubt, ob der historische Lehrer in einer Gegend der Geschichte gründlich zu Hause sey? Und dies durfte man von ihm in Hinsicht auf die alte Historie nicht behaupten. In Göttingen überdies waren die Zuhörer über das Alterthum sehr zu berücksichtigen, weil dort eine

Classe von Jünglingen sich vorzugsweise der Philologie oder Alterthumskunde weiht.

Nicht nur auf dem Katheder, sondern seinem Benehmen überhaupt nach, war Spittler unter der akademischen Jugend geachtet und beliebt. Bei vornehmer Haltung freundlich und äußerst höflich, bedacht auf eine gewisse Repräsentation, die vorzüglich Eindruck auf junge Gemüther macht, und in Momenten doch zutraulich, wußte er Zurückgezogenheit und Popularität wirksam zu mischen.

Diese letzte mußt' er sich, zum Stolz gegen den Haufen von Natur geneigt, mit Absicht immer von Neuem aneignen, und wenn es eben darum leicht war, sie zu übertreiben, wüßt' ich doch kaum ein Beispiel, daß er darin gefehlt hätte. Nach einem allgemeinen Auszuge der akademischen Jugend, welche sich durch die Handwerker beleidigt glaubte, ließ er allein unter den Lehrern, bei der feierlichen Rückkehr sich außerhalb des Thores sehn, und man legte dies als einen Zug von Gunstbewerbung aus; allein man übersah dabei, daß er seinem natürlichen Feuer gemäß mit Freude an der akademischen Jugend hing, mit einer Art von Ehrliebe, und auch von ihr hinausgezogen seyn konnte.

Bei der Mehrheit der Professoren war er weniger gut angeschrieben, wovon ich solche Ursachen, wie Mißgunst über seinen Ruhm, seinen akademischen Glanz, billig nicht anführe. Ein Grund davon, der uns tiefer in seine Individualität führt, lag darin, daß er gern aus seinem Verfahren ein combinirtes Werk machte, und einen unbeschreiblichen Hang zur Intrigue im edlern Sinne des Worts hatte. Ein vielfältiges Behandeln der Menschen war davon unzertrennlich, und sobald diese es merkten, wurden sie scheu, und argwohnten bei ihm Falschheit. In dem Drama, welches er gleichsam fortdauernd im täglichen Leben schuf, äußerte er Manches, wie alle fein berechnende Geister, mit so individueller Wahrheit, daß diejenigen, welche dies allgemeiner genommen, ihn bald auf Treulosigkeit zu ertappen glaubten. Er sagte wohl selbst mit Lustigkeit, daß einige seiner Collegen, wenn er mit ihnen verkehre, sich so geberdeten, als müßten sie

sich die Taschen zuhalten, damit er ihnen nichts entwende.

Mir erschien es dabei immer als merkwürdiger Beweis seiner sittlichen Güte, daß ihn dieses Behagen am Spiel von Berechnungen nie über die Tadelnswürdigkeit einer Absicht täuschen konnte. Wer ihn halb kannte, der scheute, fürchtete ihn, nannte wohl gar seinen Charakter verwerflich; wer ganz, der schenkte ihm das allervollste Vertrauen.

Dafür hing er an seinen Freunden mit einer Theilnahme, daß er über ihr Heil sich selbst durchaus vergaß, er, welcher so voll Selbstbewußtseyns mit seinem Ich schaltete; und wenn er unter seinen Genossen zu Göttingen viele Feinde zählen mußte, so waren zwei derselben, die wenigstens keinem der übrigen an Vorzügen wichen, Plank und Hugo, im eigentlichsten Sinn seine Busenfreunde. Alle Liebenswürdigkeit seiner Natur, und wie sehr zeugt auch dies für ihn, that sich auf im Verkehr mit ihnen, gegen die er aller Berechnung vergaß, indem er sich der Freundschaft, wie der Liebe gegen seine anmuthsvolle und jeder Künstelei abholde Frau, mit unvergleichlicher Offenheit hingab.

Mit seiner bemerkten Lust an der Intrigue hing zusammen, daß man bisweilen eine Furchtsamkeit an ihm wahrnahm, die man bei seiner Kraft und seinem strebenden Gefühl derselben nicht erwartet hätte. Wer die Beziehungen menschlicher Denkarten und Verhältnisse so gern und so scharfsinnig in ihren Gegenwirkungen berechnet, sieht natürlich tausend Gelegenheiten anzustoßen, und fürchtet die Folgen davon, wo gewöhnliche Beobachtung sie nicht wahrnimmt, und ein die Verwicklung nicht berechnender Sinn den Anstoß auch nicht fürchtet.

Spittler soll seinen Aufsatz über Gratians Decret nur mit einem Buchstaben unterzeichnet haben, der auf seinen Namen ja keinen Argwohn bringen konnte, weil er in der Untersuchung der Gegner von Just Henning Böhmer war, und es der Sohn desselben, der damalige angesehene Professor in Göttingen, übel nehmen konnte. In-

deß lasse man nicht unbemerkt, daß Besorgnisse der Art im Grunde bei ihm weniger mit einer übertriebenen Furchtsamkeit, als mit dem Vergnügen zusammenhingen, Verhältnisse berechnet zu haben, die Besorgniß einflößen könnten, und daß er lieber diese festhielt, als jenes Vergnügen einbüßte.

In Fällen, wo es großen Wahrheiten galt, gingen wenigstens sein Muth und seine Freimüthigkeit über alle Berechnung und Befürchtung hinaus. So stand er nicht an, wenn gleich als Lehrer zu Göttingen vor unmittelbarer Ahndung sicher, doch zu einer Zeit, wo die Höfe gegen politische Schriftsteller argwöhnischer und erbitterter, wie jemals, wo wenigstens eine der Mächte, die Polen getheilt, ihm nicht fern, die Kriegsmacht aller in Bewegung war, jene Theilung in starken Ausdrücken, vor dem zweiten Theil seiner europäischen Staatengeschichte, als ein fürchterliches Experiment mit dem Völkerrecht zu rügen.

Wie seine erste Periode zu Ende ging, als über seine natürliche Bestimmung zum historischen Forscher der Zug obsiegte, daß seine frühere Bildung ihn zum praktisch-politischen Historiker individualisirt hatte, so näherte sich allmählig das Ende seiner zweiten Periode, indem der unruhige praktische Trieb in seinen natürlichen Anlagen über seine Naturbestimmung zum Forscher, und seine Weihung durch das Schicksal zum politisch-historischen Forscher, die Oberhand zu gewinnen drohte.

In den Stimmungen, welche das gewaltige Regen dieses Triebes hervorbrachte, sah er sich in der Lage des akademischen Lehrers der Geschichte, wenigstens für die Zukunft, mit einiger Grämlichkeit an. Er meinte, daß das Schicksal seiner beiden Vorgänger auch ihn treffen werde, daß auch er den Beifall verlieren könne, und einige ferne Symptome, die eine solche Vermuthung für seine Vorlesung über das Alterthum veranlassen konnten, und aus den angegebnen Gründen eintreten mußten, dehnte er dann auf seinen Vortrag überhaupt aus. Ein akademischer Lehrer ohne Beifall war nach seiner Sinnesart ein greuliches Schreckbild.

In andern Wissenschaften, als der Historie, glaubte er mit Recht den Beifall auf Universitäten weniger wankelmüthig, und da lag seinen Studien, seiner Neigung, seinem praktischen Triebe und dem Geist der Zeit die Politik am nächsten. In ihr hoffte er mit seinen Ideen selbstständiger umgehn zu dürfen, als er mit den Thatsachen schalten konnte, die in gewisser Maaße doch mit unvermeidlichem Einerlei im Vortrag immer wiederkehren mußten. Wiewohl er Alles aufbot, sich dieselben frisch zu erhalten, und dem oft vorgetragnen Material deshalb unermüdet neues Studium widmete, nahm Ueberdruß daran doch in seiner Vorstellung überhand. „Meine Vorlesungen über Politik", schrieb er mir, „haben einen großen Beifall gefunden, und, was mich mehr als dieses freut, ich finde den philosophisch entwickelnden Vortrag gegenwärtig viel angenehmer, als den der historischen Entwicklung. Die Neuheit der Sache thut wohl hierbei nicht wenig, und des Erzählens in Collegien bin ich längst so müde geworden, daß ich in der Abwechslung, die ich nun genieße, mehr denn einen Nutzen, und mehr denn eine Freude finde."

Die Freude, welche er hier ausdrückte, war so groß, daß er seine Freunde dringend einlud, zu ihm zu kommen und ihm politische Ideen entwickeln zu helfen. Wie er diese, und welche er vortrug, darüber sollte ein Kundiger einen öffentlichen Bericht geben; denn es ist so gar nichts von ihnen bekannt geworden. Obgleich er durch Geschichte zur Politik überging, war ihm jene lächerliche Manier unmöglich, die heut zu Tage mittelst einer Nachäfferei der politischen Resultate, die Johann von Müller ohne gehörige Abstraction in den Vortrag der Geschichte setzte, hie und da umherspukt, Thatsachen' nämlich zusammenzuraffen, und als Belege für eine politische Lehre anzuhäufen. Wahrscheinlich ist Spittlers Vortrag ein Muster gewesen, wie der geübte Tact des Historikers zu politischen Studien unentbehrlich sey, die einzelne Thatsache aber für sie von keinem Belang; denn die Zeiten sind sich nie so ähnlich gewesen, daß für die eine ganz gelten mag, was in der andern geschah.

Die angedeutete dritte Periode war in seinem Innern wenigstens vollständig angebrochen. Er lebte nur in der

Politik, und begehrte auf das heftigste, in die politische Gährung der Zeit thätigst einzugreifen.

Für seinen praktischen Trieb fand er ohnedies zu Göttingen nicht einmal so viel Beschäfftigung, als ihm schon daselbst geworden. Mit seinem Uebertritt von der Kirchengeschichte zur politischen Historie fiel der Zeit nach seine innigste Verbindung mit Koppe zusammen, als derselbe, an ehrgeizigen Entwürfen reich, Oberhofprediger zu Hannover, auf die Angelegenheiten der Universität Göttingen bedeutenden Einfluß gewann, woran Spittler eifrig Theil nahm. Hierdurch gerieth dieser in Rivalität mit Heyne, welcher ohne Zweifel, durch seine Aemter und seine Verwandtschaft mit der Familie Brandes zu Hannover, der einflußreichste unter den Professoren bisher gewesen. Allein eben die Spannung gegen einen solchen Mann vermehrte sein Vergnügen über seine praktische Bedeutsamkeit, und der große Anhang, den derselbe unter den Lehrern der Universität, die zum Theil Dankbarkeit an ihn fesselte, unter jungen Gelehrten hatte, die auf eine Versorgung durch ihn hofften, machte das Spiel der Intrigue, der Pläne um so ergötzlicher, als schwieriger. Die Gegenpartei Heyne's suchte auch Professoren anzustellen, wodurch sie verstärkt ward.

Ob diese Spannung auf Göttingen vortheilhaft wirkte, bleibe hier ununtersucht; Spittler selbst aber behielt davon ein Resultat, welches seiner Persönlichkeit wohlthätig war. In dem Zusammenstoßen mit dem Haupte, gegen das er strebte, fiel ihm auf, wie der von vielen Seiten achtungswürdige Mann seine Leidenschaftlichkeit mehr verwildern ließ, als seinem Werth geziemte, weil er unter stets heftiger Beschäfftigung nicht Ruhepuncte genug zur Selbstbeschauung machte. Auch er, bei seiner eignen Leidenschaftlichkeit, bedurfte derselben sehr, und hielt seitdem mit verjüngtem Ernst darauf.

Und da mag mir erlaubt seyn, gelegentlich den Wunsch beizufügen, daß er sich von demselben Beispiel hätte warnen lassen, für Kränkungen und Beleidigungen nicht sogleich auf Rache bedacht zu seyn, wenn er den Gegner nicht verachtete; denn äußerte Jemand auch nur,

daß er mehr über Geschichte, als Geschichte schreibe, ein so gegründetes Urtheil, so ahndete er eine solche Aeußerung schon auf harte Weise.

Die Spannung gegen Heyne verlor sich nun freilich nicht mehr aus seinem Universitätsleben; aber sein Einfluß ward nach Koppe's frühzeitigem Tode sehr vermindert; und so hatte er, als die dritte Periode bei ihm anbrach, für seinen praktischen Trieb die beste Zeit zu Göttingen schon überlebt. Auch für eine praktische Laufbahn im Hannövrischen überhaupt war ihm durch jenen Tod die Aussicht geschwächt, und durch seine Geschichte Hannovers, welche ihm wahrlich ein gültiges Recht darauf geben konnte, mochte er bei aller Vorsicht bewirkt haben, daß man ihn weniger willfährig in die Regierungsgeschäffte des Landes aufgenommen hätte.

Gleichsam zur Ergänzung seines frühern Berufs und Schicksals hatte dagegen seine Geschichte Wirtembergs einen Eindruck gemacht, welcher ihn bei dem nächsten Regierungswechsel daselbst höchst wahrscheinlich zu einer ausgezeichneten praktischen Anstellung in seinem Vaterland verhalf.

Doch wiewohl er seine Verbindung mit dem künftigen Regenten emsig pflegte und stärkte, schuf er sich in Gedanken eine andre Bestimmung für seinen praktischen Trieb, wenn jene Aussicht fehlschlagen sollte. Dann, meinte er, den akademischen Lehrer doch aufgeben zu wollen, und an einer freieren Stätte Deutschlands eine politische Zeitung zu unternehmen. Sie wäre geworden, wie man keine aufzuweisen hat, und hätte kurze Zeit gedauert, weil dieser vorsichtige, gewandte, öfters furchtsame Historiker Alles, was er ansah, doch zu scharf und tief verstand, als daß ihm seine Wahrheit nicht bald verboten wäre. In dem Deutschland, wie es sich nun durch unsern Bundestag hoffentlich gestaltet, wäre ein solches Institut, von einem solchen Kopf, ein unschätzbares Nationalgut.

Bekanntlich ward er im Jahr 1797 herzoglich wirtembergischer wirklicher Geheimerath. Unter blühendern und

gerechtern Hoffnungen trat nie ein Gelehrter in eine so angesehene praktische Sphäre; und bei weitem der schönste Theil dieser Hoffnungen ward durch einen abermaligen raschen Regierungswechsel vernichtet. Als sein Vaterland zum Churfürstenthum, zum Königreich erhoben war, als die wirkliche Macht desselben gleichfalls stieg, als ein solcher Umschwung der politischen Dinge, wie es nie erlebt hatte, dasselbe ergriff, der alle mögliche Einsichten, Erfahrungen der politischen Historie in Anspruch zu nehmen wenigstens schien, war sein Verdienst und sein Name verdunkelt, mißkannt, wiewohl ein Titularglanz ihm nicht fehlte. Er ward von seinem König in den Freiherrnstand erhoben, zum Staatsminister ernannt, zum Großkreuz des wirtembergischen Civilverdienstordens. Auch auf ausgezeichnete Sphäre der Thätigkeit war er angewiesen, als Curator der Universität Tübingen, als Präsident der Oberdirection der Studien, und es konnte nicht fehlen, daß er hier manches Gute wirkte; doch war er auch hier so gelähmt, daß er gestand, sein bestes Verdienst bestehe in Verhütung des Uebels. Am meisten kränkte ihn aber wahrscheinlich, daß er von der eigentlich politischen Wirksamkeit entfernt blieb.

Der Hauptgrund von Vernichtung seiner schönsten Hoffnungen in seiner dritten Hauptperiode lag weltkundig in dem Charakter des Königs und dessen falscher Vorstellung von ihm, welche durch einen dämonischen Argwohn entstand, diese heillose Frucht der französischen Revolution in mehrern Fürstenseelen, zum Schaden der einsichtsvollsten und kräftigsten Staatsdiener.

Allein die gerechte, schonungslose historische Würdigung, und wer muß ihr mehr unterworfen seyn, als der Historiker selbst, fodert von mir, daß ich zwei Puncte bemerke, wodurch Spittler selbst die Verdunklung seiner Hoffnungen auf der praktischen Laufbahn gewissermaaßen mit verschuldete.

Er besaß alles Talent zu einem praktischen Staatsmann, doch zu viel praktisches Talent. Feine Berechnung der Verhältnisse und Persönlichkeiten rings umher, Reife der Entwürfe, Feuer der Ausführung, Gewandt-

heit in den Mitteln, alles war ihm eigen, er handelte wahrhaftig praktisch und klug, nur that er dies ohne Unterlaß, und trieb sein Kunstwerk immerfort, ohne zu überlegen, daß es Pausen und durchaus nichtige, keines Einwirkens würdige und empfängliche Zustände in den Geschäfften, in der Persönlichkeit der Umgebungen, in den Ursachen bedeutender Entwicklungen gab, welche sich gleichsam dafür rächen, wenn man auch auf sie das praktische Talent anwenden will.

Daß er so durch ein Uebermaaß an diesem zu scheitern gefährdet ward, bemerkte man auch deshalb ungern, weil er, trotz seiner innern Fülle, trotz seines langen Berufs als Gelehrter, in der Sitte des Ceremoniels, worüber er in der Geschichte so stolz fortschritt, in der höflichen Genauigkeit, worauf in der Sphäre des Staatsmanns so viel ankommt, gewissenhaft war, und so leeren Erfordernissen mit Anstand genug that.

Mit seinem Uebermaaß an praktischer Tüchtigkeit hängt die zweite Eigenheit, die ihm nachtheilig war auf seiner neuen Laufbahn, sehr genau zusammen. Schon auf der vorigen war sie es, die entwickelte Haupteigenthümlichkeit seines Charakters, daß er an dem combinirten Handeln und der Intrigue überaus großes Behagen fand. Bei aller Ungleichheit sind sich die Sterblichen von einem gewissen Culturzustande doch zu gleich, als daß die Maxime, sich einander berechnend zu behandeln, unter ihnen gute Früchte tragen könnte; und darum richtet sich leicht die öffentliche Meinung gegen einen solchen, der sie sichtbar und mit Neigung ausübt. Ist er Staatsmann zur Zeit einer politischen Gährung im Volke, so traut ihm dieses nichts Gutes zu, weil der gemeine Sinn nicht begreift, warum bei löblicher Absicht nicht baar zu Werke gegangen werde. Zumal das deutsche Volk, das kernhafte schwäbische, liebt die Baarheit vor Allem, und der deutsche Charakter überhaupt hat einen Stolz auf Persönlichkeit, die nicht behandelt werden will: aus welchem Zuge, wenn er noch frischer emporgerichtet und geläutert wird, unsre politische Freiheit wesentlich hervorgehn muß.

In Wirtemberg war durch die alten Verhältnisse, durch den Geist der Zeit, durch die neusten Veränderun-

gen und den Charakter des Königs, politische Spannung jeder Art an der Tagesordnung. Da begreift man, wie über Spittler, der seiner Kunde, seinem Talent und seiner historischen Freimüthigkeit nach als der tauglichste Gewährsmann alter Freiheit angesehen ward, dem man aber wegen jener Eigenthümlichkeit seiner Handlungsweise fremde Schuld beimaaß, sich die Meinung nicht ohne Grund verbreitete, daß er in Schwaben seines Charakters wegen nicht geachtet sey. Wie unrecht ihm damit geschah, erhellt hinlänglich aus meiner bisherigen Schilderung. Wenn er seine Freunde höher hielt, als seine Person, so noch viel höher die Sache. Er war nicht nur zu edel, sondern auch zu klug und hell und stolz, um zuletzt etwas Andres, als das Gute und Große zu bezwecken. Die unaussprechliche Rührung, womit er herrlicher That und Gesinnung in der Geschichte gedenken konnte, war keine augenblickliche der Phantasie, sondern quoll aus seinem innersten Wesen. Ueberdies vermochte er nach seiner Natur und Bildung sich nicht der Liebe zu seinem schönen Vaterland und seinen kräftigen Landsleuten zu entäußern.

Es kann nicht mehr fern seyn, daß die historische Entwicklung, wofür er so viel gethan, seinem Andenken gleichsam den Tribut der Dankbarkeit bringe, und durch sie wird er auch als Patriot glänzen. Das vornehmste Hinderniß, das ihr entgegenstand, ist durch den Tod des Fürsten, unter welchem er verkannt war, schon hinweggeräumt, so wie überhaupt für sein Vaterland eine Zeit angebrochen scheint, in welcher zu wirken er geschaffen war, und welche gegen ihn und die Seinen jede Pflicht erfüllen wird. *)

---

*) Bei dieser Gelegenheit äußre ich den Wunsch, daß ein Mann von unbefangener Beobachtung, welcher in der letzten Periode Spittlern nahe stand, seine Verhältnisse und seine Handlungen mit ausführlicher Genauigkeit beschreiben wolle. Das gegenwärtige Institut der Zeitgenossen würde auch für solche Beiträge, seiner Bestimmung und Zweckmäßigkeit nach, Raum haben müssen.

Es will zunächst Biographieen liefern, also Darstellungen von Personen durch die einfache Erzählung von den Thatsachen

Bei Verbreitung der erwähnten Meinung war auch die natürlich, daß er sich in seine vorige Lage zu Göttin-

---

selbst, wobei man ja nicht vergessen soll, daß man ohne vorangegangene tiefe Kritik über die Thatsachen und die Läuterung aller Resultate über eine Persönlichkeit keine einfache biographisch zusammengefügte Erzählung liefern kann, die unstreitig zu den schwierigsten Arbeiten eines historischen Geistes und vollendeten Charakters gehört.

Zweitens ist diese Sammlung Charakteristiken geweiht, welche sich von Biographieen dadurch unterscheiden, daß sie im Grunde eine Vorarbeit zu denselben sind, indem sie die Resultate der Forschung über ein Leben und eine Persönlichkeit in einer Schilderung geben, welche die Thatsachen nur in so fern berührt, als deren Erwähnung zur Verständlichkeit nöthig wird.

Die dritte Abtheilung, oder die Andeutungen, können, wenn sie durch einen bestimmten Begriff gesondert seyn und einen eigenthümlichen Werth haben sollen, nichts anders, als die Idee liefern, aus deren Keim sowohl die Biographie als die Charakteristik hervorgeht. Geschieht dieses nicht, so werden sie leicht eine lose Spreu einzelner Züge seyn, die um so mehr von der Wahrheit entfernen, je mehr man sucht, durch Manier einer gedrängten und consequenten Art ihnen das Ansehn zu geben, als wären sie durch eine gründliche historische Idee zusammengefügt. Einen bedeutenden Vortheil gewähren sie bei Urtheilen über Zeitgenossen. Es hat vielfache, leicht zu errathende Schwierigkeiten, diese der Wahrheit gemäß zu beschreiben. In wirklichen Biographieen und Charakteristiken müssen alle ihre Verhältnisse, Eigenschaften, in sofern dadurch ein neues Licht entsteht, erörtert werden, sonst gebricht es an der Wahrheit; und so steuert man unter tausend Klippen des Anstoßes umher. Bei Andeutungen hingegen, wie sie kaum charakterisirt sind, ist es möglich, indem die Natur-Idee einer hervorragenden Persönlichkeit immer lobenswerth ist, Wahrheit und unanstößige Schilderung zu vereinen, wobei man nur auf seiner Hut seyn solle, daß dieser Vortheil nicht zu Lobrednerei gemißbraucht werde. Solche Andeutungen gar, welche zugleich an der gerügten bloßen Manier der echten Andeutung und an Lobrednerei kränkeln, müssen diesem Institut ganz fremd bleiben.

Nun aber fehlt es ihm an einer wesentlichen, und für unser Bedürfniß, für die Möglichkeit des Erreichens, vielleicht überwiegenden vierten Abtheilung. Merkwürdige Zeit-

gen zurücksehne; und selbst sein trefflicher Landsmann Schiller versicherte dies, welcher die Gediegenheit seines Geistes hinlänglich, seines Charakters nicht genug kannte, nicht die Unmöglichkeit für ihn, in die zweite Periode seines Lebens zurückzutreten. Selbst da, als durch Gram erzeugte Krankheit seinen Körper untergrub, er dies fühlte, und sich gewiß nicht verbarg, welche Verhältnisse und Ursachen den Keim der Krankheit gepflanzt, hat ihn nicht gereut, in die praktische Laufbahn übergetreten zu seyn. Sonst hätte er nicht in diesem Zeitpunct noch seinen Freund Hugo zu einem gleichen Schritt gespornt; es wäre Verkennung seiner Wahrheit gegen sich und seiner Redlichkeit in der Freundschaft, zu argwohnen, daß er dadurch vor sich selbst oder Andern seine eigne Reue verhehlen wollte.

---

genossen wurden der Regel nach in der einen Periode ihres Lebens von diesem, in einer andern von einem andern beobachtet; wie selten kann ihnen ein Geschichtschreiber werden, der sie in allen Verhältnissen und an allen Orten ihres längern Aufenthalts begleitete. Zu einer Biographie wird am wenigsten, zu einer Charakteristik seltener Rath werden; doch Memoiren über einen Theil eines merkwürdigen Lebens, Bruchstücke, die keinen Anspruch auf ein historisches Ganzes in der Geschichtschreibung, wie die ersten, in der Geschichtforschung, wie die zweiten, machen wollen, wird man bei Richtung der Aufmerksamkeit darauf häufig werden sehn, fast immer ein brauchbares Material, öfters das Material einer gebildeten Denkkraft und Empfindung. Geschwind demnach nur Memoiren über die drei letzten Lebensjahre Spittlers! Dann sind wir der Hoffnung zu seiner Biographie um Vieles näher gerückt, wogegen der obige Aufsatz seinen Zweck erreicht hätte, wenn ihm das Verdienst einer Charakteristik nicht abgesprochen würde. Wir urtheilen über historische Arbeiten noch zu sehr ins Blaue hinein. Bei der Dichtkunst z. B. unterscheiden wir wohl Gattungen; und können gleich in einem vortrefflichen Gedicht mehrere in einander spielen: so verlangen wir doch mit Recht einen speciellen Grundton. Ueber geschichtliche Producte soll man eben so mit dem Urtheil zu Werke gehn; denn ohne vorangegangene scharfe und gründliche Sonderung gelangen wir zu keinem Sinn für harmonische Geschichtschreibung.

Unglücklich mußt' er sich allerdings fühlen; doch Reue und Verzagtheit waren fern von einem Geist, der so vertraut mit der Geschichte war, der aus den Systemen der Weltweisen sich die Grundsätze angeeignet hatte, welche über Verfehlen der besten Hoffnungen trösten, der früh dem religiösen Drang folgte und immer treu blieb, mit aller Empfindung und allem Seyn zuletzt zu einem höchsten Wesen aufzusteigen.

Ihm blieb er dankbar auch in der letzten Zeit seines Grames. Als ihn Hugo zum letztenmal besucht hatte, als sie von einander geschieden waren, beide in der Ueberzeugung, es sey der letzte Abschied, beide mit dem Bestreben, diese schreckliche Gewißheit jeder vor dem andern zu verbergen, schrieb er demselben die Zeilen: „Wir sind in den traurigsten Empfindungen von einander geschieden, denn Sie und ich waren von dem Gefühl durchdrungen, wir werden uns diesseits des Mondes nicht wiedersehn: und dieses Gefühl ist selbst seitdem bei mir in manchen Tagen bis zu einer Lebhaftigkeit gestiegen, der ich hier gern ausweiche. Wir haben in dieser Welt frohe Tage mit einander durchlebt, der Vorsehung sey Dank!"

In demselben Jahr starben unsre beiden vorzüglichsten Historiker, in demselben Alter noch rüstiger männlicher Kraft, und unglücklich in der Laufbahn des Staatsmannes, durch Gram darüber wenigstens mit aufgerieben. Spittler, bei Ehrgeiz nach dem Ruhm des Staatsmannes, mit übermäßiger Tüchtigkeit dazu, Müller, bei gleichem Ehrgeiz, ohne Fähigkeit dafür.

Leider geschieht, daß unsre Historiker die früheren Jahre gewöhnlich der gelehrten historischen Forschung weihn, und in der vollsten Reife des Lebens zu dem Beruf des Staatsmannes gelangen, nach welchem das Studium der Geschichte ihre Sehnsucht erweckte und lebendig erhielt, und daß sie eben dann, wo sie zur

echten

echten Geschichtschreibung eine Reife haben könnten, die für diese viel später eintritt, wie für jede andre Kunst und Wissenschaft, ihr gänzlich entzogen werden. Wenigstens war dieses der Fall bei jenen beiden Männern; denn auch Müller war in seinen früheren Verhältnissen weit mehr als Gelehrter, wie als Staatsmann zu nehmen, eine Benennung, welche nur dem gebührt, der zu den leitenden Geschäfftsmännern in der höheren Region der Staatsverwaltung gehört.

Anders verhielt es sich im Alterthum. Von der praktischen Laufbahn, den ersten Staatsämtern, begab sich Tacitus, seinen ältern Vorbildern gemäß, an die stille Arbeit des Geschichtschreibers. Da war möglich, in ihr den höchsten und letzten Beruf und die Unsterblichkeit zu empfinden.

Doch wird dies Niemand, der nicht bloß großes Talent, sondern wahrhaftiges Genie empfing. Jenes allein treibt bei dem Historiker heftig auf äußere Verhältnisse und politisches Eingreifen durch hohe Aemter. Darum, nicht bloß wegen des bürgerlichen Zustandes der Deutschen und der gewöhnlichen Lage unsrer Historiker, fanden auch Spittler und Müller nicht ihr Glück und ihre Ruhe in der Geschichtschreibung.

Unsere größten Genien in der Dichtkunst, Klopstock und Göthe, kannten kein höheres Ziel des Strebens, als die poetische Vollendung, jener vom Staat zurückgezogen, und dieser, wenn gleich an die Spitze der Verwaltung mitgestellt, ihrem Umtriebe seine Kräfte nicht weihend. Das größte und vielleicht einzige Genie der philosophischen Forschung, welches unser Volk aufzuweisen hat, Kant, setzte den Zweck und Ruhm seines Daseyns, und seine wesentlichste Freude, in sie allein und ihre Erfolge. Werde ein gleiches Beispiel in der Geschichte uns nicht zu lange von dem Schicksal vorenthalten!

Anmerkung. Spittlers Schriften sind noch nicht gesammelt, und die kleinern gerathen in ihrer Zerstreuung schon in Vergessenheit. Freilich können sie größtentheils, ihren besondern Zwecken und ihrer Geistesart nach, indem sie Leser von reicheren geschichtlichen Kenntnissen und angestrengter Geübtheit im Lesen verlangen, keiner allgemeinen Masse von Lesern zusagen. Weil sie aber voll sind von einem eigenthümlichen Geist in einem Vortrag, den er sich selbst geschaffen hat, soll man sie darum, ihre übrigen Vorzüge ungerechnet, als ein Nationalgut betrachten, und als ein solches in Obhut zusammenhalten. Wir sind wahrhaftig noch nicht reich an dergleichen Nationalgütern, wie viele Posaunen über originelle deutsche Köpfe wir leider hören müssen.

Gottfried August Bürger.

Von

O. R. L.

Digitized by Google

Gottfried August Bürger,

zu berühmt in der Blüthe seines poetischen Ruhmes, darauf und auch jetzt noch nicht genug geachtet, von der Nachwelt gewiß bald nach seinem glänzenden, bestimmten, und in gleicher Größe der deutschen Sprache äußerst selten geglückten Talent der Darstellung, nach seinem unvergänglichen Verdienst gehörig gewürdigt, ist für unsre Tage noch nicht nach seiner Eigenthümlichkeit beurtheilt.

Ob wahr sey, was er selbst über sich sang, daß seiner Palmen Keime starben, eines bessern Lenzes werth, kann vielleicht entschieden werden, wenn man sein Schicksal mit der eigenthümlichen Geisteskraft vergleicht, die sich in seiner Poesie darthut. Geboren im Fürstenthum Halberstadt zu Wolmerswende, unter den Gesängen der ersten Stunde des Jahres 1748, wodurch das neue Jahr nach alter Sitte vom Kirchthurm herab begrüßt wurde, fand er wohl selbst in diesem Umstand gleichsam ein Vorzeichen, daß er zum Volksdichter bestimmt war. Wenigstens ward er dieses nicht im geistlichen oder christlichen Sinn des Wortes, ein frischer Trieb des sinnlichen Lebens stempelte ihn zum Volksdichter fast entgegengesetzter Art; doch waren Gesänge, wie Luthers: Eine feste Burg ist unser Gott, war es die heilige Schrift, wodurch sein poetischer Genius zuerst und allein Schwingen bekam. Ungemein ist der Segen, welcher unsrer Litteratur durch die deutsche Bibel zufloß, vorzüglich indem sie unsern

nationalsten Geistern, wie Klopstock, Göthe und Bürger, ihre Grundbildung gab.

Außerdem konnte der Knabe in seiner äußern Lage wenig Anlaß zur Weckung seiner dichtenden Kraft finden. Die Natur, in welcher er lebte, gehörte zu jenen Gegenden des nördlichen Deutschlands, die weder durch einen hohen noch romantischen Charakter, nicht einmal durch eine üppige Fülle der Säfte, den Geist sehr anziehen und beleben. Indessen gibt es keine so arme Natur, daß sie einem poetischen Geist nicht theuer würde, ihn nicht bereicherte. Die freien, grünen und mit sparsamem Buschwerk bewachsenen Hügel seines Geburtsortes wurden der Sitz einer poetischen Einsamkeit des Knaben*), und ohne Zweifel hat das Schauerliche und Dämmernde, welches den Wechsel des Tages und der Nacht, selbst der Jahreszeiten in jenem Norden bezeichnet, Bürgers Einbildungskraft zuerst so gestimmt, wie sie in seiner Lenore und andern seiner Gedichte erscheint.

Auch durch sein Beispiel scheint die Bemerkung bestätigt zu werden, daß die berühmteren Dichter ihren Genius größtentheils als ein Erbtheil von ihrer Mutter her ansehen müssen. Bürger rühmte die seine als eine weibliche Natur von außerordentlichen geistigen Anlagen, die indessen auch nicht im mindesten ausgebildet waren. Ob diese Rohheit nicht auf den Sohn einwirkte, nicht eines der Haupthindernisse für die spätere Zeit wurde, daß sein Geist von manchen Schlacken sich nicht losringen konnte? Genug, daß er unmoralische Züge im Charakter der Mutter früh wahrnahm und verwerflich fand. Der Eindruck von der Sittlichkeit seines Vaters, eines Landpredigers, wirkte gegen das Beispiel der Mutter. Daß die Gemächlichkeit desselben den Knaben, dessen Geist lieber in den Bildern seiner Einbildungskraft und in seinen frischen sinnlichen Wahrnehmungen lebte, als sich zum Auswen-

*) Siehe Althofs äußerst zuverlässige und schätzbare Nachrichten über Bürgers Leben, die hier öfters zum Grunde gelegt, auch durch neue Nachrichten bestätigt und erweitert sind.

diglernen und überhaupt zu Anstrengungen nach fremder Willkür bequemte, bis zu seinem zwölften Jahr beinah ganz unwissend bleiben ließ, mag dem Genius des Dichters mehr gefrommt, als geschadet haben. Der unwissende Knabe, der nur lesen und schreiben konnte, machte doch schon Verse, die der metrischen Richtigkeit und des Wohlklangs nicht entbehrten. So offenbarte sich früh eine seiner besten poetischen Tugenden, woran wenige deutsche Dichter ihn erreicht haben, sein überaus feiner Tact für den lyrischen Wohlklang.

Als alle Versuche mißlangen, ihm die ersten Elemente der lateinischen Sprache mit Sicherheit einzuprägen, er auch auf der Stadtschule zu Aschersleben wenig Fortschritte im Latein machte, rückte er durch eigne Kraft in der Poesie immer weiter vor. Ein Gedicht von ihm, welches zwei Feuersbrünste zu Aschersleben schilderte, verrieth durch seinen religiösen Ton, wo allein Bürger in einer poetischen Schule gewesen war; und ein Epigramm von ihm auf den ungeheuern Haarbeutel eines Mitschülers, welches eine Rauferey mit diesem, eine harte Züchtigung des Verfassers veranlaßte, hatte den Einfluß auf sein Schicksal, daß er auf das Pädagogium nach Halle geschickt wurde, und dort an Göckingk einen Mitschüler gewann, in dessen Genossenschaft er den Schulübungen im Versemachen doppelt eifrig oblag. So trieb ihn das Schicksal durch die Poesie zur weitern Ausbildung seiner Neigung und Leidenschaft für dieselbe.

Auf der Universität Halle sollt' er, nach Wunsch und Willen des Vaters seiner Mutter, von dessen Vermögen und Unterstützung er abhing, die Theologie studiren, ein Studium, welches einer lebhaften Sinnlichkeit und einem feurigen, selbstthätigen Geiste nur durch große Vorkenntnisse und eine seltne historische Umfassung theuer werden kann. Beides fehlte Bürgern, und seine Sinnlichkeit war zu frisch, als daß sie sich in das Helldunkel religiöser Bilder hinüberspielen mochte. Sie einem solchen Einfluß gänzlich zu entfremden, wirkte überdies sein Umgang mit Klotz, dem eine Zeit lang berühmten Lehrer der Alterthumskunde. Der Schaden, welchen durch diesen Verkehr seine Sittlichkeit erlitt, die dem Dichter immer rein

zu erhaltende Stimmung für das Ideale, ward nicht vergütet durch die reichere literarische Kunde, durch die Kenntniß vom Alterthum, welche er durch dieselbe Bekanntschaft gewann.

Sein planloses Leben, sein Schwärmen und Treiben, bewog seinen Großvater, ihn abzurufen. Doch war er demselben zu werth, als daß sein Wunsch, in Göttingen die Jurisprudenz zu studiren, unerfüllt geblieben wäre.

Auch dieses Studium sagte ihm an sich wenig zu, aber es hinderte seinen Scharfsinn nicht an einigem Fleiß in demselben, daß er sich von Neuem in das Irrsal roherer Sinnlichkeit stürzte; denn wenigstens machte ihm die Rechtsgelehrtheit nicht, wie die Theologie, Vorwürfe hierüber.

Ein Glück für ihn, ohne welches er vielleicht namenlos vergangen wäre, wurde jetzt, da zu den Ausschweifungen der Sinnlichkeit, weil der erzürnte Großvater ihn nicht mehr unterstützen wollte, sich nun auch Armuth gesellte, um ihn immer tiefer zu erniedrigen, daß er in Bekanntschaft mit Jünglingen kam, wie Boie, Sprengel, Bieſter. Der erste übte seiner Sinn für Correctheit der poetischen Sprache, der Gedanken und Empfindungen, auch der Sitten, war also ganz geeignet, für Bürger hülfreich zu werden. Vielleicht war er demselben aus eben diesem Grunde auch etwas drückend, und weniger zusagend, als die beiden letzten, welche freilich Sinn und Eifer für vielfaches gründliches Wissen hatten, doch einer Derbheit im Ton und Betragen, einer Uebertreibung des sinnlichen Genusses mehr nachhingen, als billig war.

Vorzüglich mit diesen drei Freunden durchwandelte Bürger das weite Gebiet der neueren Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener, und selbst die Spanier blieben ihnen nicht gänzlich fremd. Shakspeare's Genius übte solche Gewalt über sie, daß sie seine Ausdrücke zu ihrer eigenthümlichen Conversationssprache machten. Auch Bürgers Kunde vom Alterthum, durch Klotzens Freund-

schaft aufgekeimt, ward durch diese neuen Freunde von Neuem belebt und erweitert.

Seine Liebe zur Poesie bekam zugleich einen mächtigen Antrieb zu angestrengter Arbeitsamkeit, als der schon namhafte Gotter sich mit Boie zu dem ersten deutschen Musenalmanach für das Jahr 1770 vereinte. Eben solche zwei Muster von Eleganz und Correctheit, in deren Genossenschaft Bürger gezogen ward, waren geeignet, seinen eignen Tact für Wohlklang und Richtigkeit der Sprache gegen die Derbheit seines Genius zu waffnen, welcher ihn freilich den guten Geschmack schwerer erreichen ließ, als es jenen bei ihrem ungleich schwächeren Talent und ihrer gemäßigtern Natur geworden. Die Nachtfeier der Venus vorzüglich, auch das Dörfchen, das Lied an die Hoffnung, welche jetzt gedichtet wurden, beweisen die Stärke des Einflusses, den jene beiden Freunde auf Bürgers Geschmack hatten; aber in ihm traf ihr eigner, der besonders durch französische Eleganz und Zartheit die Richtung gewonnen, auf ein besondres ursprüngliches Talent, das dieser Zartheit mit deutscher Fülle und Frische zusagte.

Wir bemerken hier den einen Hauptstral in dem Genius dieses Dichters. Für jene Gattung der Poesie, wo Zartheit der Empfindung, beschwingt durch eine heitere, weiche und farbenreiche Phantasie, sich in einer Sprache erhebt, welche wie ein Aether gleichartig solche Empfindung und Phantasie umgibt, zeigte er hier ein so entschiedenes Talent, wie sich späterhin nur noch einmal in Deutschland, nämlich in Matthisson, wieder gezeigt hat. Allein es war in Bürger zugleich mit so wenig Entfernung von der Wirklichkeit, mit einer so frischen, eingreifenden Kraft gepaart, daß er das Höchste deutscher Art in dieser Gattung hervorgebracht hätte, wenn es ihm vom Schicksal, vielleicht auch von dem zweiten Hauptstral seines Genius und dessen Eigenthümlichkeit verstattet wäre.

An Shakspeare, dann an Percy's Relicks rankte sich in ihm zu derselben Zeit leidenschaftlich jene Phantasie auf, die unter dem nordischen Himmel seines Geburtslandes in

ihm aufgekeimt war. Nothwendig gewann er die Ballade und Romanze lieb, so wie sie vom Norden, großartiger und individueller als vom Süden, erzogen war. Da er außer dem lyrischen noch ein episches Talent in sich fühlte, insofern dasselbe überhaupt ein darstellendes bedeutet, welches Thatsachen in poetisch-historischer Form erzählt: so vereinte sich die Neigung seiner Phantasie für die Romanze mit demselben, und die erste Frucht davon war seine Lenore, in welcher seine darstellende Kraft mehr mit seiner lyrischen ringt, als in seinen nachfolgenden Producten derselben Gattung.

Als sie entstand, lebte er schon auf dem Lande bei Göttingen, in der Stelle eines Justizbeamten des Gerichtes Alten-Gleichen, welches kümmerliche, seinen Neigungen keineswegs entsprechende Amt ihm nach der Vorstellung seiner Freunde nur Muße verschaffen sollte, ein Meisterwerk zu vollbringen, das ihn in der öffentlichen Meinung hoch genug stellte, um ihm einen ergiebigen und seinem Talent, seiner Neigung entsprechenden Posten zu verschaffen. Man traute ihm die Kraft zu, ein solches Meisterwerk, das doch ein großes, umfassendes seyn mußte, hervorzubringen. Ob man hierin nicht irrte, bleibe noch dahingestellt; aber gewiß kannte man Deutschland und unsre öffentlichen Verhältnisse wenig, wenn man auch von einem solchen Meisterwerk hoffte, daß es zum Vortheil seines Urhebers die Gunst unsrer bürgerlichen Gesellschaft hinlänglich gewinnen und festhalten würde.

Ein Glück für ihn in seiner ländlichen Abgeschiedenheit war, daß die Nähe Göttingens ihm möglich machte, mit seinen dortigen poetischen und literarischen Freunden in Verbindung zu bleiben. Sie bildeten bald jenen Kreis von jungen Männern, welcher in der deutschen Literatur berühmt geworden ist und verdienstvoll gewirkt hat, wie der erste herrliche Jugendkreis, der von einer deutschen hohen Schule aus eine Revolution in unsrer deutschen Literatur hervorbrachte. Wem jener Göttingische nicht so gewichtig als der ältere Leipziger dünken sollte, der wird bemerken, daß Klopstock, unvergleichbar über seine Genossen hervorragend, der Schöpfer einer neuen Dichtkunst in Deutschland, zu dem Leipziger Cirkel gehörte, in-

dem Göthe, das Haupt der zweiten Epoche in unsrer Dichtkunst, gleichzeitig aufblühend mit den Göttingern, fern von ihnen sich ausbildete.

Voß und Bürger sind in der Folge der Jahre unter diesen die bedeutendsten geworden. Allein den ersten hatte damals das angestrengte Studium der Alten gleichsam noch nicht mit einem Dichtergeist beseelt, den er nicht ursprünglich in sich trug, und woran ihm der letzte überlegen war, welcher auch in späteren Jahren sich wenigstens mit der lyrischen Poesie jenes Dichters nicht befreunden wollte. Hölty's erinnerte er sich mit heitrem Wohlwollen; doch hatte ihm derselbe durch sein Aeußeres solchen Eindruck hinterlassen, daß er das sanfte, phantasievolle und künstlerische Gemüth in dessen Poesie nicht hoch genug zu achten schien. Am meisten riß ihn das Feuer, der edle Schwung des jüngeren Grafen Stolberg hin, und wiewohl er von sämmtlichen Gedichten desselben in den späteren Jahren keins besonders ins Herz geschlossen hatte, glaubte er gern an einen ungemeinen poetischen Genius seines Freundes. Vielleicht ward ihm, seinem eignen dichterischen Vermögen zu Folge, nicht klar genug, daß Feuer, Schwung, Adel des Herzens und der Sprache, wie hoch sie steigen mögen, ohne hinlänglichen Gehalt der Gedanken und künstlerische Anordnung, noch nicht im Stande sind, ein wahrhaftes Gedicht zu schaffen. Mit Vergnügen pflegte Bürger Sprickmanns zu erwähnen, wenn er behauptete, daß das ursprüngliche echte Talent eines jeglichen sich von früh an unaufhörlich offenbare. Wie bei ihm selbst sich jeder Stoff zur Ballade oder zum Lied gestaltet habe, so bei jenem Alles zur dramatischen Einkleidung. Von Keinem, sagte er einst, verdrießt mich so, wie von ihm, daß ihn leere Studien und Beschäfftigungen verleitet haben, sein Pfund nicht wuchern zu lassen.

In diesem Kreise, zu welchem auch Leisewitz, Martin Miller, der Bürgern ungemein angenehm war, und Andre gehörten, machte die Lenore einen Eindruck, welcher Bürge war von der lebhaften Theilnahme, die das Gedicht nach seiner Erscheinung im Musenalmanach in Deutschland erregte. Auch der Verfasser dieser Blätter hat öfters die Versichrung Bürgers gehört, keine ähnliche

altenglische Ballade gekannt zu haben, und zu dem phantastischen Product veranlaßt zu seyn durch den Gesang eines Bauernmädchens im Mondschein, welche nur die drei Verse zu wissen schien:

Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feinsliebchen, graut dir nicht?

Aber auch in Bürgers Seele blieb die Lenore lange ein Bruchstück, und er dichtete von Zeit zu Zeit nur einzelne Strophen. Wirklich ist sie auch nie zu einem Ganzen geworden, was er schon bei ihrer Vollendung fühlte, späterhin deutlich einsah. Er pflegte sie die alte alberne Lenore zu nennen, und erzählte dann mit Lustigkeit, wie er zu derselben Zeit, als sie ihm in Deutschland nicht unbedeutenden Ruhm erwarb, auf einer Reise nach Weißenfels in einer Dorfherberge übernachtete, durch ein Getöse in der anstoßenden Bauernstube im Schlaf gestört aufhorchte und merkte, daß seine Lenore vorgelesen würde. Er gesellte sich zu dem Schulmeister, der vorlas, und zu den Bauern, die den größten Beifall äußerten, und am Schluß die Begier zu wissen, wie es nun weiter gegangen sey; auf Bürgers Versicherung aber, daß sie das Ende schon gehört hätten, keine Fortsetzung erfolge, wie er von dem Verfertiger der Lenore selbst wisse, sich sehr ungläubig bewiesen.

Für die beiden Gattungen von Poesie, wofür ihn die Natur unbezweifelt erkohr, hatte er sich nun rühmlich die Bahn gebrochen, als seine Verhältnisse sich genug verwirrten, um seine Kraft zu lähmen, wenn ihn die Natur auch noch für höhere Gattungen der Kunst und die Tiefen des Wissens bestimmt hätte. Er verheirathete sich mit einer von den Töchtern eines hannövrischen Beamten in der Nachbarschaft, Leonhards zu Niedeck, im September 1774, indem er, nach seinem eignen Geständniß, schon am Brautaltar eine Leidenschaft für deren jüngere, kaum funfzehnjährige Schwester Auguste empfand, die er unter dem Namen Molly gefeiert hat. Wer ihn tadelt, daß er bei solcher Entdeckung nicht noch am Altar von der Ver-

bindung mit der älteren zurücktrat, daß er die Leidenschaft nicht ausreutete, als er einmal in eine Ehe ohne Liebe getreten war, der werfe einen Stein auf ihn, wenn er sein eignes Herz immer zu dem hellsten Bewußtseyn bringen, solche Leidenschaft empfinden, und einer Pflicht zu gefallen, die es nur durch bürgerliches Gesetz ist, heldenmäßig zu unterdrücken vermag. Genug, daß Molly nach dem Urtheil eines Richters selbst, der vielleicht für einen Repräsentanten der weisen, unparteiischen, billigen und streng sittlichen, durch reifes Studium geübten Menschenkenntniß gelten kann, ein Muster von Anmuth und weiblichen Tugenden war; daß sie Jahre lang, wiewohl auch sie den Dichter liebte, seiner Leidenschaft widerstand. Er selbst drückt sich über seine damalige Lage so aus: „Ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib von gemeinem Schlag, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen (worin sie freilich von einiger Herzens-Gleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde), so wär' ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen, und würde jetzt diese Zeilen nicht mehr schreiben können. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere im Geheim es wirklich zu seyn. Dies brachte nun zwar mehr Ruhe in Aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zu Wege."

Rechnet man zu der Verwirrung durch eine solche Leidenschaft, daß die Einkünfte seines Aemtchens wenig für seine Bedürfnisse ausreichten, Unfälle das Vermögen zerrütteten, welches er von seinem guten Großvater erhalten hatte und hoffen konnte, überdies seine amtlichen Geschäffte ihm zu wenig zusagten, als daß er sich nicht einige Vernachlässigung derselben erlaubt hätte, was seine Lage noch mehr verkümmerte, wenn er z. B. Strafgelder, deren widrige Eintreibung er gern vergaß, ersetzen mußte; fast liebenswürdige Schwächen, die ein Verleumder vor die hannövrische Regierung als Verbrechen zu bringen sich

unterfing: so wäre allerdings begreiflich, wie selbst ein Dichtergenius, welchen die Natur zu umfassenden und unsterblichen Werken geweiht hätte, in Bürgers Lage sein Feuer verlodern ließe, und die Unsterblichkeit seines Ruhms nicht in diesem Leben zu gründen hoffte, sondern von einem bessern Lenz erwartete.

Man wundert sich vielleicht, daß er keine Schritte that, um sich eine vortheilhaftere Lage zu erwerben. Sie geschahen und fruchteten nicht, und in seinem Naturell lag, daß er schnell bei Versuchen der Art abstand, so wie er überhaupt in Verhältnissen zu Menschen und zu der bürgerlichen Gesellschaft leicht den Muth verlor. Ein Schritt, der für ihn gewiß sehr kühn war und dessen er mit Wohlgefallen in spätern Jahren noch gedachte, war sein Entschluß, den großen König von Preußen um eine seinen Fähigkeiten angemessene Stelle im Preußischen zu bitten. Er lobte gegen den Urheber der gegenwärtigen Erinnerungen dieses Schreiben als eine seiner gelungensten Arbeiten, als ein rhetorisches Meisterstück, und verwunderte sich komisch genug, daß es ihm dennoch keine Frucht getragen hätte. Wirklich war ein Befehl des Königs an seinen Großcanzler ergangen, auf eine Anstellung Bürgers bedacht zu seyn, welches ihm dieser eröffnete mit dem Zusatz, wie man ihm eine Stelle, die ihm angemessen wäre, anbieten wolle, sobald eine solche erledigt würde. Der Dichter hatte diese Versichrung zu buchstäblich genommen und sich bei ihr beruhigt, worauf nach dem gewöhnlichen Gang der Geschäffte nichts weiter erfolgte. Eine Versorgung in der Justiz war überdies für ihn ja nicht geeignet. Sein Schreiben an den König hat sich unter seinen hinterlassenen Papieren nicht gefunden; auch konnt' er es selbst nicht finden, als er es dem Verfasser vorlesen wollte.

In einer Lage der Art hielt Bürger stets den Gedanken fest, sich durch ein großes Werk auszuzeichnen, wiewohl er zu einem eignen umfassenden Gedicht den Muth nicht scheint gehegt zu haben. Er unternahm eine Verdeutschung der Ilias in fünffüßigen Jamben, und vollendete mehrere Gesänge. Man darf nicht in Abrede seyn, daß sowohl in dieser Verdeutschung, als in seiner nachhe-

rigen Umarbeitung derselben in Hexameter, der frische Abenteuergeist der homerischen Helden lebhafter vorscheint, wie in allen andern Uebersetzungen des alten Sängers; aber auch in dem hexametrischen Versuch wird offenbar, daß Bürger für die epische Sprache und den epischen Versbau schlechterdings nicht geeignet war; Homer wird durch ihn zu einem Balladensänger.

Dagegen war er ganz für eine andre Arbeit derselben Zeit, zur Verdeutschung der Hexenscenen im Macbeth, geschaffen. Kräftig, wie Shakspeare selbst, und mit schauderhafter Wahrheit zeichnet er diese so eigenthümlichen Gebilde der nordischen Phantasie, weit entfernt von dem unschicklichen Versuch, welchen nachher Schiller machte, sie zu etwas Edlerem zu gestalten, und ihnen das Niedrigschauerliche zu nehmen. Als er aber späterhin das ganze Trauerspiel verdeutschte, zeigte er eben so wenig Beruf zum tragischen Dichter, als zum epischen durch seinen Homer.

Ein neues Leben schien für ihn zu beginnen, da er im Jahr 1784 seine Gattin durch den Tod verlor, sein Aemtchen aufgab, und sich im folgenden mit Molly vermählte.

Er hatte zu Göttingen schon angefangen, Unterricht zu ertheilen. Vorzüglich bestimmte ihn wahrscheinlich zur Wahl dieses Aufenthalts, daß er schon seit 1778 den Göttingischen Musenalmanach herausgab, und an dem Verleger desselben einigermaaßen eine Stütze hatte. Er hoffte sich zum öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften emporzuarbeiten, und als solcher eine Besoldung zu erhalten, die ihn der ersten Nahrungssorgen überhöbe. Allein diejenigen seiner Freunde, welche ihm damals riethen, nicht Göttingen für seine Hoffnungen zu wählen, beurtheilten ihn und den Charakter dieser Universität gewiß am richtigsten. Es sind nicht die schönen Wissenschaften, welche auf ihr blühen sollen, vielmehr schien die hannövrische Regierung von jeher die Maxime zu hegen, daß das Blühen derselben auf einer solchen Lehranstalt den gründlichen Studien leicht Eintrag thue. Ueberdies hatte sie, oder hatten wenigstens einige ihrer angesehensten Mit-

glieder nicht durchaus grundlose, doch sehr übertriebene Vorurtheile gegen Bürgers sittliche Aufführung; und von allen Universitäten leidet Göttingen, wo die Gesellschaft der Lehrer und Studenten auf Haltung und Form der Gesellschaft in Residenzen gestimmt ist, für seinen eigenthümlichen Ton am meisten von einem ungeregelten Betragen eines Lehrers. Man hat sich in der Furcht betrogen, wenn man dieses von Bürger erwartete, der immerdar, seitdem er zu Göttingen lehrte, in untadelhafter Stille gelebt; doch hat jene Furcht eben so gegen ihn gewirkt, als wenn sie noch so gegründet gewesen wäre. Ueberdies hatte er keineswegs die glänzenden Eigenschaften des Vortrags, welche erforderlich sind, um die deutsche Jugend für die schönen Wissenschaften zu befeuern. Klein, hager, furchtsam und unscheinbar trat seine Gestalt auf; die für seinen übrigen Körper zu großen und starken Züge seines Gesichts, die Kühnheit in seiner Stirn und Nase, die schönen Augen voll Empfindung und Phantasie, die schwungreiche, himmelangerichtete Haltung des Kopfs, hätten indessen so die Kümmerlichkeit seiner Figur, als das Verfallene in dem bleichen Angesicht bald in Vergessenheit gebracht, wenn er nur mit mehr Strom und Kühnheit geredet hätte. Allein dies geschah nur in wenigen Momenten, wo sein Dichterfeuer aufschlug; in der Regel sprach er langsam, matt; und wenn seine Sitte, mitunter lange Pausen zu machen, und auf dem Catheder erst zu versuchen, ob ein Gedanke ihm ganz klar werden wolle, seinen Köpfen unter seinen Zuhörern interessant seyn mochte: so verloren die gewöhnlichen, die größere Menge, darüber alle Geduld und Theilnahme an seinen Vorträgen.

Endlich konnte man nicht leugnen, daß seine Aesthetik auf keinem durchgängig gründlichen Denken ruhte, daß sie einer zweckmäßigen Composition entbehrte. Nur in einzelnen Artikeln, vorzüglich in solchen, wo die Kunstfertigkeit in besondern Betracht kam, war er gründlich, bisweilen unübertrefflich, und auch die dumpfsten Zuhörer empfanden eine Anwandlung von Begeisterung, wenn er auserlesene poetische Stellen mit seiner klangvollen Stimme hersagte, welche insonderheit für lyrische Declamation, unterstützt von seiner vollendeten Kunde des Versbaues,

jede

jede Art des Wohllautes, jede Stärke und Weiche in sich vereinigte. Unvergeßlich sind die Augenblicke, wenn er, wie auf dem Catheder so auch im Privatumgang, aus dem Reichthum seiner Belesenheit Stellen vortrug, deren Schönheit sie ihm werth gemacht hatte. Selbst aus Büchern, die er im Ganzen nicht achtete, wußt' er dergleichen geduldig aufzulesen und sich anzueignen. Oft hat er aus dem Doolin von Alxinger mit innigster Rührung die Stanzen recitirt, wo der Eindruck beschrieben wird, den der Tod des Einsiedlers auf des Waldes Umgebung macht; und blos ihrentwegen gedachte er jenes Gedichtes mit Freundlichkeit.

Schon bei der Aesthetik suchte er sich der Einwirkung von Kants Philosophie offen zu erhalten, und er war entschlossen, begann auch mit Anstrengung, dieselbe nach ihrem ganzen Umfang zu erforschen und zu prüfen, und ihre wahre Lehre sich zu einer klaren, populären und schönen Darstellung anzueignen. Da die übrigen Theile der Philosophie in Göttingen mehr Ansehn hatten als die Aesthetik, hoffte er wohl als philosophischer Lehrer überhaupt mehr Glück zu machen. Aber gerade der Kantischen Lehre, so dem wirklich Idealischen in ihr, als ihrer Einkleidung desselben, die ihm den Schein einer viel größeren Untauglichkeit für das wirkliche Leben gab, wie in ihm war, stand die Denkart Göttingens und die Regierungsmarime für diese Universität sehr im Wege. Nach Allem, was wir schon über Bürgers Eigenthümlichkeit im Vortrag gesagt haben, wird man gern einräumen, daß er nicht geschaffen war, der Kantischen Philosophie dort zur Wurzel zu verhelfen; doch auch an sich war seine Denkkraft ihr nicht gewachsen. Die Klarheit des Kopfes und der Begriffe, die von einem so echten und wie auch begrenzten poetischen Talent, von einem so lautern Anschauungsvermögen, wie das seinige, freilich nicht getrennt seyn kann, ließ sich darum nicht zu erschöpfender Denkkraft und zum Tiefsinn erheben; und so wenig Bürger sich zum epischen und tragischen Dichter stempeln konnte, so wenig auch zum Denker im hohen Sinn des Worts. Schon ward ihm ungemein schwer, bisweilen unmöglich, sich nur identische Sätze zu denken.

So billig und gegründet wir dieses Urtheil halten, und wiewohl wir nicht von der Ueberzeugung lassen können, daß er als Dichter und Philosoph im Wesentlichen über die angegebnen Grenzen auch bei dem günstigsten Schicksal nicht hinausgegangen wäre, geziemt uns zugleich die sichre Hoffnung zu äußern, daß er sich innerhalb solcher Grenzen ungleich mehr, noch reichere, noch frischere Kränze des Ruhms errungen hätte, daß er in einer Haltung, die endlich in der Regel auch zu äußerem Glück führt, geblieben wäre, wenn er nicht seine Molly, die er als seine Frau vor aller Welt im Herbst 1785 nach Göttingen gebracht, schon zu Anfang des folgenden Jahres, am funfzehnten Tage nach ihrer anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, durch ein grausames, unüberwindliches Fieber verloren hätte; „Sie, (so lautet sein Trauerbrief,) die Ganzvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Muth, meine Kraft, mein Alles verwebt war." Zwei Monate später schrieb er an seinen Freund Boie: „ich liebte sie so unermeßlich, daß die Liebe zu ihr nicht blos der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu seyn schien."

In dieser Klage und Ansicht war eine schreckliche Wahrheit nicht des vorübergehenden Zustandes, sondern eine immerdauernde und in der Natur Bürgers tief begründete. Ob er gleich nicht blos von Jünglingstagen, die von beglückter Liebe wären gekräftigt gewesen, sondern auch von seinem damaligen Seyn sich rühmen konnte, Hundert mit Gesang, Tausende mit Wissenschaft zu schlagen: so fehlte seiner weichen, sinnlichen Natur doch die Kraft zur steten Anwendung seiner Talente, zur klugen, planmäßigen Benutzung seines Geistes, zum gehaltnen Eingreifen seiner Studien in die Literatur und das Leben. Dazu mußt' ihn fremde Kraft fördern, ununterbrochen aufrecht erhalten; aber bei seinem sehr reizbaren Selbstgefühl mochte diese Kraft keine andere als die Liebe seyn. Es war so durchaus gegründet, was er späterhin schrieb; „Liebe würde meiner mächtig seyn, so viel ich nur meiner selbst mächtig bin, und wohl noch mehr. Ich weiß nicht, ob es mir zum Lob, oder zum Tadel gereichen mag, daß ich mich bei einem geliebten Weibe kaum gegen Sclaverei

aufrecht erhalten würde, besonders wenn sie die Kunst zu herrschen verstände." Man würde seiner Molly Unrecht thun, wenn man ihr eine solche Kunst beilegen wollte. Aber sie herrschte unumschränkt über Bürger, ohne es zu beabsichtigen, einzig durch die gegenseitige Liebe. Sie war nach Aller Urtheil, welche sie kannten und urtheilen konnten, eine so in sich selbst begnügte und harmonische Natur, daß ihr nichts fehlte, als ein Mann, den sie lieben mochte; dabei waren ihre Gestalt und ihr Gesicht wenigstens so anmuthig, ihre Stimme hatte jenen Flötenton voller und weicher Empfindung, der für Bürgers eigne phantasievolle Weichheit und seinen ungemeinen Tact für Wohllaut über Alles bezaubernd war, in einem solchen Grade, daß selbst seine Einbildungskraft und Sinnlichkeit, die sich an ein Flattern früh ergeben hatten, und denen, nach seinem eignen Ausdruck, die Gefühle wie ein Dieb in der Nacht kamen, von den Reizen dieser Geliebten in Befriedigung und Treue für sein ganzes Leben festgehalten wären. Die eigene thätige Harmonie trug Molly auf ihre Umgebung, am nächsten und sichersten auf den geliebten Mann über. Zu Befolgung der kleinen Pflichten des geselligen Lebens, worin Bürger zu seinem großen Nachtheil sehr lässig war, zum Erwerb förderte sie ihn, und hielt das Erworbene zu Rathe. Durch sie, pflegt' er zu sagen, wäre ich sicherlich wieder auf einen grünen Zweig gekommen.

So viel er vermochte, hat er sich ermannt seit ihrem Tode. In den beiden Gattungen der Poesie, wofür ihn, nach unsrer Ueberzeugung, eine Naturanlage beiwohnte, fuhr er fort, wie in seinen vorigen Verhältnissen, so auch nach Molly's Verlust, vorzügliche Werke zu schaffen; und man darf mit Wahrheit behaupten, daß er in dieser letztern Periode für beide Gattungen in seinem hohen Lied von der Einzigen, und in seinem Lied von Treue etwas größeres geliefert hat, als in früherer Zeit.

Die Situation des ersten ist freilich vor Molly's Hinscheiden; doch rückte die Idee desselben in der Ausarbeitung erst im Jahr 1788 vor. An Pracht und umfassendem Wohllaut des Sylbenmaaßes, an reifer poetischer Kunstfertigkeit, also auch in Anstrengung und Aufwendung der

Kraft, übertrifft es bei weitem die vorigen lyrischen Gedichte Bürgers. Doch wird man nicht leugnen, daß seine Phantasie in seinem ersten berühmt gewordenen lyrischen Versuch dichterisch zarter und reiner gewesen sey. Wir geben der Zartheit mit Fleiß jenes Beiwort, damit man uns nicht entgegne, daß die Weise und der Stoff an sich zarter und lieblicher in der Nachtfeier der Venus war. Nicht dieser, wohl aber dem hohen Liede merkt man die Derbheit und gewisse Schlacken der Phantasie an, wovon er nicht freizusprechen war; und doch hatte das erste Gedicht den brausenden Jüngling, das zweite den reifen Mann zum Urheber. Woher diese Erscheinung? ist sie daher zu erklären, daß der Jüngling durch Boie, Gotter und Andre gefesselt war? Es scheint nicht; denn wie sehr feilte er an sich selbst, und mit welcher eigensinnigen Zartheit hat er als Mann die Nachtfeier der Venus immer wieder überarbeitet, um in Sprache und Bild nicht den geringsten Flecken zu lassen. Aber als er sie zuerst dichtete, hatte er noch nicht den Romanzenton versucht, dessen Art seine ursprüngliche Derbheit und die nordische Unlieblichkeit seiner Phantasie leicht wieder hervorlockte. Dies scheint eine Ursache, warum auch das hohe Lied, das er zur reinsten Vollendung geweiht hatte, von ihnen nicht frei bleiben konnte. Einen andern Grund möchte man darin finden, daß die Umfassung des lyrischen Talents, worauf das hohe Lied Anspruch macht, über die Grenzen von Bürgers Kraft hinausging. Was ihm an Höhe und Schwung der Phantasie abging, wollt' er durch Derbheit der Bilder, was ihm an jener für den großen lyrischen Bau erforderlichen Fülle der Gedanken fehlte, durch eine starke Farbe des Gefühls ersetzen. Zugleich dient das genannte Gedicht zum Beleg, wie wenig sein Vermögen für die Composition von Umfang auch im lyrischen Fach auslangte. Die prachtvollen Strophen sind nicht durch einen innern poetischen Verein zusammengehalten, sondern drohen immer wie schöne Perlen auseinander zu rollen, deren Faden, worauf sie gereiht sind, zerreißt.

Dagegen ist seine Romanze von der Treue viel freier, als die beste seiner vorhergehenden, des Pfarrers Tochter von Taubenhain, ja ganz frei von den gerügten Schlacken seiner Manier, eine vollendete Roman-

zendarstellung, eigenthümlichst zusammengesetzt aus lyrischer, dramatischer und epischer Weise, wie die vollkommne größere Romanze seyn soll, und auch in Hinsicht der Composition überhaupt untadelhaft; denn der Stoff ging nicht über die Grenzen seines Talents hinaus, und das Geschichtliche leitete dasselbe zum Ziele, ohne seine Kraft über ihr Maaß in Anspruch zu nehmen.

Es war nur noch die Erinnerung an den unaussprechlichen Werth von Molly's Treue, was ihn in jener Romanze mit so kräftiger Bitterkeit wider weibliche Untreue gegen einen treuliebenden Mann beseelte, und ihn ahndete nicht, als er sie dichtete, daß er die ganze Gewalt solcher Bitterkeit durch eigne Erfahrung kennen lernen werde. In seiner kümmerlichen Lage, denn gab man ihm endlich auch den Professortitel, so ließ man ihn doch gänzlich ohne Besoldung und Unterstützung von Hannover aus, that ihm vorzüglich weh, daß er seine Kinder, eine Tochter von der ersten Gattin, einen Sohn und eine Tochter von Molly, nicht um sich haben konnte, sondern fremder Pflege anvertrauen mußte. Darum faßte er endlich den Gedanken, sich noch einmal zu vermählen, und blickte von Zeit zu Zeit zu einer neuen Wahl umher, als ihm das Lied zu Gesicht kam, worin das bekannte Schwabenmädchen Herz und Hand ihm gleichsam anbot. Ein unbefangner und von Menschenkenntniß geleiteter Mann hätte in dem Ton desselben keineswegs die anspruchslose Empfindung eines Naturkinds wahrgenommen; allein Bürger, abgerechnet seine eigne Stimmung, seinen Entschluß zu heurathen, seine Sehnsucht, das mit Molly verlorne Glück einigermaaßen in einen Zustand zurückzubringen, der aller Freude der Verhältnisse entbehrte, ward auch dadurch bestochen, daß jenes Lied des Schwabenmädchens in seine eigne und schlechtere lyrische Manier stimmte. Von solcher Schwäche war er nicht frei; er hat sie am meisten bei Besorgung des Göttingischen Musenalmanachs verrathen. So viele Leiermänner, die in seine Manier stimmten, welche dem talentlosen Reimer unschwer nachzuahmen war, konnt' er nicht fahren lassen, wiewohl sie ihm oft Ueberdruß erregten. Er hämmerte fleißig an ihren Arbeiten, beredete sich erst, daß sie so übel nicht wären, daß sie mitlaufen könnten, wie er sich ausdrückte, und fand sie zuletzt wohl gar

gut. Darum erhielt der Musenalmanach so sehr das Gepräge seiner Manier, indem eine solche Sammlung eben ein Zusammenhang der verschiedenartigsten Manieren seyn soll; und erwägt man dazu, daß er den Grundsatz hatte, auch schlechte Gedichte unverändert aufzunehmen, wenn nur irgend ein bekannter Name darunter stand, der, nach seinem Ausdruck, sich selbst verfechten könne: so begreift man die Beschaffenheit seiner poetischen Blumenlese.

Wie sehr ihm indessen der Gesang und die Aussicht auf eine Verbindung mit dem Schwabenmädchen zusagen mochten, setzte er bei dem Wagstück, was die letzte immer blieb, die Vorsicht keineswegs völlig bei Seite. Bei Bekannten in Schwaben erkundigte er sich nach den sittlichen Eigenschaften der Sängerin, und es scheint nicht, daß ihm redlicher Bericht erstattet sey. Er vertraute der Aussage und sandte ihr die Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will, eine unschätzbare Urkunde, die von seiner Geradheit und Biederherzigkeit, auch von seiner Selbsterkenntniß dergestalt zeugt, daß sie bei der Nachwelt ihm ein schöneres Denkmal seyn wird, als alle seine Poesien.

Die am wenigsten empfehlende Seite an ihm, eben diejenige, die ein Mädchen gewiß am leichtesten von der Vermählung mit einem Mann zurückschreckt, schildert er zuerst und mit übertriebnen Farben. „Durch viele und langwierige Widerwärtigkeiten bin ich an Leib und Seele so verstimmt worden, daß ich oft in eine trübe melancholische Laune, und dabei in eine Ohnmacht des Geistes versinke, die mich gewiß nicht empfehlen kann. Denn ich verliere alsdann allen Muth, alles Vertrauen auf mich selbst, und halte mich für kopfleer, für herzkalt, für wortarm, kurz, für einen werthlosen Stümper. Ich denke, Jeder, der mich nur ansieht, spricht bei sich: „es ist mit dem Menschen doch gar nichts anzufangen!“ weil ich dies wirklich selbst glaube. Darob bin ich mir dann selbst gram; und wenn man sich selbst gram ist, so kann man unmöglich Andern angenehm und liebenswürdig erscheinen. Auch seine Freunde haben ihn in solchen Stimmungen gesehn, und müssen die Wahrheit seiner weitern Aussage bezeugen, daß sein angeborner Frohsinn gewöhnlich durch

diese Nebel brach, damit nur Andere nichts davon litten. Liebe, wie Molly für ihn hegte, verscheuchte sie gewiß so, daß das Weib seines Herzens, wie er sagt, keine Beschwerde davon empfand. Und Liebe der Art hoffte er nun auf solchem abenteuerlichen Wege wiederzufinden?

Das Trockne und Hölzerne in seinen körperlichen Bewegungen, seine Trägheit, Weichlichkeit und Sinnenlust, seinen Leichtsinn schildert er dann auch zu nachtheilig, weil er selbst nicht begriff und nicht sagen konnte, welche Anmuth und welche Würde zugleich seine immer rege Phantasie, der gemüthliche Klang seiner Stimme, die Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Großmuth seines Herzens, über seine körperliche und sittliche Eigenthümlichkeit verbreitete.

Selbst der Ausschweifungen seiner Jugend gedenkt er, versichert jedoch auch, daß er nie auf eine niedrige und schmuzige Art ausschweifend gewesen sey. Von dieser Aussage ward der Verfasser gegenwärtiger Blätter, welcher den Dichter sehr achtete und liebte, was auch hier wohl unverkennbar ist, als er sie zuerst las etwas befremdet. Eine Gewöhnung der Sinnlichkeit, daß sie schon durch das bloße weibliche Geschlecht, ohne Zuthat für geistvolle Empfindung und Reiz der Phantasie, immerfort aufgeregt wurde, schien ihm von Bürgers Schwächen die tadelnswertheste; und er rettete hier dessen Wahrhaftigkeit mit der Bemerkung, daß der Stufen so verschiedne sind, wo verschiedenartige Menschen den Beginn des Niedrigen und Schmuzigen in Ausschweifungen der Sinnlichkeit annehmen. Wahr ist aber durchaus, daß Bürger sich demselben auch bei der glühendsten Sinnlichkeit nicht hinzugeben brauchte; „denn mit allen meinen Gebrechen Leibes und der Seele war ich doch jederzeit bei Weibern und Mädchen nur zu gut gelitten, ohne erst mühseliger Anwerbungen zu bedürfen.“ Die Freunde seiner Jugend bezeugen dies; und wie hätte ein Mann von seiner Dichterphantasie und seinem Dichterruhm, von seiner Weichheit und Geradheit, die ewige Treue und Hingebung zu geloben schienen, von so mancher Anmuth im Aeußern, und, was die Hauptsache ist, von so unendlichem Behagen an Weibern, nicht sein Glück bei ihnen machen sollen?

Erzeugt von der schönen Bescheidenheit in ihm, die immer obwaltete, außer in den Momenten, wo man durch Verkennung seines Werthes ihn zu bitter gereizt hatte, ist endlich folgendes Geständniß von ihm, der seiner Molly unverbrüchlich treu gewesen: „Ich fühle, daß ich dem Weibe meiner Liebe, ohne sehr harte und dringende Versuchung, nicht ungetreu seyn könnte."

Wir kamen von seinem Lied von Treue auf die unglückliche Geschichte, wodurch diese Beichte veranlaßt wurde, und werden durch eine herzzerreißende Stelle gegen ihr Ende wieder an Inhalt und Ausdruck jenes Liedes erinnert: „Gott bewahre mich vor einem Weibe, das mich für meine Liebe nicht vollauf wieder liebt! Es kommt mir vor, als sey ich großer Eifersucht fähig; freilich nicht, nach gemeiner Männer Weise zum Hüten und Auskundschaften; nicht zu Einschränkung ihrer Freiheit in irgend einer Art des Umgangs: aber heimliche Verzweiflung würde mein Herz zerfleischen, und in der grausenden Gestalt eines Höllenverdammten würde ich vor ihrem Angesicht umherschleichen."

So wurde sein Schicksal, als er sich mit dem Schwabenmädchen, Elise Hahn, wirklich vermählt hatte. Wiewohl sie ihn durchaus kannte durch diese edle Beichte, worin er auch die Kärglichkeit seiner Lage und seiner Einkünfte redlich angab, wiewohl er keine Einwilligung von ihr wollte, als bis sie ihn von Angesicht hatte kennen lernen, indem er von der richtigen und feinen Wahrnehmung ausging, daß die Sinne von Eheleuten ein wechselseitiges Behagen aneinander finden müßten, welches sich oft nach einem unerklärbaren Etwas richte, das sich weder geben noch nehmen lasse: hatte sie den Muth, Untreue im Herzen, zum Märtyrer derselben den braven Mann von solchem Namen in Deutschland zu erlesen.

Als er mit dieser neuen Anvermählten nach Göttingen zurückgekommen war, trat einer seiner jüngsten und redlichsten Freunde, als Bürger ihn ihr vorstellte, unwillkürlich vor ihrem Eindruck zurück, und wahrscheinlich fühlte schon der Dichter, nach dem Ausdruck seines Ge-

sichts und seines Benehmens, was er sich noch nicht gestehen wollte, sein Unglück; während der ganzen, freilich nur kurzen Ehe ist zwischen ihm und diesem Freund, gegen welchen er sonst offen war, keine Vertraulichkeit mehr gewesen.

Er erlag sichtlich den Anstrengungen, um Mittel für ein glänzenderes, der Neigung seiner Frau gemäßes Leben herbeizuschaffen, ohne ihr zu genügen. Nach einem ihrer häufigen Zwiste schrieb er ihr: „Mir kann ich nicht vorwerfen, daß ich's an mir fehlen lasse; ob ich gleich gar wohl weiß, daß Du selbst mich bei manchen Personen in den nachtheiligen Verdacht eines unthätigen Mannes zu bringen Dich nicht entsiehest. Deß solltest Du Dich doch wahrlich schämen! Welche andre Thätigkeit verlangst Du von mir, als die meinige, die von früh Morgens sechs Uhr bis Abends acht Uhr, Tag für Tag, unausgesetzt im Gange ist? Etwa die Thätigkeit der Herumschwänzelei und Kriecherei vor vermeinten Gönnern und Patronen? Diese Thätigkeit verachte ich, und traue ihr auch wenig oder gar keinen soliden Erfolg zu": worin Bürger freilich, doch zur Ehre seines Namens und seines Naturadels, nicht völlig Recht hatte.

Im October 1790 war seine dritte Ehe geschlossen, und im Februar 1792 ward sie wieder getrennt, nachdem er allen Muth des Lebens, in den Augen der Welt einen großen Theil seiner Ehre, wahrscheinlich ganz die Aussicht, als Professor von seiner Regierung geachtet und besoldet zu werden, fast alle ihm noch übrige Gesundheit, die Reste der Hoffnung auf beßre Vermögensumstände, durch dieselbe eingebüßt hatte, ja selbst den seltnen Wohllaut seiner Stimme, welche durch die leidenschaftlichen Reden in den entscheidenden und stürmischsten Tagen des Unglücks mit unheilbarer Heiserkeit behaftet worden. Auch damals hat er seinen Charakter bewährt, besonders den Zug, daß er ohne Rachsucht, sogar großmüthig gegen falsche Freunde war. Man sollte keine Schonung der Verhältnisse beobachten, um ihn unsern Tagen schon in dem Edelmuth seines Benehmens dazumal zu zeigen. Auch

charakteristische Züge seiner Art von dichterischem Pathos, welches selbst eine schreckliche Wirklichkeit noch als ein poetisches Spiel nahm, müssen bei dergleichen Schonung verschwiegen werden.

Jener junge Freund, der von ihm während der unglücklichen Ehe und in der ersten Zeit nach derselben durch die zwischen ihnen eingetretene Stimmung, auch durch örtliche Entfernung getrennt gewesen, hatte kaum den Dichter wiedergesehn, als ihm dieser mit einer gutmüthigen Zutraulichkeit, die selten Jemand mit solcher Annehmlichkeit besaß, das Geständniß machte, daß er, aber nur auf einen Augenblick, an ihm irre geworden sey. In den Tagen, als der Frevel seiner Frau gegen ihn das Gespräch von Göttingen und der Nachbarschaft geworden, hatte sich ein Gedicht verbreitet, worin sich ein ziemlich verrufnes Mädchen, mit bittern Anspielungen auf die Geschichte seiner Ehe, zur Gattin Bürgers anbot, und ein Reimschmidt in seiner Nähe hatte ihm gesagt, jener Freund sey Verfasser davon. Die scheinbare zeitherige Erkältung desselben, die gänzliche Verstimmung des unglücklichen Mannes, gaben bei ihm der Aussage für einen Augenblick Glauben. Ohne den Verleumder zu nennen, erzählte er dies dem Freunde und fügte hinzu: es war ein Augenblick Verirrung, denn ich dachte sogleich, daß ich Ihnen nur Gutes und Liebes gethan, und daß Sie auch dem Feind dergleichen nicht zufügen würden.

Nicht allein das Unglück seiner Ehe war es, wodurch er in dieser Zeit niedergedrückt wurde: in die letzten Monate derselben war die bekannte Recension seiner Gedichte von Schiller gefallen, über welche er bald ergrimmt und trotzig herfuhr, bald sich so gebeugt äußerte, wie es keineswegs Noth war. Gewiß ohne den geringsten Trieb, gegen Bürger ungerecht zu seyn, hatte jener außerordentliche Geist, welcher nie einen gebahnten Weg einschlagen wollte, um nur einen neuen Standpunct aufzufinden, einen solchen gewählt, von welchem aus man den Werth des beliebten Volksdichters nicht ohne Härte und

Unbilligkeit würdigen konnte. Die Theorie jener Kritik geht offenbar nur auf die Schlacken in Bürgers poetischem und sittlichem Gefühl, die auch hier nicht unbemerkt geblieben, und als ein Hinderniß seiner Vollendung im lyrischen Fach gerügt sind. Sie zum Gegenstand des Haupturtheils über den Dichter zu machen, war um so härter, weil sie mit der Persönlichkeit des noch Lebenden und in solchen Verhältnissen Wirkenden, Hoffenden, Eins waren, und gerade dasjenige mit ihnen hervorgehoben ward, was den Hoffnungen des Bekümmerten schon mehr als billig geschadet hatte. Die echte Kritik mußte sein ungemeines Verdienst in lyrischer und lyrisch-epischer Sprache und Darstellung zu seinem glänzenden Ruhm darstellen, und dann die ihm entstehende Vollendung des Geschmacks und der Sitten nur als eine Hemmung seines Genius bemerken. Schillern gereicht zur Entschuldigung, daß er damals seine Theorieen über Schönheit, Anmuth und Würde immer gegenwärtig hatte und weiter ausbildete; und wie leicht legt man eine Theorie, in der man eben befangen ist, allenthalben als Maaßstab der Kritik an.

Weil Bürger den Verdiensten seines Richters seit Erscheinung der Götter Griechenlands auf das freudigste gehuldigt hatte, weil er überhaupt bei ältern, ihm gleichzeitigen und jungen Dichtern gern hervorhob, was irgend gefällig war, weil er gegen schön gesagtes Lob höchst reizbar fühlte, so daß er wiederholt äußerte: „Wielands Lob dringt einem durch Mark und Bein"; und weil er endlich auf der Welt nichts mehr hatte, als seinen Dichterruhm, wird die Bitterkeit erklärlich, womit er seine Lorbeeren gegen Schiller vertheidigte. Es hat ihm späterhin sehr weh gethan, daß es geschehen war, und er hat sich des öffentlichen Bekenntnisses nicht geschämt, daß ein Stärkerer über ihn gekommen sey.

Was er seit der geschilderten Epoche seines Lebens noch hervorgebracht hat, machte wahrscheinlich, daß sein

Genius nicht wieder zu der Kraft und dem Grad von Vollendung gelangen werde, die er schon in Werken dargethan. Seine Nahrungssorgen wurden immer drückender, durch Uebersetzungen aus den neuern Sprachen fristete er sein kümmerliches Daseyn. Sein Gemüth ward immer zaghafter, argwöhnischer. Als Spittler einst, gerührt von seiner Lage und nicht ohne Theilnahme an seinem Genius, thätig werden wollte, ihm endlich eine Besoldung zu verschaffen, freute er sich anfangs darüber, sah dann einen Fallstrick darin und argwöhnte, es sey nur darauf angelegt, ihn mit Heyne zu entzweien.

Sogar in dieser Lage wich nie sein Wohlwollen und seine Großmuth, gab er seinen letzten Thaler an Unglückliche, die ihn ansprachen und noch dürftiger schienen als er selbst, und unter allen diesen Kümmernissen auch für seinen Dichterruhm freute ihn jedes neue schöne Product, jeder neuaufblühende Ruhm im Gebiet der Dichtkunst.

Matthisson ward ihm nun vorzüglich lieb, Elysium und die Elegie am Genfersee sagte er sich, wenigstens ihre schönsten Strophen, öfters mit einem Wohlgefallen vor, das ein heiteres Lächeln über sein abgehärmtes Gesicht verbreitete. Die künstlerische Klarheit und vollendete Zartheit in der lyrischen Poesie, die er selbst nicht erreicht hatte, entzückte ihn in seiner letzten Lebenszeit an einem andern deutschen Dichter.

In dieser liebenswürdigen Stimmung welkte er dem Tode schnell entgegen, begeistert von dem Vorgefühl, Molly wiederzufinden, welches er auf Erden zu seinem bittersten Harm versucht hatte. Jene Hoffnung schwang sich aus seinem müden Geist in einem so schönen Sonett auf, daß er nicht hinschied, ohne etwas vollendetes Lyrisches, einen Hauch untadelhafter Zartheit,

zu hinterlassen. Es ist zugleich ein Beleg über die wichtigsten Epochen seines Lebens, ohne welchen seine Biographie nicht geschlossen werden kann.

Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich, und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beispiellos gebrochen, wie geschworen:
Da erschien, begleitet von Auroren,
Die empor im Rosenwagen fuhr,
Jene Tochter heiliger Natur,
Ach! zu kurzer Wonne mir geboren.
Weinend, wie zur Sühne, hub ich an:
Wahn, ich fände Dich, o Engel, wieder,
Zog in's Netz der Heuchelei mich nieder. —
Wisse nun, o lieber blinder Mann,
Sagte sie mit holdem Flötentone,
Daß ich nirgend, als im Himmel wohne.

* * *

Bürger starb an der Auszehrung mit der sanftesten Fassung; die Freunde, die er zum heitern Gespräch in seiner Todesstunde versammelt zu sehn wünschte, hatten einen so schnellen Tod, der ein leiser Athemzug statt eines Ja war, das er antworten wollte, nicht erwartet. Gewiß starben mit ihm, im noch blühenden

Mannesalter von sechsundvierzig Jahren und fünf Monaten, nicht die Keime seiner Palmen, eines bessern Lenzes werth, aber Reichthum und Fülle von denselben Palmen, die er in diesem Leben wirklich errungen hatte. —

August Wilhelm Iffland.

Von

P. — — S.

Digitized by Google

August Wilhelm Iffland.

Was Iffland als Mensch, Dichter und Künstler auf dem Theater war, griff auf das innigste in einander; und darum ist kaum zu hoffen, daß irgend Jemand uns eine erschöpfende Schilderung von ihm liefern werde.

Wer ihn von der letztgenannten, seiner berühmtesten, den Zeitgenossen und der Nachwelt merkwürdigsten Seite genau kannte und zu beurtheilen versteht, und vielleicht fehlt es nicht an solchen unter uns, war schwerlich mit seinem Leben in den abwechselnden Situationen desselben, mit seinem innern Daseyn bekannt. Wir kennen keinen aus seiner nähern Umgebung, der zugleich jener würdige Kunstrichter wäre: in der Hauptperiode seines Lebens, in seiner letzten zu Berlin, war wenigstens keiner seiner Kunstgenossen, der über ihn als Künstler tief und umfassend sprechen könnte, mit ihm vertraut, und zweifeln läßt sich mit Recht, daß selbst die feinern Köpfe unter denselben, wie die Unzelmann, im Stande waren, den Menschen in ihm, vorzüglich die Liebenswürdigkeit und Zartheit seiner Denkart, hinlänglich zu schätzen.

Als Dichter ist er schon größtentheils vergessen, was freilich bei unserm größeren Publicum wenig bedeutet; doch insofern man seiner noch gedenkt, macht die schulen-

mäßige und größtentheils schülerhafte Parteilichkeit an unserm Parnaß es sehr schwer, seinen nicht hervorspringenden wirklichen poetischen Werth, entkleidet von der ärmlichen Herzensweichheit und Trivialität der Fabel und der Charaktere, die jeglichem gesunden poetischen Sinn widerstehn, selbst schärferen Augen gegenwärtig zu erhalten.

Beobachtungen und Resultate nach den angegebnen drei Gesichtspuncten sind in den folgenden Blättern über Iffland aufbewahrt; und weit entfernt, eine vollständige Charakteristik desselben seyn zu wollen, welche ihn schon wenigstens in jeder Hauptrolle der verschiedenen Gattungen seiner Darstellungen auf dem Theater verfolgen müßte, werden sie durch eine ausführliche echte Biographie, wenn diese, wegen der angegebnen Schwierigkeiten, je erwartet werden darf, nicht entkräftet, sondern nur mehr in's Helle gesetzt werden.

Eine immer rege feurige Empfänglichkeit für Alles, womit er irgend in Berührung kam, die ihre Eindrücke auf kurze Zeit dem Witz des Urtheils überlieferte, um sie schnell und reich an die productive Einbildungskraft und die Darstellung für immer zu überantworten, war ohne Zweifel der Grundzug in Ifflands Natur.

Bei einer solchen herrschenden Eigenthümlichkeit kann die ästhetische Anlage nicht gänzlich fehlen, weil jene allgemeine Empfänglichkeit und jener allgemeine Darstellungstrieb auch schöne Gegenstände aufnehmen und nachahmen müssen; und wiederum entsteht der ästhetischen Anlage nie durchaus die sittliche, wegen des innigen Bundes zwischen dem Schönen und Guten; überdies müssen die allgemeine Rührung und allgemein reproducirende Einbildungskraft, wie für die Schönheit, so auch für die Tugend Interesse einflößen und äußern. Es bedarf also keiner weitern Versicherung, daß Iffland nicht nur ein weiches, sondern auch zartes und schönes, auch edles Herz von Natur besaß.

Im Mittelstand geboren, im ernsten, nördlichen Deutschland, in der Stadt, dem Lande, wo der planmäßigen, gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Anord-

nungen unterwürfigen Selbstbeherrschung, der weisen Nüchternheit, vor Allem gehuldigt wird, wohin sollte dort der Jüngling mit seiner Natur die Richtung nehmen?

Man wird entgegnen, daß er ohne Vernachlässigung des Weges zu Brodstudien und dem Staatsamt sich zur Poesie in der Stille ausbilden, oder neben der Liebe zur Dichtkunst sich in das Gebiet der eigentlichen Gelehrsamkeit hinüberarbeiten, daß er auch bestimmt sein Leben der Malerei, der Bildhauerkunst weihen konnte, um seiner reichen Empfänglichkeit zu genügen und seinen darstellenden Trieb zu befriedigen.

Allein bei Antworten der Art ist Ifflands Eigenthümlichkeit nicht gefaßt. Seine Empfänglichkeit war zu überwiegend und zu rasch wechselnd, überließ ihren Stoff zu kurze Zeit dem Verstand, drängte sich mit demselben zu sehr nach außen und zu schnell zur Mittheilung, als daß er des stillen Fleißes, der Zurückgezogenheit in die Reflexion, der Zufriedenheit mit der verborgenen Lust an den eignen Gebilden, fähig gewesen wäre, wovohne sich kein poetischer Gehalt ausarbeitet. Noch weniger konnte von ihm die Geduld, das mechanische Abarbeiten erwartet werden, womit sich Maler und Bildhauer so viele Tage und Jahre, welche sie der Darstellung ihres glühenden Innern schon weihen möchten, von dem Genuß einer darstellenden Kunst, die dem redlichen Streben Freude machen könnte, zurückgehalten sehn. Er wollte schnell wiedergeben, was er empfangen hatte, mußte schnell die Freude über sein Talent und jede Anstrengung desselben durch den Genuß und die Bewundrung Andrer vervielfacht wissen, mußte dazu an sich selbst genug haben, keines andern Stoffes bedürfen, als welchen er an sich selbst bearbeiten konnte.

Ihm blieb also nichts übrig, als sich auf die Bahn des Schauspielers zu wagen, seine Person mußte ihm Alles in Allem werden.

Wer gleich ihm von einer Naturbestimmung fortgerissen wird, überlegt wenig die Hindernisse, die sich wiederum in seiner Natur selbst dieser Bestimmung entgegen-

setzen. Dies ist ein Glück. Der Regel nach treten in solchem Falle weniger wesentliche Hindernisse am meisten, und wenn sie in Betracht gezogen werden, am schreckendsten ins Auge, indem dagegen eine tiefe und von ungereifter Erfahrung nie zu fodernde Selbsterkenntniß dazu gehört, die verborgne Kraft zu entdecken, welche von der Natur nicht vergessen ward, jene Schwierigkeiten einem ernsten Bemühn zu unterwerfen.

Die äußere Figur nebst der ganzen körperlichen Beschaffenheit ist für die Bestimmung zum Schauspieler von größerem Gewicht, als bei irgend einem andern Beruf. Mißverhältniß der Gliedmaaßen, gänzliche Haltungslosigkeit des Körpers und mancherlei Unannehmlichkeiten seines Aeußern konnten dem Jüngling wohl Bedenklichkeit erregen, ob er sich zu einer bedeutenden Rolle auf dem Theater je eignen werde, und hätten ihn wahrscheinlich ohne die gewaltige Lust, die ihn fortriß, nach den ersten Schritten in der theatralischen Laufbahn zurückgeschreckt. Ihm mußte unerkannt bleiben, daß selbst die Mängel seines Aeußern größtentheils von dem Uebergewicht seiner Empfänglichkeit, von seiner Selbstvergessenheit herkamen, weil ihn die Eindrücke zu sehr beherrschten, als daß er Hand an seine eigne Erscheinung legen, weil es ihn zu sehr vergnügte, fremde Erscheinungen durch seinen Körper abzuspiegeln, als daß er dahin trachten konnte, diesen zuerst als etwas für sich bestehendes zu bearbeiten.

Zum Glück kam er beim Eintritt in seine Laufbahn zu Gotha in eine Schule, wo kluger und strenger Unterricht ihn Zwängung und Beherrschung des Körpers lehrte, und ihm deutlich machte, daß auch das empfänglichste und reichste mimische Talent desselben zu keiner Kunstdarstellung hinreichen werde, wenn sein ganzes Aeußeres nicht erst eine scharfbegrenzte Selbstständigkeit gewonnen, innerhalb welcher das mimische Streben die Begrenzung der Kunst an sich offenbaren könnte.

Dieser Unterricht fruchtete bei ihm desto mehr, je tiefer sich ihm durch den gebildeten Geschmack, der ihn zu Gotha erzog, die Wahrheit einprägte, deren Empfindung ihm freilich seine geniale Naturanlage ohne alle Lehre

schon verlieh, daß der Geist des Schauspielers erst jede Rolle, welche durch den Körper dargestellt werden sollte, dichten, wie ein poetisches Ganzes nach der Dichtung sich bei jedem einzelnen Zug gegenwärtig erhalten müsse.

Solcher doppelten Lehre von dem äußern und dem innern Geschäfft und Leben des Schauspielers verdankt Iffland seine nachherige Größe, und ohne seine gewissenhafte Treue gegen diese beiden Wahrheiten hätt' er seinen Ruhm und sein Verdienst nicht gleichsam über die Grenzen erhoben, die von seiner natürlichen Anlage gezogen waren.

Wo seine Kunst in so guter Schule, mußten sein Geist und sein Herz überhaupt gewinnen; aber die eigentliche Blüthe seines Lebens konnte bei einer so feurigen Empfänglichkeit, die immer neuen Reichthum von außen verlangt, so wie sie den ihren immer nach außen spendet, nur in einer schönen Natur aufgehen, und einer solchen, welche nicht blos durch ihre reizende Gegenwart, sondern auch durch Erinnerungen und Bilder aus der Vorzeit bereicherte. Dahin muß nämlich bei dem hervorragenden sinnlichen Talent stets gesorgt werden, daß der sinnliche Eindruck auch dem Geist an sich ohne Mühe Nahrung zuführe.

Aus diesem Grunde hatte Iffland das Schicksal zu preisen, welches ihn an den Rhein brachte. Sein Entzücken über die Schönheit jener Gegenden verschwisterte sich in ihm sogleich mit der Ehrfurcht gegen die Denkmale der deutschen Ritterzeit, zumal da in deutscher Poesie, und insonderheit in der dramatischen, Gesinnungen und Sitten der altdeutschen Ritter in jenem Zeitpunct von ungemeinem Gewicht waren.

Allein man würde seinen Sinn für die Natur, wie derselbe Einfluß hatte auf seine eigne Poesie und die äußere Lage, welche er sich immer zu schaffen Bedacht trug, nicht hinlänglich gefaßt haben, wenn man ihn blos in seine feurige Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur und die Selbstthätigkeit seines Geistes, die von Erinnerungen einer Gegend geweckt wird, setzen wollte. Vielleicht ses-

selte ihn, welchen das menschliche Treiben, der Beruf, es darzustellen, der Beifall, den er von den Trieben der Menschen einärntete, so gewaltig anzogen und beschäfftigten, welcher sich in dem eigentlichen menschlichen Strudel so umhertummelte, nichts mit gleicher Stärke an die Natur, als ein moralisches Bedürfniß ihrer Ruhe: er sehnte sich nach ihr wie nach einem Wohnsitz der Schuldlosigkeit, so wie Menschen, mitten in der Ueberfülle verfeinerter Sinnlichkeit und mit dieser verbundner Schuld, nach einem goldnen Zeitalter. Der Contrast, welchen er zwischen dem Zustand der verfeinerten Städter und dem Leben in ländlicher Umgebung empfand, erfüllte ihn so durchaus, daß wir dieser Quelle sicherlich seine besten dramatischen Dichtungen verdanken.

Das schöne und edle Herz, wozu wir schon in seiner Natur die Anlage entdeckten, findet wohl in dem Beruf des Schauspielers Gelegenheiten, immer neu aufgeregt zu werden; seine Gefühle und Ergießungen wird ja kein Künstler durch Ton, Mine und Haltung darthun können, ohne ihre Kraft gefühlt zu haben, in dem Moment der Darstellung wieder zu fühlen. Allein die Verführung ist groß bei solchem Beruf, anstatt die dauernde Stimmung, die Grundsätze eines schönen und edeln Herzens sich anzueignen, mit den Augenblicken der trefflichen Rührung begnügt zu seyn, endlich gar mit der bloßen Nachahmung des Schönen und Edlen. Auch Iffland mochte durch seinen Beruf verhindert worden seyn, die höheren Empfindungen in ihm zu einem gewissen dauernden Ton des Lebens zu verarbeiten und zu befestigen. Doch die Grundstimmung seines Gefühls, wie oft unterbrochen, vornehmlich durch Spannungen der künstlerischen Eitelkeit und den Jähzorn der beleidigten, überhaupt durch das ungeduldige Treiben des Schauspielers, blieb für das Schöne und Gute, und ging nicht nur in viele einzelne Handlungen sowohl als Producte seines Geistes über, sondern schuf auch die große Weichheit seines Herzens zu einem nur selten überstimmten anmuthigen Wohlwollen.

Wenn er in einem Stande, welchem man die Schlacken nicht nur einer unsittlichen, selbst niedrigen Denkart am leichtesten verzeiht, eines so hohen Sinnes ward, ver-

dankte er es zum Theil seinem außerordentlichen Triebe für Freundschaft und seiner Verehrung für weibliche Zartheit und Tugend.

Daß er zu Manheim unter seinen Kunstgenossen Männer fand, die seiner Freundschaft werth waren; daß er dort im Feuer der Jugend gleichsam mittelst der Freundschaft seine Huldigung trieb gegen weibliche Anmuth, und um so reiner befriedigen konnte, gab seiner Stimmung für das wirkliche Leben mehr Höhe und Unverfälschtheit, als der mimische Beruf gewöhnlich verstattet; und selbst der frühe Tod des Weibes seiner Verehrung, der Frau seines Freundes Beck, welche die eigne menschliche Trefflichkeit aus der Künstlerin hervorleuchten ließ, wirkte durch den Schmerz, welchen er darob empfand und mit voller Rührung beschrieben hat, um die reinsten Stimmungen jener Zeit in seiner Seele thätig zu erhalten.

Für sein Leben überhaupt, wie insonderheit für sein Künstlerleben, sind ohne Zweifel die Jahre am Rhein, ohnedies sein Alter der männlichen Jugend, seine Blüthenzeit. Damals hat man nach den gültigsten Zeugnissen und nach der Nothwendigkeit seiner Entwicklung, seinen Darstellungen auf der Bühne zu viel Besonnenheit der Kunst noch nicht angemerkt, sie waren noch wie ein Guß genialer Natur. Mochte sein Publikum dort in Beurtheilung der Kunst manches andre in Deutschland wenigstens nicht übertreffen, so überließ es sich doch feuriger und unbefangner der Wirkung der Kunst und den Aeußerungen dieses Eindrucks; und ohne hingerissene Zuschauer konnte Iffland bei seiner weichen, von außenher beherrschten Natur, kein hingerissener Schauspieler seyn. Es ist ein ärmlicher Gedanke, daß in den Momenten der theatralischen Darstellung der Künstler mit innerer Kälte sie liefern solle, wie ein objectives Werk der Kunst, ohne an seiner Rolle Theil zu nehmen. Wer einen solchen Satz nicht mit gar zu beschränkter Kritik ausspricht, glaubt genug zu thun, wenn er voraussetzt, daß der Schauspieler freilich einmal seine Rolle ganz empfunden haben müsse.

Allein auch so bleibt der Gedanke ärmlich; denn schaffen ohne die lebendige Wärme ist unmöglich, und schaffen muß der Schauspieler in dem Augenblick der öffentlichen Darstellung, wenn er sich gleich sowohl den Umriß, als einzelne Züge derselben vorher gedacht und überlegt hat. Kann doch selbst der Dichter sein Werk nicht würdig vortragen, ohne von Neuem durch die lebendige Wärme hingerissen zu werden, die es geschaffen, ohne es gewissermaaßen von Neuem hervorzubringen. Gleichwohl war sein Product schon in Vollendung hervorgebracht, da hingegen der Schauspieler bei jeder neuen Darstellung einer Rolle die Arbeit der Schöpfung durchaus von Neuem vollbringen muß.

In dieser Periode erwarb sich Iffland auch Ruhm als dramatischer Dichter. Man sollte glauben, daß die Verbindung zwischen diesem und dem Schauspieler in einer Person ein Verein sey, der für beide nur heilsame Folgen haben könne. Streben beide nach dem Ideal der Vollendung, leben beide unter äußern Bedingungen, die ein solches Streben begünstigen, mit einem Publicum; dessen Geschmack sich nur mit dem Vollendeten der dramatischen Poesie und der theatralischen Darstellung begnügt, so ist jene Vermuthung allerdings wohlgegründet. Allein in unsrer Zeit und in Deutschland schadet die Verbindung des dramatischen Dichters und des Schauspielers in einer Person wenigstens dem ersten. Nothwendige Bedingung für die dramatische Poesie ist nicht ihre Tauglichkeit selbst für ein vortreffliches Theater, also viel weniger für ein solches, wie es die neuere Welt kennt: nur von seiner eignen Form, daß unmittelbar, nicht durch das Medium eines Dritten, die Handlung in den Personen der Begebenheit angeschaut werde, hat das dramatische Gedicht sein charakteristisches Daseyn. Unter den Deutschen vorzüglich berechnet es, sobald es nach einem höhern Werth strebt, weit mehr seine eigenthümlichen innern Gesetze, als den Zweck der Schaubühne, neigt sich mehr zu einem lesenden als schauenden Publicum.

Ist nun der Schauspieler zugleich dramatischer Dichter, wird ihm schwer, ja unmöglich fallen, den innern Gehalt seiner poetischen Arbeit genug im Auge zu behal-

ten, und nicht bei jeder Gelegenheit der theatralischen Wirkung aufzuopfern, so wie sehr häufig unausgearbeitet liegen zu lassen, weil er bald mit Recht, bald viel zu viel auf die Ergänzung der Poesie durch die mimische Kunst rechnet. Erklären, wenn gleich nicht rechtfertigen, können wir auf diese Weise die Leerheit, beinahe Nichtigkeit in den meisten dramatischen Arbeiten Ifflands.

Doch bleibe fern, darum ihren wirklichen dichterischen Werth, auch abgesehn von ihrer theatralischen Wirkung, zu verkennen. Wir nehmen ihn in zwei Richtungen wahr: zuerst, wie oben angedeutet ist, in Auffassung und Darstellung des Contrastes zwischen ländlicher und städtischer Sitte, und je stärker die Farbe von der ersten aufgetragen wird, um so mehr verspürt man einen dichterischen Geist, wie in den Jägern, ohne Zweifel der vorzüglichsten Arbeit des Dichters in dieser Gattung. Die zweite Richtung seiner Poesie geht auf eine treue Schilderung der verfeinerten Welt seiner Tage, und besonders ihres Zusammenhangs mit dem Staatsleben. Hier hat er öfters glückliche Züge, wie nur eine dichtende Einbildungskraft sie auffaßt, selten Situationen des Gemüths, wo es irgend poetischer Kraft empfänglich wird, und im Ganzen erscheint er in der zweiten Gattung ungleich schwächer, wie in der ersten, denn es gehört ein tieferer Verstand und eine energischere Darstellungskraft dazu, als ihm geworden, um das poetische Schaffen, welches im Grunde unsers verfeinerten und politischen Lebens zuletzt auch noch waltet, zu begreifen und sichtbar zu machen. Späterhin hat er einen Weg gefunden, um auch in Darstellung unsrer verfeinerten Wirklichkeit ein schönes Werk der Poesie zu liefern; doch während seiner blühenden Periode am Rhein in der zweiten Gattung nichts hervorgebracht, das sich mit seinen Jägern von der ersten vergleichen ließe.

So nach allen Zweigen seiner Natur ausgebildet, im Alter der vollsten Reife, begann er seine dritte und letzte Periode zu Berlin. Er pflegte oft zu bedauern, daß er aus der herrlichen Natur des Rheins in eine Sandgegend, und aus der Mitte der empfänglichsten Zuschauer in ein Publicum versetzt sey, welches am Schauspieler nicht ge-

nießen, sich nicht von ihm stimmen und hinreißen lassen, sondern nur seine Kritik an demselben üben wolle.

Wer wollte ihn wegen des Ersten tadeln? Und doch wußte er seinen Hang zur Natur auch bei Berlin mit Genuß so zu versorgen, daß er ihren Reiz zwar ohne Fülle, doch in allen Stunden der Erholung und Tag für Tag zu seiner Erquickung hatte. In dem Thiergarten selbst, einem so nahen, bequemen und schönen Lustwald, wie keine andre Hauptstadt Deutschlands aufzuweisen hat, besaß er ein angenehmes Landhaus, wo er seine ganze Haushaltung hatte und auch im Winter lebte, wo er täglich fast die Ruhe wiederfand, die er bei seiner übergroßen Reizbarkeit, als Director des Theaters und Schauspieler, in der Stadt verlor; wo er im Umgang mit sehr wenigen Freunden sich einer überschwänglichen Heiterkeit und dem traulichsten Verkehr mit den Seinigen überließ, Verwandten von ihm und seiner Frau, deren seiner Geist, Bewundrung und richtige Beurtheilung seiner Kunst, deren Anhänglichkeit an seiner ganzen Persönlichkeit, die einsamen Stunden seiner Muße, wo der Schauspieler auch noch, wenn auch nur in einer werthen Person, ein Publicum haben will, eigenthümlich vortrefflich ausfüllten.

Hier, in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, wo man den Zügen seines stillen Wirkens mehr nachgehen konnte, zeigte sich vornehmlich das weiche, schöne und edle Herz, welches wir oben nach dem Begriff seiner Natur ihm beilegten, am hervorstechendsten seine Freigebigkeit. Seinem öffentlichen Treiben zu Folge ist wohl bisweilen geargwohnt, daß er reicher Einnahme sehr begehre; und er hat sie wirklich gehabt, wie gebraucht, doch nur für Andre.

Was indeß die Weise des Berliner Publicums anbetrifft, die er häufig bitter als Unart empfand und rügte, nämlich bei seinem Genuß unaufhörlich zu kritisiren, oder auch gar den Genuß über die Kritik zu vergessen und einzubüßen: so muß man sie in ihren Richtungen auf ihn aus verschiednen Gesichtspuncten betrachten.

Er war als Schauspieler, da er in die Hauptstadt Preußens versetzt ward, bis zu den Grenzen seines Naturells vorgedrungen, und hatte sich alle Feinheit innerhalb derselben ausgearbeitet. Wo die Hauptstimmung eines Publicums schon beträchtliche Zeit auf Kritik ausging, da kann es an Schärfe und Gediegenheit des Urtheils nicht ganz fehlen. Er nur konnte von ihr zu Berlin aus dem angegebnen Grunde nicht mehr gewinnen, und wenn ein Andrer dadurch sich miterzog, so spürte er davon nur das Unbehagliche, ohne Unterlaß der Kritik unterworfen zu seyn. Freilich mußte ein solches Publicum auch die Feinheiten seiner Kunst sehr empfinden; doch konnt' ihm dies seltener Freude machen, als es billig seyn sollte, denn leider spricht der feinste Kenner sein bestes Lob sachte aus, oder behält es gar schweigend in sich.

Außerdem ist es immer mißlich, wenn ein Schauspieler das stehende Publicum, welches ihn in seiner Blüthenzeit genoß, mit einem andern vertauscht, das natürlich, ungewöhnt an Eigenheiten von ihm und ohne alte Vorliebe für ihn, nicht Alles an seiner Kunst gut heißt, wodurch jenes vergnügt ward. Iffland hatte in Manheim selbst geglänzt in Rollen, die seinem Naturell weniger zusagten, und das Berliner Publicum war am wenigsten zu der Gutmüthigkeit geeignet, sich hinzuzudenken, was vormals die sich entfaltende Jugend an ihm ergänzt und übertragen hatte.

Vermehrt wurde sein Unmuth über die Berlinische Kritik durch die Zeitumstände, und nicht mit Unrecht. Es ist bekannt, wie ein gewisser ästhetischer Jacobinism über Deutschland einbrach, welcher freilich einige zu sehr verkannte Wahrheiten für sich anführen konnte, wie es bei jeglichem Jacobinism der Fall seyn muß, weil er sonst keine Geister für sich gewinnen mag. In der dramatischen Poesie der Deutschen, welche damals, wie eigentlich noch heut zu Tage, auf unserm Theater galt, und wie sie durch Iffland mit geworden war, zeigte sich hauptsächlich die undichterische Erschlaffung unsers Zeitalters. Nun wird ein beträchtlicher Theil des Berliner Publicums rasch

und leicht von jeder neuen ästhetischen Witterung unsrer Litteratur angegriffen, und bei ihm fanden die neuästhetischen jacobinischen Ansichten und Grundsätze in manchen, und in den vorlautesten Cirkeln Aufnahme. Da wäre von Iffland viel zu viel gefodert gewesen, daß er bei seinem Interesse wider dieselben, bei seiner Reizbarkeit und bei der Zartheit seiner Denkart nicht einen Groll dawider fassen sollte, welcher ihn auch den wirklichen Gehalt darin öfters vergessen oder übersehen ließ.

Uebrigens konnt' er den Zustand der Bühne und den Werth der Stücke, die unter seiner Leitung am meisten gegeben wurden, gegen die Anmaaßungen eines neuen Geschmacks, gegen einen Theil des Publicums mit der unverhältnißmäßig überwiegenden Mehrheit von demselben und ihren Foderungen schützen, mit der Obhut einer königl. Oberrechnungscammer, welche die Einnahmen und Ausgaben der Theatercasse genau gegeneinander erwog.

In ruhigen Stunden, vor Allem, wenn eine Zeitlang durchaus ungestörter Beifall den angestrengtesten Fleiß, welchen er auf die Ausübung seiner Kunst ohne Unterlaß, wie der eifrigste, sich erst bildende Schauspieler verwandte, wenn vorzüglich Huldigungen der höheren Stände, worauf er nach seiner Denkart am meisten gab, ihn belohnt hatten, wußt' er die Vortheile ganz zu würdigen, die mit seinem Künstlerleben gerade unter diesem Publicum für sein reiferes Alter verknüpft waren.

So gern die Berliner geistige, schriftstellerische, künstlerische Schwächen, wie moralische, an hervorragenden Personen aufspähen und tausendfältig besprechen, bleiben sie in ihren Endurtheilen doch gewöhnlich nicht nur gerecht, sondern auch mild, weil ihre öffentliche Meinung vielleicht mehr, als bei einem andern großen deutschen Publicum, im Stande ist, einen Inbegriff von Verdiensten zu fassen und anzuerkennen, oder was auf dasselbe hinaus kommt, weil unter ihnen schon eine wirkliche öffentliche Meinung möglich geworden. Haben sie sich aber einmal zu Gunsten einer hervorragenden Person in ihrer Mitte entschieden, so weichen sie nicht leicht von dieser Entscheidung. Ein Schauspieler, der ihnen einmal lieb gewor-

den, mag durch Schwächen des Alters und andre leiden, so hängt ihr Beifall und ihr Ergetzen unerschütterlich an ihm. Iffland hätte nicht so rüstig in seiner Kunst bis zu den letzten Rollen, in welchen er auftrat, zu bleiben brauchen, sie hätten doch seinen Hingang eben so sehr bedauert, und sein Begräbniß eben so sehr geehrt. —

Das allgemeine Urtheil Berlins ging dahin, daß er als Schauspieler in den ernsten Rollen unsres wirklichen Lebens aus den höhern Ständen, und in den fein komischen, die ihren Charakter gleichfalls durch Verhältnisse der verfeinerten Welt erhalten, am größten und unübertrefflich sey.

Gründlich scheint dieses Urtheil, weil Iffland trotz seiner scharfen und feinen Beobachtung fremder Persönlichkeit nicht tiefen Verstand genug besaß, um ihrer gänzlich mächtig zu werden, und darum bei aller Richtigkeit seiner Nachahmung nicht selbst gänzlich in seine Darstellung unterging. Da war das Conventionelle eine treffliche Hülfe für ihn, denn es brachte mit sich, daß die Person des Darstellenden, wenn sie noch bemerkt wurde, weniger auffiel: man setzte, was von ihr vorblickte, auf die Rechnung des Conventionellen, welches eine Person überhaupt gestattet, nur keine Persönlichkeit. Ganz anders verhält es sich mit hochkomischen und tragischen Darstellungen. In beiden darf von der Person des Schauspielers nichts bemerkbar werden, und man verzeiht, wenn es geschieht, nur insofern der Schauspieler an sich zu den hochkomischen oder tragischen Personen gehört, wodurch sogar bisweilen der Eindruck der reinen und vollendeten Kunst gesteigert werden kann.

Ifflands Person streifte weder an das Hochkomische noch an das Tragische. Alles deutete an ihm auf Fülle, feurige Empfänglichkeit mit Weichheit gepaart, auf Gewandtheit und Feinheit der Sitte. So glänzend sein schwarzes Auge, entbehrte es des durchdringenden concentrirten Strahls; so tonvoll für weiche Empfindung und biegsam für eine, wenn man sagen darf, conventionelle Zärtlichkeit und Leidenschaftlichkeit aller Art

seine Stimme Bewundrung erregte, versagte ihr zuletzt die Klangfähigkeit, wenn sie starke und umfassende Empfindungen dauernd ausdrücken sollte; für die Declamation im höhern Sinn war sie nicht geschaffen.

Zum Hochkomischen fehlte ihm die Natur weniger, als zum Tragischen; doch vergaß man bei seiner Darstellung desselben auch sehr selten ihn und seine Persönlichkeit, er war nicht mit der darzustellenden hochkomischen Figur durchaus verschmolzen, machte vielmehr den Eindruck, als übte er noch eine Ironie über die Person aus, die er in dem Augenblick seyn sollte, und daß er dieselbe war. Auffallend war dieser Zug zum Beispiel in seinem betrunkenen Hetmann, den man übrigens mehr geneigt war zu bewundern, als seinen tragischen Franz Moor, wo die Natur ihm ungleich mehr entstand, und der gutmüthige, vor dem Bösewicht, der er war, selbst zurückschaudernde Iffland noch mehr hervorbrach, als der feine und gehaltene Iffland aus jenem rohen Trunkenbold.

Ueberflüssig ist, hier noch hinzuzufügen, daß er gleichwohl in vielen hochkomischen und auch tragischen Rollen als hervorragender Künstler Achtung verdiente. Nur darf Berlin nicht getadelt werden, wenn es ihm Flecks Naturell im Tragischen, und Unzelmanns hochkomischen, man könnte auch sagen niedrigkomischen, Sinn vorzog.

Auch als Director erwarb er sich unleugbare Verdienste um die Berliner Schaubühne. Doch kann man nicht in Abrede seyn, daß er sie mit mehr durchgreifender Selbstständigkeit höher gebracht haben würde, wenn er nicht selbst die Kunst des Schauspielers ausgeübt hätte. Als Genosse von den Schauspielern unter seiner Leitung, der mit ihnen auftrat, mußte er häufig den Argwohn erregen, daß er die Rollen zu seinem Vortheil vergebe, Talente zurücksetze, die in gewissen Darstellungen Nebenbuhler der seinigen wirklich waren, oder zu seyn wähnten; und sollte sich nie bei ihm eine Mißgunst, ein Neid, eine Befürchtung, die ihn nicht mehr unparteiisch seyn ließen, festgesetzt haben? Ueberhaupt

verlor er durch die Gleichheit, worin er als Schauspieler mit seinen Untergebenen gestellt war, an dem obwaltenden Gleichmuth, wodurch man gebietet und ordnet, an dem freien Blick über das Ganze. Dazu kam, daß die Berliner Bühne mehrere ausgezeichnete Talente und Günstlinge des Publicums zählte, die alle einzeln für sich, und unter Allen am meisten glänzen wollten, unbekümmert um die Wirkung des Stücks überhaupt. Dieses Streben ward um so nachtheiliger, weil es neben so hervorstechenden unbeschreiblich elende Schauspieler auf der Berliner Bühne gab, und somit die Hoffnung schwand, daß je ein größeres Ganzes von Darstellung zu Stande komme.

Solche widerstrebende Elemente zusammen zu zwängen, war eine herculische Arbeit auch für den freiesten, mannhaftesten und einsichtsvollsten Director. Wie durfte da Iffland das Widerspenstige der berühmten Künstler der Bühne zu brechen unternehmen? Er, welcher fürchten mußte und wohl nicht mit der Erfahrung verschont blieb, daß ein von der Direction verletzter Kunstgenosse seine Partei im Publicum wider ihn stimmte, und dem Schauspieler Iffland den Groll wider den Director vergalt? —

Vielleicht war es nicht bloß die reife Entwicklung oder die Befehdung einer zu großen Weichheit und Trivialität der Fabel und Gesinnung in seinen Schauspielen der bemerkten zweiten Gattung; sondern auch das Leben in Berlin und seine feine Beobachtung desselben in den gebildetern Classen, wodurch er zur Dichtung seiner Hausfreunde gestimmt und beseelt wurde, einer dramatischen Arbeit, welche in seiner zweiten Gattung ein gleiches Meisterwerk ist, wie seine Jäger in der ersten. Weder das Berliner Publikum, noch das deutsche überhaupt, haben ihr eine Aufmerksamkeit gewidmet, worin eine Ahndung des Beifalls, den eine höher gebildete deutsche Zukunft, und vorzüglich eine künftige feine Gesellschaft unter uns, deren wir noch gar sehr entbehren, und über deren Bedürfniß ein trotziger Dünkel, als würde unsre hohe Nationalität auf dem Wege der Cultur sie überspringen, wahrlich nicht

täuschen kann, dereinst diesem Gedicht zollen werden. Anlage der Fabel und Charaktere, Entwicklung beider, ist leise und lebendig, von echter Conversations-Gewandtheit die Sprache, und von der zarten Achtung gegen Frauenwürde, die dem Dichter eigenthümlich war, zeugt der Sieg, welchen mitten unter Verführungen Frauentugend davon trägt, hier zur poetischen Befriedigung, ohne daß über die Grenzen unsrer Wirklichkeit irgend hinausgegangen ist. Wenn er dagegen in dieser Periode noch versuchte, Stüke seiner ersten Gattung zu dichten, so verrieth sich, wie viel für seine Auffassung ländlicher Sitte und ihres Contrastes mit der städtischen die Jugendfrische der Einbildungskraft gethan.

Zu der Spannung, die zwischen ihm und einem Theil des Berliner Publicums von Zeit zu Zeit bemerkbar wurde, trug auch das Verhältniß bei, in welches er sich zu der überaus großen Geselligkeit in der preußischen Hauptstadt setzte. Schon der Schwall seiner Geschäffte, seine Studien, seine Lust an ländlicher Stille, vertrugen sich nicht mit einem Umhertreiben in Gesellschaften. Dann hatte er Erfahrungen genug gemacht, daß die Unterhaltung, auch Belustigung, welche man allenthalben von dem Schauspieler zu erwarten pflegt, so wie er in einen geselligen Zirkel tritt, von der Mehrheit der Berliner mit einer Art von Zuversicht, fast Zudringlichkeit erwartet würde. Er wich daher, soviel wie möglich, Einladungen aus, und vermied vermischte größere Gesellschaften. Zum Theil war den Berlinern eine solche Absondrung unbegreiflich, und ihrer Freude an Geselligkeit muß man zu Gute halten, wenn sie sein Benehmen ein wenig übel empfanden.

Einladungen von den vornehmsten Häusern und Personen lehnte Iffland auch aus Neigung nicht ab, doch durfte er es gleichfalls seiner Verhältnisse wegen nur selten. Dann erschien er schon aus Stolz mit der äußersten Zurückhaltung, und wer ihn unter Staatsmännern, unter Hofleuten sah, hätte leicht in ihm einen der wichtigsten und geheimnißvollsten vermuthet. Nun wollen die Vornehmen auch wohl den Naturadel des Talents anerkennen, und am füglichsten im Schauspieler,

Ge-

der niemals mit Ansprüchen in ihre Sphäre hinübergreifen kann. Allein sie wollen für ihre Anerkennung der Natur, für eine gewisse Gleichsetzung derselben mit Herkommen und menschlichem Machwerk, doch eine Vergütigung, irgend eine Unterhaltung haben. Ein Schauspieler, der Staatsmännern wie ein Staatsmann in ihrem Zirkel gegenübersitzt, ist ihnen zum Aerger, als spielte er eine Satyre auf ihren Stand, oder macht ihnen Langeweile.

Beide Classen, sowohl diejenigen, deren Einladung Iffland ablehnte, als bei welchen er erschienen war, wurden noch verstimmter, wenn sie hörten, und in Berlin sprach sich dergleichen so schnell herum, wie heiter, liebenswürdig, bis zum Muthwillen lustig er unter wenigen Menschen sey, die ihm zusagten. Hier zeigte er sich, wie der Schauspieler und der Mensch sich in ihm einander durchdrungen hatten; und im Strom der Erzählungen, welchem er sich hier überließ, machte er einen noch größeren Reichthum des mimischen Talents, als auf dem Theater kund. Mit Recht verargten ihm die Berliner, daß er in ihren Gesellschaften nicht einer der Haupterzähler werden wollte, wie man zu haben gewohnt war; die Rollen von Engel, Zöllner und Andern hätte Iffland dort soviel meisterhafter spielen können.

Gab es einige Spannungen zwischen ihm und einem Theil seines Publicums, so verloren sie sich, wie beinahe alle Spannungen in Berlin, in dem Haß gegen die französische Tyrannei und in der Vaterlandsliebe, womit sich alle Volksclassen zuletzt gegen die Unterdrücker erhoben.

Jenen Haß und diese Liebe theilte er in einem außerordentlichen Grade. Er haßte die Franzosen seit vielen Jahren. Die ersten Drangsale, welche die Revolution über Deutschland brachte, erlebte er als Augenzeuge und empfand sie auf das schmerzlichste, weil sie der schönen Heimath seiner Kunst und seiner Lieblingsempfindungen galten. Seinem Sinne für Zartheit der Denkart, für Feinheit der Sitte, war die sansculottische Manier verbrecherisch, und die Richtung der Volks-

grundsätze gegen Adel, Höfe und Fürsten, welchen er viele Gunst verdankte, fiel ihm so lästiger, als er nicht blos aus Neigung, sondern auch aus Dankbarkeit, die für ihn ein unschätzbares Gewicht hatte, denselben herzlich zugethan war. Sein Grimm wider die Neufranzosen galt für so stark, daß eine Dame aus altem Geschlecht ihm einst entdeckte, sie habe für einen Hinterhalt gesorgt, der einem verruchten französischen Kriegscommissär das Garaus machen sollte, und ihm zumuthete, die Anführung zu übernehmen, was freilich seiner Sittlichkeit so wenig zusagte, als seinem Muthe.

Endlich vertrieb ihn die Revolution sogar völlig aus den geliebten Gegenden. Da hing er sich mit einem gewissen ritterlichen Enthusiasmus an das königliche Geschlecht von Preußen, und insonderheit an die Königin Luise, welche für Geist und Talent seiner Art unleugbaren Sinn hatte, und jede Achtung, die sie empfand, mit der regsten und liebenswürdigsten Offenheit aussprach. Wenn die Erniedrigung Deutschlands ihn schmerzte, das Unglück der preußischen Monarchie ihn kränkte, und vielfach das Interesse seiner Kunst, auch seiner Lage beeinträchtigte: so war er bis in das Innerste betrübt und zermalmt über das Unglück des königlichen Geschlechts, besonders der Königin.

Man übersehe nicht, daß er die patriotischen Gefühle für das königliche Haus, wenn er sie jetzt in dramatischer Form kund gab, ländlichen Leuten in den Mund legte. So tief war in ihm der Zug der Neigung für das Landleben, daß er nur der bäurischen Unverdorbenheit die Aufrichtigkeit und Stärke des Gefühls beimessen wollte, wovon er selbst durchdrungen war.

Indem seine Kräfte schwanden, sah er nicht nur Preußen, sondern das gesammte deutsche Vaterland erstarken, und lebte in der Vorahnung vaterländischer Siege, indem er in der idyllischen Natur schlesischer Bäder seine Naturempfindung voll befriedigte, doch seine Gesundheit nicht wiederfand. Wie glorreich war jene Ahndung erfüllt, als er seine Laufbahn schloß!

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteristiken

der Zeitgenossen.

Digitized by Google

Erzherzog Johann von Oesterreich *)

kaiserlicher Prinz, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen, sechster Sohn Kaiser Leopolds II. und der Infantin Maria Louise, Carls III., Königs von Spanien, Tochter, wurde geboren zu Florenz am 20. Januar 1782. Schon in der frühesten Jugend zeigte der erhabne Prinz Anlagen, die ihn zum erklärten Liebling seines kaiserlichen Vaters machten. Als dieser dem unvergeßlichen Joseph 1790 auf den von innen und außen erschütterten Thron nachfolgte, kam auch der Erzherzog Johann mit dem übrigen Hofe nach Wien. — Von seinen Lehrern ist nicht viel zu sagen. Der herrliche Prinz blieb fürwahr die ganze Ausbildung seines Geistes und Gemüths nur allein sich selbst schuldig. Früh schon zeigte sich in ihm die Neigung für das große Kriegshandwerk. Vergeblich bat er in den Jahren 1797 und 1799, unter seinem siegekrönten Bruder Carl dienen zu dürfen. Er verwendete aber die Jahre blühender Jugend auf ernste Studien, vorzüglich auf die Geschichte, und auf alle Zweige der Kriegs-

*) Wir haben Hoffnung, künftig eine umständliche Biographie dieses Prinzen liefern zu können.

d. Red.

wissenschaft. Johannes Müllers täglicher Umgang entwickelte schnell und groß die Keime dieser wahrhaft königlichen Seele. Seine Briefe in Müllers hinterlassenen Werken sind ein eben so rührendes als erhebendes Denkmal. Eben so früh hatte sich der Erzherzog Johann auch auf die Kriegsbaukunst verlegt, ein wichtiges Studium für den nachmaligen Director des Fortifications- und Geniewesens, für den Freund der Alpenländer, dieser natürlichen Festungen und Vormauern der Monarchie.

Im März 1800 legte der Erzherzog Carl, zum größten Leidwesen der Armee, den 1796, 1797 und 1799 so oft sieghaft erhobenen Feldherrnstab nieder, und zog sich, als Generalcapitän von Böhmen, nach Prag zurück. Ihm folgte im Oberbefehl der früherhin in den Niederlanden als glücklicher Parteigänger bekannte, alsdann durch sein Unglück am Niederrhein zurückgesetzte, hierauf in Italien als interimistischer Commandirender nach dem Tode des Prinzen von Oranien und bis zu Suwarow's Ankunft ausgezeichnete Feldzeugmeister, Paul Freiherr v. Kray. — Sein harter Zwist mit dem General Sztarray, die Uneinigkeit im Generalstaab zwischen den beiden Generalquartiermeistern Schmidt und Chasteler, seine Husarenstreiche, die unnütze Art und Weise, wie die Armee ermüdet, ihre Kraft zersplittert, ihr Blut zwecklos vergossen wurde, hatten Kray endlich zwischen die Isar und den Inn zurückgeworfen. Man beschloß, ihn abzurufen und die Armee wieder durch die Gegenwart eines Erzherzogs zu ermuthigen. Den Erzherzog Carl selbst zurück zu berufen, wodurch unleugbar unendlich viel gewonnen worden wäre, konnte man sich noch immer nicht entschließen, bis die bittere Noth hereinbrach.

Die Partei der Königin Caroline von Neapel, die in Wien anwesend war, vereinigte sich mit jener des Ministers, Baron Thugut. Die in Paris von dem General Grafen Saint Julien geschloßnen Friedenspräliminarien wurden nicht ratificirt, er selbst auf die Festung Carlsburg in Siebenbürgen geschickt. Der Erzherzog Johann, der fruchtlos gewünscht hatte, unter seinem Bruder Carl den Krieg zu lernen, mußte jetzt gleich das Obercommando, und zwar einer geschlagnen Armee übernehmen. Zur Seite

gab man ihm den Feldzeugmeister und Generalgeniedirector Baron Lauer, einen wackern Kriegsbaumeister, der aber durch die Leitung der Operation Wurmsers auf Mantua einen bösen Vorgeschmack seiner Talente als Stratege gegeben hatte; dazu der leichtsinnige, intrigante Obrist Weyrotter, der endlich nach der Schlacht von Austerlitz viel zu spät starb.

Die erste Vorrückung der Armee war ungemein glücklich, aber am 3. December 1800 geschah (fast in eben der unglücklichen Gegend, wo einst Friedrich der Schöne wider Ludwig den Baiern den Sieg, die deutsche Krone und die Freiheit verlor) die entscheidende Schlacht von Hohenlinden. Eine Reihe von Verwirrungen kostete den Oesterreichern fast ihre ganze Artillerie und bei 40,000 Mann; eine zweite Schlacht bei Salzburg (14. December 1800), worin das auf's Haupt geschlagene Heer mit größter Tapferkeit widerstand, konnte den Sieger Moreau nicht aufhalten. Der Erzherzog Johann bewies in diesen Unglückstagen ungemeinen persönlichen Muth, und that, trotz seiner geringen Erfahrung, alles Mögliche, um den Geist der überwundenen Truppen wieder zu beleben.

Der Cabinetsminister Graf Colloredo wurde nach Prag gesendet, den Erzherzog Carl zu bewegen, das Commando wieder zu übernehmen. Der Erzherzog kam. Es wurde der Waffenstillstand von Steyer geschlossen, dem am 20. Februar der Lüneviller Friede nachfolgte.

Der Erzherzog Johann wurde nun an Lauers Stelle Generaldirector des Fortifications- und Geniecorps, und Director der zwei herrlichen Institute, der Ingenieuracademie in Wien und der Cadettenacademie in Wienerisch-Neustadt, aus welchen beiden so viele treffliche Generale, Generalstaabsofficiere und Ingenieurs hervorgegangen sind, und welche der Erzherzog auf einen so ausgezeichneten Grad der Blüthe und des Ruhms emporgehoben hat.

Schon im September 1800 hatte Erzherzog Johann das nördliche Tyrol bereist. Johannes Müller hatte ihm eine besondre Vorliebe für die Gebirgsvölker überhaupt, für die politisch-strategische Wichtigkeit Tyrols, ja auch

für die Schweiz beigebracht. Mit welchem Erfolg, das bewies der Feldzug von 1815 am besten. Der Erzherzog war militärisch-statistisch und historisch in der ganzen Alpenkette von Piemont bis nach Dalmatien eben so orientirt, wie in den Gärten von Schönbrunn und Laxenburg.

Nun bereiste er Tyrol und Vorarlberg alljährlich, alle Herzen kamen ihm entgegen. Er entwarf vortreffliche Plane für die dortige Volksbewaffnung, für die Vertheidigung der festen Plätze, für die Anlegung eines Hauptwaffenplatzes bei dem Centralpunct Brixen. Gleiche Bereisung machte Erzherzog Johann in den venetianischen Provinzen.

Von 1803 bis 1805 war er zugleich Stellvertreter des Erzherzogs Carl in dessen Eigenschaft als Hofkriegsrathspräsident und Kriegsminister. Im September 1805, unmittelbar vor dem Kriegsausbruch, erhielt er den Auftrag, die lange verzögerte Milizorganisation in Tyrol und Vorarlberg in schleunigen Vollzug zu bringen. Darauf commandirte er das Corps d'Armée in Tyrol, unter dessen Waffenthaten die Niederlage der baierischen Division Deroy am Passe Strub, und die heldenmüthige, wenn schon fruchtlose Vertheidigung der Scharnitz gegen den Marschall Ney glänzen. Während Buonaparte in's Herz von Mähren vordrang, wollte der Erzherzog Johann mit seinen schönen Corps über Salzburg in den Rücken der feindlichen Communicationen. Allein ein Unfall der Brigade Szenassy gegen den Marschall Bernadotte im Salzburgischen, hinderte den genialen Entschluß, und der Erzherzog vereinigte sich in Kärnthen mit dem, nach dem Siege von Caldiero der Monarchie zu Hülfe eilenden Erzherzog Carl, obgleich rückwärts vom Marschall Ney, vorn von Massena bedroht, und bereits zu einer Capitulation aufgefordert, worauf aber der Erzherzog gar keine Antwort ertheilte. Beide Erzherzoge standen mit ihren herrlichen Armeen nur sehr wenige Posten von Wien am Tage der unglücklichen Schlacht von Austerlitz, nach welcher auch der preußische Minister Graf Haugwitz in Wien ganz umwendete, und jenen berüchtigten Tractat unterzeichnete, der Preußens Todesurtheil war.

Des Erzherzogs Johann herrliche Sammlungen und Studien hatten Tyrol zum Lieblingsgegenstand gemacht. Durch ihn wurde der Ortles, des Montblancs Nebenbuhler, bestiegen, und so viele geognostisch- und montanistisch-wichtige Entdeckungen gemacht, durch ihn entscheidende Vorarbeiten zur Austrocknung der großen Etschsümpfe geschehen. Die Innsbrucker Universität hatte den Erzherzog zu ihrem beständigen Rector erkohren, ihr hatte er seine herrlichen Sammlungen bestimmt. Als die geliebten rhätischen Alpen verloren waren, und das feste, getreue Tyrol entrissen, wendete sich des Erzherzogs Aufmerksamkeit auf die norischen, auf die Alpen von Salzburg, Steyermark und Kärnthen. Schon damals entstand in ihm der Vorsatz der Gründung des Johanneums in Grätz, welchen er in der Folge durch die Schenkung vom 16. Juli 1811 und die Statuten vom 1. December 1811 vollends verwirklichte. — Seine Reisen galten von nun an auch dieser Alpenkette. Fürstlich von ihm unterstützt durchzogen Naturforscher, Antiquare, Zeichner und Maler das Land, dessen Gemälde in geschichtlicher, ethnographischer, staats- und landwirthschaftlicher Hinsicht in unübertroffener Vollendung ans Licht treten sollten.

Als nach dem Tilsiter Frieden bange Besorgnisse für Oesterreich, von Westen und Norden Gewitter heraufstiegen, arbeitete der Erzherzog Johann auf Reisen und in seinem Cabinette, wie mitten unter dem Volke, sowohl für die Monarchie im Ganzen, als insonderheit für Salzburg und Innerösterreich, an einem System des Angriffs und der Gegenwehr, wozu man sogar bald genöthigt zu werden voraussehen mochte. — Unter seinem Vorsitz wurden die großen Maaßregeln der Reserven und der Landwehr beschlossen und ausgeführt. Er leitete durch den Freiherrn von Hormayr, der die rechte Hand aller seiner literarischen Unternehmungen war, die Vorbereitungen zu jener wunderherrlichen Tyroler Insurrection. Beim Kriegsausbruch von 1809 führte er den Oberbefehl der nach Italien und nach Tyrol bestimmten Armee von Innerösterreich, täuschte den weitüberlegnen Feind, schlug ihn bei Venzone, bei Pordenone, und am 16. April 1809 bei Sacile den Vizekönig Eugen Beauharnois auf's Haupt, und drang siegreich bis an die Etsch, als das große Un-

glück bei Regensburg ihn nöthigte, langsam zurückgehend, sich dem Innern der Monarchie und seinen Hülfsquellen zu nähern.

Am 8. Mai 1809 siegte der Feind im Treffen an der Piave durch seine Uebermacht, doch ohne bedeutende Folgen. Die altrömische Standhaftigkeit der österreichischen Infanterie in diesem Treffen ist ein eben so unvergeßlicher Zug, als die Vertheidigung der Sperrpuncte von Predil und Malborghetto, wetteifernd mit Leonidas in den Thermopylen, und mit Zriny in Szigeth. Das Treffen bei Tarvis (17. Mai) entschied des Erzherzogs weitern Rückzug; von dem an war Tyrol ganz abgeschnitten, und blieb es, bis es Kraft des Znaimer Waffenstillstands geräumt werden mußte.

Der Erzherzog Johann wollte nun den General Buol in Tyrol lassen, die F. M. L. Chasteler und Jellachich an sich ziehen, aber durch eine Reihe der gröbsten Fehler wurde Jellachich am 26. Mai bei St. Michael vom Vicekönig gänzlich gesprengt, dadurch des Erzherzogs schöner Plan vereitelt, Macdonald, Broussier, Rusca und Marmont einzeln zu schlagen und aufzureiben, die Communication mit Tyrol wieder zu eröffnen, ganz Innerösterreich zu befreien, und durch einen Marsch gegen Neustadt und Wien, Napoleon zu Detachirungen zu zwingen.

Am 14. Juni 1809, dem Jahrestage von Marengo und Friedland, verlor Erzherzog Johann die Schlacht bei Raab gegen den Vicekönig, weil ihn die ungarische Insurrection verließ, und dadurch von Cavallerie fast ganz entblößte. — Raab fiel. Der Erzherzog zog nach Komorn und Presburg. Bei der Schlacht von Wagram war er anfangs befehligt, eine Diversion auf dem rechten Donauufer zu machen, dann wieder auf dem linken sich mit dem äußersten linken Flügel des Erzherzogs Carl zu vereinigen. Einfache Zeitberechnung und die Befehle, die er hatte, zeigen zur Gnüge die Ungerechtigkeit des ihm gemachten Vorwurfs, als fiele der Verlust der Schlacht von Wagram nur allein dem vermeintlich zu späten Eintreffen seines kleinen Corps zur Last.

Während des Waffenstillstands brachte der Erzherzog Johann sein Heer wieder in den vortrefflichsten Zustand, kehrte nach dem Frieden nach Wien zurück, und widmete sich ganz seinem Beruf als General-Geniedirector und Oberleiter der militärischen Erziehung in beiden Academien, der Gründung eines Nationalmuseums für Inneröstereich, welches die dankbaren steyrischen Stände das Johanneum nannten, und den Wissenschaften. Die Entdeckung des Chromerzes in Steyermark durch den erhabnen Prinzen war nicht weniger wichtig.

Im Feldzug von 1815 gegen das aus seiner schlechtbewahrten Höhle auf dem Felsen von Elba wieder losgebrochene Ungethüm erhielt der Erzherzog ein Commando, eilte aber zuvor nach Italien, nahm als Stellvertreter des Kaisers in Mailand die Huldigung, und bereiste die ganze Lombardey, während Murat, damals noch König von Neapel, jenen unsinnigen Angriff that, welcher ihm die geraubte Krone kostete. Nun durchzog der Erzherzog das Innere der Schweiz, wie fast vierhundert Jahre lang, seit Friedrich dem vierten, kein Fürst von Oesterreich mehr, bestieg die alte hohe Habsburg, besuchte Königsfelden, wo Kaiser Albrecht, wie kein andrer seines Geschlechts, gewaltsam umgekommen, und besuchte die in Zürich versammelte Tagsatzung.

Hierauf befehligte er die Belagerung von Hüningen, welches Basel in seiner Gegenwart neuerlich wieder ängstigte, und mit Recht für das Meisterstück von Vauban's Befestigungskunst galt. Binnen unglaublich kurzer Zeit, mit sehr geringen, auch sehr verspäteten Mitteln, erzwang der Erzherzog die Uebergabe, und besorgte auch noch die Demolirung dieses gefährlichen Nestes. Von da zog er nach Paris und trat jene denkwürdige Reise in die brittischen Inseln mit seinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig an, von welcher die vaterländische Industrie so unendlich viel erwarten darf.

Im April 1816 kehrte er durch die Niederlande nach Wien zurück; — sein Sommeraufenthalt ist auf der alten Burg Therenberg, hinter Wienerisch-Neustadt, in einer romantisch-schönen und wilden Gegend. Er hat dieselbe

zu einem wahren Musensitz umgeschaffen, mit herrlichen Denkmalen aus der Vorzeit seines erhabenen Hauses geschmückt, und mit reichen Hülfsmitteln zum Studium seiner Lieblingsfächer, der Geschichte, Kriegswissenschaft, Chemie und Naturkunde, versehen.

Sulpiz und Melchior Boißerée und Johannes Bertram.

Diese drei Freunde, aus angesehenen Handelshäusern in Cöln herstammend, verdienen vor allen die Aufmerksamkeit und den Dank der kunstliebenden und sittlich gebildeten Deutschen, indem sie die Ueberreste von Kunstdenkmalen einer schönen Zeit in ihrer Vaterstadt vor Verwüstung gerettet, und mit Muth und Treue, in den sturmbewegten Wellen der Zeit, das vaterländische Besitzthum emporgehalten, wie Friedrich Schlegel in dem Sonnet von Camoëns sagt: „an die Rettung glaubend!" Die Erscheinung dieser Sammlung, verbunden mit den vielfachen Bestrebungen, welche durch sie und durch die Unternehmung des Werkes vom Dom geweckt wurden, erscheint uns gleichsam als Vorzeichen dessen, was in Deutschland für unsre Rettung und Wiederkehr durch die Waffen geschehen sollte. Nehmen wir denn in jedem Sinn diese schönen Denkmale altdeutscher Kunst und die vielfachen Anregungen, welche dieser Einen folgten, als ein Pfand der Zukunft hin.

In Cöln aus dem Schooß einer durch Frömmigkeit und Rechtlichkeit vorzüglich geachteten Familie entspros-

sen, neigten sich die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée zu Studien der Literatur, indeß der eine ihrer Brüder als geehrter Geistlicher, der andere, Leonhard Boisserée, als allgemein geschätzter Fortsetzer des würdigen Handlungshauses seiner Vorfahren lebt. Im Jahr 1804 kamen beide Brüder mit ihrem Freund Bertram nach Paris, um dort bei Friedrich Schlegel Collegia zu hören und sich sonst durch die Anschauung und Studium der dazumal dort so reich vereinigten Kunstschätze zu bilden. Sie verließen Paris mit Friedrich Schlegel zugleich im Frühjahr 1805, und kamen zurück in ihre Vaterstadt.

Friedrich Schlegel, der tiefer, als viele Kunstkenner jener Zeit, das Bedürfniß gefühlt, durch Studium der ältesten Kunstwerke die neue Kunst wieder zu erkräftigen und zu heben, leitete die Aufmerksamkeit der Freunde auf die verwüsteten herrlichen Alterthümer, von denen auch Professor Wallraff und Banquier Livorsberg bereits mehreres gerettet hatten, und Freiherr von Mehring erbschaftlich damals besaß. Als nämlich in Cöln die Franzosen Kirchen und Klöster verwüstend niederrissen, zu Magazinen sie einzurichten, wurden die verdunkelten Glasscheiben, die von Kerzendampf unkenntlich gemachten Gemälde, der Willkür der Kirchendiener überlassen, und auf den Trödel in Wagen geschleppt. Die schweren ungeheuren Tafeln aus der byzantinisch-deutschen Schule auf Goldgrund reizten vornehmlich die Habsucht des Volkes in einem Lande, wo das Brennholz nach dem Gewicht verkauft wird, und andres Holz verhältnißmäßig theuer ist. Noch steht in Cöln manch ein Taubenschlag, aufgerichtet aus solchen Bildern, nun unwiderruflich verloren. Man verfertigte Fensterladen, Tische und Schränke aus solchen Bildern. Ein Kohl-Anbauer (Bappesbauer), kaufte sich eine Menge der schönsten Vorstellungen auf Goldgrund, die schon aus den Rahmen genommen waren. Er nagelte sie an den vier Ecken rundum in seiner Wohnung an, und will sie nicht einmal zeigen, denn er meint, sie gehörten ihm einmal. Wenn ihm große Summen darauf geboten werden, sagt er: nein, ich will meinen Heiland nicht verkaufen. Dagegen wurde mit den auf Leinwand gemalten Bildern mancher Tisch überzogen, manche feuchte Wand in der verdumpften Stadt behangen, und

so waren die Bilder fast alle der Vernichtung Preis gegeben. Die Gemäldesammler in Cöln trachteten nach italienischen und französischen Gemälden, wie es denn dem Deutschen lange Zeit nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht werden konnte, daß er nur das Fremde schätzt. Durch Friedrich Schlegels Anregung, mehr noch durch den Zufall, der auf der Straße einst die Brüder einem gemeinen Mann begegnen ließ, der eine schöne alte Kreuzigung Christi trug, um sie auf seinen Tisch zu nageln, und den Brüdern, die sie ihm sogleich abkauften, mehr zu verschaffen sich erbot, wurden von ihnen diese unschätzbaren Alterthümer bald in allen Winkeln aufgesucht. Treuherzig schleppten in den ersten Wochen die Trödler, Schuster, Obsthändler und andre Besitzer dieser Kunstschätze die schweren eingeschmuzten Ungethüme herbei, die in Cöln in den Wohnungen der Niedrigen, wo alles eng und düster ist, zur Last fielen. Nicht lange aber, so häuften sich die Nachfragen von verschiednen Seiten an, und das Volk gewann Achtung für eine Gattung von Besitzthümern, die Geld einbrachte. Allseitig aus Dörfern und Klöstern wurden die Gemälde zusammen gefahren und feil geboten, und noch heut wird ein wahrer Wucher damit getrieben.

Nicht in einer so großen Absicht, als sich späterhin daraus gestaltet, hatten die drei Freunde Boißerée und Bertram ihre Sammlung begonnen. Sie regte zuvörderst nur den frommen Wunsch an, diese Werke vor Zerstörung zu retten. Wenn nun der Lauf der Zeiten dieser Sammlung einen lebendigen und bleibenden Einfluß auf vaterländische Kunst ertheilt, wenn bereits die Anerkennung und Theilnahme der Erhabensten und Weisesten des Vaterlandes diese Bestrebung lohnt, und so manche unverwelkliche Blume der Freude für die Besitzer, noch unabhängig von der Freude des Besitzes selbst, aus diesen Bildern erblühete, so ist diese überreiche Segensfrucht wohl dem Wohlgefallen des Himmels an der ersten ursprünglichen Absicht der Sammler beizumessen.

Die Rücksprache mit dem verehrten Wallraff und mit dem biedern Pater Fochem, so wie mit manchem andern Kunstfreund in Cöln, die Mitwirkung des verehrten Veteranen der Kunst, Malers Bedenkamm, und des

geschickten H. Fuchs halfen diese Bilder, vor allen das unschätzbare herrliche Bild aus der Rathscapelle, retten und verjüngen. Den drei Freunden verdankt Cöln die neue Schönheit des längst vergeßnen Bildes, das nun die lieblichste Zierde des Doms ist.

Eine Inschrift in lateinischer Sprache, mit goldnen Lettern, bezeugt die That der Freunde und den Dank ihrer Mitbürger. Aus St. Columba kauften die Herrn Boißerée das göttliche Bild, die Anbetung der drei Könige von van Eyk, und ließen es säubern, daß seine ewigjungen Frühlingsfarben wieder erstanden. Dies Gemälde verdient dem Altarblatt von Danzig an die Seite gestellt zu werden, welches ohnstreitig von Johannes van Eyk ist; wenn wir es nicht in vielen uralten Büchern unter diesen zwei Namen erwähnt gefunden, so würde die Kenntniß beider herrlichen Meisterwerke es uns unumstößlich bethätigen, denn Niemand sonst malte eben in dieser Eigenthümlichkeit und Pracht. Das Bild der Anbetung der drei Könige ist uns noch theurer, als jenes mit Recht geschätzte Altarbild von Danzig, weil sein Gegenstand mehr Lieblichkeit und Einheit in sich faßt.

Die Hauptstücke der Sammlung der Brüder Boißerée sind eine große Anzahl Gemälde der byzantinisch-deutschen Schule auf Goldgrund, von denen wir vor allen lieblich nennen: das Bild der heil. Veronika mit dem Tuch, auf welchem des Erlösers Gestalt, in antikem Geist und Sinn; nächstdem Apostel und Heilige, mit den Attributen ihres Martyrthums neben einander stehend, und manches liebliche Madonnen- und Heiligenbild. Diese neugriechisch-deutschen Bilder sind einem System, einem damals vorwaltenden Princip der Anordnung und Ausführung unterworfen. Die Einfachheit des Sinnes jener Maler, der noch ganz plastisch war, verstattete keine Gruppirung; die Figuren wurden symmetrisch und pyramidalisch geordnet; Ruhe und Milde waltete vor in Stellung und Geberde; die Drapperien fielen in einfachen, lichten Massen, in entschiedenen hellgrünen, rothen oder hellblauen Farbetönen; man hätte die Bilder für farbige Basreliefs halten können. Auf den Goldgrund waren meistentheils dunkelblaue Verzierungen aufgedruckt. Der

immer hellgrüne Boden trägt Frühlingsblumen. Die Gestalten selbst sind blühend, kindlich, und stets im Sinn des griechischen Ideals aufgefaßt. Für „Nachbildungen nach ausgeschnitzten Gebilden" können wir sie nicht halten, da sie alle einen entschieden hohen und verklärten Charakter von Innbrust und frommer Milde tragen, der sich nur in erhabenen reinen Naturen offenbart, von Holz aber als Nachahmung der Nachahmung nicht hergenommen werden konnte.

Nächst den Gemälden aus dieser Schule entfalten in Boißerée's Sammlung die Bilder des van Eyk, Hemmelink, Lukas van Leyden, Albrecht Dürer, Johannes Schoorel, Holbein, Hemskerk, Lucas Kranach und vieler Niederländer oder Deutschen der alten Zeit, theils bekannt, theils nicht zu errathen, den reichen Anblick des vielbewegten Lebens. Erst auf den spätesten Bildern der byzantinisch-deutschen Schule zeigt sich hier oder da der Donatarius knieend, die tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligsten hat der ältesten frommen Zeit nicht dies Beigesellen des Lebendigen, Irdischen zum Göttlichen gestattet. In den neuen Bildern aber vermissen wir selten den Geber, oder Stifter, noch das Wappen desselben, denn der Adel scheint damals die Künste am kräftigsten geschätzt zu haben. Von van Eyk besitzen die Herren Boißerée die schon erwähnte Anbetung der heiligen drei Könige und das köstliche Bild: St. Lucas, die Mutter Gottes malend. Von Hemmelink erstlich ein herrlich reiches Bild, das dramatisch jeden Moment der Verkündigung, der Geburt, des Lebens, Leidens und der Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers mit der bewundernswürdigsten Kühnheit und Lieblichkeit der Darstellung umfaßt. Dies Wunderbild könnte den Anschauer Jahre lang beschäfftigen. Sodann ist Hemmelinks Anbetung der heiligen drei Könige, mit den Seitenflügeln von St. Johannes dem Täufer in einer lieblichen Landschaft, und St. Christophorus, den Strom und eine wunderkühne Felsgegend durchschreitend, vorzüglich merkwürdig und köstlich. Das Manna in der Wüsten, die Begrüßung Melchisedechs und mehrere andere sind gleichfalls des großen Meisters würdig. Von Lukas van Leyden erfreut

uns

uns unter andern das Bild mit lebensgroßen Gestalten des St. Bartholomäus, der heil. Caecilia, St. Margaretha, den Drachen überwindend, und der Apostel St. Johannes. Die Farbenpracht, der Fleiß der Ausführung, die Herrlichkeit und Lieblichkeit der Gestalten, und der sich noch vom gräcisirenden Styl wenig abneigende Sinn der Anordnung, machen dies Bild so merkwürdig als anziehend.

Von Albrecht Dürer erfreut uns hier manches seiner gemüthlichsten und kräftigsten Bilder, eben so von Hans Holbein; von Johannes Schoorel angeblich, jedoch auf keine Weise durch die gehörigen Gründe unterstützt, das vielfach gefeierte Bild des Todes der Maria. Dies Gemälde möchte eher von Hans Holbein seyn; Schoorel hatte in seinen Gestalten nicht die freie heilige Anmuth, wenn schon Colorit und landschaftlicher Sinn in diesem Bilde sehr für die Meinung gewinnen, daß dies sein Werk sey. Das Bild ist an und für sich eins der rührendsten und herrlichsten, der ausgeführtesten und blühendsten. Von Lucas Kranach, Grunewald und andern mehr ist hier Herrliches und Liebliches vorhanden, auf die anmuthigste Weise Herz und Sinn zurückführend in die schöne Sitte und Weise alter guter frommer Vorzeit der deutschen Lande, von denen wir im Ursprung die Niederländer und Brabanter in unsrer Vorstellung nicht trennen können. Von Hemskerk, der lange in Italien war, doch schon neuer ist als die übrigen dieser Meister, ist hier eine reiche Sammlung vorhanden, die wegen ihres Strebens nach dem Styl der italienischen Schule und ihrer heitern Farbengebung sowohl, als wegen der Schönheit der Gruppen, sehr anzieht und für den Künstler belehrend ist, jedoch das Gemüth nicht so durchglüht und rühret, als jene kindlichern Darstellungen aus der frühern und ersten Zeit.

Schließlich erwähnen wir noch eines köstlichen Besitzthums der Herren Boißerée, einer Madonna von Francia Bolognese, des rührendsten und seelenvollsten Werkes, das wir von diesem alten Italiener kennen, von welchem überhaupt die Gemälde sehr selten sind. Ein lichterer, seelenvollerer Strahl der Weihe muß das Ge-

müth dieser frühesten Künstler berührt, sie müssen unbefangner gemalt haben als die spätern, sonst hätte aus ihren Werken keine so rührende und innig ergreifende Wirkung hervorgehn können. Die Anmuth, das Geheimniß des Schmerzes ruhen hier. Farbe und Zeichnung dieser Madonna mit dem segnenden Kinde, in einer abendlich beleuchteten Landschaft, sind meisterhaft, und durchaus rein ist die Zeichnung, so wie Stellung und Geberde höchst graciös und sinnvoll.

Außerdem besitzen die Herren Gebrüder Boißerée und Bertram viele Alterthümer und anmuthige Kunstschätze. Man kann hier Entstehung, Entwicklung, Fortschreiten und Versinken der alten Schulen in ihrer Gradation verfolgen; sehen, wie die Kunst vom plastischen Geist zum wirklich malerischen überging, und wie die lebendige Darstellung sie zuletzt in Manier und Gemeinheit ausarten ließ.

Diese Sammlung war noch zu Bonaparte's Zeiten langsam und ohne Geräusch nach Heidelberg hingerettet worden, wo sie sich noch befindet, und der süßen Schönheit jener gesegneten Gegend einen hohen Reiz des geistig Anziehenden beigesellt. Heidelberg, mit diesem Schatz prangend, und wieder im Besitz seiner herrlichen Bibliothek, mit den lieblichsten Herrlichkeiten der Natur ausgestattet, wird der Lichtpunct von Süd-Deutschland werden, wenn man seine übrigen Vortheile der vortrefflichen Universität noch hinzurechnet. Seit 1809 halten sich hier die drei erwähnten Freunde auf. Ihre Sammlung wurde besucht von Göthe und vielen unsrer Ersten und Größesten.

Der Aufenthalt der russischen Kaiserin veranlaßte die Besuche dieser hohen und edlen Frau, ihrer erhabnen Schwester und vieler der ersten Fürstinnen Deutschlands. Die Anwesenheit des kaiserlich-österreichischen Hauptquartiers veranlaßte nicht minder Se. Maj. Kaiser Franz, dieser Sammlung einen ganzen Morgen zu widmen.

Vielfache Reisen, Aufopferungen jeder Art der Besitzer, konnten allein die Sammlung so mannigfaltig und

vollständig machen, daß sie als ein Ganzes, als eine Kunstgeschichte, belegt durch die Werke selbst, da steht. Seit vielen Jahren beschäfftigt sich der würdige Sulpiz Boißerée noch vorzüglich mit der Herausgabe des Doms zu Cöln in Kupferstichen, wo der bisher zu wenig gewürdigte Dom zu Oppenheim zugleich in einigen Abbildungen erscheint. Von diesem Werke hat Göthe zu umständliche Nachricht gegeben, als daß wir hier etwas anders, als wiederholen könnten; wir verweisen also nur auf Göthe's: Rhein und Main. Möge dies Werk, das erste dieser Art, welches in neuerer Zeit erscheint, nicht das letzte seyn, sondern den Deutschen hinleiten auf die Herrlichkeit eigner Besitzthümer, und das Gefühl seiner versunknen Größe wecken, auf dem allein die neue wieder begründet werden kann!

Johann Gabriel Marquis von Chasteler zu Courcelles,

aus einer Seitenlinie des Herzoglich-Lothringischen Geschlechts, welche, laut feierlicher Anerkennung der Heroldskammer zu Mecheln, in Theodorich dem Teufel (Thierry le Diable), mit dem regierenden österreichischen Kaiserhause, mit den Guisen, Mereveurs, Vaudemonts und Elboeufs den gleichen Ursprung hat. — Er wurde am 22. Januar 1763 auf dem Schloß Mulbais im Hennegau geboren, dessen Großmarschall sein Vater war; seine Mutter eine geborne Gräfin von Thürheim.

Seine früheste Jugend verlebte und seine allererste Bildung erhielt Chasteler in der berühmten Anstalt zu Pont-

à-Mousson, die spätere in der Wiener Ingenieur-Akademie. Im funfzehnten Jahr seines Alters, ungemein ausgezeichnet von dem ihm nahe verwandten Prinzen de Ligne, trat er in den österreichischen Kriegsdienst, und machte den ganzen bairischen Erbfolgekrieg wider Preußen mit. In den darauf gefolgten Friedensjahren diente er im Geniecorps, und zeichnete sich bei dem Bau der von dem unvergeßlichen Joseph angeordneten Festungen Josephstadt und Theresienstadt ungemein aus, eben so bei verschiednen Bauen in Ungarn. Er spricht alle Sprachen der österreichischen Monarchie; kein andrer General hat dieselbe so bereist, und ist darin so orientirt. In eben jenen Friedensjahren machte er auch seine bewundernswürdigen Studien in der Geschichte, Naturkunde, Kriegswissenschaft, und vorzüglich Kriegsbaukunst. Im Türkenkrieg diente er bei dem Corps in Kroatien; sein Heldenmuth, womit er 1789 unter Laudons Augen, obgleich mehrmals verwundet, die Bresche von Novi erstieg, brachte ihm das Theresienkreuz. Er wurde Major im Geniecorps, und leuchtete bei der Belagerung von Belgrad, bei dem Sturm der Vorstädte, besonders hervor. Während der niederländischen Unruhen gab er die größten Beweise seiner Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, was ihm die väterliche Zuneigung des Fürsten Kaunitz noch mehr gewann. Beim Ausbruch des französischen Revolutionskrieges war seine erste glänzende Waffenthat, wie er das mehrere Jahre vorher gänzlich geschleifte elende Schloß von Namur, dessen Breschen nur mit Faschinen hergestellt waren, 1792 durch volle vierzehn Tage gegen eine große Uebermacht Franzosen hielt. Er fehlte bei keiner großen That des daran so fruchtbaren Jahres 1793; — man braucht nur die Namen Neerwinden, Famars, Valenciennes, Marchiennes, Avesnes, Maubeuge zu nennen! In einem Gefecht bei Avesnes, wo ihn sein kurzes Gesicht mitten unter eine feindliche Infanterietruppe hineinführte, erhielt er acht Bajonetstiche. Im Feldzug von 1794 that er sich in den wüthenden Schlachten bei Charleroi und Tournai ungemein hervor, und gewann das vorzügliche Zutrauen des Feldmarschalls Grafen Clerfait, wo er denn auch in der wechselvollen Campagne von 1795 dieses Zutrauen am Hartenberge vor Mainz und am Niederrhein auf das glänzendste rechtfertigte, und alle Welt ihm den überraschend herrlichen Aus-

schlag des Sturms der Mainzer Linien zuschrieb. 1796 und 1797 bedurfte man eben so sehr seiner diplomatischen Gewandtheit, als jener militärischen Talente in Polen, dessen dritte und letzte Theilung so eben vollbracht war. Er arbeitete sofort in diesem Geschäfft in Petersburg mit dem österreichischen Bothschafter, Grafen Ludwig Kobenzl. 1797, nach dem Frieden von Campo Formio, war er Bevollmächtigter zur Uebernahme und Demarcation der neu erworbenen venetianischen Provinzen. Sein glänzendstes Jahr war 1799, wo ihm das ganz besondre Zutrauen des Ministers, Baron Thugut, den Posten als Generalquartiermeister der vereinigten russisch-österreichischen Armee zudachte, die Feldmarschall Grafen Suworow-Rimninsky, und durch Chasteler bald auch Italinsky, befehligen sollte, und die jetzt, nach dem leidigen Todfall des hoffnungsreichen Prinzen von Oranien, interimistisch der F. M. L. Baron Kray commandirte.

Unvergeßlich machen die Tage von Magnano, von der Adda und Trebbia Chastelers Namen in den Jahrbüchern der österreichischen Kriegsgeschichte. Der kühne, für unmöglich geglaubte Uebergang über die Adda bei Castell di Trezza entschied die Gefangennehmung von Serruriers Corps und den schnellen Einzug in Mailand. Er gab Chasteler das Commandeurkreuz des Theresienordens. An der Trebbia, wo die Armee von Neapel unter Macdonald vernichtet wurde, that Chasteler in den schwierigsten Augenblicken Wunder der Tapferkeit. Die Art, wie er Suwarow zu nehmen und zu gewinnen wußte, ehrt eben so sehr sein Herz und seine Selbstverleugnung im Dienst, als seine kluge Gewandtheit und Menschenkenntniß.

In den Laufgräben vor Tortona erhielt er seine dreizehnte und letzte Wunde durch eine Kartätschenkugel in die Brust. Sie schien tödtlich. Obrist Zach löste ihn ab als Generalquartiermeister, und blieb es bis zur Schlacht von Marengo. Im Frühjahr 1800, von seiner schweren Verwundung kaum geheilt, sendete ihn Baron Thugut zur Rheinarmee, deren Commando, nach dem Abgang des Erzherzogs Carl, der in Italien siegreiche Kray un-

ter üblen Vorbedeutungen übernahm. Die beiden Dirigirenden der Operationscanzley, die Generale Schmidt und Chasteler, waren in ihren Ansichten und ganzem Wesen diametral entgegengesetzt; Zwist unter den Oberbefehlshabern, allgemeines Mißvergnügen, daß der Erzherzog Carl nicht mehr da war. Anfangs July sah sich Kray bis ins Herz von Baiern zurückgedrückt; der Waffenstillstand von Parsdorf kostete empfindliche Opfer, zumal auf der Seite Tyrols. Der Kaiser ernannte an Kray's Stelle den Erzherzog Johann zum Oberbefehlshaber, und gab ihm den F. Z. M. und Generalgeniedirector Baron Lauer zur Seite. Kray ging in seine Vaterstadt Käßmark in der Zips und privatisirte dort; Schmidt erhielt eine Friedensanstellung; Chasteler eine Brigade bei dem Corps in Tyrol, wo er sich ungemein beliebt machte und jene Freundschaft mit dem Freiherrn v. Hormayr, damaligem Hauptmann und Major der Tyroler Landwehr anknüpfte, welche auf die Ereignisse von 1809 in diesem Gebirgslande so entscheidenden Einfluß gehabt hat.

Als der nach der Schlacht von Hohenlinden wieder zum Obercommando berufene Erzherzog Carl den Waffenstillstand von Stadt Steyer schloß, wurde Tyrol geraumt und nur von französischen und österreichischen Sauvegarden in gleicher Anzahl besetzt. Chasteler commandirte die Oesterreicher, Nansouty und Demont die Franzosen. In dieser Ruhezeit entwarf Chasteler vortreffliche Pläne für die Fortification Tyrols, für die Organisation der Landwehr und des Landsturms daselbst, und für Erzielung eines kriegerischen Geistes unter der Nation. 1802 ging er nach Paris um seine Ausstreichung von der niederländischen Emigrantenliste und die Rückgabe oder Ablösung seines Vermögens zu bewirken. Bonaparte nahm ihn in St. Cloud mit ungemeiner Auszeichnung auf, machte ihm die größten Complimente über den italienischen Feldzug von 1799, und ließ ihn leidlicher als gewöhnlich aus seinen Angelegenheiten in den Niederlanden scheiden; und Chasteler fuhr mit seinen Arbeiten in Tyrol fort. Er erhielt das neuerrichtete Jägerregiment, und beim Ausbruch des Kriegs von 1805 ein Commando. Das Gefecht am Paß Strub mit der bairischen Division Deroy, der Marsch

gegen Salzburg, die Vertreibung Marmonts aus Gratz, waren allerdings dazu gemacht, seinen alten Ruhm zu erhöhen. —

In den Jahren 1806 u. 1807 bereiste er mehrere Gegenden der Monarchie, insonderheit Galizien und die Karpathen, wegen des Fortificationssystems unter ihren neuen politischen Conjuncturen. 1808 wurde ihm die Befestigung von Komorn übertragen, die er mit seiner gewöhnlichen unglaublichen Thätigkeit betrieb. Er erhielt das Commandeurkreuz des neugestifteten österreichisch kaiserl. Leopoldordens, das Commando des achten Armeecorps, welches zu der vom Erzherzog Johann commandirten Armee von Innerösterreich gehörte, und bei Villach und Klagenfurt aufgestellt war. Zum Theil war es nach Tyrol bestimmt, und obwohl nur zum kleinern Theil, befahl dennoch der Erzherzog Johann, daß Chasteler wegen seiner Localkunde diese Expedition persönlich führe.

Chasteler und der Freiherr v. Hormayr waren nun die Seele der Insurrection Tyrols und aller damit zusammenhängenden politisch-militärischen Verständnisse und Verbindungen. Am 9. April 1809 rückten sie nach Tyrol vor; der Aufstand brach aus. Schon am 13. April war das ganze nördliche und mittlere Tyrol erobert, 8000 Feinde mit Kanonen, Bagage und Trophäen genommen, dem Feind die Verbindung zwischen Italien und Deutschland abgeschnitten. Nun vertrieb Chasteler auch Baraguay d'Hilliers aus Trient, schlug ihn am 24. bei Volano, am 25. April war auch Welschtyrol erobert und die Verbindung mit dem Heer des Erzherzogs Johann hergestellt. —

Inzwischen war das große Unglück bei Regensburg geschehn; Chasteler mußte sich nach dem nördlichen Tyrol wenden. Bonaparte war über die schimpfliche Capitulation der 8000 Franzosen und Baiern in Innsbruck um so mehr ergrimmt, als sich durch ganz Deutschland Spuren der bedenklichsten Gährung zeigten. Er wollte eine außerordentliche Rache nehmen, und gab zu Enns einen

Tagsbefehl, wodurch er einen gewissen Chasteler, angeblich General in österreichischen Diensten, als Räuberanführer, als Urheber der an den gefangenen Franzosen und Baiern verübten Mordthaten, und als Anstifter der Tyroler Insurrection in die Acht erklärte, vor ein Kriegsgericht zu stellen, und binnen 24 Stunden zu erschießen befahl. Kaiser Franz verordnete Repressalien gegen diesen barbarischen und völkerrechtswidrigen Einfall, der um so verworfener war, als die Fürsorge für die Gefangnen und Verwundeten einer der ersten Gegenstände war, womit Chastelers ritterliche Seele sich beschäfftigte.

Die bairische Armee unter dem Marschall, Herzog von Danzig, brach ein, und wüthete mit Brand, Raub und Mord. Furchtlos wie immer, aber fast zehnmal geringer an der Zahl, ging Chasteler ihnen entgegen, wurde aber am 13. Mai bei Wörgl, noch dazu in einer der größeren Ebnen, die Tyrol hat, aufgerollt und gänzlich zersprengt. Nun zog er sich in die Centralposition des Brenners. Indessen war Tyrol von allen Seiten abgeschnitten; Vicekönig Eugen drängte den Erzherzog von Villach hinweg und suchte den nächsten Weg zu dem inzwischen bei Aspern geschlagenen Napoleon. Chasteler brach, so wie der Vicekönig vorüber war, aus Tyrol heraus, wo General Buol zurückblieb, und ging durch Kärnthen und Unter-Steyer nach Ungarn.

Nach der Beendigung des Kriegs stand er eine Zeit lang als Militärcommandant in Troppau, wurde 1813 F. Z. M., Gouverneur von Theresienstadt, und übernahm Dresden, als die Convention mißbilligt wurde, die Klenau mit dem franz. Marschall Gouvion St. Cyr geschlossen hatte. Nach dem Frieden erhielt der hochverdiente Mann den Ehrenposten eines Militär-Gouverneurs in Venedig. B. M. R.

Franz Freiherr von Hager*)

Präsident der k. k. österr. obersten Polizei- und Censur-Hofstelle.
Gestorben zu Stra den 1. Aug. 1816.

Die Stelle eines Polizeiministers ist an Macht und Wirksamkeit so unbegrenzt, als der Begriff der Polizei selbst. In der dermaligen Lage der europäischen Staaten hat es die Justiz nur mit dem Mein und Dein und mit den handgreiflichen Störungen des bürgerlichen Friedens, und die übrige Verwaltung nur mit den physischen Bedürfnissen des Staats und der Bürger zu thun. Der edlere Theil der menschlichen Natur, die moralische Würdigung der Personen, die öffentliche Meinung, die sittlichen Revolutionen der Gesellschaft und die unsichtbaren, aber um desto wichtigern und folgereichern Handlungen der Einzelnen, fallen dem Polizeiministerium zu. Deshalb muß mit gerechtem Lob überschüttet werden, wer, wie der Freiherr von Hager, eine so unbegrenzte Vollmacht nie gemißbraucht hat.

Er ist zu Stra am Nervenfieber, eigentlich an den innern Kämpfen eines unverletzten, aber auf solcher Stelle schwer geprüften Gewissens, und an den Folgen beispielloser Arbeitsamkeit verstorben. Außer auf seinem Bureau oder an seinem Krankenlager, haben ihn Wenige gesehn; die Gesellschaft der Kaiserstadt niemals. Keinem äußern Lebensgenuß hat er nachgesehn, und sogar die reinste, edelste Neigung des Herzens niemandem, vielleicht sich

---

*) In der dritten Abtheilung dieses zweiten Bandes wird von einem andern Verf. eine umständliche Biographie dieses verehrten Staatsmanns mitgetheilt werden.

d. Red.

selbst nicht früher, als da er seine Begräbnißstelle wählen sollte, eingestanden. Er hat seinem Kaiser und seiner Pflicht gelebt.

Die Censur der Schriften ist in Oesterreich mit der obersten Leitung der Polizei verbunden. Ganz Europa ist es bekannt, wie die vielbesprochene und für die Erhaltung dieser alten Monarchie zu ihrer Zeit so nützliche Geistessperre unter dem Ministerium des Freiherrn von Hager gemildert wurde, und mit welcher zuvorkommenden Liberalität er der Genesung des Zeitgeistes folgte, ohne die unwandelbaren Grundsätze der herrschenden Familie, welche sich nun einmal nicht blos für das sterbliche Theil der Ihrigen verantwortlich hält, zu nahe zu treten. Eben diese herrschenden Maximen aber erstrecken sich nicht nur über die Bücher, sondern auch über den moralischen Gehalt der Personen, nicht nur der Fremden, sondern jedes namhaften und bedeutenden Unterthans. Die Zeugnisse der Staatsbeamten wie der Kunstverständigen haben in der österreichischen Monarchie ein großes Gewicht: der Kaiser hält seine Würdigung eines Beamten, der zur Beförderung vorgeschlagen wird, für nicht mehr und weniger als für eins der vielen amtlichen Zeugnisse, die über den Werth, die Verdienste und den Bildungsgang des Candidaten beigebracht werden müssen. Bei der Gebrechlichkeit des menschlichen Urtheils ist es Staatsmaxime, daß das Gewissen und die Bürgschaft Vieler für die Ernennung des Einzelnen verantwortlich werde. Der oberste Zeuge und einer der ersten Gewissensräthe des Monarchen in allen diesen Personal-Angelegenheiten ist der Präsident der Polizei-Hofstelle.

Man denke sich die Lage eines rechtlichen Staatsmannes, der unter der Last dieser Verantwortlichkeit, in bedenklichen Zeitumständen, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen und der Politik des Hofes unter allen ihren Wendungen moralisch zu folgen hat, so wird es dem Freiherrn von Hager, aber auch der Politik seines Hofes zum würdigsten Nachruhm gereichen, daß er nach langjähriger Amtsführung in seiner Stelle gestorben ist, und dennoch

die ungetheilte Stimme des Publicums über die Fleckenlosigkeit seines Charakters hinterlassen hat.

Ohne blendende Eigenschaften des Geistes, ohne den durchdringenden und umfassenden Blick des Genies, ohne bezaubernde Persönlichkeit, hat er in großen Diensten gezeigt, was auch in unserm Jahrhundert die schlichte Treue, die bloße Pflicht, überhaupt was die candida anima vermag. Von der Austerität seines Lebens und seiner Sitten, wie von der Verschlossenheit seines Herzens bei der unnachlassenden Wachsamkeit der Seele, welche seine Stelle erforderte, war ein gewisses Mißtrauen und einige Härte des Betragens unzertrennlich. Unter allen denen, welche die letztere traf, ist Niemand, der nicht heute sein Andenken segnete, und wer möchte bei der Nichtswürdigkeit der Mittel und Werkzeuge, die einem rechtschaffnen Polizeiminister unsers Jahrhunderts zu Gebote stehn, und bei der Bedenklichkeit, womit ihn die Welt behandelt, den edlen Grund jenes Mißtrauens verkennen. Es ist dem gutmüthigen und doch so oft verletzenden Mißtrauen des Schwerhörenden vergleichbar; wer Alles hören soll, hört schwer, mißversteht Vieles, und vertraut Wenigen, zumal in einer Zeit des Widerspruchs, der Sitten- und Rechtlosigkeit, wo der Maaßstab des Guten fast verloren gegangen ist.

Anton Schneider,

General-Commissär der Insurrection in Vorarlberg im Kriege von 1809, wurde am 13. Oct. 1777 im vorarlbergischen Markt Weiler geboren, von geringen und dürftigen Eltern. Er vollendete die Humanioren zu Feldkirch, den philosophischen und juridischen Curs an der Universität zu Innsbruck. — Die dortige juridische Facultät wollte 1801, nach beendigtem Kriege, dem Ländchen Vorarlberg einen ausgezeichneten Beweis ihrer Hochachtung seines tapfern Widerstandes geben, und einen hoffnungsvollen Vorarlberger, der zugleich bei jener Vertheidigung wacker mitgefochten, unentgeltlich zur Doctorwürde promoviren. Zu seltsamer Vorbedeutung fiel die Wahl auf Schneider, der sich hierauf in Bregenz niederließ, sich ganz der Advocatie widmete, und in Vorarlberg, im angrenzenden Schwaben und in der Schweiz großes Zutrauen und häufigen Zulauf gewann. —

Im J. 1807 wurde er als ein geheimer Agent Oesterreichs von dem bairischen Generalcommissär in Ulm, Baron Grafenreuth, gelegenheitlich einer Irrung über die Conscription verhaftet, aber vollkommen unschuldig erklärt.

Als der Krieg von 1809 ausbrach, war er anfangs nur Hauptmann und Specialcommissär. Als aber am 29. Mai, sieben Tage nach der Schlacht bei Aspern, Tyrol und Vorarlberg zum zweiten Mal befreit wurden, erkor ihn die einhellige Wahl der vorarlbergischen Stände an ihre Spitze, und der damalige Landeschef, Freiherr v. Hormayr, bestätigte ihn.

An diesem mühe- und gefahrvollen Posten war der Anhänglichkeit Schneiders an Oesterreich keine Gefahr und kein Opfer zu groß. Das kleine Ländchen von 91,000 Seelen stellte 20,000 Mann unter Waffen. Er erschuf sich Reiterei und Geschütz, und hielt den Muth aufrecht, obgleich die Unterstützung der Oesterreicher nur aus wenigen Hundert Mann bestand, ohne Geld und ohne die sonstigen militärischen Erfordernisse.

Schneider war Hormayrs vorzüglichstes Werkzeug zur Befreiung vieler Tausend Kriegsgefangenen. Er lieferte den Franzosen und Würtembergern mehrere glückliche Gefechte, nahm Constanz mit 6 Kanonen und mit der badnischen Besatzung, und würde, bei besserer Unterstützung, die bedeutendsten Unternehmungen in Schwaben gemacht haben.

Der Znaimer Waffenstillstand vom 12. July 1809 steckte aber seiner Laufbahn ein trauriges Ziel. In diesen furchtbaren Augenblicken bewies er die ganze Entschlossenheit seines Charakters, den reinen Patriotismus seines Gemüths. Er verschmähte es an die eigne Rettung zu denken, und, wie er aufgefordert wurde, mit den Oesterreichern hinweg zu ziehn. Er unterhandelte mit dem würtembergischen Vorposten-Commandanten eine Capitulation für das Land auf Sicherheit der Person und des Eigenthums, dann lieferte er sich selbst aus. Aber die Capitulation wurde nicht gehalten, geplündert und mißhandelt, und er selbst als Gefangner erklärt.

Napoleon hatte aus Schönbrunn das Todesurtheil wider ihn gesprochen, und sein Leben wurde nur dadurch gerettet, daß ihn der Kronprinz (der jetzige König) von Würtemberg auf den Hohenasperg abführen ließ, und seine Auslieferung dem französischen General Beaumont, der ungestüm darauf drang, schlechterdings verweigerte.

Schneider war hierauf lange Gefangener in Ulm, in Lindau, in Kempten; die im Wiener Frieden bedungene Amneſtie rettete ſein Leben. Zu Anfang des Jahres 1811 kam er nach Wien, und erhielt den Titel und Gehalt eines k. k. Appellations-Raths.

Als im Winter von 1812 auf 1813 jenes furchtbare Gottesgericht auf den ruſſiſchen Eisfeldern über Bonaparte's Rotten erging, regte ſich in Tyrol und Vorarlberg ungeduldiger als irgend anderswo, die Sehnſucht nach der Zertrümmerung des Fremdlingsjoches, nach der alten milden Herrſchaft von Oeſterreich. In Folge dieſer Bewegungen und Einverſtändniſſe, die unvermeidlich einen voreiligen Ausbruch zu drohen ſchienen, ſah ſich die öſterreichiſche Regierung, durch einen ſeltſamen Zuſammenſtoß von Umſtänden, genöthigt, Schneidern (am 7. März 1813) mit Beibehaltung ſeines Ranges und ſeiner Exiſtenz gefänglich zu verwahren, bis Bonaparte's Sturz, Anfangs April 1814, dem ſchwergeprüften Mann wiedergab, was die Tyroler und Vorarlberger am unliebſten vermiſſen, die Freiheit.

Ernst von Pfuel

preußischer Obrist im Generalstabe, geboren zu Berlin um das Jahr 1780; wurde daselbst in der Militär-Academie erzogen, legte einen guten Grund in den mathematischen Wissenschaften und in der Kunst der Leibesübungen, worin er es späterhin, besonders im Fechten und Schwimmen, zur größten Vollkommenheit brachte.

Als Officier bei dem Regiment des Königs in Potsdam verwandte er den eifrigsten Fleiß auf alle Gegenstände des Kriegswesens, dessen damalige Beschaffenheit seinem höherstrebenden Geist bald ungenügend wurde. Er bereiste Deutschland, die Schweiz, einen Theil von Italien, und hielt sich mit seinem Freund Heinrich von Kleist längere Zeit in Paris auf. Seine fortgesetzten, auf eigenthümlichem Wege und größtentheils einsam betriebenen Geistesarbeiten machten ihn bald in allen Fächern höherer Bildung einheimisch, und schmückten den edelsten Charakter mit aller geistigen Annehmlichkeit.

Der unglückliche Krieg 1806, den er im Generalstabe des Generals Blücher bis zur Capitulation von Lübeck mitmachte, gab ihm eine größere Kriegserfahrung, und machte das Unglück des Vaterlands zu dem einzigen Gegenstand seines Sinnens und Trachtens.

Nach einem längern Aufenthalt in Dresden trat er im J. 1809 als Hauptmann in österreichische Kriegsdienste, und kam nach dem Frieden in Besatzung nach Prag. Hier fand er in dem Umgang des Freiherrn von Stein und andrer Männer neue Nahrung für die mannigfachen Gedanken, welche die politische Welt damals darbot. Auch war er auf mehr als eine Art thätig und nützlich. Eine große Schwimmanstalt, zunächst für das

Militär bestimmt, wurde unter seiner Mithülfe errichtet, und von ihm durch die vortrefflichste Leitung belebt. Zur Errichtung einer gleichen Schwimmanstalt in Wien wurde er mit würdiger Anerkennung seines Verdienstes dahin zu dem Generalstab versetzt. Er kehrte jedoch nach dem Ausbruch des Kriegs gegen Rußland im J. 1812 nach Prag zurück, und suchte sodann über Dänemark und Schweden nach Rußland zu gelangen. Es gelang ihm, den eifrigen Verfolgungen der Franzosen in Berlin, Hamburg und Helsingör, wo er schon durch den Sund zu schwimmen entschlossen war, glücklich zu entkommen. Von Petersburg, wo er russische Dienste genommen, eilte er sogleich zur Armee, die er in Kaluga fand. Den ewig denkwürdigen Rückzug und Untergang der französischen Armee, der sodann erfolgte, hat er als Augenzeuge in einer kleinen Schrift beschrieben, die in alle Sprachen übersetzt und in unzähligen Auflagen verbreitet worden.

Er begleitete nachher von Berlin aus den General Tettenborn auf dessen Zuge nach Hamburg, und blieb während der folgenden Kriegszeit als Chef des Generalstabs bei demselben. Seine hier bewiesene Thätigkeit und Geschicklichkeit sind bereits öffentlich gerühmt worden. In allen Gefechten, besonders in dem glücklichen Treffen bei der Görde, bewies er die kaltblütigste persönliche Tapferkeit. Nach Beendigung des Feldzugs in Frankreich, wo er fortwährend die wesentlichsten Dienste geleistet, trat er als Obrist wieder in den preußischen Generalstab. Als solcher war er im Feldzug von 1815 bei dem Feldmarschall Blücher, der ihn persönlich ungemein schätzte, und hier erwarb er sich, neben den Generalen Gneisenau und Grollmann, das hohe Verdienst, unerschüttert von den Unfällen der Schlacht von Ligny, bei den glänzenden Erfolgen der Schlacht bei Belle-Alliance vorzüglich mitthätig gewesen zu seyn.

Nach dem ruhmvollen Einzug in Paris wurde Pfuel zu dem ehrenvollen und wichtigen Posten eines Commándanten der Stadt Paris ernannt. Mit welcher Klugheit, Mäßigung und Gerechtigkeit er dieses schwierige Amt während

rend vier Monaten geführt, ist selbst von den Franzosen, die er oft mit Strenge behandeln mußte, dankbar anerkannt worden. Die Rechtschaffenheit und Würde seines Charakters geboten auch dem erbitterten Feind Anerkennung und Achtung.

Joseph von Hammer,

einer der jetztlebenden größten Orientalisten, k. k. Hofdolmetsch der morgenländischen Sprachen, Rath bei der geheimen Hof- und Staatskanzley in auswärtigen Geschäfften, wurde am 9. Juni 1774 zu Grätz in Steyermark geboren, wo sein Vater Gubernialrath, Staatsgüter-Administrator, und ein vom Kaiser Joseph besonders geschätzter, und dem Geschäfft der Steuerregulirung in Innerösterreich vorgesetzter Geschäfftsmann war.

Joseph von Hammer, schon in der frühesten Jugend durch außerordentliche Fähigkeiten ausgezeichnet, kam im December 1787 ins Barbarastift nach Wien, 1788 in die orientalische Akademie, ein damals sehr blühendes Institut, welches die besondre Aufmerksamkeit seines Gründers, Fürsten Kaunitz, auf sich gezogen hatte. Der nachherige Minister, Franz Freiherr von Thugut, zeichnete Hammer sehr früh aus. Nicht minder erkannte und liebte früh schon dieses ausgezeichnete Talent der Referent der Section des Orients im Ministerium der auswärtigen Geschäffte, Bernard Freiherr von Jenisch, Freund des gelehrten Nuncius Garampi und des Grafen Carl Revitzky (österreichischen Gesandten in Warschau, Berlin und London, Uebersetzers des Hafitz, gelehrten Kenners seiner Muttersprache, der ungarischen, deutschen, fran-

zösischen, italienischen, englischen, slavischen, lateinischen, alt- und neugriechischen, türkischen, herrsischen, arabischen und sämmtlicher Bibelsprachen.) Jenisch begann damals schon durch die orientalische Akademie die Herausgabe des verdienstreichen, unter Meninsky's Namen bekannten arabisch-herrsisch-türkischen Lexicons. Trotz seiner frühen Jugend war Joseph von Hammer einer der eifrigsten und ausgezeichnetsten Mitarbeiter desselben. 1796 vollendete er dort seine sämmtlichen Studien, und trat in die wirkliche Dienstleistung. Der Freiherr von Thugut wollte ihn 1797 zu einer Sendung in das durch den Frieden von Campo Formio neu gewonnene Dalmatien und Albanien absenden, wovon es nur zufällig abkam. Studien, Reisen und die innige Freundschaft des großen Geschichtschreibers, Johannes Müller, füllten das Jahr 1798. Müllers hinterlassene Briefe sind ein zu allen wißbegierigen Jünglingen redendes Denkmal dieses schönen Bundes. 1799 kam Hammer als Sprachknabe nach Constantinopel zu dem Internuncius Peter Freiherrn von Herbert. Er sollte Oesterreich einen Weg nach Persien und Ostindien bahnen; als aber die Convention von El-Arisch wegen des Abzugs der französischen Armee aus Egypten geschlossen wurde, sendete Hammern sein väterlicher Freund Herbert nach Egypten, mit einer die k. k. Consulate betreffenden Commission. Hammer erhielt zugleich von dem gelehrten Herbert antiquarische und literarische Aufträge. Viele Seltenheiten der kaiserlichen Bibliothek sind eine Ausbeute dieser Reise. Die Ibis-Mumien, die Sammlung arabischer Briefe, der selbst im Morgenland seltne, bändereiche arabische Ritterroman Anthar, der Hieroglyphenstein aus den Katakomben von Sakara, sind lauter Ausbeuten dieser Reise Hammers. — Bei der bald darauf eingetretnen Nicht-Ratification jener Convention, nach Klebers Tod, und bei Menou's unerwartetem Widerstand, machte Hammer, Dollmetschers- und Secretärsdienste thuend, den ganzen, höchst wichtigen Feldzug unter Hutchinson, Sidney Smith und Jussuf Bascha mit. Nach dessen Endigung ging er über Maltha und Gibraltar im Spätjahr 1801 nach England, im April 1802 von London nach Wien, im August darauf wieder als Legationssecretär nach Constantinopel, 1806 als Consularagent in die Moldau, in dem wichtigen Au-

genblick des französisch-russisch-preußischen Kriegs, welchen auch Dukworths Expedition in die Dardanellen bezeichnete. Der französische Minister Reinhardt, selbst Gelehrter, damals Abgesandter bei den Hospodarn der Moldau und Wallachei, zeichnete den gelehrten Hammer sehr aus. Hammer blieb nun seit dem Sommer 1807 in Wien angestellt. Bekannt genug ist sein großes Verdienst um die Rettung eines guten Theils der 1809, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, von Denon nach Paris entführten Schätze der kaiserlichen Hofbibliothek und orientalischen Manuscripte. — Im October 1815 wurde Hammer zum ersten Custos der kaiserlichen Hofbibliothek ernannt, welche Stelle einst Johannes Müller bekleidet hatte, die aber Hammer nun ehrerbietig ausschlug, wegen verschiedner Schmälerungen, die mit diesem Posten zeither vorgegangen waren.

Man hat von ihm: Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig, und durch Tyrol und Salzburg zurück. 1798. — Encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients. 1804. — Ancient Alphabets and hieroglyphical characters explained; with an account of the egyptien priests, their classes, initiation and sacrifices; in the arabic language by Ahmed Ren Abubekr Ren Washie, and in english by Joseph Hammer, Secretary to the Imperial legation at Constantinople. London 1805. — Die Posaune des heiligen Kriegs, herausgegeben von Johann von Müller (Hammers vorzüglichem Freund). 1806. — Resmi Ahmed Efendi's Gesandtschaftsberichte bei seinen Gesandtschaften in Wien im Jahr 1757 und in Berlin im Jahr 1763. 1809. — Schirin, ein morgenländisches Gedicht aus persischen und türkischen Quellen. 1809. — Topographische Ansichten auf einer Reise in die Levante. 1811. — Rosenöhl. 1815. — Staatsverfassung des osmannischen Reichs. 1816. — Hierunter sind nicht begriffen so viele treffliche Gedichte und Aufsätze im Mercur, in Meißners Apoll, im Apollonion, in Millins Journal encyclopédique, in der Hallischen Litteratur-Zeitung, in andern englischen und französischen ephemeren Blättern ꝛc. — Es gereicht Hammer zum vorzüglichen Ruhm, das trefflichste orientalische Journal: Die

Fundgruben des Orients, mit der Unterstützung des liebenswürdigen Grafen Wenzel Rzewusky, begründet zu haben, in demselben einen Vereinigungspunct für die Orientalisten des gesammten Europa, die jedem die bisher unerhörte Freiheit läßt, Aufsätze in seiner Muttersprache einrücken zu lassen. Neben andern trefflichen Abhandlungen Hammers findet sich in diesen Fundgruben die vom französischen National-Institut mit dem Accessit gekrönte Preisschrift: Ueber den Einfluß des Muhammedanismus. Bmr.

Joseph Ludwig Stoll,

eines der schönen, für Vollkommenheit in einer bestimmten Gattung geeigneten, poetischen Talente, welche im Schwall der deutschen Litteratur hie und da aufblühen, ihrer Natur nach der liebevollsten Pflege bedürften, aber von uns kaum bemerkt und erkannt, und schnell vergessen werden.

Dies ist um so trauriger und ungerechter, wenn solche Talente, man darf nicht sagen, so viel Selbsterkenntniß, doch so viel Tact über die wahrhaftige dichterische Lust in ihnen besitzen, daß sie nicht streben, Etwas hervorzubringen, was ihnen zur Quaal und der Welt früher oder später zum Unding wird. Ein Tact der Art bewahrt sich äußerst selten in unsrem literarischen Treiben, welches der Regel nach in eine nichtige Weite geht.

Das Wenige, was Stoll in der Dichtkunst hervorgebracht hat, ist vortrefflich, in einem und demselben Geist empfangen und gearbeitet, ohne Verirrung von dem kleinen Gebiet, das seinem Talent angewiesen war, und ihm freilich, wie dem echten Talent geziemt, etwas Großes und großer Arbeit werth schien.

Darf man von irgend einem der deutschen Völker, wie sie jetzt vor uns stehn, behaupten, daß es eine ungemeine Anlage zur Poesie habe, so sind es die Deutschen in den österreichischen Stammländern. Eine in sich zufriedne Sinnlichkeit, welche schon liebt, in die Spiele der Phantasie überzugehen; ein keineswegs possenhaftes Gemüth, doch ein solches, das an der Ernsthaftigkeit des Menschenwerks nicht die Behaglichkeit der menschlichen Natur verliert; ein stilles, doch ergreifendes Auffassen fremder Eigenthümlichkeiten, nicht um sie nachzuahmen, nicht um sie zu bewundern, sondern mit der begnügten Freude, etwas Eigenthümliches aufzufassen und Andern bemerklich zu machen; diese Züge sind Elemente des österreichischen Volkscharakters, und werden in einer volltönenden, für echte dichterische Harmonie nicht verdorbenen, in einer gemächlichen Sprache verarbeitet, und mit unbeschränkter Freiheit. Die geliebten Herrscher selbst, die im ganzen verehrte Staatsverwaltung, haben von jeher ihre Einzelnheiten, insofern ihnen eine belustigende Seite abzugewinnen war, zum Gegenstand des Volkswitzes in gleichem Geist hingegeben.

Aus diesem Nationalreichthum von Witz sahen wir Producte der Art, wie Blumauers travestirter Aeneas, in der deutschen Literatur aufsteigen, welche freilich unser Publicum belustigt haben, doch gewiß von dem österreichischen Volkswitz, als seiner echten Ader nicht angehörig, verworfen werden. Doch haben wir davon, was dieser bei seiner Ausprägung durch guten Geschmack an deutschem Witz zu liefern vermöge, schon eine Probe in den gelungensten Briefen des Eipel-

dauers, besonders einiger, die während der Dauer des Congresses geschrieben sind.

Von der andern Seite können sich aus jener Nationalmasse von zufriedner Sinnlichkeit und Empfindsamkeit die zarten Gebilde dichterischer Grazie, die in ihrer lustigen Vollendung den ganzen Ernst des Daseyns zu erfüllen scheinen, viel leichter entwickeln, als aus den Empfindungen eines Volkes, welches durch Noth, übertriebne Entwicklung einer Seite der menschlichen Natur, Gährungen allerlei Art, durch einen hohen Grad sogenannter gesellschaftlicher Verfeinerung, wenn man so sagen darf, an die Cultur sich selbst verloren hat. Eine Empfindsamkeit, die aus dem österreichischen Volkscharakter hervorkommt, und sich mit der Feinheit sowohl in alter und neuer Literatur, als in mancher Geselligkeit unsrer größern deutschen Städte vertraut macht, hat den großen Vortheil der Griechen, daß sie als Natur, heiter und in sich selbst vollendet, in den Formen der höchsten gesellschaftlichen Feinheit erkennbar bleibt und auf das anmuthigste rührt.

Von dieser schönen Richtung, in welcher der österreichische Volksgeist, wenn der Gang der Cultur es will, einst alle übrigen Deutschen weit übertreffen dürfte, sind Stolls Poesien gleichsam vorausgesandte Funken, die sie ankündigen und bezeichnen. Das kleine dramatische Gedicht: Amors Bildsäule, ist der schönste Beleg für diese Behauptung; denn griechische Zartheit und Befriedigung waltet in seinem Stoff und seiner Form, ohne daß die conventionellere Eleganz, die mit dem Namen der französischen am sichersten bezeichnet wird, ganz fern geblieben wäre. Ein Product, was im eigentlichsten Sinn dieser letzten angehörte, die gefällt, weil sie von dem Conventionellen sich wieder zur Natur wendet, ward durch Stoll in dem kleinen Lustspiel: Ernst und Scherz, noch mehr in die Natur hinübergespielt, in eine Empfindsamkeit, die an sich selbst genügt.

Daß der junge Dichter der Gattung treu blieb, für welche er ein angebornes Talent besaß, verdient nicht blos wegen des gewöhnlichen literarischen Treibens in Deutschland, wodurch täglich Talente zu Grunde gehn, weil sie sich in Versuchen abarbeiten, die ihnen, und welchen sie nicht zusagen, unsre Aufmerksamkeit und Achtung; sondern vorzüglich bei Erwägung seiner Erziehung und übrigen Geistesbildung.

Er war der einzige Sohn eines der berühmtesten Aerzte, eines überaus geachteten und mit erhabnem Vertraun beehrten Arztes des größten Kaiserhauses. Seine glücklichen Naturanlagen versprachen eine Zukunft, welche den väterlichen Ruhm übertrafe, und wurden früh auch der Arzneigelahrtheit geweiht. Aber er sollte zu dieser die vielseitigste Geistesbildung, reiche Kenntnisse aller Art und unbegrenzte Kunde der menschlichen Sitte, der Völker mitbringen. Jede Gelegenheit, die eine Hauptstadt gleich Wien darbietet, ward für seine Jugend benutzt; er ging früh auf Reisen nach England und Frankreich.

Seine feurige Empfänglichkeit griff Alles auf, gewann Etwas von Allem, doch begnügte sich natürlich mit der Blüthe. Ein festes Gewebe von positiven Kenntnissen konnte so nicht entstehn, und bei den lebhaftesten Anstrengungen seines Fleißes in gewissen Perioden gewann er nicht die Grundbildung zu irgend einem Beruf in der Welt. Natürlich war, daß bei diesem Mangel an ernsten, positiven Kenntnissen, bei seiner Scheu vor dem planmäßigen, auch trockne Partieen des Wissens umfassenden Fleiß, sein Geist, der gleichwohl ernste und große Anstrengungen nicht scheute, wenn sie nur ganz das Werk seiner eignen Kraft schienen und ihren Gegenstand immer selbst schufen, die philosophische Speculation, die in Deutschland zu Hause ist, so häufig in ihm ihr Thronwechsel seyn mag, mit einem Feuer ergriff, das sein ganzes übriges Streben zu verzehren drohte. Er kam überdies in die Nähe Fichte's, in

vertrauten Umgang mit diesem eifernden und die meisten entzündbaren Seelen hinreißenden Philosophen.

Allein trotz aller Zerstreuungen durch die vielseitigsten Richtungen des menschlichen Wissens und Lebens, trotz der speculativen Besessenheit, blieb er seinem eigenthümlichen, zarten, bildenden poetischen Talent getreu; von ihm allein hoffte er Ruhm, und welche Systeme der Metaphysik er sich selbst aufbauen mochte, nie dachte er daran, als Philosoph je glänzen zu wollen, so wenig, als durch seine übrigen reichen Kenntnisse sich je einen Namen zu erwerben. Er empfand und sah sich nur als den Dichter der Grazie.

Wie er diesen natürlichen Punct in den Nebeln der Speculation und in dem Gewirr zerstreuter literarischer Kenntnisse nicht verlor: so blieb ihm ein heitres, schuldloses, kindliches Gemüth im Schwall alles Lebensgenusses und im Verkehr mit der Verderbtheit mehrerer Völker.

Ein solcher Sinn erhält freilich mitten in der Welt auch sehr wenig Weltkenntniß. Unbekümmert um die meisten menschlichen Verhältnisse, ging der junge Dichter mit einem Stolz auf sein eigenthümliches Talent, der seiner Natur an sich wohl anstand, doch wenig seiner Erscheinung in der Menschenmasse, durch dieselbe hin, anmuthig für billige und geistvolle Herzen, bespöttelt, betrogen, bemitleidet von der Menge.

So lange das väterliche Vermögen hinreichte, fühlte er sich glücklich in der Täuschung, daß er wie ein höheres Wesen, durch einwohnende Kraft, über den gemeinen Mann hinschreite. Allein viel zu schwach, sich in diesem Glauben zu erhalten und zugleich die Mittel für das gemeine Leben zu erwerben, ging er unter, so-

bald ein günstiges äußres Geschick ihm die Götterflügel, womit er schwebte, nicht mehr kräftigte.

Er starb in seiner Vaterstadt in Gram und Armuth; und bemerkenswerth genug faßte die Theilnahme seiner Mitbürger, die ihn zum ernsten Studium der Heilkunde und zur Erbschaft des väterlichen Ruhms unterstützen wollten, am Ende seines Lebens den Punct wieder auf, nach welchem es früh gerichtet, und welchem er eben durch die Treue gegen seine Dichternatur untreu geworden war.

Anton Gramberg

starb im Frühling des vorigen Jahres und in der Blüthe seines Lebens zu Oldenburg, wo er im Jahr 1772 geboren war; ein Dichter, dessen Talent freilich keine großen Meisterstücke hervorbrachte, aber unter allen Entartungen unsers ästhetischen Geschmacks, unter den oft verderblichen und versengenden, selten erquicklichen und erfrischenden Winden, die unsre Dichter und noch mehr Dichterlinge aus allen Zonen nach Deutschland herüberriefen, weil es ihnen an dem eignen deutschen Athem gebrach, in stiller Zufriedenheit und Unschuld, von al-

len Manieren der Schulen unberührt aufblühte, und schon dadurch von seinem Naturadel zeugte.

Die Liebe zur Dichtkunst entwickelte sich in ihm sehr frühzeitig. Sein Vater, ein ausgezeichneter Arzt und Kenner der Literaturen, und im höchsten Greisenalter noch jetzt zu Oldenburg in dieser doppelten Hinsicht thätig und geachtet, war selbst ein glücklicher Dichter, wie seine Beiträge zu dem Göttingischen Musenalmanach, vorzüglich zu jener Zeit, als sein Freund Göcking denselben herausgab, und viele andre Gedichte beweisen, die vielleicht nicht über die oldenburgischen Grenzen hinausgekommen sind: so wie für seinen patriotischen und zweckmäßigen literarischen Eifer seine Beiträge zu dem alten deutschen Museum über die älteste deutsche Poesie treffliche Belege sind. Auch das Nibelungenlied hat er dort schon im Jahr 1783 als ein wahrhaft deutsches Werk hervorgehoben, und ein großes Stück davon auf eine Art bearbeitet, die unserm Publicum mehr zusagen möchte, als ähnliche Versuche in unsern Tagen. Bemerkt man noch, daß der Arzt Gramberg ein Mann von der lebhaftesten Mittheilung, einem heftigen Streben war, Alles nach außen schnell zu verbreiten, was er in der Einsamkeit seiner Bibliothek, die selbst mit literarischer Neugier gesammelt war, sich angeeignet hatte: so sieht man als unvermeidlich an, daß sein ältester Sohn, der Dichter Anton Gramberg, bei seinen Anlagen schnell in literarischer und poetischer Thätigkeit gedieh.

Etwas Eigenthümliches an dem Knaben war die Richtung des poetischen Witzes, welche soviel wie möglich alles Empfindsame vermeidet, nur komische Auftritte des Lebens mit scharfsichtiger Combination, nur bizarre Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft genial auffaßt. —

Dieser Hang verleitete ihn oft zu einem Benehmen, was seine Gespielen erzürnte und ihnen als Erguß eines

schlechten Herzens vorkam. So sicher sie darin Unrecht hatten, konnte man es ihnen nicht verargen, weil Gramberg bisweilen darauf ausging, sie und ihre Verhältnisse und ihr Thun so zu gruppiren, daß er Stoff zu lächerlichen Combinationen gewann. Die wenigen Knaben, welche mit ihm vertraut waren, fanden ihn im Grunde gutmüthig und aufrichtig.

Als er dem Jünglingsalter nahe war, gelang ihm schon vorzüglich ein Product der bemerkten Richtung seines poetischen Talents, ein Schornsteinfegerlied. Allein fast darf man dasselbe wie einen Abschied ansehn, welchen er von der dichterischen Neigung und Stimmung seiner Knabenjahre nahm. Seltsam genug war der Jüngling, und noch mehr der Mann, der Richtung des Knaben ganz entgegengesetzt, so abgewandt von Verspottung der Menschen, von dem Komischen der Verhältnisse, als dieser beides geliebt und gesucht hatte; so in Träume von einer Unschuldswelt, in sanfte Empfindsamkeit, in Unkunde des bürgerlichen Lebens gleichsam hingegeben, als der Natur des Knaben die Stimmung für jene widerwärtig schien, und er dieses mehr kannte, mehr zu nehmen wußte, wie so unreifen Jahren geziemen mochte.

Er weihte sich der Rechtsgelahrtheit auf der hohen Schule zu Erlangen nicht ohne Fleiß, und dieses Studium hätte ihn in das bürgerliche Leben, seine ehemalige Freude an den bizarren Seiten desselben, noch mehr verstricken können; er wurde dann Sachwalter in seiner Vaterstadt, Richter daselbst, endlich Mitglied des kaiserl. franz. Oberappellationshofs zu Hamburg; und alle diese Lagen mit ihren Geschäfften, die mit Gewalt in die nackte Wirklichkeit des Lebens einweihen, fesselten ihn nur inniger an eine arkadische Welt, worin er lebte und webte. Unaussprechlich süße und zarte epigrammatische Gedichte, wie sein Gespräch mit Amor; Lieder, die ein Hauch einer Phantasie und eines Gemüths sind, deren einziges Element das ländliche Leben, unschuldige Liebe, unaussprechliche Sehnsucht nach Ruhe; Idyllen, die entweder

ihren Stoff aus der alten bibliſchen Geſchichte nehmen, oder gar in eine Welt verſetzen, wie die Geßneriſche, wenn man eine Welt einen ſolchen Zuſtand nennen darf, der uns eine Cultur menſchlicher Empfindung und Anſicht in einer äußern Umgebung zeigt, durch welche und in welcher jene unmöglich entſtehen konnte: dies ſind die Früchte, welche Gramberg ſehr reichlich gewann in einer heißen, juriſtiſchen Amtsſphäre, unter gehäſſigen Verwicklungen und ſtürmiſchen Veränderungen des bürgerlichen Lebens um ihn her; und ſo arkadiſch fühlte, dichtete und trachtete in ſolcher Lage ein Talent, welches in ſeiner Frühe beſtimmt ſchien, nur Spötter über unſre Wirklichkeit zu werden.

Daß ſeinem ſchönen Herzen nicht genügte, ſich nur mit Spott des Geiſtes über das wirkliche Treiben zu erheben; daß der Hang dazu bei Nachgiebigkeit gegen ihn ſein Talent ganz ausfüllen und beſchäfftigen möchte, dieſe Beſorgniß und ſeine Selbſterkenntniß, wenigſtens in der Ahndung, wie ſeine Kraft nicht umfaſſend genug ſey, um Satyre und ſchöne Empfindſamkeit zugleich in ſeiner Bruſt zu beherbergen und zum Künſtleriſchen auszubilden: darin müſſen wir den Grund ſuchen, warum er als Jüngling und Mann ein durchaus andrer Dichter wurde, als ſeine Knabenjahre angekündigt hatten.

Auch darf man nicht unbemerkt laſſen, daß er ein vollſaftiger, höchſt blühender Knabe, ein welkender Jüngling war, ein Mann, deſſen Leben an der Auszehrung ſchwand.

Friedrich Buchholz,

geboren in der Mark Brandenburg, von einem Vater erzogen, welcher den preußischen Patriotismus aus der Zeit Friedrichs II. hegte, weiter gebildet auf einer preußischen Universität, zu Halle, Lehrer zu Brandenburg an der Ritterakademie, einem jener Institute, wo der Adel zu dem eigentlichen Kern preußischer Patrioten erwachsen sollte, in der Hauptstadt der Monarchie lebend und Ideen schaffend, nachdem er sein Amt aufgegeben, trotz aller Feinde durch Hardenbergs Urtheil mit einem jährlichen Gehalt vom König unterstützt, ist ein preußischer Patriot in jeder Ader, jeglichem Gefühl, und man verkennt den Ursprung und Zusammenhang seiner politischen und historischen Ansichten und Behauptungen, wenn man ihn nicht von diesem Standpunct aus beurtheilt.

Wie glücklich er bisweilen großen Theilen der allgemeinen Geschichte Ideen abgewinnt, wie unermüdet und öfters zu leidenschaftlich, zu lebhaft wechselnd, er nach allgemeinern Principien in den menschlichen Dingen strebt: so begeistert ihn eigentlich nur die Rükſicht auf Preußen, und seine Liebe für dasselbe beengt, verleitet ihn bisweilen in seinen Untersuchungen.

Eifrig ist er bemüht gewesen, seinen Forschungen über das Geld, die Juden, den Adel, tüchtige Principien, einen allgemeinen Charakter zu geben; aber er ist hier Preuße durch und durch, nur die Erfahrungen seines Vaterlands sind seine Führer, gegen Adel und Juden ist er bitter, weil er glaubt, daß die preußische Monarchie durch beide, besonders durch das israelitische Volk, unaussprechlich leide; und wenn man sich verwundert, wie ein so scharfsinniger Denker, der es so redlich mit der Wahrheit hält, bei dergleichen Untersuchungen eine an sich wahre Vorstellung, die aber nur ein einzelner Punct, bisweilen nur Nebenpunct des Ideensystems ist, zu einem herrschen-

den Princip hinauftreibt und dadurch völlig unwahr macht: so geräth man bald auf Spuren, daß er in preußischer Beschränkung sein Vaterland für die Welt, und ein Verhältniß der Heimath für ein allgemeines der Menschheit ansah.

Zu einer Zeit, wo Bonaparte fast noch mehr verkannt wurde, als jetzt nach seinem Sturz; wo das Beßre und Große in ihm dem Schicksal und dem ungeheuren Streben wider England noch nicht gewichen, und doch schon verspottet und gehaßt wurde; wo schon Muth dazu gehörte, ein historisches Urtheil über ihn auszusprechen, stand Buchholz nicht an, eine ungeheuchelte Bewunderung der Thaten und Einrichtungen desselben nicht nur zu verkünden, sondern selbst zu übertreiben, wie ihm leicht geschieht. Wenn er jetzt, wo er derselben Gegenstände und Personen erwähnt, jene Urtheile ganz vergessen zu haben, ja von einem Geist befangen zu seyn scheint, der ihnen geradezu widerspricht: so wähne man nicht, daß der Sturz des sonst bewunderten Helden und dem Anschein nach auch aller Einrichtungen, die derselbe im Sinn der Revolution in Frankreich getroffen hat, seine Ansicht völlig umgekehrt habe, und noch weniger traue man ihm zu, daß er nun, wegen feiger, selbstsüchtiger Antriebe wider seine innere Ueberzeugung rede. Buchholz ist ein entschloßner, muthiger Forscher, kein wankendes Rohr, das von jedem Wehen der öffentlichen Stimmung bewegt wird, und hat zu viel gute historische Einsicht, um zu glauben, daß manche der politischen Institutionen, die er einst gepriesen hat, durch irgend eine Gewalt entwurzelt werden könnten.

Allein er hatte die Neigung, die Bewundrung von ihrem Schöpfer und dessen Beginnen längst schon abgewandt, von dem Augenblick an, da dieser der Zerstörer seines Vaterlands wurde. Sein patriotischer Schmerz überwog jede seiner bisherigen Vorstellungen, jede seiner politischen Erwartungen von einem neuen Zeitalter, selbst alle Macht und ihm wohlbekannte Herrschaft der historischen Kritik. Dem unwahrscheinlichsten Gerücht schenkte er Beifall, um sich nur vorspiegeln zu können, daß sein König über Bonaparte triumphire. Der Tilsiter Frieden hat keinen mehr verwundet, als ihn, und da endlich der

erwartete Triumph seines Vaterlands erfolgt ist, kennt gewiß keiner der preußischen Patrioten eine umfassendere Freude, als er.

Wenn man seinen politischen und historischen Ideen durchaus nicht eine gewisse Originalität und Haltbarkeit absprechen kann, und nur bedauert, daß sie das Einzelne zu häufig zum Allgemeinen stempeln wollen: so muß man seinen psychologischen Scharfsinn noch mehr schätzen, aber auch hier sich verwundern, wie die glücklichsten Bemerkungen dadurch verdorben werden, daß er aus einzelnen echten Charakterzügen sich gewaltsam eine ganze Person aufbauen will, ohne sie als solche durch die Geschichte wahrgenommen zu haben und darthun zu können. Er hat allerdings das künstlerische Bedürfniß, ein Ganzes zu sehn und zu bilden; doch ihm entsteht die Stärke der Einbildungskraft des Historikers, die allein solches Bedürfniß befriedigen kann. Wenn er sich von jener Gewaltsamkeit frei erhält, wie treffend und fein psychologisch raisonnirt er dann; z. B. über Essex, Baco und Elisabeth.

Rudolstadt 1817,
gedruckt in D. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Zeitgenossen.

Zweiten Bandes

Dritte Abtheilung.

Digitized by Google

Friedrich II.

König von Würtemberg.

Friedrich II.

König von Würtemberg.

König Friedrich von Würtemberg wurde den 6. Nov. 1754 zu Treptow in Hinterpommern geboren. Sein Vater, Friedrich Eugen, war durch seine Vermählung mit Sophia Dorothea von Brandenburg-Schwedt in die engsten Verhältnisse mit dem preußischen Hof gekommen, hatte sich deshalb bleibend den preußischen Dienst gewählt, und war gerade bei der Geburt dieses seines ältesten Sohns mit seinem Regiment zu Treptow im Standquartier. Der Prinz und die Geschwister, die nach ihm geboren werden sollten, waren durch den Willen Friedrichs des Großen schon vor ihrer Entstehung zum lutherischen Glaubensbekenntniß bestimmt, während ihr Vater Katholik war, ihre Mutter zur reformirten Kirche gehörte; es geschah dem lutherischen Herzogthum zu Lieb, obschon bei ihrer Vermählung kaum von fern Hoffnung war, daß ein Sohn dieser Ehe jemals regierender Fürst von Würtemberg werden möchte. Friedrich Eugen hatte zwei ältere Brüder; beide jung und kräftig; beide vermählt; wie ließ sich erwarten, daß keiner von ihnen männliche Nachkommen hinterlassen werde?

Friedrich Wilhelm Carl, denn dies ist sein vollständiger Name, ward von der Natur mit außerordentlichen Fähigkeiten ausgestattet; in ihm lag ein großer Mann nach Kopf und Herz, und es hing von der Erziehung und den frühern Verhältnissen des Knaben und Jünglings ab, ob er entwickelt werden sollte. Seine Erziehung konnte erst nach dem Frieden von Hubertsburg, 1763, regelmäßiger geordnet werden. Die Abwechslungen des siebenjährigen Kriegs gestatteten seiner Mutter, während der Vater rühmlich mit den Kriegern Friedrichs focht, keinen bleibenden Aufenthalt an einem Ort; sie hatte von Treptow und Schwedt bald nach Stettin, bald nach Berlin selbst flüchten müssen. Zwar wußte sie ihrem Sohn überall die besten Lehrer zu verschaffen, die nur zu bekommen waren, und wirklich sollen schon damals seine ausgezeichneten Talente sich glücklich zu entwickeln begonnen haben; aber sollte nicht auch eben dieser häufige Wechsel der Lehrer auf irgend eine Weise von nachtheiliger Wirkung auf ihn gewesen seyn? Nun endlich erhielt er einen Gouverneur und zwei bleibende Lehrer; unter den letztern war namentlich der noch jetzt lebende würtembergische Prälat von Cleß, und es zeugt vielleicht von dem damaligen Zustand seines Zöglings, daß er den Auftrag erhielt, vorzüglich ihn zum strengsten Gehorsam anzuhalten. Seine weitere intellectuelle Bildung ging von nun an höchst glücklich von Statten; er sammelte sich einen Schatz schöner Kenntnisse, und vorzüglich waren Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Geschichte und Geographie die wissenschaftlichen Fächer, in welchen er sich auszeichnete. Es versteht sich von selbst, daß die lateinische Sprache und das Lesen ihrer Schriftsteller in jener Zeit nicht der unbedeutendste Gegenstand des Unterrichts seyn konnte, und lateinische Worte und Phrasen, selbst zusammenhängende Stellen aus Classikern, wurden ihm noch in den letzten Jahren seines Lebens von diesem Jugendunterricht her oft plötzlich wieder gegenwärtig. Allein dies war Verdienst seines außerordentlichen Gedächtnisses, und beweist weder für große Fortschritte, noch für ernstliches Studium, so wie man überhaupt nichts von einem Einfluß bemerkt, den das classische Alterthum auf seine Bildung gehabt hätte. Sie war französischer Art, ging von französischem

Wesen aus, und Frankreichs Sprache war schon früher seine Lieblingssprache. Auch konnt' es nicht wohl anders seyn, da seine Familie in so engem Verhältniß mit dem preußischen Hof stand, und Friedrich der Große ihm von seiner frühesten Jugend an als höchstes Ideal vor der Seele schwebte.

Nach Verfluß einiger Jahre kam der Prinz mit drei seiner jüngern Brüder nach Lausanne, damit dort ihre Bildung vollendet würde, und natürlich mußte durch diesen Aufenthalt seine Vorliebe fürs Französische fester begründet, seine Cultur noch viel mehr französisch geartet werden. Es ist wahr, daß diese französische Cultur, vorzüglich in jener Zeit, die deutsche an Gewandtheit und Feinheit unendlich übertraf, daß sie angenehm, selbst imponirend ins Auge fiel; allein so mehr stand sie der deutschen an Tiefe und Gründlichkeit nach, und es war kein Ersatz für diese Eigenschaften, daß sie über Alles mit Leichtigkeit schwatzen lehrte. Auf den Prinzen wirkte dies so nachtheiliger, je mehr Geist und Talent er besaß; schnell faßte er jeden Gegenstand nach irgend einer Ansicht auf, und eben weil die Gründlichkeit fehlte, mußte ihm denn diese stets die richtige seyn. Mancher Mißgriff seines spätern Lebens ist hieraus hervorgegangen. Uebrigens wurde seine Bildung doch nicht durchaus französisch; unverkennbar sind Spuren seiner frühern Erziehung durch Deutsche in ihm zurückgeblieben, und sicher erhielt späterhin seine Vorliebe für das Französische noch einen gewaltigen Stoß durch die Ereignisse der französischen Revolution.

Nach zurückgelegten sogenannten Bildungsjahren betrat Friedrich Wilhelm Carl die militärische Laufbahn, und es versteht sich von selbst, daß er zuvörderst jedem andern den preußischen Dienst vorzog, in welchem er sogleich als Obrist von Friedrich dem Großen angestellt wurde. Seine dortigen Verhältnisse waren wohl Veranlassung, daß er sich um diese Zeit, am 27. Oct. 1780, mit Auguste Caroline Friedrike Luise, der ältesten Tochter des regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, vermählte. Sie gebar ihm zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen, und der Tod trennte

sie von ihm 1787. Er befand sich noch im Dienst von Preußen, und war schon Gatte und Vater, als Großfürst Paul von Rußland und dessen Gemahlin, seine Schwester, ihre Reise durch Deutschland, Italien, die Schweiz und Frankreich machten; an sie schloß er sich zur Durchreisung Italiens, sagte darauf schnell den preußischen Dienst auf und begleitete sie nach Petersburg, wo ihn die Kaiserin Catharina als General-Lieutenant und General-Gouverneur von Russisch-Finnland anstellte. Hier blieb er bis Ende des Jahrs 1786. Er hatte während seines Dienstes in Preußen Gelegenheit gehabt, sich im bairischen Erbfolgekrieg auszuzeichnen, so kurz derselbe dauerte, und war von Friedrich zum General-Major befördert worden; seine Verbindung mit seiner Gemahlin segnet Würtemberg, weil aus ihr ihm sein König Wilhelm hervorging; auch Rußland ließ dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, das er sich während seines Aufenthalts daselbst erwarb; aber dennoch löste sich von diesen Verhältnissen keines für ihn freundlich, und in allen zeigte sich, wie wenig er der großen Kunst Meister geworden sey, sich selber zu beherrschen, sich selbst und andern zu gehorchen.

Nachdem er Rußland und den russischen Dienst verlassen hatte, begab er sich wieder an die Ufer des Genfersees, und miethete sich unweit Lausanne, seines angenehmen Jugendaufenthalts, das Landhaus Monrepos, wo er ungefähr ein Jahr verweilte. Dann bezog er Bodenheim, einen Landsitz in der Gegend von Mainz, das er sich erkauft hatte, und bereiste von hier aus Holland und Frankreich; letzteres im Jahr 1789, als eben die Verhandlung der Generalstaaten in Versailles begonnen hatte. Um diese Zeit war längst entschieden, daß von keinem seiner beiden Oheime, Carl und Ludwig Eugen, den ältern Brüdern seines Vaters, männliche Nachkommenschaft mehr zu erwarten wäre, und daß die Regierung nach dem Ableben derselben an seinen Vater und dessen Familie übergehen würde. Mit Recht konnte er daher einen Wohnsitz im Herzogthum verlangen, und wirklich ließ er sich jetzt, beinahe gegen den Willen des Oheims Carl, im Febr. 1790, in Ludwigsburg nieder. Wir sagen nichts von seinen fortdauernden Kämpfen mit

dem Herzog während dieses Aufenthalts; aber eigen ist, daß gerade er es war, der um diese Zeit dem letzten römisch-deutschen Kaiser, Franz II., das Diplom seiner Wahl von Frankfurt nach Seligenstadt zu überbringen hatte, und der ihm zuerst zu dieser sonst höchsten Würde in der Christenheit Glück wünschte; auch das darf nicht übergangen werden, daß schon damals jene Menschen sich um ihn zu sammeln anfingen, welche einst, wenn er selbst zur Regierung käme, so bedeutenden Einfluß auf das Wohl und Weh der Würtemberger haben sollten.

Carl und Ludwig Eugen, seine beiden Oheime, starben schnell hinter einander, innerhalb zwei Jahren; die Regierung Würtembergs ging 1795 an seinen Vater über, und er selbst nahm jetzt den Titel des Erbprinzen an. Schon das Jahr darauf war die Lage des Herzogthums höchst schwierig; die Heere der französischen Republik waren über den Rhein gegangen, und drohten mit einem Einfall. Da führte er, was vom Militär im Lande war, nach dem Schwarzwald, ihr weiteres Vordringen zu verhindern, aber ohne Erfolg; der Kniebis ward von den Feinden erstürmt, und noch jetzt erzählt man sich, welchen Schrecken damals seine plötzliche Zurückkunft überall im Land verbreitete. Die Franzosen rückten ein, und er flüchtete nach Anspach, hielt sich dann einige Wochen in Wien auf, und schloß sich während dieser Zeit nur zu eng an die Gegner Frankreichs an. Hier leitete er auch seine zweite Vermählung ein, mit der Kronprinzessin von England, Charlotte Auguste Mathilde, der jetzt verwittweten Königin, welche in London, wohin er selbst gereist war, am 18. Mai 1797 vollzogen wurde. Bald darauf kam er mit seiner Gemahlin zurück nach Stuttgart, und benutzte die Zeit bis zum Tode seines Vaters auf eine Weise, die seinem Verstand und seinem Willen Ehre macht. Er sah öfters Männer aus verschiedenen Ständen bei sich, welche den Ruf hatten, daß sie klug und in ihrem Fach zu Hause seyen; besprach sich mit ihnen über die Gegenstände, worin er ihnen vorzügliche Einsicht zutraute, und suchte sich so für seine künftige Regentenbestimmung durch Unterredungen mit ihnen zu belehren. Unerwartet schnell starb sein Vater, schon am 23. Dec. 1797.

Als der 15te regierende Herzog trat er nun unter dem Namen Friedrich II. die Regierung Würtembergs an, und unstreitig hat die würtembergische Geschichte unter keinem seiner Vorfahren einen Zeitraum aufzuweisen, der seine Zeit an Wichtigkeit und Merkwürdigkeit übertroffen hätte. Das Herzogthum gedieh unter ihm zuerst zum Churstaat, endlich zum unabhängigen Königreich; die Zahl seiner Bewohner stieg von 600,000 Unterthanen, die er antraf, allmählig über 1,300,000; sein Flächenraum erweiterte sich von 153 bis 368 Quadratmeilen. Wo Friedrichs Ahnherren in beschränkten Verhältnissen regiert hatten, waltete und herrschte er selbst bald in ungebundner Machtvollkommenheit. Allerdings begünstigten ihn Umstände und Verhältnisse; allein sein Verdienst ist es, daß er dieselben mit Kraft und Verstand benutzte; kein Minister hat in seinem Namen gehandelt; selbst schon wegen des Rufs, daß er ein Mann von Geist und Charakter sey, ist ihm häufig ehrenvolle Rücksicht von Mächtigern zu Theil geworden. In der Geschichte seiner Regierung sprechen sich vorzüglich zwei Haupttendenzen aus: das Wünschen und Streben einer Seits, sich mit den bedeutendern Fürsten Europa's durch Rang und Würde, durch Glanz und Macht mehr und mehr in eine Linie zu stellen, und andrer Seits ein beinahe leidenschaftliches Trachten nach freier, ungehemmter Thätigkeit im Innern seines Staats selbst. In diesen beiden Hinsichten gleicht er vorzüglich jenem ersten Friedrich Würtembergs, dessen Namen er bedeutungsvoll annahm; und war nicht Friedrich II. von Preußen das Ideal seiner Seele, an welchen sein Name ebenfalls erinnern sollte?

Die ersten Jahre seiner Regierung gewährten wenig Hoffnung für Erreichung jener beiden Endzwecke, ließen Würtemberg selbst wenig Tröstliches erwarten, wegen der unsichern und schwankenden Verhältnisse Europa's überhaupt. Die beträchtlichen Besitzungen der Familie jenseits des Rheins waren im Verlauf des Revolutionskriegs verloren gegangen und der französischen Republik einverleibt worden; und obschon der Friedenscongreß in Rastadt begonnen hatte, und von Entschädigung der deutschen Fürsten für die jenseits des Rheins ver-

lohrnen Länder die Rede war, dennoch wußte nach jähriger Unterhandlung Niemand, was und wie es werden möchte. Der Congreß endete, wie nie einer, im April 1799, und der Krieg begann auf's Neue. Der Herzog, welcher in enger Verbindung mit Oesterreich und mit England war, von welchem letztern er Subsidien bezog, machte größere Anstrengungen gegen Frankreich, als die bloße Pflicht des Reichsfürsten ihm auflegte; das Glück schien überhaupt die Verbündeten zu begünstigen, und namentlich schlugen die Würtemberger in Verbindung mit Oesterreichern, im August und October 1799, die Franzosen glücklich zurück, welche von Manheim aus ins Herzogthum vorgedrungen waren. Allein derselbe Monat October führte auch Napoleon Bonaparte aus Aegypten zurück, der sich jetzt an die Spitze des französischen Staats stellte. General Moreau commandirte zum zweiten Mal mit dem glücklichsten Erfolg gegen Deutschland; das Herzogthum ward abermals von den Franzosen besetzt, die Bergfeste Hohentwiel bei dieser Gelegenheit zerstört, und das Land mußte 6 Millionen Livres Contribution bezahlen. Der Herzog hatte sich indessen nach Erlangen geflüchtet, und begab sich von da nach Wien, persönlich sein Interesse am kaiserlichen Hoflager zu betreiben; bald schickte er zu demselben Zweck einen Gesandten nach Paris, und benutzte zugleich glücklich für sich seine Verbindungen mit Rußland. Nicht sehr günstig gegen ihn war vorzüglich die französische Regierung gestimmt, die eine entschiedne Abneigung gegen Frankreichs Sache bei ihm bemerkt zu haben glaubte, und ihn aus diesem Grund nicht in der Nähe zu wünschen schien. Damals war die Rede davon, daß das Herzogthum nach dem Lauf des Neckars zwischen Baiern und Baden getheilt werden sollte, und sicher ist, daß dem Herzog von Seiten des Kaisers Paul von Rußland das ganze Churfürstenthum Hannover als Entschädigung angetragen wurde, wenn er auf sein Stammland Verzicht thun würde. Er verwarf das Anerbieten mit der entschlossenen Erklärung: er wolle lieber gar nichts, als mit freiem Willen auch nur ein einziges Dorf des Herzogthums abtreten. Seine Festigkeit blieb nicht unbelohnt. Nicht nur muthete man ihm kein Aufgeben seines Herzogthums mehr zu, sondern Frankreich selbst,

nun minder abgeneigt, versprach ihm jetzt angemessene Entschädigung sowohl für die überrheinischen Besitzungen, als für die Verluste und Beschädigungen überhaupt, welche Würtemberg in den letzten Kriegsjahren erlitten hatte.

Nach dem zu Lüneville zwischen dem Kaiser und Frankreich abgeschlossenen Frieden kehrte Friedrich II. am 13. Mai 1801 nach Würtemberg zurück, und übernahm die Regierung wieder persönlich, wiewohl auch während seiner Abwesenheit und während die Feinde das Land besetzt gehalten hatten, alle Verordnungen in seinem Namen ergangen waren. Das Jahr darauf machten auch Frankreich und England ihren Frieden zu Amiens, und noch zuversichtlicher konnte von jetzt der Gemahl der Kronprinzessin von England der nächsten Zukunft entgegensehen. Bald kam ein besondrer Friedenstractat zwischen Frankreich und Würtemberg zu Stande, auf's Neue ward dem Herzog kräftige Mitwirkung der französischen Regierung versprochen, ihm eine angemessene Gebietsentschädigung zu verschaffen; die Reichsdeputation, deren Mitglied Würtemberg war, eröffnete wirklich unter Rußlands und Frankreichs Vermittlung ihre Verhandlungen, und ihr Resultat war für Würtemberg nicht unerfreulich. Nämlich durch ihren Schluß vom 25. Febr. 1803 ging dem Herzog ein alter Wunsch seines Hauses in Erfüllung, indem es zur Churwürde erhoben ward, wodurch es den ersten Fürstengeschlechtern Deutschlands an Rang vollends ganz gleich kam, und für die verlornen Besitzungen jenseits des Rheins bekam es eine beträchtliche Entschädigung. Das waren die bisherigen Reichsstädte Reutlingen, Weil, Eßlingen, Rothweil, Giengen, Aalen, Hall, Gemünd und Heilbronn, nebst der gefürsteten Propstei Ellwangen und den Klöstern Zwiefalten, Rothmünster, Heiligenkreuzthal, Schönthal, Komburg, Oberstenfeld und Margretenhausen; für etliche und 40,000 Seelen erhielt er 110,000, statt jener entlegnen Besitzungen solche, die im Herzen des alten Landes lagen, oder sich bequem an dasselbe anschlossen. Diese neuen Besitzungen vereinte der Churfürst nicht mit dem alten Lande, sondern bildete daraus einen eignen Staat unter dem Namen des Neuwürtembergischen, des-

sen Organisation durchaus sein eignes Werk war. Der neue Staat bekam seine vom alten Staat durchaus unabhängigen Regierungs- und Verwaltungsbehörden, deren Sitz Ellwangen war, und wurde von ihm in drei Landvogteien, Ellwangen, Heilbronn und Rothweil, eingetheilt.

Kurz vorher, ehe die Sachen diese glückliche Gestalt gewannen, hatte das Herz Friedrichs einen empfindlichen Verlust erlitten durch den Tod des Grafen Carl von Zepplin, dem er seit langer Zeit nicht nur sein Vertrauen, sondern noch mehr, seine Liebe und Freundschaft, geschenkt hatte. Zepplin war ein mecklenburgischer Edelmann, stand lange vor dem Regierungsantritt des Churfürsten in einem trauten Verhältniß zu demselben, hatte in frühern Lagen Freud' und Leid brüderlich mit ihm getheilt, und war von ihm, als er zur Regierung kam, zu seinem ersten Minister ernannt, war durch seine Verwendung zum Grafen erhoben worden. Er war ein Mann voll Geist, Leben und Kraft; human, nicht ohne Kenntnisse, sehr klug, und hatte den entschiedensten Einfluß auf Friedrich; er nahm stets das Edlere in seinem Freund in Anspruch, und suchte ihn über sich selbst emporzuheben. Oft war es ihm gelungen, die stürmische Leidenschaft desselben zu beschwichtigen oder zu mildern, und wie wohlthätig möchte er in mancher Hinsicht für Würtemberg geworden seyn, wenn er bei längerem Leben in gleicher Liebe und Achtung bei Friedrich sich hätte erhalten können! Er starb, und jeder Würtemberger, der ihn kannte, segnet seine Asche! An seinen Namen knüpft man, wie gern, Ideen von Biederkeit und wahrhaft deutschem Charakter! —

Eine neue Störung erlitt Deutschland, und vorzüglich die Ruhe von Würtemberg, schon nach zwei Jahren wieder. Der dritte Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich war ausgebrochen; unerwartet schritten die französischen Heere über den Rhein; die Unterhandlungen des Churfürsten mit Preußen, sich sichre Neutralität zu verschaffen, waren umsonst gewesen, und schon am 2. Oct. 1805 war Kaiser Napoleon selbst in Ludwigsburg. Er und der Churfürst sahen sich bei dieser Gelegenheit zum

ersten Mal; er ließ dem Geist und Charakter des letztern Gerechtigkeit widerfahren, und sichtlich behandelte er ihn von dieser Zeit an stets mit Achtung, wohl mehr seiner Persönlichkeit wegen, als wegen der politischen Bedeutung seines Staats. Auch österreichische Streifpartien waren um diese Zeit bis in die Nähe Stuttgarts gekommen; in der einen Hälfte des Landes spielten Oesterreicher den Meister, in der andern Franzosen, und Friedrich befand sich in einer peinlichen Verlegenheit über die Wahl, welche er treffen sollte. Noch immer wünschte er, neutral bleiben zu können; aber Napoleon wollte sichern Rücken. Man erinnert sich noch, welche Mühe der französische Gesandte sich geben mußte, bis Friedrich endlich den harrenden Kriegern Napoleons die Thore von Ludwigsburg eröffnete; wie lange Marschall Ney vor Stuttgart stand und drohte, ehe ihn der alte General von Hügel einließ, und welches Schicksal dieser sich dadurch zuzog. Der Churfürst verband sich mit Frankreich, weil er keine andre Wahl hatte, und stellte 8000 Mann gegen Oesterreich ins Feld. Der Schritt mag ihm versüßt worden seyn durch die Aussicht auf die Königswürde und die damit verbundne volle Souveränetät, welche ihm schon damals eröffnet ward, und durch Versprechung neuer Gebietsvergrößerung. Nach einem Krieg von zwei Monaten erfolgte der Preßburger Frieden am 2. Dec. 1805; darin wurde von Oesterreich die Königswürde und volle Souveränetät Würtembergs anerkannt, und von vorderösterreichischen Besitzungen an dasselbe abgetreten: die Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, die Landvogtei Altdorf mit Zubehör, die fünf Donaustädte: Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, ein Theil des Breisgaus innerhalb der würtembergischen Besitzungen, und die Städte Villingen und Breunlingen. Zu Würtemberg kam damals ferner die Grafschaft Bondorf, dem Johanniter-Orden zugehörig seit dem Reichsdeputationsschlusse; und alle Besitzungen der Reichsritterschaft und des Deutsch- und Johanniter-Ordens, welche von Würtemberg umgrenzt waren, mußten sich dessen Oberherrlichkeit unterwerfen. Diese Städte und Herrschaften, neben dem alten Herzogthum und dem früher erhaltenen Neuwürtemberg, waren damals die Bestandtheile des

neuen Königreichs. Durch eine feierliche Handlung erklärte sich Friedrich als König von Würtemberg am ersten Januar 1806.

Noch im Laufe eben dieses Jahrs 1806 kam neuer und bedeutender Länderzuwachs zu dem neuen Königreich. Die französische Politik wollte das Reich deutscher Nation, welches seit langer Zeit bloß noch ehrwürdiger Nachhall aus der Vergangenheit und nicht mehr von wirklicher Bedeutung war, vollends ganz aufgelöst sehen; Franz II. entsagte dem Titel und den Ansprüchen des römischen Kaisers, während die unter Frankreichs Einfluß stehenden deutschen Fürsten vom Reichsverbande sich lossagen, und in den Rheinbund unter Frankreichs Schutz zusammentreten mußten. Es galt hier nicht, die Folgen zu überlegen, welche das neue Verhältniß für die Verbündeten haben möchte; alle folgten selbst der Nothwendigkeit; und wenn auch nicht, wer hätte damals würdigen und berechnen wollen? Am 12. Juli wurde der Rheinbund geschlossen, und Würtemberg, Baiern und Baden, damals die bedeutendsten Mitglieder desselben, erhielten neue Gebietsvergrößerung; die Freude hierüber ließ sie wohl Manches übersehen, was gleich anfangs mißlich scheinen mochte. An König Friedrich wurde von Baiern die Herrschaft Wiesensteig, welche in vorigen Jahrhunderten zwei Mal in würtembergischen Händen gewesen war, von Baden die Stadt Biberach mit ihrem Gebiet abgetreten, wofür er letzterem die Grafschaft Bondorf nebst einigen Städten überlassen sollte. Er erhielt ferner die Commenden des deutschen Ordens Kapfenburg und Alschhausen, die Benedictiner-Abtei Wiblingen, die Stadt Waldsee und die Grafschaft Schelklingen. Zugleich kamen unter würtembergische Hoheit die Besitzungen der Fürsten und Grafen Truchseß-Waldburg, die Grafschaften Baindt, Gutenzell, Eglofs, Heggbach, Isny, Königsegg, Aulendorf, Ochsenhausen, Roth, Schussenried und Weissenau; die Herrschaften Mietingen und Sulmingen, Neu-Ravensburg, Tannheim, Warthausen, Weingarten; die Besitzungen der Fürsten von Thurn und Taxis, mit Ausnahme einiger Aemter; die fürstenbergischen Herrschaften Gundelfingen und Neufra; die limpurgischen Herrschaften; ferner alle fürstlich

hohenlohischen Besitzungen, mit Ausnahme der Oberämter Schillingsfürst und Kirchberg; endlich der auf der linken Seite der Jart gelegene Theil von Salm-Krautheim. Es war natürlich, daß die neuen Besitzungen der drei Höfe mannigfach auf unbequeme Weise in einander griffen; deshalb schloß der König in den nächsten Jahren mit Baiern und Baden mehrere Verträge, welche dem Uebelstand abhalfen.

Friedrich hatte als Mitglied des Rheinbunds ein Contingent von 12,000 Mann zum Bundesheer zu stellen, und es mußte noch im Lauf des Jahrs 1806 gegen Preußen ins Feld rücken. Die Würtemberger standen nebst den Baiern unter dem Oberbefehl des Prinzen Jerome, und zeichneten sich keineswegs durch gute Manns-zucht, wohl aber durch Tapferkeit aus. Für letztere zeugen die Eroberung von Glogau und von Breslau, ihre Kämpfe mit dem Fürsten von Anhalt-Pleß, die Eroberung des verschanzten Lagers bei Glatz. Damals war die Lage der Dinge so, daß sich der König glücklich schätzen mußte, als seine Tochter, die Prinzessin Catharine, vom französischen Kaiser zur Gemahlin für den Prinzen Jerome, den nachmaligen König von Westphalen, bestimmt wurde, wie sehr auch diese Verbindung seiner sonstigen Ansicht und Gesinnung widerstreiten mochte. Die Dynastie Bonaparte schien für Jahrhunderte festgegründet; er erkannte, daß er vom Kaiser abhänge, hatte Dankbarkeit gegen ihn, ehrte seine außerordentlichen Eigenschaften.

Im Geist derselben Politik fand sich Friedrich im Oct. 1808 zu Erfurt ein, bei der feierlichen Zusammenkunft der beiden Kaiser von Rußland und von Frankreich. Wohl wußte er, daß er nebst andern Fürsten des Rheinbunds zunächst nur darum hinberufen sey, um den Glanz des Herrschers der Franzosen zu erhöhen; allein nothwendige Rücksichten geboten, während zugleich der Gedanke, in dem Kreise der Herrscher Europa's persönlich anwesend zu seyn, und in ihrer Mitte zu glänzen, ihn schmeichelnd ansprach. Hier wußte er Würtemberg der traurigen Nothwendigkeit zu entheben, seine Söhne, gleich andern Staaten des Rheinbunds, zum sichern Untergang

tergang in den spanischen Krieg senden zu müssen, indem er das französische Cabinet darauf aufmerksam machte, wie wenig Oesterreich zu trauen sey, dessen Kaiser, obschon von Napoleon eingeladen, nicht in Erfurt erschienen war. Baiern, Sachsen und Würtemberger sollten zum Schutz von Deutschland zurückbleiben.

Wirklich kam es schon im Frühjahr 1809 zum vierten Krieg zwischen Frankreich und dem österreichischen Kaiserstaat. Friedrich nahm an diesem Krieg thätigern Antheil, als an einem der frühern. Nicht nur rückte das würtembergische Contingent, unter Anführung des französischen Generals Vandamme, wohlgerüstet und vollzählig ins Feld, und erhielt von den Franzosen selbst gerechte Anerkennung seiner Tapferkeit und der Verdienste, welche es bei entscheidenden Gelegenheiten sich machte, sondern der König unternahm sogar persönlich einen Feldzug. Alle deutschen Provinzen im Süden und Norden, welche in diesen letzten Jahren französische Waffengewalt ihren zeitherigen Besitzern entrissen und fremden Herren zugetheilt hatte, waren schwierig und drohten mit Aufstand. Nach dem Beispiel der Tyroler erhoben sich die Vorarlberger, rückten gegen das würtembergische Oberschwaben, und dieses schien theilweise selbst nicht ungeneigt, sich zu gemeinschaftlicher Sache an sie anzuschließen. Da brach Friedrich mit seinen Garden, dem sonst im Lande befindlichen Militär und den sogenannten Veteranen schnell gegen sie auf; schon sein bloßes Erscheinen hinderte sie; noch ehe aber Thaten verrichtet waren, langte die Nachricht an von der Schlacht bei Wagram und dem in Folge derselben geschloßnen Waffenstillstand, welchem den 14. Oct. 1809 der Wiener Friede folgte. Etwas früher hatten sich die Einwohner von Mergentheim, dem Sitz des Deutschmeisterthums, erhoben, nachdem ihr Ländchen kurz vorher von Seiten Würtembergs besetzt worden war. Die nachsichtslose Strenge und die grausame, greuelvolle Härte, mit der sie bestraft wurden, beweist, wie ansteckend französisches Beispiel auch hierin war.

Abermals versprach der Kaiser dem König bei seiner Rückreise aus Oesterreich bedeutenden Länderzuwachs, wie Baiern, mehr, als er zu halten gesonnen war. Allein

ehe etwas gegeben wurde, mußte er sich, gleich andern Fürsten des Rheinbunds, zu der bekannten Reise nach Paris am Ende des Jahres 1809 entschließen. Schon durch das bloße Erscheinen in Paris betrieb man in damaliger unglücklichen Zeit sein Interesse, und gewiß that er klug daran, daß auch er die Entschädigung für seine Anstrengungen im letzten Krieg sich nicht wollte entschlüpfen lassen. Er erhielt den bedeutenderen Theil des Deutschmeisterthums Mergentheim; und Baiern, dem ein Stück der österreichischen Eroberung zugetheilt ward, trat ihm zufolge eines Vertrags vom 18. Mai 1810 so viel an Land und Leuten ab, daß für Würtemberg, nach Abzug dessen, was es an Baden abgegeben hatte, ein Gewinn von 110,000 Einwohnern übrig blieb. Die baierischen Landgerichte Tettnang, Buchhorn, Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Söfflingen, Geißlingen, Alpeck = Elchingen, Krailsheim kamen damals an Würtemberg; Theile der Landgerichte Nördlingen, Dinkelsbühl, Feuchtwang, Rothenburg und Uffenheim, die Stadt Ulm; die Hoheit über die Grafschaften Fugger = Kirchberg, Fugger = Dietenheim, über die thurn = und taxischen Besitzungen Tischingen und Neresheim, über das Fürstenthum Hohenlohe = Kirchberg, endlich über einige Theile von den Fürstenthümern Oettingen = Spielberg, und Oettingen = Wallerstein. Dies war der letzte Zuwachs, der dem Königreich zu Theil wurde. Seine Bevölkerung stieg dadurch auf 1,350,000 Einwohner, sein Flächenraum auf 368 Quadratmeilen.

Allein, welche Aenderungen gingen nicht im Innern dieses Staats vor, seitdem er Königreich geworden war, und während er sich sofort vergrößerte! Kein Stein vom alten Gebäude blieb unverrückt an seiner Stelle; und wie Friedrich die ganze Leitung des auswärtigen Verhältnisses ausschließend sich selbst vorbehalten, und durchaus nach eigner Ansicht zu Vergrößerung seines Staats benutzt hatte, so war er auch die Seele von alle dem Einreißen und Aufbauen, das seit der angenommenen Königswürde Schlag auf Schlag im Innern erfolgte. Kaum ist wohl eine bedeutende Idee von einem seiner Minister ausgegangen; sie mußten in die seinigen eingehen, und im Einzelnen ausführen, was er in der Eile sich allgemein gedacht hatte. Hatte er vollends eine Idee mit Leidenschaft

aufgefaßt, und nach seiner Art von ihrer Tüchtigkeit sich überzeugt, dann wäre kein Sterblicher vermögend gewesen, ihn durch Ueberredung davon abzubringen.

Friedrich war ein Mann von ausgezeichnetem Geist und von derber Kraft; gewiß, wie je ein Fürst, von der Natur ausgestattet, um Selbstregent eines Staats zu seyn. So bestimmt, als irgend eine andre Eigenschaft, lag der Wille dazu in ihm vor; und mußten nicht seine Ansichten und sein Wille, diesen Punct betreffend, entschieden sich ausbilden, während er in dem Dienst Preußens und Rußlands sich befand? War nicht Friedrich II. das Regenten-Ideal, auf das er hinsah? Völlig freie Hand zu haben, um zu thun und zu befördern, was in seinen Augen gut und nützlich war, hätte schon darum in ihm zum heißen Wunsch werden müssen, wenn ihn auch nicht die eigenthümliche Ungebundenheit des Charakters, ein starker, von keiner Erziehung überwältigter Naturzug, herrschen zu wollen, und nicht sich beherrschen zu lassen, unwiderstehlich mächtig zu diesem Wunsch hingetrieben hätte. Frühe richteten sich seine Augen auf Würtemberg; früh dachte er sich als den Regenten dieses Lands — aber die Verfassung desselben entzog, seiner Ansicht nach, dem Regenten beinahe allen Spielraum, worin er seine Kraft zeigen konnte; und wenn er auch diese Verfassung in Rücksicht auf seine Oheime und Ahnherren billigte, und anerkannte, daß die würtembergische Familie selbst ihr die Fortdauer zu danken habe — für seine eigne Person passend konnte er sich nimmermehr dieselbe vorstellen. Er kam nach Würtemberg zurück, und sah nun selbst, wissen mußte er es längst, das ihn niedrig bedünkende Spiel, welches Herzog Carl und die Ständeausschüsse zusammen trieben; die französische Revolution, welche in ihrer ersten Periode so oft nichts Anderes forderte, als was in Würtemberg längst zu Hause war, hatte ihn argwöhnisch gemacht; er sah den Beifall und die guten Wünsche, welche damals im Herzogthum, wie beinahe in ganz Deutschland, für die gute Sache Frankreichs sich erklärten; er hörte endlich von revolutionären Umtrieben, welche man einzelnen Mitgliedern der Stände Würtembergs, vom Jahr 1797 an, noch jetzt öffentlich Schuld gibt: — ist nicht unter diesen Umständen erklärbar, daß er weder Sinn noch

Herz für die Verfassung des Herzogthums haben konnte, schon als er die Regierung antrat? Zwar beschwur er dieselbe; denn auf sie zu schwören war unvermeidlich, wenn er die Regierung antreten wollte; er beschwur sie sogar ohne Arg; allein eine geheime Casse, wovon man ihm keine Rechnung ablegte, eine erlaubte Betriebsamkeit der Ausschüsse hinter seinem Rücken und sogar gegen ihn selbst, ein fortdauernder Gewalteinfluß einzelner Familien, von den Vätern her ererbt — solche und andre Dinge vertrugen sich unmöglich mit seinem Charakter und mit seinen Ansichten. Auch ihn suchte man anfangs zu handhaben, wie weiland Herzog Carl in seinen spätern Zeiten, und es gereicht ihm wahrlich nicht zur Unehre, daß man von landschaftlicher Seite unter der Hand sagen hörte, bei ihm sey mit Geld auch nicht das Mindeste auszurichten. Ein bloßer Versuch der Art mußte ihm die Sache der Verfassung vollends ganz verwerflich machen, und Kämpfe zwischen ihm und den Ständen waren bald nothwendig, um so mehr, wenn sie sich gegenüber von ihm mehr erlaubten, als die wahre Klugheit ihnen gestattete; und herzlicher Widerwille und Haß gegen die Verfassung mochte in ihm allmählig entstehen, wozu ein Volksauftritt in Stuttgart, als er 1800 bei seiner Flucht nach Erlangen die landschaftliche Casse mit sich nahm, gewiß nicht wenig beitrug. So mißlich damals seine Lage war, ebnete er sich doch bald wieder seinen Weg; er erhielt die Hoffnung und Zusicherung einer angemeßnen Entschädigung für Mömpelgard und die andern überrheinischen Besitzungen, und der Reichsdeputationsschluß von 1803 fiel so aus, daß er nicht genöthigt war, das Neuerworbene mit dem alten Lande zu vereinigen. Er bildete es zum eignen Staat, unter dem Namen Neuwürtemberg, wie sich von selbst versteht, ohne Stände, und gewiß war sein ernstlichster Wille, an ihm seinen befangenen Altwürtembergern recht augenscheinlich zu zeigen, wie ein Staat beschaffen seyn müsse, der den Namen eines wohleingerichteten verdiene.

Auch nach diesem fuhren er und die Stände des Herzogthums fort, einander gegenseitig zu reizen, bis Napoleon endlich aus Veranlassung des dritten französisch-österreichischen Kriegs im Jahr 1805 ins Land kam, sich

enger mit ihm verband, und ihm durch den Preßburger Frieden Souveränetät und Königswürde verschaffte. Diese Souveränetät (der Sinn des Ausdrucks scheint absichtlich nicht näher bestimmt worden zu seyn) gab ihm nicht nur Unabhängigkeit von Kaiser und Reich, sondern gewährte ihm, nach seiner Ansicht, zugleich auch völlige Unbeschränktheit in seinem Regentenverhältniß zu dem eignen Staate; und gewiß, wenn Souveränetät bloß das Eine oder das Andere hätte bedeuten sollen, und ihm die Wahl geblieben wäre, eins von beiden sich zu wählen, er hätte die Unbeschränktheit im Innern der äußern Unabhängigkeit vorgezogen! Sofort ward die Verfassung des Herzogthums für aufgehoben erklärt, und altes und neues Land mußten sich unter seine individuelle Einsicht und seinen Herrscherwillen mit gleicher Resignation bequemen. Auch das Land seiner Väter hatte er sich jetzt erst erobert! Wenn man fragt, ob sich denn die Stimme keines seiner Minister oder seiner Vertrauten dagegen erhoben habe, so dient zur Antwort: er besprach die Sache mit Keinem als etwas, dessen Ausführung überhaupt noch überlegt werden müsse, sondern die Rede konnte nur davon seyn, wie es auszuführen sey; und die, welche bei ihm in solchen Dingen das meiste Gewicht hatten, waren Ausländer; oder, — ob nicht in seinem eignen Innern eine Stimme ihm hörbar geworden sey, an den Eid ihn erinnernd, den er seinem Land geschworen hatte? Aber hieran ward im ersten Freudentaumel wohl nicht einmal gedacht; er benahm sich als ein Mann, aus dessen ganzer Handlungsweise hervorleuchtete, daß ihm auch nicht ein leiser Zweifel einkam, das Recht möchte vielleicht nicht auf seiner Seite seyn. Der Verfasser dieser Darstellung ist weit entfernt, das Benehmen Friedrichs bei dieser Gelegenheit zu billigen; er will es nur erklären, während er zugleich auch freimüthig gesteht, daß die Stände Würtembergs, wären sie fortbestanden, durchaus andern Tact und andre Handlungsweise sich hätten aneignen müssen, als bis dahin bei ihnen herkömmlich gewesen war; wären sie fortbestanden und nach alter Art im alten Gleise fortgegangen, dann ließ sich das Ende Würtembergs voraussehen. — Aber ist es denn auch gedenkbar, daß Stände überhaupt die Zeit Napoleons über mit Wirksamkeit fortdauern konnten?

Es würde zu weitläuftig seyn, all die Aenderungen und Umgestaltungen der Zeitfolge nach aufzuzählen, welche jetzt im Innern Würtembergs schnell hinter einander vorkamen. Alles ward anders mit der angenommenen Königswürde, sowohl in Hinsicht auf Regierung als auf Verwaltung; Justiz- und Finanzwesen erhielten eine neue Gestalt; das Königreich wurde zum eigentlichen Militärstaat; selbst die kirchliche Einrichtung, selbst das Schul- und höhere Erziehungswesen, obschon sie am wenigsten angetastet wurden, kamen nicht durch ohne Umwandlung. Ein Staatsministerium, aus den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Justiz, der Finanzen, des Kriegs und des Cultus, endlich kam auch noch ein eigner Minister der Polizei dazu, trat an die Stelle des alten Geheimenraths; bald schloß sich ein Staatsrath an dasselbe an. Die Collegien wurden getrennt und vervielfältigt; gingen größtentheils in französische Bureaux über; näherten sich endlich wieder der alten Collegienform. Altes und neues Land wurden durch und durch unter einander gemengt; das Ganze bald in Kreise, bald in Landvogteien hin und her eingetheilt; die alten Oberämter zerrissen und neue aus den Bruchstücken geformt, und auch die Neuen blieben nicht, sondern mußten bald eine neueste Gestalt annehmen; nichts mehr von geistlichen Verwaltungen und Pflegen oder herrschaftlichen Kellereien; alle gingen in Cameralverwaltungen über, die alles Einkommen des Staats in eine Casse lieferten. Dasselbe Umschaffen und Hin- und Hertheilen geschah in forstlicher Hinsicht. Der König, eifersüchtig darauf, Selbstregent zu seyn, ernannte alle Staatsdiener; er selbst auch den Mößner in Stuttgart, den Kastenknecht in jedem Cameralbezirk; und weil er die Menschen nicht selbst kennen und beurtheilen konnte, die ihm zu irgend einem Amt vorgeschlagen waren, ließ er oft nach altdeutscher Sitte lustig genug das Loos walten. Das alte Landrecht sollte zwar Civilgesetzbuch bleiben; allein ganze Ströme neuer Gesetze ergossen sich seit 1806 über das Königreich; die dickleibigen Bände würtembergischer Regierungsblätter zeugen davon; und wie oft widersprach nicht das neue Gesetz, sich selbst unbewußt, dem kaum vorhergegebnen, oder hob dies geradezu auf, und doch sollte das so aufgehobene fortdauern. Sehr oft wußte der Wür-

temberger nicht, woran er war. Ein ewiger Wechsel von Gesetzen und Verordnungen war beinahe schon darum nothwendig, weil Würtemberg durch Vergrößerung so häufig eine neue Gestalt bekam; weil so manches Gesetz von einer allgemeinen Ansicht ausging, ohne genaue Berechnung und Ueberlegung, ob es auch auf diese oder jene einzelne Verhältnisse passe; weil endlich der leichtbewegliche Geist Friedrichs von einem einzelnen Fall so plötzlich zum Allgemeinen aufsteigen konnte. Fern sey es von uns zu behaupten, daß nicht unter den vielen manche treffliche Verordnung ausgegangen sey; so die Edicte, welche sich auf freie Uebung der verschiednen christlichen Glaubensbekenntnisse bezogen, deren keines dem Bekenner irgend einen Vorzug im Staat einräumte. Noch manches Andre könnte angeführt werden.

Diese Zeit war eine harte, bängliche Periode für alle Classen der Bewohner Würtembergs ohne Unterschied. Wie wurde der einst reichsfreie Adel gedemüthigt, der jetzt einen Bestandtheil des Königreichs bildete? Welche Erniedrigungen mußten sich die sonst unmittelbaren Fürsten und Grafen gefallen lassen? Man ging von der Ansicht aus, daß sie gegen Würtemberg schlecht gesinnt seyn mußten, und daß ihnen durchaus nicht zu trauen sey; darum behandelte man sie nach jeder Hinsicht grob und wegwerfend; darum sollten sie durch Aufhebung der Fideicommisse eigentlich und vollständig vernichtet werden. Die Beamten wurden so schlecht als möglich gestellt, indem man als Grundsatz aufstellte, daß der Staat nur die einzelne Person des Beamten, nicht aber auch sein Weib und seine Kinder zu ernähren habe. Die Regierung hielt es gefährlich, einen Landbeamten allzulang auf der nämlichen Stelle zu lassen, weil er bedenklichen Einfluß auf seine Amtsuntergebnen gewinnen könnte; so war keiner seiner Anstellung auf 24 Stunden sicher, und mancher mußte innerhalb weniger Jahre drei und vier Mal ohne Schadenersatz von einer Grenze des Landes an die entgegengesetzte ziehn. Sie wurden zu allem diesem mit Geschäfften überhäuft, und Vergehungen, vor Gott und Menschen entschuldbar, selbst kleine Nachlässigkeiten und Versehen schrecklich an ihnen bestraft. Den Geistlichen drohte man, sofern sie einen Staatsdiener trauten, ohne zuvor erhal-

tene königliche Erlaubniß, nicht nur mit Gefängniß und Festung, sondern mit noch andern Leibesstrafen, das ist, mit Stockprügeln. Von der unseligen Idee Friedrichs, daß keinem Menschen zu trauen sey, und wie kam er, leider! auf diese Idee? gingen solche und andre Maaßregeln aus; von dieser Idee endlich das Unerhörte, daß er sein ganzes Volk entwaffnete, die einen, weil sie Altwürtemberger, die andern, weil sie neuerlich erworben waren, und weder den einen noch den andern zu trauen sey. Drückend lastete die Conscription auf allen Ständen; nahm fast keine Rücksicht auf die besondre Lage des Einzelnen, ohne Nothwendigkeit; erhob sich jeden Augenblick über die Gesetze, unter welchen sie bestehen sollte. Ein Polizeiwesen wurde eingeführt, dessen einziger Zweck, man wird es kaum glauben, zu seyn schien, das Volk zu beschweren; die Polizei hatte zwar nicht Feinheit genug, aber doch den redlichsten Willen, sogar den Gedanken nachzuspähen; ein allgemeines Angebereisystem hätte man mit Freuden angeordnet, wenn nicht der Sinn des Volks noch zu rechtlich gewesen wäre. Dies war allgemeines Leiden. Allein wenn der Zorn des Königs erst einen Einzelnen besonders traf, der durch irgend etwas, selbst etwas Unschuldiges, ihm widrig aufgefallen war, oder der sich den Haß eines seiner Lieblinge zugezogen hatte — ein solcher durfte darauf rechnen, daß über kurz oder lang irgend ein schweres Ungewitter über ihn ausbrechen werde. Das Glück mancher Familie in Würtemberg ist dadurch getrübt, ich will nicht sagen, vernichtet worden! Diese seine derbe, heftig leidenschaftliche Art, die Menschen zu behandeln, veranlaßte zu ähnlichem Ton diejenigen, die ihn zunächst umgaben; viele überhaupt, welche, was und worin es auch war, zu befehlen hatten.

Hier wird es zur Pflicht für den Geschichtschreiber Friedrichs, zu erklären, daß so manches Unheil dieser Art nicht unmittelbar von ihm ausging, sondern von denen, die ihn zunächst umgaben. Eine verkehrte Leidenschaft zog ihn zu schönen Jünglingen hin; an sie hängte er sich mit eigner Zärtlichkeit; oft stand er ihnen fast willenlos zu Gebot, und dann konnten sie ihn handhaben, und mit ihm schalten und walten und spielen, wie ihnen gut däuchte, und wie sie unter einander verabredeten. Er

beförderte sie zu immer höhern, allmählig zu den höchsten Militärstellen, machte sie zu Freiherren und Grafen, umhängte sie mit würtembergischen und andern Orden. Und doch erfreute sich auch nicht einer von diesen Menschen einer bessern Bildung; sie blieben ohne Kenntnisse, sogar ohne äußere Feinheit, und brachten ihn selbst dadurch öfters in Verlegenheit; trotz aller angenehmen Dienste, welche sie ihm geleistet haben mögen, ist nicht wohl begreiflich, wie sich der geistreiche Mann so ganz an sie hingeben konnte. Sie standen in Berührungen außerhalb des Hofs im ganzen Reich, und benutzten, wie oft! ihren Einfluß zu Privatrache; wie oft veranlaßten sie Unheil aus bloßem Muthwillen, wie oft aus Leichtsinn und Dummheit, ohne böse Absicht! Der gewaltigste unter ihnen, und das Oberhaupt der ganzen Sippschaft, war der bekannte Graf von Dillen, Dillenius vor seiner Erhöhung in Adelstand, der sich vom Bereiterjungen endlich zum Grafen, zum General-Lieutenant, zum Oberhofintendanten, zum wichtigsten Mann, so wie zu einem der reichsten in ganz Würtemberg emporschwang. Seine Leidenschaftlichkeit war es hauptsächlich, woran er den König gängelte, und auf die er in ihm wirkte, durch die er den König so zu seinem Sklaven machte, daß er selbst den Liebling endlich fürchtete, und sich nichts mehr gegen dessen entschiednen Willen erlaubte. Man erzählt Geschichten, einzig in ihrer Art, wie er den König bearbeitete, und vom Rechten, das er sich selbst überlassend erkannt und beschlossen hatte, ihn, wie er wollte, zum Verkehrtesten und Verderblichsten hinzuleiten verstand. In dieser Gesellschaft, man reizte sie fort und fort, stieg die Leidenschaftlichkeit und der Ungestüm Friedrichs von Jahr zu Jahr höher, und immer mehr verlor sich die Scham vor unschicklichen Handlungen; Spuren seines ursprünglich guten und fürs Gute lebendig fühlenden Herzens wurden immer weniger sichtbar. —

Eine ungeheure Prachtliebe Friedrichs, die theils aus einer natürlichen Eitelkeit, theils aus der Ansicht hervorging, daß auch der größtmögliche äußere Glanz als wesentlicher Bestandtheil zum Königthum gehöre, machte die Lage seiner Unterthanen noch unglücklicher. Schon als Herzog bildete er einen glänzendern Hof um sich, als

keiner seiner nächsten Vorgänger; die Pracht stieg mit der Churfürstenwürde; und als er vollends König geworden war, glaubte er es allen Kaisern und Königen in der Welt, wenn nicht zuvor, doch gleich thun zu müssen. Wer hätte ihm nicht gern die Freude gegönnt, daß er sich nun mit einer Schaar von Grafen und Baronen und Herren, die sein Werk waren, umgeben konnte? Man hätte höchstens dazu gelächelt, daß er eine so außerordentlich starke Anzahl würdiger Männer fand, die er mit seinen Civil- und Militärverdienst- und großen Orden schmücken konnte; auch hätte Niemand scheel gesehen zu den Transporten mecklenburgischen armen Adels, die von Zeit zu Zeit ankamen, zur Zierde seines Hofs, da er einmal glaubte, daß es seinem Staat an Adel fehle — aber daß sein Hof jährlich Millionen verschlang, daß er viele Hunderttausende an seine Lieblinge hinwarf, daß er sich mit einer zahlreichen, höchst kostspieligen Leibwache umgab, daß er den Militärstand unnöthiger Weise auf's höchste trieb, daß er in jeder Hinsicht verschwendete, nur nicht für das Gute, zu einer Zeit, die schon durch sich selbst dem Staat die größte Anstrengung nöthig machte — das war hart für Würtemberg. Man stellte es im würtembergischen Staatshaushalt als allgemeinen Grundsatz auf, daß die Ausgabe sich nicht nach der Einnahme, sondern diese sich nach jener richten müsse; directe und indirecte Abgaben stiegen auf's Höchste und zerstörten vollends den Wohlstand der Familien, der durch die Zeit selbst schon genug gelitten hatte. Stempel, Zoll, Accise, Regien, lähmten Handel, Gewerbe, Verkehr. Weil auch hier Alles in der Eile und gleichsam im Flug, oft von Männern, die nicht unterrichtet genug waren, angeordnet wurde, so bekamen die Einrichtungen manches Ungeschickte und Unbequeme, und wurden eben dadurch noch lästiger, als sie es an und für sich selbst gewesen wären. Trotz aller dieser Abgaben vermehrte sich jedes Jahr die Masse der Staatsschulden.

Das Drückendste unter Allem, vorzüglich für die niedern Classen des Volks, war das Jagdwesen. Friedrich liebte die Jagd, wie so manche Andre, und darum wird ihn kein Mensch tadeln. Er konnte seines Körpers wegen dem Waidwerk nicht auf die Art obliegen, wie An-

dere; mußte sich also das Wild auf enge Räume zusammentreiben lassen, um seine Lust zu befriedigen; und auch dies ist in der Ordnung. Allein die Bestellung dieser Jagden war in den Händen seines Herrn von Dillen; dieser kannte den großen Geschmack seines Herrn, und hatte hierin sich selbst zum ähnlichen erhoben, und so wurden diese Jagden so großartig, wie sie sicher um diese Zeit in ganz Europa nirgends gewesen sind. Auf die Jagdzeit im Herbst und Winter wurde Wild aus dem ganzen Königreich auf einzelne Puncte zusammengetrieben; aus einer Entfernung von 15—20 Stunden das Volk, das sich selbst verköstigen mußte, zum Zusammentreiben aufgeboten; oft hatten sie zwei und drei Tagreisen zu machen, ehe sie an Ort und Stelle ankamen. Solche Jagden waren durch Zurüstungen aller Art, durch Pracht und Glanz einzig, zum Theil wahre Dianenfeste, wie die bekannte bei Bebenhausen. Zuweilen war die Jagd auf irgend einen bestimmten Tag festgesetzt, und alle Welt war in Bereitschaft und erwartete die Jäger; plötzlich erhält man Nachricht, sie sey auf den kommenden Tag verschoben; man rüstet sich und wartet wieder; aber auch dies Mal vergeblich, und endlich kommt die Nachricht eines neuen Aufschubs; so konnte es Wochen lang fortdauern, und viele Tausende hatten unterdessen ihre Zeit verloren, ihr Geld verzehrt. Die armen Menschen, welche Wild zu treiben hatten, wurden nur in so fern besser als das Wild behandelt, daß man nicht absichtlich auf sie schoß; und doch, erhielt nicht hie und da einer die Kugel, statt der Sau, der sie galt? Wie Mancher wurde durch Wild und Hunde unglücklich? Manchen brachte die Kälte um seine gesunden Gliedmaaßen. Und bei allem diesem doch keine Ruhe vor dem Wild! Es wurde gehegt und gepflegt und verbreitet, als wäre es das Edelste im Königreich; trotz alles Jagens nahm es von Jahr zu Jahr mehr überhand, zerwühlte und zerstörte dem Landmann seine Felder; in der Residenz und Hauptstadt des Reichs selbst war man endlich vor wilden Schweinen kaum mehr sicher. Der König wußte nicht, daß es so schrecklich zuging; allein die, welche ihm die Augen hätten öffnen sollen, öffneten sie ihm nicht, aus Furcht vor jenen, welche sie nicht geöffnet wissen wollten. Rechnet man den Zeitverlust und außerordentlichen Aufwand der Jagdfröhner, das Holz, das verschwenderisch in kal-

ten Nächten verbrannt wurde (auf eine Jagd wurden fünftausend Klaftern angenommen!), die Zerstörungen in Wäldern und Feldern während des Treibens und Jagens; rechnet man, was auf Hunde und Jäger ging, und was das Wild in den Feldern und Gütern der Würtemberger zerstörte: so ergibt sich, daß die Jagdfreuden Friedrichs seinen armen Unterthanen viele, viele Millionen gekostet haben.

Aus dieser Eitelkeit und Glanzsucht Friedrichs ist auch das Meiste zu erklären, was er für Künste und Wissenschaften gethan hat, worüber er von Manchen so hoch gerühmt wird. Gewiß hatte er Sinn und Geschmack für die Kunst; gewiß war auch die Wissenschaft in seinen Augen nicht ohne Werth, obschon er die, welche studirt hatten, mit den Ehrennamen der Schreiber, Schulmeister und Barbierer zu bezeichnen pflegte; — aber was hat er denn während seiner Regierung Würdiges und Großes für Kunst und Wissenschaft gethan? Diesen oder jenen Künstler hat er, weil er ihm vielleicht gerade wegen einer Sonderbarkeit gefiel, begünstigt, und die bessern zurückgesetzt und oft gedrückt; er hat kein Gebäude, so viel auch unter ihm gebaut wurde, von Geschmack und Dauer aufgeführt; seine Gartenanlagen, vorzüglich in Ludwigsburg und Stuttgart, verdienen Lob und Dank; allein warum hat er sie gemacht? wie hat er sie ausgeführt? Auf sein Theater verwandte er außerordentliche Summen; aber es ist nie geworden, was es bei wenigerm Aufwand hätte werden können, weil er, was er mit der einen Hand hier aufgebaut hatte, mit der andern selbst wieder zerstörte. Zu seinen Bildungsinstituten für Theater und Musik ließ er Waisenknaben und Waisenmädchen wählen, die zum Theil auf Kosten des Landes und zum Nachtheil andrer Bedürftiger im Waisenhaus forterzogen wurden. So beförderte er die schönen Künste. Er hat ferner in Tübingen ein Paar neue Lehrer angestellt, und die Entstehung des wirklich ausgezeichneten Klinicums, aber nicht mit eignem Aufwand, befördert, während er der Universität Rechte und Selbstständigkeit entzog; er wurde der Stifter der sogenannten, aber nur sogenannten, katholischen Universität in Ellwangen, hat aber zugleich das Studiren hier und in Tübingen beinahe unmöglich ge-

macht; ein Militärinstitut für Bildung künftiger Officiere wurde von ihm fundirt; aber sein Nachfolger glaubte nichts Besseres damit thun zu können, als es sogleich nach seinem Tod aufzuheben; er hat seinen Professoren in Tübingen und auch auswärtigen Gelehrten seinen Civilverdienstorden verliehen; andere, die ihm ihre Werke zuschickten, hin und wieder mit Dosen und Uhren belohnt; hat einen berühmten Namen in Adelstand erhoben und an seinen Hof gerufen; hat endlich aus dem Bücherfund in den aufgehobenen Klöstern sich eine ansehnliche Privatbibliothek errichtet, statt das hier gefundene mit der schon vorhandenen zu vereinigen — dies ist Alles, was er für die Wissenschaft gethan hat. Er that, was Gutes dabei ist, fast einzig, um zu glänzen, und es gehört in eine Classe mit seinem Hofstaat, seinen Garden, seinen glänzenden Jagden. Hat er doch auch Würtemberg statt Wirtemberg schreiben lassen, damit man nicht an Wirth am Berge denken sollte; das sogar hat seiner Eitelkeit geschmeichelt, daß er einst eine Zeit lang glauben durfte, man habe ihn in die Luft sprengen wollen.

Selbst seine preiswürdigste Eigenschaft wurde drückend, seine Liebe zur Gerechtigkeit. Obschon Friedrich, wenn er in heftiger Leidenschaft war, oder von schlechten Menschen, die auf ihn Einfluß hatten, gestimmt und geleitet wurde, das schreiendste Unrecht begehen konnte und begangen hat, so war, gerecht zu handeln, bei kaltem Blut dennoch sein ernstlichster Wille. Allein diese Liebe zur Gerechtigkeit glich allzusehr der Gerechtigkeitsliebe jener berühmten Herrscher des Orients; er entschied nach dem, was er gerade als recht und billig erkannte, aber nicht nach den bestehenden Gesetzen. In seinen Strafurtheilen hauptsächlich wollte er Gerechtigkeit beweisen; gerade hier aber hatte er allmählig eine so harte Strenge sich angewöhnt, daß er in der Regel jedes zur Genehmigung ihm vorgelegte Urtheil noch schärfte. Wenn er nun auch seinem Staat die ihm angesonnene Einführung des französischen Gesetzbuchs ersparte, was auch andern Fürsten des Rheinbunds gelungen ist, oder wenn er durch seine Energie weitre Eingriffe jener Regierung, die zu befürchten waren, unmöglich machte, wird man es dem Würtemberger verdenken, daß er dieser Verdienste wegen die

Augen zum Ungeheuern, das sonst geschah, nicht zudrückte? Sein Volk konnt' ihn nicht lieben! —

Anders wurden die innern und äußern Verhältnisse Würtembergs, wie in so vielen andern Staaten von Europa, durch jenen Krieg des französischen Kaisers gegen Rußland, und die freilich von keinem Sterblichen geahnten Folgen dieses Kriegs. Die Würtemberger hatten sich auch dies Mal, wie die Contingente aller Fürsten des Rheinbundes, mit den Schaaren Napoleons vereinigt, gegen 15,000 Mann stark; denn der König hatte wegen des letzten Ländererwerbs aus freiem Willen eine erhöhte Anzahl gestellt, und sie traten im Jahr 1812 den verhängnißvollen Marsch nach Rußland an. Sie bewiesen ausgezeichnete Tapferkeit in der Schlacht an der Moskwa; allein es traf sie das Schicksal aller andern; den größten Theil raffte der schauervolle Rückzug hin; nur Einzelne erblickten das Vaterland wieder! Friedrich war erschüttert über die Nachrichten, die er erhielt, und kaum konnt' er sich halten, daß er seinen Unwillen über den Kaiser nicht laut ausbrechen ließ. Mit den ungeheuersten Anstrengungen und Aufopferungen seiner Unterthanen rüstete er auf's Neue; noch zweifelte er nicht an dem Glück und der Unüberwindlichkeit des Kaisers, obgleich das begeisterte Volk Preußens bereits auf der Seite der Russen focht, und schon im Mai des folgenden Jahrs marschirte die Hälfte seines Contingents über die eben mit Blut getränkte Wahlstätte von Lützen. Noch mancher brave Würtemberger wurde ein Opfer der Sache Napoleons in den Schlachten bei Bautzen und Jüterbock. Darauf schloß sich Oesterreich an dessen Gegner an; Baiern warf endlich die Maske ab; aber immer noch fochten die Würtemberger mit den Franzosen; ja der König bestrafte die beiden Cavallerieregimenter auf's empfindlichste, welche, weil sie anders nicht zu retten waren, ihr General in den Tagen bei Leipzig zu den Verbündeten übergeführt hatte. Er ließ sich durch eine falsche Darstellung der Sache dazu verleiten, durch ein sonderbares Ehrgefühl, und sagen wir's offen, durch seinen Unwillen über diese Wendung der Dinge.

Jetzt erst fing der König an, sich den Verbündeten zu nähern. Aber der Minister, den er an sie abordnete,

sollte ihm sogar noch irgend ein Stück Land als Belohnung für seinen Uebertritt zu ihnen auswirken, und fiel in Ungnade, daß er ihm durch den Vertrag zu Fulda vom 6. November 1813 bloß Garantie seiner sämmtlichen Staaten und erneuerte Anerkennung seiner Unabhängigkeit, und nicht noch Weiteres, verschafft hatte. Bald darauf begab er sich selbst ins Hauptquartier der verbündeten Fürsten nach Frankfurt, um seinen Frieden vollends persönlich mit ihnen zu schließen. Und nun rückten die Krieger Würtembergs, von ihrem Kronprinzen geführt, zahlreicher gegen die Franzosen, als je mit ihnen, ins Feld, und die Welt weiß, wie kräftig der Prinz und sie das Ihrige thaten zu Erkämpfung der allgemeinen Freiheit. Sie fochten rühmlich, wo sie siegten, und rühmlich, wo sie der Uebermacht weichen mußten; das zeugen die Siege bei Brienne, bei Montereau und viele andre; und als man 1815 zum zweiten Mal nach Frankreich zog, bewies auch jetzt ihr Führer, was er vermöge mit ihnen auszurichten. Diese Thaten erfreuten den König nicht minder denn die frühern; sie schmeichelten seiner Eitelkeit, und er fürchtete sich allmählig nicht mehr vor Napoleon.

Mächtig wirkte der ganze Zusammenhang dieser Begebenheiten auch auf das Innere Würtembergs zurück, und der König fühlte und erkannte bald, daß es ferner nicht möglich seyn würde, seine Unterthanen auf die bisherige Weise zu handhaben. Deutschland, vorzüglich das protestantische, welches das fremde Joch nun endlich abgeschüttelt hatte, und der von den Fremden ausgegangnen Weise, nach welcher man es behandelte, herzlich satt geworden war, sprach laut Foderungen an seine Fürsten aus, welche mit der bisherigen Ordnung der Dinge in schnurgeradem Widerspruch standen. Die verbündeten Fürsten selbst, den Feuereifer des deutschen Volks wohl kennend, wodurch sie hauptsächlich so weit gediehen waren, und ihn klüglich weiter für sich benutzend, verlangten Maaßregeln von Friedrich, die sich zu seinen Grundsätzen, wie die Nacht zum Tag, verhielten. Er, welcher sein Volk aus Mißtrauen entwaffnet hatte, sollte nun Landwehr und Landsturm anordnen, und denen, die ihm gerade jetzt verdächtiger als je waren, die Waffen wieder in die Hände geben? Glücklich wußt' er Beides zu eludiren.

Jedoch das Volk schien ihm damals noch unbedeutend; gefährlichere Ansprüche erwartete er vom Adel; furchtbarer waren ihm seine einst reichsunmittelbaren Vasallen, welche zeither so tief von ihm erniedrigt, jetzt ihre alten Rechte zurückfordern, und zum Theil die bedeutendsten Rollen auf dem Congreß der Herrscher Europa's spielen würden, welcher nach Wien so eben angekündigt war. Um diese Zeit äußerte er die Furcht, daß es um den Glanz seiner Krone geschehen seyn möchte, und da auch er nach Wien eingeladen war, so entschloß er sich zur Reise dahin, so beschwerlich sie ihm in mancher Hinsicht war, um das drohende Ungewitter, wo möglich, zu beschwören.

Erst in Wien erfuhr er vollständiger, um was es eigentlich zu thun sey. Da war die Rede von einem deutschen Bund, dessen Mitglieder nothwendig in gewissen Hinsichten sich beschränken müßten, ja selbst von Wiederherstellung des alten Kaiserthums; von anständigerer und würdigerer Lage, in welche der Adel zu versetzen sey; von Rechten der Völker überhaupt, und von Einführung ständischer Verfassungen in den deutschen Staaten. Er aber rechnete bisher gerade das, daß Würtemberg unter ihm von Reich und Kaiser frei geworden, daß er seinen Adel in so strenge Zucht genommen, daß er die alte Verfassung des Herzogthums hatte vernichten können, mit unter die glorreichsten Ereignisse seiner Regierung. Natürlich widersetzte er sich daher jenen drei Puncten, so weit sie seine fürstliche Unabhängigkeit gefährdeten, mit aller ihm möglichen Anstrengung, und seine Stimme war nicht ohne Gewicht, da er unter den fünf Hauptmächten Deutschlands saß, welche die Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlands zu besorgen hatten, und eine andere derselben in der Hauptsache durchaus seiner Meinung war. Zwar mußt' er endlich nachgeben: aber man weiß, wie lange er es anstehen ließ, bis er die deutsche Bundesacte unterschrieb und dem Verein der deutschen Staaten völlig beitrat, durch die Urkunde vom 1. Sept. 1815.

Was die ständische Verfassung betrifft, so verordnete zwar die Bundesacte die allgemeine Einführung derselben in allen deutschen Staaten, überließ es aber dem eignen Er-

Ermessen der einzelnen Fürsten, zu thun und zu geben, was sie selbst für gut oder nöthig halten würden. Auf diese Klausel baute Friedrich seinen Plan, und wer hätte nicht erwartet, daß sein Volk, seit vielen Jahren gewöhnt, seinem Willen blind zu gehorchen, auch jetzt ohne Widerrede demselben sich fügen würde? Kaum war er zu Anfang des Jahres 1815 von Wien nach Stuttgart zurückgekommen, so erklärte er sofort öffentlich seinen Unterthanen, daß er statt der frühern, welche im Drang der Zeiten hätte zu Grunde gehn müssen, eine neue und passendere Verfassung ihnen ertheilen würde. Sogleich ward auch die Wahl der Vertreter des Volks auf eine Weise angeordnet, die zweckmäßiger war, denn zur Zeit des Herzogthums; und neben ihnen erhielten Sitz und Stimme in der künftigen Reichsversammlung die einst unmittelbaren fürstlichen und gräflichen Familien, so wie einzelne vom übrigen Adel des Reichs für sich und ihre Nachkommen, unter bestimmten Bedingungen. Der Kanzler der Universität Tübingen, der älteste lutherische Prälat, so wie der katholische Bischof und ein zweiter katholischer Geistlicher schlossen sich an diese an. Schon am 15. Febr. sollte die Versammlung eröffnet, und die Verfassung, zu deren Vorbereitung eine eigne Commission aus Staatsdienern verschiedner Art ernannt war, ihr als königlicher Wille mitgetheilt werden. Die Redaction der Verfassung geschah natürlich unter dem besondern Einfluß des Königs, und das Ganze fiel so aus, daß man zum Schluß sich berechtigt glaubte, es sey dem König damit nur darum zu thun, daß er unter andrer Form auf die bisherige Weise fortherrschen könne. Die Mitglieder der Ständeversammlung, schon vorher von einigen Verfechtern der herzogthümlichen Verfassung gehörig bearbeitet und großen Theils durch ihren Einfluß gewählt, oder, wie die ehemaligen Unmittelbaren, zum voraus unzufrieden, kannten schon bei ihrer Ankunft auf dem Landtag genau den Inhalt der neuen Verfassung, und vereinigten sich vorher, in Stuttgart selbst sie zu verwerfen, ohne daß der König, so gut war er bedient! — auch nur das Mindeste davon erfahren hätte. Seiner Sache sicher, eröffnete er am bestimmten Tag feierlich selbst die Versammlung mit einer Anrede, ließ die Verfassung vorlesen und übergab sie dann den Ständen; allein kaum hatte er sich entfernt, so trat man der Verabredung gemäß mit Reden

gegen sie auf, und sie ward einstimmig von allen Anwesenden, ohne weitre Untersuchung, was doch die Achtung gegen den König erfordert hätte, durch eine Art von Acclamation verworfen. Selbst die, welche nicht in der Verabredung waren, sogar solche, welche entschieden für den König wollten, wurden, sie wußten nicht wie, vom Strom dahin gerissen. Wie staunte Friedrich, als er noch am Abend des nämlichen Tags, den er als höchst glorreich für sich gedacht hatte, diese Botschaft seiner Stände las!

Vom Monat Mai bis in den August dauerte die erste Versammlung der Stände Würtembergs. Sie bestanden auf Wiederherstellung der frühern Verfassung für das ehemalige Herzogthum, und daß dieselbe auch auf die neuerworbenen Länder ausgedehnt werden müsse; die alten Landescassen, jene für die Steuer und die geheime Truche, wurden zurückverlangt; Ausschüsse nach alter Art sollten sich bilden; der vollständige Inbegriff der Rechte des alten Lands für das ganze Reich in Uebung kommen. Zugleich wurde ihm die Lage des Landes in all ihrer Erbärmlichkeit geschildert, ein schreckendes Gemälde seiner Leiden und Lasten ihm vorgelegt, dringendst um Abhülfe gebeten, und ihm manche heilsame Wahrheit, die er allmählig ganz vergessen haben mochte, vielleicht nur etwas zu derb, unter die Augen gesagt. Sie sprachen und schrieben so im Namen ihrer Committenten, des würtembergischen Volks, von welchem sie sich auch mit jener Zurückforderung der alten Verfassung hatten beauftragen lassen. Dem König war dies alles ein wahrer Greuel und seiner innersten, zum absolutesten Despotismus geneigten Natur zuwider; nur dieses wußte er bestimmt: aber was er thun und zu welchen Mitteln er greifen solle, um so weniger, da der Plan, eine königliche Partei in der Versammlung zu bilden, so gut wie ganz mißlungen war. Nachgeben wollte und konnte er seiner Ansicht nach nicht, wiewohl er inzwischen manches Drückende abstellte, das für ihn Aufopferung genug war; und eben so wenig wollt' er einen gewaltsamen Schritt thun, weil er sich das Volk als Rückhalt der Stände dachte, wie wenn es auf jeden Wink derselben zum Aufstand bereit wäre. Ohne daß sich ein Resultat ergeben hatte, erfolgte endlich ihre Auflösung am 8. August.

Zum zweiten Mal wurden sie einberufen im October des nämlichen Jahrs. Dieß Mal schien der König geneigter zum Nachgeben, und da die Stände wiederum mit Zurückforderung der alten Verfassung auftraten, setzte er ihnen, angeblich durch eine fremde Einwirkung dazu bewogen, als eine Art von Ultimatum jene vierzehn Sätze entgegen, auf welche hin, als Grundlage, er mit ihnen auf Entwerfung einer neuen Verfassung für altes und neues Land unterhandeln wolle. Jene vierzehn Sätze sind allgemein bekannt, sie machten günstigen Eindruck in Würtemberg selbst und erregten freudiges Aufsehn in ganz Deutschland. Die Stände mußten darauf eingehen, wenn sie ihre Popularität nicht verlieren wollten, Commissarien von ihrer und von königlicher Seite traten nun zusammen, und es ward allmählig eine vollständige Verfassung für das Königreich von ihnen entworfen. Ehe der König aber ihren Entwurf ganz geprüft hatte, raffte ihn der Tod weg. Es läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, wie weit er ihn gebilligt oder verworfen haben würde; aber das ist sicher, daß diese neueste Zeit nicht mehr seine Zeit war; wie hätte er bei den Ansichten, die sich so früh in ihm festgesetzt hatten, und durch Zeit und Uebung beinahe zu fixen Ideen geworden waren, die Ideen und Forderungen unsrer Tage gehörig würdigen und in ihrer Nothwendigkeit begreifen mögen? Dieser Mann konnte sich nicht mehr umdenken, und wie einst Herzog Ulrich, als er den Tübinger Vertrag unterschrieb, mußte auch er, was er immer gab und bot, als Opfer betrachten, das er gezwungen darbrachte oder aus Großmuth. Neben diesen Geschichten war er auch noch in besonderem Kampf begriffen mit seinen einst reichsunmittelbaren Vasallen, welche ihm ein günstigeres Verhältniß abnöthigen zu wollen schienen, als er selbst ihnen einzuräumen gesonnen war.

Helle Puncte in dieser letzten trüben Zeit waren für ihn noch die Besuche der beiden Kaiser von Oesterreich und von Rußland, wodurch er noch mehr würde befriedigt worden seyn, wenn die Einfachheit dieser Fürsten seiner Prachtliebe weitern Spielraum gestattet hätte; das freudigste Ereigniß aber, die glückliche Vermählung seines Sohns, des Kronprinzen, mit der Großfürstin Catharina von Rußland, wodurch seinen Wünschen und Ansichten so ganz

in jeder Hinsicht entsprochen ward. Möchte er auch noch die Freude erlebt haben, einen Enkel aus dieser Verbindung in seine Arme zu drücken, der er mit großväterlicher Sehnsucht entgegensah, und der er so nahe war!

Schon seit mehrern Jahren litt Friedrich an bedeutenden Krankheitsanfällen, welche von Zeit zu Zeit wiederkehrten, und sein Körper war so beschaffen, daß er ihm die Hoffnung des Alters nicht gewährte, das er erreicht hat; allein durch seine außerordentliche physische Kraft riß er sich immer wieder heraus. Von einer Unpäßlichkeit der Art kaum genesen, fuhr er den 23. Oct. 1816 Vormittags nach Kannstadt, um einen dort ausgegrabnen Haufen fossiler Mammuthszähne, vorzüglich merkwürdig durch ihre sonderbare Verwicklung in einander, zu betrachten. Er blieb in der feuchten Luft etwas zu lange; ein leichter Schnupfen stellte sich am Abend ein, von dem es am folgenden Tag zum völligen Katarrh kam, wozu sich bald heftiger und anhaltender Brustkrampf bei fieberhaftem Puls gesellte. Am 27. fühlte er sich merklich erleichtert; aber schon am 28. war unverkennbar, daß eine Lähmung der Lunge sich ergeben hatte, und von nun an war seine Krankheit ein fast schmerzloser Schlummer bei fortdauerndem Phantasiren. Zwar hatte er von Zeit zu Zeit Zwischenräume des vollsten Bewußtseyns; allein wie vorher, so ahnete er auch während derselben nichts von seinem Zustand. So starb er, ohne an den Tod zu denken, Mittwochs, den 30. Oct., Morgens um halb 2 Uhr, 7 Tage vor seinem 62sten Geburtstag. Beinah Niemand in Würtemberg wußte von seiner Krankheit, und wer davon wußte, dachte an jene frühern Zufälle, wovon man ihn wieder genesen zu sehn gewohnt war; um so unerwarteter kam aller Orten die Nachricht von seinem Tod.

Wir enthalten uns weiterer Beurtheilung seines Charakters und seines Lebens, und wiederholen, wovon wir überzeugt sind, daß die Natur ihm Kraft und Anlagen, wie sie zum trefflichen Regenten erforderlich sind, in reichem Maaß gegeben hatte.

Leopold Friedrich Franz,

Herzog zu Anhalt-Dessau.

An ihren Werken sollt ihr sie erkennen!

Digitized by Google

Vorrede.

Der Entwurf zur Lebensbeschreibung eines Fürsten, der in so vieler Rücksicht ausgezeichnet und unter seinen Zeitgenossen einzig dasteht, muß ganz dem Wesen seines Wirkens angepaßt werden. Man sucht keinen Beitrag zur Aufklärung von Begebenheiten, die Europa erschütterten. Es handelt sich hier nicht um Krieg und Gewalt und um das Treiben hinterlistiger Politik. Von den Segnungen soll erzählt werden, die der Friede, mit einem Fürsten vereint, über ein Land ausgoß, in dem Maaße, daß selbst der Krieg nicht Alles wieder zerstören konnte. Die Darstellung des Herzogs von Anhalt-Dessau, eines kleinen und auf das politische Treiben der Staaten Deutschlands an sich völlig einflußlosen Ländchens, konnte beinah nur die Geschichte eines großen Hauswesens seyn. Sie mußte sich über vieles Einzelne, wie die Thätigkeit des Fürsten selbst, verbreiten, dieser nachgehn, um zu sehen, was, wie und warum das geschehen ist, was wir erblicken. In diesem Geist hat der Verfasser versucht, den Fürsten in dessen Handlungsweise

zu schildern, ohne daß er sich bewußt ist, der Zuneigung oder dem Widerwillen ungerechten Einfluß gelassen zu haben. Er hat deshalb Manches sagen müssen, was zu verschweigen die Wahrheit nicht erlaubte, dagegen Manches nur angedeutet, was gerechte Scheu ihm auszuführen verbot. Was Lenz in den Nachträgen zum Beckmann, v. Rode in seiner Beschreibung der Sehenswürdigkeiten von Dessau und Wörlitz, und dem Leben Erdmannsdorfs, Matthisson in seinen Erinnerungen, Winkelmann in seinen Briefen über Dessau oder den Fürsten gegeben haben, ist treulich und dankbar benutzt worden; außer diesen noch viel zerstreute Nachrichten, theils aus Druckschriften, theils aus den Verordnungen des Herzogs, theils aus eigner Erfahrung und gütiger Mittheilung. Er würde mehr gegeben haben, wenn nicht engherzige Beschränktheit Andrer ihm die Mittel verweigert hätte.

Im März 1817.

Der Verfasser.

Leopold Friedrich Franz,

Herzog zu Anhalt-Dessau.

Leopold Friedrich Franz, ältester Sohn des damaligen Erbprinzen, nachher regierenden Fürsten Leopold Maximilian von Anhalt-Dessau, und der Gisela Agnes, gebornen Prinzessin von Anhalt-Köthen, wurde den 10. August 1740 zu Dessau geboren. Den ersten Unterricht in den Wissenschaften erhielt er von einem, vormals in preußischen Diensten gewesenen, v. l'Estocq. Nach herkömmlicher Gewohnheit des Hauses, vorzüglich seit dem berühmten Leopold, ward auch er von seinem Vater, der selbst preußischer Feldmarschall war, zum Kriegsdienst für Preußen bestimmt, und schon in seinem 11. Jahr dem König Friedrich II., bei einer Heerschau, unfern Magdeburgs, vorgestellt. Noch in demselben Jahr, nachdem er (30. Aug. 1751) seine Mutter verloren hatte, starb (16. Dec. 1751) sein Vater, und vermöge des von diesem hinterlassenen letzten Willens, übernahm dessen Bruder, Prinz Dietrich, die Vormundschaft über den minderjährigen Fürsten und dessen Geschwister, trat die vormundschaftliche Landesregierung an, und nahm die

Huldigung ein. Prinz Dietrich ließ sich die Erziehung des jungen Fürsten und dessen Unterricht in den Wissenschaften sehr angelegen seyn, und es gelang ihm dieses um so mehr, da der Fürst selbst an den schönen Wissenschaften viel Geschmack fand. Indessen erhielten sich von den Lieblingsneigungen des Oheims die zum Reiten und Jagen auch bei dem künftigen Jüngling, bis zu des Greises spätestem Alter. Da der Fürst durch den Tod seines Vaters Inhaber des erledigten Regiments wurde, so erhielt er auch früh Anleitung zu militärischen Uebungen, und stellte sich dem König bei der jedesmaligen Frühlingsheerschau, mehrere Jahre hindurch (1752—55), vor. Am 20. Jan. 1753 hatte der Vormund den Herrn von Guerike zum Oberhofmeister des Fürsten ernannt, der nachher auch (8. Jul. 55) selbst zum Regiment nach Halle ging, in demselben als Hauptmann bei der Leibcompagnie den Dienst verrichtete, und, um diesen besser zu erlernen, sich nachher noch öfter von Zeit zu Zeit bei dem Regiment aufhielt. Als sich aber 1756 das preußische Heer in Bewegung setzte, so wollte der König dem Fürsten wegen seiner Jugend (er war eben erst 16 Jahr alt) nicht erlauben, mit dem Regiment zu marschiren und wirkliche Dienste zu thun. Dessen ungeachtet bezeigte der Fürst viel Verlangen dem Feldzug beizuwohnen, und begab sich deshalb, mit Genehmigung seines Vormunds, als Volontair zu seinem Oheim, dem Prinzen Moritz, nach Düben, wo dieser am 1. Sept. mit seiner Heeresabtheilung eintraf, blieb bei demselben, während die sächsischen Truppen bei Pirna eingeschlossen wurden, ging aber während der Dauer der Winterquartiere nach Dessau (17. Dec. 1756, 18. Febr. 1757), doch mit Anbruch des Frühlings wieder zum Heer nach Dresden, zu seinem Oheim Moritz. Mit diesem marschirte er nach Böhmen, wohnte (6. Mai) der Schlacht und Belagerung von Prag bei, kam auch bald nachher, in der Schlacht bei Collin (18. Mai), nicht von der Seite des tapfern Oheims, der den linken Flügel des preußischen Heeres befehligte. Bald darauf befand sich der Fürst kränklich, und ging, durch seinen Oheim Moritz und den Rath der Aerzte veranlaßt, im August nach Dresden. Da sich aber seine Krankheit verschlimmerte, so benachrichtigte der königliche Leibarzt, Geheimerath Cothenius, den Regenten, Prinzen Dietrich, davon, welcher,

zu ängstlich besorgt wegen des Lebens des jungen Fürsten, den König ersuchte, demselben die Erlaubniß zur Rückkehr nach Dessau zu geben. Diese erfolgte. Der Fürst kam in sein Land zurück, aber die Krankheit nahm zu, und da geraume Zeit zur Herstellung nöthig schien, auch andre (man weiß nicht genau welche) Gründe dazu kamen, so vermochte der zärtliche Vormund seinen Neffen, um Entlassung zu bitten (15. Oct. 1757), welche dieser auch sogleich, als Obrist von der Infanterie, erhielt, nun vorläufig in seinem Land blieb, und, nach der ihm vom Kaiser bewilligten Volljährigkeit, die Regierung (20. Octbr. 1758) selbst antrat. Aber König Friedrich von Preußen, dem Hause Anhalt-Dessau schon nicht mehr wie sein Vater gewogen, nun über den Fürsten unwillig, behandelte dessen Land völlig feindselig, so daß es noch in demselben Jahr (1757), in welchem der Fürst den Abschied nahm, Lieferungen an Lebensmitteln, über 100,000 Rthlr. an Werth, machen mußte. Dieser Druck dauerte in den folgenden Jahren fort und ward noch durch die Kriegssteuer vermehrt, die sich während des ganzen Kriegs (bis 1763) auf 1 Million Thaler belaufen haben soll. Da fühlte der Fürst die Folgen seines unvorsichtigen Schrittes, und tief gerührt über das Unglück, dessen unschuldige Ursache er war, übernahm er die Zahlung der Kriegssteuer selbst, gab, um sie abtragen zu können, sein ganzes reiches väterliches Erbe her, verkaufte sein Silbergeschirr und viele Kostbarkeiten, schränkte seinen Aufwand möglichst ein, und erließ dennoch während des Kriegs (1761) seinen Unterthanen den Frohnpfennig. Aber nicht zufrieden, mit Aufopferung seines Vermögens das Verderben von seinem Land abgewendet zu haben, wollt' er dasselbe auch die Wohlthaten einer bessern Bildung kennen lehren. Er erkannte dabei sehr wohl die Unzulänglichkeit seines bloßen Willens, und beschloß deshalb, in entfernten Ländern die Ausbildung zu suchen, die damals in Deutschland noch fremd war. Zum Begleiter wählte er sich vorzüglich einen jungen sächsischen Edelmann, Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorf. Dieser hatte mehrere Jahr in Wittenberg studirt, als er kurz vor dem Regierungsantritt des Fürsten zufällig Dessau besuchte. Ein Jüngling voll warmen Gefühls für Liebe und Freundschaft, wie für alles Schöne, empfänglich für die Genüsse des Lebens, bald

gewandt in dessen verschiednen Verhältnissen sich leicht zu bewegen, fand er den jungen Fürsten, der sich eben jetzt mit voller Seele bestimmte, der Retter und Beglücker seines bedrängten Landes zu werden, der aber auch seine Muße gern im heitern Lebensgenuß mit gleichgestimmten Freunden seines Alters theilte. Sie gewannen sich lieb, und aus einem kurzen Besuch ward ein Aufenthalt von vielen Jahren. Aufmerksam durchreisten sie nach (1763) hergestelltem Frieden (1764) die Niederlande, setzten von Calais nach England über, und machten von London aus häufige kleine Reisen in das Innere des Landes. Die vornehmsten Britten ehrten die Absicht des jungen deutschen Fürsten, boten ihm, eingenommen von der Empfänglichkeit seines Geistes und der liebenswürdigen Anspruchslosigkeit seines Betragens, gastfreundlich die Hand, und gaben ihm Gelegenheit, seine Wißbegierde zu befriedigen.

Nach Verlauf eines Jahrs kehrten die Reisenden nach Dessau zurück. Geläuterte Begriffe von jedem gesellschaftlichen Verhältniß, erhöhtes Gefühl echter Menschenwürde, so einheimisch in England, gründliche Kenntniß des vervollkommneten Kunstfleißes der Handwerker, Manufacturen und Fabriken, des Acker-, Garten-, Deich- und Straßenbaues, vor Allem geprüfte Bekanntschaft mit der Pockenimpfung, waren die Früchte dieser Reise. Alles wurde auf die Verschönerung und Wohlfahrt des Landes angewendet. Es mag jetzt der hervorstechende Drang des Fürsten, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, eben so viel Theil gehabt haben, als der Geschmack und Geist des Alterthums, der so laut aus den Werken brittischer Baukunst sprach, und die Bewunderung der griechischen und römischen Baukunst, die eben erst anfing in den Prachtwerken der Ruinen von Balbeck, Palmyra und Athen bekannt zu werden, daß vorzüglich Erdmannsdorf, ergriffen und aus seiner behaglichen Ruhe emporgerissen, sich ein festes Ziel steckte — das gründliche Studium der schönen Baukunst. Wie vielen Einfluß dieser Entschluß des Freundes auf die Bauwerke des Fürsten hatte, zeigen die noch vorhandnen Werke dieser Kunst in Dessau und Wörlitz.

Des Fürsten erster Versuch in der Baukunst war der offne Gartensitz zu Wörlitz. Ein massives Gebäude mit einem Giebel und vier ionischen viereckigen Säulen. Man bemerkt an demselben manche Mängel, in Vergleichung der spätern Vervollkommnung unter Winkelmann. — Es wollte sich der Fürst nunmehr vermählen. Seine Wahl traf die Prinzessin Louise Henriette Wilhelmine, Tochter des (12. Dec. 1788 verstorbenen) Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt und der Leopoldine Marie, Tochter Leopolds von Anhalt-Dessau, des Großvaters des Fürsten. Eine Aussöhnung und Verbindung mit dem preußischen Haus mochte nothwendig scheinen. Um sich aber vorher noch so viel als möglich auszubilden, unternahm der Fürst, in Begleitung seines jüngern Bruders Hans Görge, des durch seine Betrachtungen über die Kriegskunst berühmten Behrenhorst und seines Freundes von Erdmannsdorf, im Jahr 1765 eine größere Reise. Zuerst gingen die Reisenden nach Italien. Am 27. Dec. 1765 trafen sie in Rom ein, und schon Tags darauf suchte der Fürst Abends, ohne Bedienten, Winkelmann auf: „Ich bin von Dessau, mein lieber Winkelmann, ich komme nach Rom um zu lernen, und habe Sie nöthig", sagte der Fürst bei seinem Eintritt. Bis Mitternacht blieb er, und Winkelmann, der enthusiastische Bewunderer alles Großen und Schönen, begeistert von Verehrung und Liebe zu einem Fürsten, den er den liebenswürdigsten aller Menschen nannte, vergoß Freudenthränen, sich glückwünschend, daß seinem Volk ein solcher Fürst angehöre. Eine genaue Freundschaft ward unter ihnen errichtet, und da Winkelmann, der damals Aufseher der Alterthümer in der Vaticana war, aus Achtung vor dem Fürsten und dem zugleich anwesenden Prinzen von Mecklenburg-Strelitz seiner Arbeiten daselbst entledigt wurde, so war er 6 Monate lang, so lange dauerte des Fürsten Anwesenheit in Rom, dessen täglicher Begleiter. Jeden Morgen um 9 Uhr erschien er beim Fürsten und begleitete ihn bei Betrachtung der Sehenswürdigkeiten Roms, so wie auch auf den Wanderungen in die umliegende Gegend, nach Tivoli, Frascati, Palestrina und vorzüglich nach Castel Gandolfo und Nettuno, den Landhäusern des Cardinals Alessandro Albani, welcher dem Fürsten mit zuvorkommender Artigkeit begegnete und ihm, so wie auch

dem Prinzen von Mecklenburg-Strelitz und dem liebenswürdigen und feingebildeten Herzog von la Rochefaucauld, in Castel Gandolfo zu wohnen erlaubte, und seine herrlichen Antiken und übrigen Kunstschätze zur Beschauung hergab. Winkelmann, der Bibliothekar dieses gelehrten Alterthumskenners, seines vorzüglichsten Beschützers, lebte in dessen Hause und stand mit ihm in den freundschaftlichsten Verhältnissen, was nicht wenig zu dem freundlichen Empfang unsers Fürsten beigetragen haben mag. Hier studirte nun der Fürst so thätig und unermüdet, als hätte er die strengsten Aufseher, vorzüglich die Baukunst gründlich und mit Erfolg. Winkelmann mußte versprechen, auf seiner Reise nach Deutschland auch Dessau zu besuchen, wogegen der Fürst sich verband, zugleich dessen Freund, den Baron Muzel-Stosch, einzuladen. Es blieb auch Winkelmann bis an seinen Tod dem Fürsten mit der innigsten Verehrung zugethan und stand mit ihm fortdauernd im Briefwechsel. Noch kurz vor seinem traurigen Ende schrieb er an den Fürsten von Wien aus und entschuldigte sich, daß eine ihm unerklärbare Schwermuth seine Rückkehr nach Italien fordre: „Ich küsse", fährt er fort, „meines göttlichen Fürsten Hände mit innigster Wehmuth, und schicke meinen Gefährten Cavaceppi, der seines geliebten Fürsten Hände zu küssen wünscht und zu Ende dieses Monats (Mai 1768) eintreffen wird." Von mehr als 40 Briefen, die der Fürst von Winkelmann besitzt, hat er bescheiden nur diesen abdrucken lassen, der gewiß ein bleibendes Denkmal der dauernden Hochachtung Winkelmanns ist.

Außer Winkelmann suchte der Fürst und vorzüglich Erdmannsdorf den, nachher so berühmten Maler und Architecten Clérisseau auf, und der Einfluß dieser beiden Männer auf den Fürsten und seinen Freund ist in Hinsicht der Ausbildung des Geschmacks, obwohl in allen bildenden Künsten, doch vornehmlich in der Baukunst, sehr bedeutend geworden. Von dem, mehr durch Anschauen römischer als griechischer Bauwerke gebildeten, Clérisseau nahm Erdmannsdorf ausschließend die korinthische Ordnung und einen Schmuck und Reichthum an, der bei aller Zierlichkeit dennoch oft ins Ueberladene fällt. Aber mitten in der schönen Natur Italiens, mitten unter den Kunst-

schätzen der alten Welt, unter den jugendlichen Freuden, welche die Fürstensöhne dort vereint und auch in Gesellschaft der ausgezeichnetsten Männer genossen, begleiteten dennoch den Fürsten von Dessau die Dichter und Weisen des Vaterlands, und Winkelmann lernte in Rom durch ihn die Werke Wielands, Lessings, Moses Mendelssohns, Ramlers, Weisse's und Kästners kennen.

Nach achtmonatlichem Aufenthalt in Italien reiste der Fürst mit seiner Begleitung über Florenz nach Genua, und schiffte sich dort nach Antibes ein, besuchte alle Denkmäler römischer Baukunst im mittäglichen Frankreich, und ging über Paris nach London. Mit noch größerer Aufmerksamkeit als früher durchstreiften die Reisenden nun ganz England, besuchten Schottlands Hauptstadt Edinburg und Glasgow, um sich mit den Manufacturen bekannt zu machen, und setzten auch nach Irland über. Bei der vorzüglichen Neigung des Fürsten zur schönen Baukunst, scheint er sich in England für das Gothische entschieden zu haben, da diese Bauart, neben der antiken, dort sehr hochgeschätzt wird. Er studirte auch dieselbe nach den schönsten Mustern so genau, faßte ihren Sinn so ganz auf, daß man bald nachher mehrere Bauwerke, ganz dem Geist des gothischen entsprechend, im Dessauischen Lande entstehn sah. Mit den geistreichsten Männern hatte der Fürst, in allen den größern Städten, die er besuchte, Umgang, und gewann ihre Achtung und Liebe.

Nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit kam der Fürst nach Dessau zurück, und es war nun seine Hauptsorge, die noch in so vieler Hinsicht rohen Sitten seiner Unterthanen zu mildern, und ihnen Künste und Wissenschaften werth zu machen. An diesen Bestrebungen nahm v. Erdmannsdorf thätig Theil. Er wußte Kunstfähigkeit zu entdecken und zu entwickeln. Er berief fremde Künstler nach Dessau, und bildete ihren Geschmack durch Vorlegung der Werke großer Meister, leitete ihre Arbeiten unmittelbar, und legte oft selbst mit Hand an. Sein Haus wurde zur Akademie, und so ward es möglich, Werke auszuführen, die durch ihre prunklose Schönheit, durch ihre geschmackvollen Verzierungen, vorzüglich damals, als sie entstanden, allgemeine Bewunderung erregten, und so, durch

das Hinweisen zur Antike, eine völlige Umwälzung des Geschmacks der Baukunst in Deutschland bewirkten. Der erste nunmehrige Versuch ward, noch im J. 1767, mit Auszierung des sogenannten großen Saals im Schloß zu Dessau und des runden Cabinets der künftigen Fürstin gemacht. Beides entsprach durch die schönen Verhältnisse und den edeln Schmuck seinem Zweck trefflich.

Nun reiste der Fürst mit Erdmannsdorf nach Berlin zur Vermählung mit der schon oben genannten Prinzessin Luise, einer Dame, die eben so ausgezeichnet durch den Ausdruck und die Schönheit ihrer Gesichtszüge, durch die Hoheit ihrer Gestalt, ihre Würde und Haltung, als durch die Feinheit ihrer Sitten, die vortreffliche Bildung ihres Geistes und herrlichen Kunstsinns, sich die vorzügliche Achtung Friedrichs des Großen, wie durch die Reinheit ihres Herzens und ihre ungeheuchelte Religiosität, die Liebe des Fürsten von Dessau erworben hatte. Die Vermählung ward am 25. Juli 1767 gefeiert.

Empfänglich für Familien-Freuden, wählte der Fürst mit seiner Gemahlin im folgenden Jahr (1768) Wörlitz zum Landsitz, und unternahm es, in Vereinigung mit allen Künsten, diesen sumpfigen, unansehnlichen Ort, der den Nachbarn nur durch ein düstres Jagdhaus bekannt war, zu einem Aufenthalt häuslichen Glücks, zur Erholung von Geschäfften im Kreise seiner Familie und andrer gebildeter Männer umzuschaffen. Den Plan zu dem Schloß entwarf Erdmannsdorf. Am 5ten April 1769 legte der Fürst mit diesem und der Fürstin den Grundstein, und am 22. März 1773 ward es vollendet. Der Fürst weihte es seiner Gemahlin. Er selbst verfertigte die Inschrift: Liebe und Freundschaft haben es gebaut. Einigkeit und Ruhe mögen es bewohnen, so werden häusliche Freuden nicht fehlen. Es war Erdmannsdorfs Meisterstück; nirgends Pracht; ganz im Geist des Fürsten.

Aber des Landesherrn erste Sorge war, sowohl sein Land zu verschönern, als es in Wohlstand zu bringen. Es mußte also der Besitz gesichert, plötzlicher Verarmung gesteuert, und für Unglückliche Sorge getragen werden.

Schon

Schon kurz nach seinem Regierungsantritt hatte der Fürst (10. Sept. 1761) menschenfreundlich befohlen, auch außer dem Lande bei Feuersnoth Hülfe zu leisten. Bald darauf (19. Apr. 1762) ward die Verordnung wegen der zu errichtenden Brandcasse für das Dessauische Land gegeben, später (21. Nov. 1764) die alte Feuerordnung (vom J. 1661) mit zweckmäßigen Zusätzen vermehrt, ja der Fürst sah sich genöthigt, durch ein besondres Edict (1. Juni 1770) die widerspenstigen Hausbesitzer über diese wohlthätige Einrichtung aufzuklären. Mehrere Verordnungen setzten Strafe auf Nachlässigkeit beim Feuer (3. Jul. 1778, 29. Oct. 1803), gaben Verhaltungsregeln bei Feuersgefahr, vorzüglich während des Sturms (1776), bestimmten die Weite der zu bauenden Schornsteine (17. Apr. 1779) und ertheilten Anweisung zur zweckmäßigen Errichtung der Brandmauern (18. Febr. 1766.) Dazu war (2. Apr. 1771) befohlen, entstandne Feuersgefahr sogleich durch reitende Boten nach Dessau zu melden, und es ist ein besondres Verdienst des Fürsten, daß er, sowohl benachrichtigt, als wenn er bei etwaniger Nachlässigkeit der dazu bestellten Wächter von seinem Schloß aus selbst die Feuersbrünste in der Gegend gesehn hatte, dann schnell, zu jeder Tageszeit, zu Pferd hineilte, mit lauter Stimme zur Rettung ermunterte, und Alles, was sich thun ließ, anordnete.

Aber auch der schon verarmten Einwohner nahm sich der Fürst thätig an. Am 25. Juni 1764 wurde die Anlegung eines Armenhauses in Dessau beschlossen. Erst 1766 konnte der Bau angefangen werden, und 1770 ward es zuerst bewohnt, ohne Rücksicht auf den Unterschied der Religion zu nehmen. Im Jahr 1808 befanden sich 100 Arme darin, wobei 27 Waisenkinder, welche den ersten Unterricht in einer zum Armenhaus gehörigen Schule empfingen. Da aber diese Anstalten im Jahr 1771 und 72 bei dem allgemeinen Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen nicht ausreichten, so erhielt der Fürst das gesammte Armenwesen ein volles Jahr hindurch auf seine Kosten. — Allem öffentlichen Betteln wurde gesteuert durch die Einrichtung eines Armen-Directoriums, welches aus dem Präsidenten der Landesregierung, dem Superintendenten und einigen andern angesehenen Geistlichen noch jetzt besteht. Jede Woche versam-

melte sich dieses, und theilte monatlich 10—12,000 Pfund Brod, 10—1200 Pfund Graupen, und über 100 Thaler baares Geld aus. Jährlich wurden über 300 Thaler zur Arznei und 400 Thlr. zur Kleidung vom Fürsten angewiesen. Dazu gab er allen Armen, denen es an Arbeit fehlte, sowohl Erwachsenen als Kindern, in den Städten und auf dem Lande, Wall-, Graben-, Feld- und Straßenarbeit, oder Wolle und Flachs zum Spinnen, und schenkte das daraus verfertigte Zeug den Armen. Er ließ ferner Getreide aus Rußland kommen und verkaufte es wohlfeiler (für 1 Thlr. den Berliner Scheffel) an seine nothleidenden Unterthanen. Aerzte und Wundärzte wurden überdies im Lande angestellt, und dürftige Kranke erhielten von diesen nicht nur freie ärztliche Behandlung, sondern auch Arznei und nöthige Lebensunterhaltung unentgeltlich. Andre Hausarme versorgte der Fürst täglich auf eben diese Weise mit Brod und Bier aus seinen Vorräthen. Bei allen Einrichtungen zur Beförderung des Wohls seiner Unterthanen suchte der Fürst die Ursachen der Uebel und Gebrechen auf, um durch Ausrottung derselben ihre Folgen zu verhindern. Er hatte, wie schon erwähnt worden, noch während des Kriegs (1761) seinen Unterthanen den Frohnpfennig erlassen. Die Accise verminderte er zu verschiedenen Malen (1765, 86, 91), und hob auch (1783) das Salz- und Oelgeld auf, welches jährlich 7000 Thaler eintrug. Die Gründe gab das Edict vom 7. Januar 1783 an: „Wir entsagen", hieß es in demselben, „dieser beträchtlichen Einnahme, weil sie zur Aufnahme unsres Landes beiträgt, und wir werden uns von dem Dank unsrer Unterthanen am besten überzeugen, wenn wir sehen, daß sie sich ihrer Armen, mehr als bisher geschehen ist, annehmen." So wurde vielem Bösen besser, als durch strenge Gesetze, gesteuert, zu dessen Ausbrüchen nur zu oft die Armuth und das Elend Veranlassung gibt. Bekannt mit der Noth, welche nur zu häufig das Loos der Wittwen und Waisen vieler, um den Staat wohlverdienter Männer ist, errichtete er, mit Zustimmung der fürstlichen Diener, für dieselben eine Wittwen-Casse (Edict v. 21. Nov. 91), nach welcher alle in fürstlichen Diensten stehenden Beamten in 6 Classen getheilt wurden, von denen die Mitglieder der ersten 4 Abtheilungen jedes 1 vom Hundert der Einkünfte, die letzten nichts beisteuern. Ein Capital für Pfarrwitt-

wen, aus dem Vermächtniß seiner Großtante, der Herzogin von Radzivil, schlug der Fürst dazu, und verband sich selbst, jährlich 1500 Thlr. in Gold und die Fürstin 1000 Thlr. zu geben. Diesen Beitrag versprach der Erbprinz nach dereinstigem Ableben seiner Aeltern zu übernehmen. Der Ueberschuß wird jedes Mal zum Capital geschlagen, welches nie verringert werden darf. Reicht die Casse nicht aus, so wird der Beitrag, sowohl des Fürsten als der Theilnehmer, nach Befinden erhöht. Auch andre Verordnungen zweckten zur Erhaltung des Wohlstandes und der Gesundheit der Unterthanen ab. So wurden die Collectionen für Lotterien verboten. Zur Rettung Verunglückter oder Selbstmörder forderte ein besondres Edict (26. März 1774) auf, und erinnerte, sich von solcher Pflichterfüllung nicht durch Aberglauben abhalten zu lassen. Ferner ließ er sämmtlichen Hebammen im Lande unentgeltlich Unterricht ertheilen (18. Sept. 1800), und stellte einen besonders dazu besoldeten Arzt an, allen Kindern, deren Aeltern es wünschen würden, die Kuhpocken unentgeltlich einzuimpfen. Ein Krankenhaus wurde zugleich für arme Handwerker und dienende Personen zweckmäßig eingerichtet. Das öffentliche Gesundheitswesen wurde einer besondern Medicinal-Commission übergeben, die sehr angelegentlich ihren Zweck erfüllt, wie viele erlassene Verordnungen bezeugen (Edict vom 13. Sept. 1798, 24. Mai 1804). Etwas Eigenthümliches mehrerer Polizeiverordnungen ist, daß die Strafe der Uebertretung an die Armencasse gezahlt wird. Auch für die allgemeine Bekanntmachung aller Verordnungen wurde gesorgt (17. Oct. 1774).

Es konnte dem aufgeklärten Fürsten bei seinen Untersuchungen nicht entgehen, daß die Quelle der Anhänglichkeit an unendlich viele verjährte Mißbräuche, der Widersetzlichkeit gegen die heilsamsten Verbesserungen, des Aberglaubens und der Rohheit, in der Vernachlässigung des Unterrichts und der Erziehung liege. Es waren in Deutschland Schulen genug vorhanden, in welchen mit klösterlicher Pedanterei über die Erlernung der alten Sprachen, die Ausbildung des Menschen gänzlich vernachlässigt wurde. Der Zeitgeist hatte seit Rousseau einen gewaltigen Umschwung genommen. Er verlangte etwas Zweckmäßi-

ges, der Idee von Menschenerziehung Entsprechendes, und ergriff das Neue, das sich ihm darbot, mit Empfänglichkeit. Man fühlte das Bedürfniß der Erziehungsanstalten allgemein, als J. B. Basedow auftrat und durch den Muth, mit welchem er verjährte Vorurtheile angriff, das Auge des Fürsten auf sich zog. Basedow kam auf Verlangen desselben (1771) nach Dessau, einen öffentlichen Versuch seiner Erziehungsweise zu machen. Er verlangte 27,000 Thaler auf 4 Jahr zur Einrichtung eines Gebäudes, Besoldung der Lehrer, Anschaffung der Geräthe und andrer Nothwendigkeiten. Diese Summe mochte sich nicht gleich herbeischaffen lassen und drei Jahr verflossen, ehe etwas gethan werden konnte. Unterdessen kam Wolke, der schon früher mit Basedow bekannt geworden war, nach Dessau. Mit Basedows Tochter Emilie wurde 1774 der Versuch nach des Vaters Lehrart gemacht. Binnen 10 Wochen konnte sie das Deutsche fertig und auch das Französische lesen; und eben so schnell lernte sie das Lateinische verstehen und sprechen. Jetzt sah man die gemachten Vorschläge als ausführbar an. Der Fürst erlaubte Basedow, eine Reise durch Deutschland zu machen, um zu erfahren, ob noch andre Fürsten die Ausführung des Plans unterstützen wollten. Ohne Erfolg. Also beschloß der Fürst allein die Ausführung, und am 27. Dec. 1774, am Geburtstag des fünfjährigen Erbprinzen Friedrich, ward die Errichtung des Philanthropins, unter dem Schutz des Fürsten, bekannt gemacht. Nebst der genannten Emilie und ihrem Bruder, nahmen zuerst 11 Zöglinge mit dem Erbprinzen Theil am Unterricht. Am 13. Mai 1775 war die erste öffentliche Prüfung. Der Fürst, die Fürstin, nebst vielen durch diese von benachbarten Höfen und Gegenden erbetenen Abgeordneten, berühmten Männern und Zuschauern waren zugegen. Allgemein war der Beifall. Der Fürst lud die vornehmsten Anwesenden zur Tafel, und ließ die übrigen Fremden und Einheimischen festlich bewirthen. Das fröhliche Leben in der Kinderwelt des Philanthropins, die Zwanglosigkeit der Erziehung, die Wärme und Herzlichkeit der Lehrer und die freundliche Umgebung des schön angebauten Landes, mußten, mit der Persönlichkeit des Fürsten, günstig auf alle Zuschauer wirken. Die auswärtigen Beiträge beliefen sich nun bald über 2000 Thlr. Basedow gab von seinem eignen Ver-

mögen 4000 Thlr. her, und dessen ungeachtet fing die Anstalt bald an zu sinken, als der Fürst nun selbst 12,000 Thlr. anweisen, den fürstlich Dietrichschen Pallast einräumen und für die Anstalt einrichten ließ. Nun wuchs die Zahl der Zöglinge schnell bis auf 30. Bald mußten Zusendungen, wegen Mangel an Platz, verbeten werden. Auswärtige Lehrer wurden berufen. Campe von Potsdam, und später Salzmann von Erfurt. Das Lehrerpersonal bestand aus einem Curator und 3 Professoren, nebst 4 ordentlichen Lehrern. Die Zöglinge waren unter beständiger Aufsicht der Lehrer. Die Anstalt erhielt eine Bücher-, Kupferstich-, Modell- und Instrumentensammlung, die der Fürst durch ansehnliche Geschenke vermehrte. Eine eigne Buchhandlung stand mit der Anstalt in Verbindung. Sie sollte alle Schriften der Lehrer des Philanthropins verlegen, und überhaupt Buchhändler-Speculationen entgegenwirken. Doch erhielt sich diese Buchhandlung, nicht ohne einige treffliche Werke verlegt zu haben, vielleicht schon wegen innerer fehlerhafter Einrichtung, nur bis 1787. Indessen war es gewiß nicht Schuld des Fürsten, eben so wenig als beim Philanthropin, daß die schönen Erwartungen nicht ganz befriedigt wurden. Die Idee der Menschenerziehung, der leichten, spielenden Entwicklung der geistigen und physischen Anlagen und Kräfte, war groß und schön. Der Fürst stand höher als Basedow, und hatte sie reiner aufgefaßt als dieser, der bei allen seinen Talenten und gewiß gutem Willen doch durchaus nicht der Mann war, der einen solchen Plan als oberster Leiter hätte ausführen können. Wolke that, nach Basedows baldiger Entfernung, das Meiste, und mit ihm treffliche Männer: Campe, Salzmann, Olivier, Iselin, Kalbe, geachtete Namen in der Geschichte des Erziehungswesens. Basedows heftige Sinnesart, seine eigne Niedrigkeit und ungeschicktes Benehmen gab der Anstalt gleich Anfangs einen heftigen Stoß; die Mißverhältnisse der Lehrer unter einander setzten die Erschütterungen fort, und man kann mit Recht behaupten, daß Deutschland die Früchte, die aus dieser Anstalt, bei allen ihren Gebrechen, gewonnen wurden, dem Edelsinn des Fürsten verdankt, der nie abließ aufzumuntern, auszugleichen und zu unterstützen, wo Mangel bemerkt wurde. Eben so gewiß wird man den Fürsten von der Schuld an dem Vorwurf frei-

sprechen, daß seit dieser Anstalt der Grund zur Vernachlässigung des Studiums der Alten und der Seichtigkeit im Unterricht gelegt worden sey und gewaltig überhand genommen habe. Nach dem Abgang Salzmanns, Sanders und Campe's wurde das Philanthropin 1793 aufgelöst. Doch war so der Anfang zu einer Revolution des Erziehungswesens in Deutschland gemacht. Von allen Anstalten, die in Deutschland, der Grundidee des Philanthropins gemäß, errichtet wurden, erhielt sich die, welche Salzmann, von dem wackern Herzog Ernst von Gotha und durch seine schöne Eigenthümlichkeit unterstützt, glücklicher ausführte, am längsten, und blühet noch unter der Leitung des Sohnes dieses würdigen Manns. Der Fürst ehrte Salzmann, sowohl in Dessau, als auch später durch einen Besuch in Schnepfenthal nach Verdienst.

Aber nicht bloß mit den großen Ideen neuer Erziehungsmethoden beschäfftigt, war der Fürst sehr besorgt, vor Allem auch den gemeinen Mann zweckmäßiger unterrichten zu lassen. Die Mängel der Dorfschulen des übrigen Deutschlands theilte auch das Dessauische Land. Abgedankte Soldaten, untaugliche Handwerker versahen diese Stellen. Deshalb legte der Fürst 1780 ein Seminar für Dorfschulmeister, unter Leitung des geschickten Inspectors Tamm, zu Wörlitz an, und ließ viele der jungen Lehrer nach Rekahn reisen, um die Lehrweise des Domherrn von Rochow zu erlernen, da dieser sich seit 1773 die Verbesserung der Dorfschulen, mit so schönem Erfolg, angelegen seyn ließ. Nach Tamms Tod, 1784, kam diese Anstalt nach Dessau unter die Aufsicht des Inspectors Funke, und nach dessen Ableben erhielt Inspector de Marées dessen Geschäffte. Die ehemals kärglichen Besoldungen wurden erhöht, so daß zuvörderst kein Dorfschulmeister unter 100 Thlr., die Meisten nicht unter 150 Thlr. Besoldung haben. An den meisten Orten, selbst wo die Gemeinden zum Bau der Schulgebäude verpflichtet waren, ließ der Fürst auf seine Kosten geräumige, anständige und freundliche Wohnungen für die Schulmeister anlegen.

Eben so sehr zog der mangelhafte Zustand der Stadtschule des Fürsten Aufmerksamkeit auf sich. Der geschätzte Neuendorf ward zum Schuldirector berufen und ent-

warf den Plan zur bessern Einrichtung derselben. Die Anzahl der Lehrer wurde vermehrt, die Besoldungen erhöht, Gelder zur Anschaffung der Schulbücher, der Schulbibliothek und andrer Lehrmittel, so wie auch zur Unterstützung hülfsbedürftiger Schüler angewiesen. Der Fürst ließ den Prinz-Moritzischen Palast zur Schule einrichten. Ein großes, weitläufiges, wahrhaft fürstliches Gebäude, vielleicht, zu solcher Bestimmung, einzig in Deutschland. Noch während des Baues im rechten Flügel, wurde sie, 3. Oct. 1785, eröffnet. Bis 1798 stand ihr Neuendorf vor. Seit dessen Tode ist der, als Mathematiker rühmlich bekannte, Vieth Director.

Auch für die Bedürfnisse der bisher so vernachlässigten Bildung des weiblichen Geschlechts wurde durch eine Töchterschule gesorgt, die seit 1786 besteht. Auch eine Industrieschule zur Unterweisung in den gemeinnützigsten Handarbeiten ward vom Fürsten angelegt, und 74 arme Kinder auf seine Kosten in derselben unterrichtet.

So, unermüdet thätig Aufklärung zu befördern, Bildung zu verbreiten, suchte er auch die Geistlichkeit auf eine würdige Art aufzuregen und mit Liebe für die Wissenschaften zu beleben. Es konnte ihm nicht verborgen seyn, wie vielen Einfluß auf das Volk die Rohheit der Geistlichen, vorzüglich auf den Dörfern, haben mußte, da sie, von allen wissenschaftlichen Berührungen getrennt, von Noth und Sorgen des Lebens zum Theil umfangen, so oft völlig aufhörten, sich durch irgend etwas von ihres Dorfes Mitbewohnern auszuzeichnen. Es wurde also, auf den Vorschlag des damaligen Hofpredigers der Fürstin, Häfeli, im J. 1787 eine Pastoralgesellschaft errichtet. Zum Ankauf nützlicher theologischer Schriften, welche durch das ganze Land unter den Geistlichen kreisen, gibt der Fürst jährlich 200 Thlr. her. Jeden Monat sind sämmtliche Geistliche des Landes, das in dieser Hinsicht in 7 Abtheilungen gebracht wurde, verbunden, sich zu versammeln und Ausarbeitungen über theologische Gegenstände vorzulesen. Jedes Jahr ist allgemeine Versammlung zu Dessau, in Gegenwart eines fürstlichen Abgeordneten, in welcher Bericht über die Beschäfftigungen des vergangnen Jahres abgelegt wird. Sämmtliche Mitglie-

der werden dann zur fürstlichen Tafel gezogen, und der Fürst erstattet alle Reisekosten.

* Da sich in dem Dessauischen Land außer den Protestanten auch Katholiken und Juden befinden, so wendete der Fürst viel Mühe an, Duldung unter den verschiednen Religionsparteien zu verbreiten. Weder in den Armenhäusern, noch in andern milden Stiftungen, noch in dem Philanthropin und in den sämmtlichen Schulen wird Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß genommen. In eben diesem Sinn ward der neue Begräbnißplatz bei Dessau, für alle christliche Glaubensgenossen, auf höchst geschmackvolle Art, 1787, angelegt. Der Fürst selbst gab das schönste Beispiel durch sein eignes Benehmen. Selbst dem reformirten Bekenntniß zugethan, trug er doch aus seinem Vermögen 3000 Thlr. zum Bau der Lutherischen Kirche bei. Die Katholiken erhielten ein Bethaus mit Thurm und Glocke, und der katholische Geistliche freie Wohnung vom Fürsten, der den Betsaal für die Katholiken im Amalienstift herstellen ließ, und die jährliche Miethe an das Stift zahlt. In Dessau haben auch die Juden ihre Rabbiner, und der Fürst erbaute ihnen in Wörlitz einen geschmackvollen Tempel, der ihm 2000 Thaler kostete.

Mit diesen Bestrebungen verband der Fürst sehr ernstliche Bemühungen, auch den Wohlstand des Landes, durch Abschaffung von Mißbräuchen und Einführung neuer Erfindungen und Verbesserungen, vornehmlich im Ackerbau und der Landwirthschaft, zu heben. Begünstigt durch den Besitz aller ehemaligen Rittergüter des Landes, welche besonders sein Großvater an sich gekauft hatte, konnte der Fürst manchen Versuch mit Verbesserungen leichter machen, als selbst andre Fürsten, und der glückliche Erfolg mußte die Unterthanen um so eher auf die Vortheile derselben aufmerksam machen, da diese sehr bald in allen Theilen des Landes sichtbar werden mußten. So konnte mit Ruhe, und ohne thätliche Widersetzlichkeit aufzuregen, Manches bewirkt werden, was, bei der Anhänglichkeit des Landmanns an das Alte, in andern Ländern, bei weniger vorsichtigem Verfahren, allgemeinen Widerwillen gegen die Regierungen erregte. Dahin gehören die

Abschaffung der so schädlichen Gemeinheiten, der Huth und Trift und der Brache, der Anbau der Futterkräuter und Einführung der Stallfütterung. Auch im Dessauischen fehlte es nicht ganz an Widerstand; doch erwarben sich auch mehrere Männer, unter ihnen vorzüglich der Oberamtmann Holzhausen und der Cammerdirector v. Raumer um diese Verbesserungen namentliches Verdienst. Dem v. Raumer wurde das fürstliche Gut zu Wörlitz übergeben, um daselbst Versuche in der Landwirthschaft zu machen. Er ist als der vorzüglichste Verbesserer der Dessauischen Landwirthschaft anzusehn, um so mehr, da, als Cammerdirector, sein Wirkungskreis auf alle fürstliche Güter ausgedehnt ist. Zur Veredlung der Pferdezucht wurden Landgestüte angelegt, zum unentgeltlichen Gebrauch der Unterthanen. Mit eben so großer Aufmerksamkeit ließ der Fürst die durch sein Land führenden größern Straßen für Wagen und Fußgänger bequem anlegen und angelegentlich für die Erhaltung derselben sorgen. Mit sehr großen Kosten erbaute er die durch einen Eisgang (1784) weggerissene Elbbrücke, gewiß die beste hölzerne über diesen Fluß, mit einem Kostenaufwand von gegen 80,000 Thlr. Mehrere kleinere Brücken eben der Art, und auch von Stein, erbaute er über die Mulde und mehrere Muld- und Elbärme, welche das Land vielfach durchschneiden, so wie über kleinere Flüsse, und diese Brücken zeichnen sich durch Festigkeit, wie durch Schönheit gleich aus.

Die Anpflanzungen von Fruchtbäumen jeder Art beförderte der Fürst vorzüglich. Alle größern und kleinern Straßen sind größtentheils mit doppelten Baumreihen besetzt, so daß die Obstbäume theils mit italienischen Pappeln, theils mit Platanen, Akazien und andern Bäumen untermischt sind. Bei dem überhandnehmenden Mangel des Brenn- und Nutzholzes durften auch diese Gegenstände nicht vernachlässigt werden. Eine Verordnung wurde wegen Ersparung des Nutzholzes erlassen (14. Mai 1780). Eben deshalb und zur längern Dauer der Gebäude wurde befohlen, die Schwellen der Häuser wenigstens 1 Fuß hoch über der Erde zu legen (20. Aug. 1781.) Die Beschädigungen der Bäume wurden nachdrücklich verboten (31. März 69, 1. März 73). Der Anbau und die Erhaltung der Forsten

wurde thätig betrieben und viele wüste, sandige Stellen mit Nadelholz besäet.

An diese Bemühungen für Wohlstand, Glück, Aufklärung seiner Unterthanen knüpften sich, im freundlichen Verein, die Bestrebungen des Fürsten zur Verschönerung seines Landes. Er hat es zu einem großen Garten umgeschaffen, daß es der Wandrer erkennt, er betrete es von wannen er komme, wo er wolle. Vieles, was der Fürst aus England mitbrachte, und was sein empfänglicher Sinn in andern fremden Ländern sah, wurde nach eigner Idee zu einem Ganzen, das Jeden entzückt. Wörlitz wurde so durch die schöne Gartenkunst, im Verein mit den übrigen Künsten, ein Aufenthalt, den Weltumsegler, wie Forster, und Reisende, wie Humbold, ein Paradies nannten, Dichter besangen und der das schönste Denkmal von dem Geschmack und der unermüdlichen Ausdauer des Fürsten ist.

Außer Wörlitz legte er schon 1775 den Lustgarten bei Dessau und das Luisium unfern der Stadt, später die Anlage auf dem Liglitzer Berg an, und gewiß wurde durch ihn sein Bruder Hans Görge aufgeregt, 1780 eine sumpfige, wilde Gegend zu einem freundlichen, schönen Garten, der Georgengarten genannt, umzuschaffen.

Eigenthümlich sind in des Fürsten Gartenanlagen die eigne Wahl der schönen An- und Aussichten, die passende Anordnung, Vermischung, Gruppirung der verschiednen Baum- und Straucharten. Kein Ruheplatz ist ohne Zweck, gerade an dem bestimmten Platz angelegt, und dieses Alles ist ohne Zwang, mit Vermeidung alles Steifen und Gezierten, zur eignen, aus dem Innern entspringenden und aus dem Ganzen zu dessen Theilen zusammenstimmenden Schöpfung gestaltet. Fast überall auf den Landstraßen sind Ruheplätze angelegt, die dem müden Wandrer Kühlung und Erholung gewähren. An der Ausführung der Gartenanlagen des Fürsten hatten die Hofgärtner Neumark Schoch und Eisenbeck, ein kenntnißreicher Botaniker und geschickter Zeichner voller Einbildungskraft und Geschmack, viel Theil. Die beiden letztern hatte der Fürst mit nach Holland und Eng-

land genommen. Auch viele ausländische Gewächse brachte der Fürst in seine Gärten und verschönerte diese so durch Mannigfaltigkeit des Laubes. Im Jahr 1798 befanden sich in Wörlitz allein 462 Arten in- und ausländischer Bäume und Sträucher, und 644 Arten in- und ausländischer Pflanzen und Stauden.

Außer diesen schönen Gartenanlagen zeichnen sich die Bauwerke des Fürsten, sowohl in seinen Gärten als in den übrigen Theilen des Landes, vortheilhaft aus. Erdmannsdorfs Verdienste in dieser Hinsicht sind schon früher erwähnt. Dem Herzog unmittelbar scheint Alles anzugehören, was im gothischen Geschmack gebaut ist. Er selbst gab Vieles dazu an, und leitete die Arbeiten meistens persönlich. In drückender Sonnenhitze, oder im Regenwetter, ließ er sich nicht abhalten, Stunden lang anzuordnen, aufzumuntern und nicht selten selbst mit Hand anzulegen, wenn man ihn nicht verstand. Es ist gewiß nichts Wichtiges in diesen Bauten angefangen und vollendet worden, ohne daß er es angegeben und nach den Regeln der Kunst geleitet hätte. Deshalb zeichnen sich seine Gebäude nicht allein durch den schönen, richtigen Geschmack, in dem sie errichtet sind, sondern auch durch ihre Festigkeit aus. Vorzüglich wendete er die gothische Bauart, sehr angemessen, auf Kirchen an, deren sich mehrere z. B. in den Dörfern Riesigk, Vockerode und Pötnitz befinden. Die schönste Kirche in dieser Art ist wohl die zu Wörlitz. Alles ist von außen und innen nach den schönsten Mustern gothischer Baukunst, mit außerordentlichem Aufwand von Arbeit, auf das Uebereinstimmendste verziert. Der Fürst hat zu dem Ende geschickte Zeichner nach den berühmtesten Domkirchen Deutschlands gesendet, die Einzelnheiten genau zu zeichnen. Er selbst vereinigte Alles in schöner Auswahl. Alle nähern Umgebungen der Kirche sind in diesem Geschmack gearbeitet und verziert. In eben diesem Geschmack ist auch das gothische Haus mit großen Kosten und allem Mühsamen und Abenteuerlichen und höchstgezierter Seltsamkeit erbaut. (P. de Ligne coup d'oeil sur Belville II. p. 159.) Der Tischlermeister Irmer, der sich unter den Augen des Fürsten gebildet hatte, besorgte schon 1779 die innere gothische Verzierung der Dessauer Schloß- und Stadtkirche, mit vielem

Geschmack, nach Angabe des Fürsten. Der witzige Prinz von Ligne urtheilte: „Des Fürsten gothische Gebäude seyen nicht rosenroth, wie die der Catharina von Rußland, da er (der Fürst) sich nicht gleiche poetische Freiheit herausnehme." (Briefe des Pr. v. L. S. 292.)

Diese und viele andre Gebäude schmückte der Fürst mit herrlichen Werken der bildenden Künste: mit Gemälden von Claude le Lorrain, Rubens, Vernet, Dominichino, Paul Veronese, Hackert, Zuccarelli, Clérisseau und Andern; mit Reliefs von Doell, Pfeifer, Bildsäulen alter römischer und griechischer Kunst.

Seine Sammlung von Kupferstichen ist sehr vorzüglich. Vieles bracht' er aus Italien und andern Ländern selbst mit, oder ließ es später, wie die 9 Musen, jetzt im Pantheon zu Wörlitz, durch den Historienmaler Rehberg in Rom kaufen. Vieles, was er nicht im Original besitzen konnte, wurde durch Nachbildungen derselben, so viel als möglich, zu ersetzen gesucht. Ich erwähne nur die antike Brunnenfassung in Wörlitz, in Gestalt einer runden Ara, nach einem Muster in Herkulanum, das Winkelmann (Gesch. d. Kunst S. 97) beschrieben und (Mon. ined. P. I. p. 24. 21.) abgebildet hat.

Zur Uebung der schönen Reitkunst wurde eine Reitbahn erbaut (1790—91), mit sinnreichen Hautreliefs in Stuck, die Geschichte des Pferdes und der Reitkunst, von Erschaffung desselben, nach der Mythe, und der ersten Bändigung, bis zur jetzigen Zeit in 22 Abstufungen vorstellend. Nach Angabe des Prof. Doell verfertigte sie Prof. Schulz. Den Dachstuhl verfertigte, nach eigner Erfindung, der Zimmermeister F. Leiderit.

Auch die Schauspielkunst fand in dem Fürsten einen warmen Verehrer. Schon 1777 brachte ein erwarteter Besuch die schnelle Erbauung eines kleinen Theaters im Schloß hervor. Erdmannsdorf führte es aus, antiken Theatern, so weit es anging, nachgebildet. So erhielt Dessau bald ein Liebhaber-Theater, das sich dreist mit ähnlichen, in Gotha und Dresden, in einen Rang stellen konnte. Doch da dieses später nicht mehr ausreichte, so

ließ der Fürst, zu Ende des Jahrhunderts, ein eignes Schauspielhaus erbauen. Erdmannsdorf entwarf auch dies Mal den Plan zu demselben, benutzte dabei die von Saunders angestellten Versuche und Resultate über die Ausbreitung des Schalls, starb aber noch vor der Vollendung (9. März 1800). Doch hinderte das dieselbe des Werkes nicht. Ein edler Geschmack zeichnet es aus, und eine stehende Schauspielergesellschaft trug zu den edlern Vergnügungen der Bewohner Dessaus viel bei. Mit diesen Schauspielen erhöhte eine Capelle den Sinn für das Schöne. Der als Componist und Virtuos auf der Violine und dem Clavier ausgezeichnete Musikdirector Rust, Keller auf dem Flügel, Godovsky und Sanft auf der Flöte, die Nithardt als Sängerin, sind namhafte Künstler. Es ist seitdem die Neigung und Ausbildung der Dessauer in musicalischer Hinsicht ausgezeichnet geblieben.

Auch für die Kupferstecherkunst verwendete der Fürst bedeutende Summen. Auf Erdmannsdorfs Rath übernahm der Fürst (1796) die durch den Baron v. Brabeck gestiftete Kupferstecher-Anstalt und verwandelte sie in die chalkographische Gesellschaft, der die Kunstwelt manchen vortrefflichen Kupferstich verdankt, die sich aber leider nur bis 1806 erhielt. Die Errichtung einer Landzeichenschule verhinderte Erdmannsdorfs Tod.

Nachdem (am 3. März 1793) der letzte Fürst von Anhalt-Zerbst, ohne männliche Nachkommenschaft, gestorben war, so wurde, den Erbverträgen gemäß, dieses Fürstenthum gleichmäßig unter die übrigen drei anhaltischen Fürstenlinien vertheilt. Durch das Loos (28. Dec. 1798) fiel dem Fürsten von Dessau Zerbst, zur großen Freude der Einwohner, zu, und es theilten von nun an diese neuen Besitzungen die väterliche Vorsorge des Fürsten. Gleich bei dem Glückwunsch, den die Abgeordneten des Magistrats und der Bürger dem Fürsten abstatteten, baten sie denselben um Verbesserung des Armenwesens und der Schulen. Sogleich wurde der Bau einer neuen Schule thätig betrieben. Im Jahr 1803 war der Bau vollendet, und am 4ten April wurde sie eingeweiht. Der Fürst selbst und seine beiden ältesten Enkel wohnten der Einweihung

bei. Ein einfacher Stein über dem Eingang bezeichnete mit seiner Inschrift

„Mögen meine Wünsche für meine guten Erbster erfüllt werden"

Franz.

die Gesinnungen des Fürsten. Der Bau hatte gegen 30,000 Thaler gekostet. Die Schule der Reformirten und der Lutheraner, so wie auch das Anhaltische Gesammt-Gymnasium, (welches von Bernburg und Cöthen deshalb an Dessau überlassen wurde,) waren zu einer Bildungsanstalt vereinigt. Neue Lehrer der Mathematik, Botanik und französischen Sprache wurden angestellt und vom Fürsten besonders (mit ungefähr 2000 Thlr.) besoldet; Stipendien (etwa 10) für die auf der Schule wohnenden Schüler (zu 20—30 Thlr.) und für Gehülfslehrer in den Frei-Classen angewendet; Instrumente zum Unterricht in Physik, Mechanik u. s. w. angeschafft. Die Besoldungen der Lehrer sind reichlich. Die Wohnungen mehrerer sind in dem Schulgebäude, das von großem Umfang ist. Die Uebrigen erhalten Entschädigung. So konnte das Schulgeld, vorzüglich in den niedern Classen, ganz unbedeutend angesetzt werden. Viele junge Leute aus dem benachbarten Sachsen, Preußen und Anhalt besuchen die Schule.

Auch für die, noch völlig von der vorigen Regierung vernachlässigte, weibliche Bildung sorgte der Fürst thätig, und da die Umstände nicht sogleich die Einrichtung eines eignen Schulgebäudes erlaubten, so gab er das Schloß 5 Jahre lang (1806—11) her, bis ein eignes Haus gekauft und zur Schule und Wohnung des Directors eingerichtet wurde. Zwei Lehrer und drei Lehrerinnen ertheilen nöthigen Unterricht unter zweckmäßiger Leitung und thätiger Theilnahme des Directors Hausmann, wodurch diese Anstalt vor andern schöne Erwartungen erfüllt.

Die Wittwencasse wurde ebenfalls auf den neuen Landestheil ausgedehnt (16. Mai 1804), und der Fürst erhöhte seinen jährlichen Beitrag auf 2400 Thlr. in Gold, und versprach noch im nöthigen Falle Vermehrung dessel-

ben. Auch die Armenanstalt in Zerbst ward verbessert und vom Fürsten durch einen bedeutenden Beitrag (von jährlich 1200 Thlr.) unterstützt; die Brandcassen auch auf den Zerbster Antheil übergetragen (23. Febr. 1799). Das Zwangs- und Arbeitshaus, welches sonst in Dessau mit dem Armenhaus vereinigt war, wurde (da man vielleicht das Unschickliche fühlte) nach Zerbst in ein eignes, dazu errichtetes Gebäude verlegt, und auch hier Alles dem Geist des Fürsten gemäß menschlich und zweckmäßig angeordnet, und für Besserung und nöthige Thätigkeit der Verbrecher gesorgt, (15. Aug. 1801) auch ein Zuchthausprediger angestellt.

Auch bei der Pastoralgesellschaft, in welche des neuen Antheils Geistliche aufgenommen wurden, erhöhte der Fürst den jährlichen Beitrag um 50 Thlr. Bald sah man auch an den Verschönerungen des Landes und den Umgebungen der Stadt, daß eine, von der vorigen weit verschiedne Regierung das Land besitze.

Wie groß schon früh der Ruf von der vortrefflichen Regierung des Fürsten war, bezeugt der Geschichtschreiber der Schweiz (Darstellung des Fürstenbundes 1787. Sämmtl. Werke Th. 9. Auch 5. C. 12.), da er von dessen Beitritt zum Fürstenbunde, den Friedrich der Große am Ende seiner Jahre (23. Juli 1785) gegen Josephs II. Vergrößerungsbegierde abschloß, sagt: „Wenn in einer freien Republik, bei Berathschlagung zweifelhafter Fälle, der Wohlgesinnte oft sich hierdurch entscheidet: „„Weil Aristides, weil Cato dieser Meinung sind, so muß diese die bessere seyn"". welch' ein Vorurtheil für die deutsche Association, einen Fürsten von Dessau und einen Markgrafen von Baden für sich zu haben; — — Landesherren, welchen die Vervollkommnung ihres Volks und Landes ein Studium ist, und welche, fern von den Systemen hinterlistiger Politik, in den Lauf der Geschäffte die Gerechtigkeit bringen möchten, die in ihren Seelen lebt! — — Das größte Lob der Politik eines Fürsten ist nicht sowohl in außerordentlichen Dingen, als daß er seine Lage kennt und nach derselben thut."

Unter diesen Beschäfftigungen und Sorgen für Aufklärung, Bildung und Wohlstand seiner Unterthanen, war der Fürst, vorzüglich in seinen frühern Jahren, nicht arm an häuslichen Freuden. Am 27. Dec. 1769 gebar ihm seine Gemahlin den Erbprinzen Friedrich, dessen Erziehung sich der Fürst sehr angelegen seyn ließ, der aber unter Basedows Leitung nicht den zarten, milden Sinn ausbildete, der den Fürsten so sehr auszeichnet. Der Geburtstag der Fürstin (24. Sept.), so gern sie später geräuschvolle Vergnügungen vermied, wurde durch ein Volksfest auf einem Wiesenplatz bei Wörlitz festlich begangen; Wettrennen und Wettreiten der jungen Landleute aus 8 benachbarten Dörfern wurden hier angestellt. Der Sieger erhielt den Preis aus den Händen der Fürstin, und Tanz auf offnem Platze beschloß das Fest. Ein Feind aller Förmlichkeit und der Hoffeste, genoß der Fürst seine Muße im Umgang der ersten Gelehrten und andrer Reisenden, die aus allen Gegenden Wörlitz häufig besuchten, die er oft selbst einlud und mit der größten Freundlichkeit und zuvorkommenden Artigkeit aufnahm. So sah man den Fürsten oft in dem Wörlitzer Garten an heitern Sommernachmittagen. Seine Gemahlin stickte, er selbst las vor, Göthe zeichnete. Oft war er Fremden, auch diesen unbekannt, selbst Führer, indem er ihnen das Sehenswürdigste zeigte, oder ihnen Anweisung gab, wie sie ihre Wünsche befriedigen könnten. Seine Gesundheitsumstände nöthigten ihn meistens, einige Sommermonate in Bädern zuzubringen. So reiste er auch (1770) mit seiner Gemahlin und Erdmannsdorf nach der Schweiz, und (1774) mit denselben nach England, wo er sich in Bath aufhielt. Hier traf er Forster, der ihm mehrere Seltenheiten aus den Südseeinseln und Otaheite verehrte, die der Fürst in einem eignen Gebäude zu Wörlitz aufbewahren ließ. Sonst ging der Fürst häufig nach Carlsbad, Pyrmont, Schandau, und überall rühmte man seine Herablassung und Mildthätigkeit gegen Arme. Seine Gemahlin, durch reizbare Nerven und zarte Empfänglichkeit zur religiösen Schwärmerei geneigt, oft durch Behrenhorsts männliche Beredtsamkeit aus den Irrwegen der Mystik zurückgeführt zur wahren Einsicht, mußte wegen ihres schwächlichen Körpers den größten Theil des Sommers zu einer Traubenkur unter südlichem Himmel, am

Rhein,

Rhein, oft in der Schweiz und in Italien zubringen. Sie lebte einsam im Umgang ihres Hofpredigers Häfeli, später Matthissons, beschäftigt mit der schönsten Auswahl der classischen Schriftsteller Italiens, Frankreichs und Englands, die sie im Original las. Doch blieb ein liebevolles Verhältniß zarter Aufmerksamkeit gegen einander zwischen den Gatten. Es mag so der Fürstin vielleicht einiger Einfluß auf die religiöse Denkart des Fürsten mit Recht beigemessen werden. Diese spricht sich bei dem Fürsten menschlicher aus, da sie entfernt von aller Schwärmerei ist. Davon zeugen die schöngewählten Inschriften auf dem Kirchhof in Wörlitz, im Schloß daselbst und über dem neuen Begräbnißplatz bei Dessau, aus Klopstocks, Herders und Hubers (Versuche mit Gott zu reden) Schriften, und die vom Fürsten selbst verfertigte Inschrift zu Rousseau's Denkmal; davon des Fürsten Sorgfalt für Erbauung und Ausschmückung der Kirchen, seine Edicte, den Gottesdienst betreffend, eigner Kirchenbesuch und sonst vielfach gezeigter religiöser Sinn. Auch in dem Bestreben, seiner Familien-Glieder Andenken, da er sie alle überlebte, zu bewahren, bewährt sich sein tiefes, religiöses Gefühl. In der Kirche zu Rüsigk ließ er seiner Schwester Agnes, Freifrau von Loën († 15. Dec. 1799) ein Denkmal errichten. Ein einfachverzierter Sarkophag, auf dem man ihre lebensgroße Figur, in frommer Haltung des Mittelalters findet, umschließt die Ueberreste der geliebten Schwester.

Auf dem Drehberg bei Wörlitz, den er sich selbst zum Begräbnißplatz bestimmte und antik ausschmücken ließ, baute er auch seinen beiden Schwestern, Leopoldine († 15. Apr. 1769) und Casimire († 8. Nov. 1779), vortrefflichen Frauen, Gemahlinnen des Grafen Simon August von Lippe-Detmold (seit 28. Sept. 1765 und 9. Novbr. 1769) Denkmäler. Die Inschriften verfertigte er selbst:

„Dem Andenken meiner Schwester Leopoldine. Zu bald ward sie mir, die mich Liebende, entrissen. Sie ging all ihren Geschwistern voran, in jenem Leben der Belohnung ihres guten Herzens theilhaftig zu werden und uns,

[wenn wir unsre Laufbahn treu vollendet haben, dort zu empfangen."

Franz.

und

„Dem Andenken meiner Schwester Casimire. Sie lebte nach göttlicher Vorschrift, ein, menschlichen Kräften nach, fast untadelhaftes Leben. Gott gebe zum Glück der Erde ihr viele Bewohner wie sie, mir, solchem Beispiel zu folgen und sie dort wiederzusehen."

Franz.

Auch seinen Vorfahren weihte er ein Denkmal nach seinem eignen Plan. Die Bildsäulen derselben wurden in diesem, mit von ihm selbst verfaßten classischen Inschriften im Lapidarstyl aufgestellt. Um diese Zeit hatte er das Unglück, durch einen Sturz seines Pferdes auf schlüpfrigem Wege das Bein zu brechen. Die Fürstin befand sich gerade in der Schweiz, als sie die Nachricht erhielt. Sie entsagte sogleich dem Wunsch, den Winter am Genfersee zuzubringen, und eilte nach Dessau. „Willkommen in Wörlitz!" rief der Fürst auf seinen Krücken Matthisson entgegen, als sie mit diesem angekommen war. „Der Himmel", fuhr er fort, „sorgt immer für Entschädigung, wenn er Leiden schickt. Ich habe bei der Gelegenheit meines Unfalls gesehn, daß ich noch geliebt werde, und darüber alle Schmerzen leicht vergessen können. Besser gar nicht, als ungeliebt leben."

Bald wurde die Anzahl der Werkleute verdoppelt, da der König und die Königin von Preußen auf den kommenden Sommer dem Fürsten einen Besuch versprochen hatten, und dieser sich von den beiden gekrönten Menschenfreunden die erste Weihe für seinen Familientempel erbitten wollte. Doch riß ihn seine außerordentliche Vorliebe für das Reiten, ohne welches er nicht leben zu können äußerte, früher hinaus, als es für den Bruch des Beines dienlich war. Es war ein schöner Sommerabend, als Matthisson im Garten bei Wörlitz länger als gewöhnlich spazieren ging. Spät kam der Fürst gesprengt: „der schöne Abend riß mich fort", sagte er nach der Begrü-

sung, „und erhob meinen Sinn zu Gott. Mir war als führe mein Weg mich durch den Himmel, und jede meiner Empfindungen wurde Gebet. Eine ganz eigne Sehnsucht nach dem Grabe meiner Schwester Agnes trieb mich nach Rüsigk. Ich ließ die Kirche aufschließen und blieb ziemlich lange drinnen; das hat mich so verspätet." Aber durch das Reiten war das Bein entzündet worden. Der Fürst mußte von Neuem das Bette hüten. Abends kamen der König und die Königin; die Musik der Dessauischen Jagd empfing sie. Das königliche Paar erfüllte die Wünsche des Fürsten, und betrat das nun vollendete Denkmal der fürstlichen Vorfahren. Dann besuchten sie den kranken Fürsten. Der König sprach zu ihm wie ein gefühlvoller Sohn, ohne Ceremonie, die beiden verhaßt ist.

Im ähnlichen Geist sprach sich immer das zarte Gefühl des Fürsten durch die Aufmerksamkeit aus, mit der er den Wünschen seiner Familie zuvorkam, und zugleich die einzelnen Theile seiner Anlagen mit den Namen derer schmückte, deren Andenken ihm werth war. So ward das Luisium nach seiner Gemahlin, die Friederiken-Brücke nach der Prinzessin Friederike von Preußen, nachherigen Herzogin von York, die Luisenklippe nach der Herzogin von Sachsen-Gotha Namen genannt. Die Amalien-Grotte wurde am Geburtstag (29. Juni) der Gemahlin seines Sohnes, Amalie, gebornen Prinzessin von Hessen-Homburg, eingeweiht. Auch seinem verehrten Oheim und Vormund ließ er ein Denkmal an eben der Stelle setzen, wo derselbe ehemals einfach gewohnt hatte. Erdmannsdorf leitete die Arbeit und 1775 war es vollendet. Die Reliefs sind von des Baumeisters Erfindung, und deuten auf die Lieblingsbeschäfftigungen des Prinzen, auf Jagd, Landbau und Krieg. Die Inschrift verfertigte der Fürst:

Dem Andenken Dietrichs, des freigebigen Mannes, tapfern Kriegers, guten Oheims, redlichen Vormundes. Franz.

Auch Schochs, des Vaters, gedachte der Fürst durch die Ueberschrift der Gruft desselben:

Schochs Ruheplatz. Seiner Hände Fleiß verschönerte dieses Gefilde.

Der Verlust, den der Fürst durch so viele Todesfälle in seiner Familie erfuhr, und den er sich so oft wehmüthig zurückrief, ersetzte ihm (12. Juni 1792) die Vermählung seines einzigen Sohnes Friedrich mit Christiane Amalie, Prinzessin von Hessen-Homburg, Schwester der Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen und der tapfern Helden der neuesten Kriege, die ihrem Gemahl 7 Kinder gebar, deren 6 noch leben.

So war die Lage des kleinen Landes und der fürstlichen Familie glücklicher, als wohl irgend eines andern Theiles von Deutschland, bis es in den verhängnißvollen Jahren die Schrecken des Kriegs erschütterten, der über das große Vaterland hereinbrach. Im Jahr 1805 war der Fürst zu seinem alten Freund, dem Churfürsten von Baden, gereist, hatte den Kaiser von Frankreich in Durlach getroffen, und war bei seiner Rückkehr empört von Unwillen über den dortigen französischen Gesandten Massias, der keck versichert hatte, Napoleon sey unschuldig an dem Tode Enghiens.

Eben war der Fürst mit der Verschönerung von Wörlitz, durch den Bau der gothischen Kirche und des Kirchthurms beschäfftigt, als der Kanonendonner die Nähe der Feinde ankündigte. Bald darauf ging der unordentliche Rückzug der Preußen aus dem Treffen bei Halle durch das Dessauische, und am 19. Octbr. Nachmittags brannte der Prinz Eugen von Würtemberg die schöne Elbbrücke bei Dessau ab. Nun kam der Kaiser der Franzosen selbst an der Spitze einer ansehnlichen Macht nach Dessau. Am Ausgang des Schlosses empfing ihn der Fürst, mit den Insignien des preußischen schwarzen Adler-Ordens geschmückt, den er 1769 von Friedrich dem Großen erhalten hatte. Barsch frug Napoleon: „Haben Sie dem König von Preußen Contingent gestellt?" Nein Sire, war die Antwort, eben so unerschrocken und fest, als die Frage. Der Kaiser: „Warum nicht?" Der Fürst: „Weil man keins von mir begehrt hat." Der Kaiser wurde nun heiterer, und ersuchte den Fürsten, mit ihm auszureiten. Es geschah. An der verbrannten Elbbrücke befahl der Kaiser, d eselbe binnen zwei Mal vier und zwanzig Stunden herzustellen, sonst könne er für nichts gut sagen. Der fürst-

liche Baurath Pozzi, dem die oberste Leitung dieser Angelegenheit vom Fürsten übertragen wurde, machte sich sehr verdient, daß er den Befehl wirklich vollführte. Als der Fürst zurückkam, hatten die deutschen Köche in seinem Schloß den französischen weichen müssen. Vom Kaiser zum Mittagsessen eingeladen, speiste er mit diesem, und nur Jerome und Berthier waren noch zugegen. Rustan allein besorgte die Aufwartung. Die Unterhaltung des Kaisers war über den Krieg und König Friedrich II. Der Kaiser gewann den Fürsten immer lieber, und bat ihn, nach Paris zu kommen. „Als deutscher Fürst in Paris zu erscheinen, würde mir schmerzlich fallen", antwortete der Fürst; „aber, wenn Ew. Maj. mich als einfachen Privatmann empfangen wollten, würde mir die Reise gewiß viel Vergnügen machen." „Sehr gern", erwiederte Napoleon, „wir wollen dann auf dem Lande wohnen, und recht fleißig mit einander jagen." Vor dem Scheiden sagte der Kaiser noch: „Kann ich mit irgend etwas dem Fürsten von Dessau nützlich seyn, so wünsche ich das auf der Stelle zu erfahren, denn ich habe Geschäffte." Der Fürst: „Ich für meine Person bedarf nichts; aber um Schonung für meine armen Unterthanen bitt' ich, denn sie sind alle meine Kinder." Der Kaiser gab Berthier einen Wink, und alle Forderungen (sie waren nicht unbedeutend) wurden sogleich vernichtet, aller Art von Gewaltthätigkeit Schranken gesetzt, und das Land neutral erklärt. Wörlitz und andre Anlagen und Gebäude erhielten Schutzwachen, so wie auch das Land (unterm 30. Oct. 1807).

Das feine und biedre Benehmen des Fürsten gegen Murat, Berthier und andre französische Große und Generale, gewann ihm deren Achtung und wendete viel Unglück von dem Lande ab, das ohnehin schon ansehnlichen Verlust erlitt. Indessen brachte die Verknüpfung der politischen Angelegenheiten es mit sich, daß der Fürst (13. Apr. 1807) dem Rheinbund beitrat und den herzoglichen Titel annahm (Bekanntmach. 1. Juni) mit der Verbindlichkeit, nebst den übrigen beiden anhaltischen Linien, 800 Mann leichten Fußvolks, von welchen 350 Mann auf den Dessauischen Antheil kamen, als Truppencontingent zu stellen. Diese mußten wirklich noch gegen Preußen ausrücken; doch der Tilsiter Friede brachte sie ohne Verlust

nach Hause zurück. In demselben Jahr reiste der Herzog ohne alles Gefolge nach Paris. Es wurden ihm zu Ehren glänzende Jagden angestellt, bei denen nur er es mit dem Kaiser im Reiten aufnehmen konnte, indem er ihm immer zur Seite blieb. Er wohnte auf dem Landschloß zu Rambouillet, vergaß aber nicht in Paris den 97 Jahr alten Clérisseau aufzusuchen (dessen Kunst Winkelmann so hochschätzte), um die Bekanntschaft von Rom 1766 zu erneuern. Zufrieden mit seinem Empfang, kehrte er nach kurzem Verweilen nach Dessau zurück, reiste aber bald darauf, eingeladen, nach Wien zum Kaiser von Oesterreich.

Aller der durch den Krieg vermehrten Ausgaben ungeachtet, war dennoch keine neue Auflage gemacht, ja in der Verbesserung aller Zweige der Verwaltung fortgefahren worden. Es stand jetzt das 50jährige Regierungsjubiläum des Herzogs bevor. Schon 1801 hatte man ihn erinnert das Jubiläum seiner Fürstenwürde zu begehen, und er hatte geantwortet: „Er werde den Todestag seines Vaters nicht feiern.“ Im Jahr 1758 hatte er die Regierung selbst übernommen, sich mit unermüdeter Anstrengung die Aufklärung und Bildung seiner Zeit angeeignet, um sie mit weiser Hand in seinem Lande zu verbreiten. Er hatte seine Unterthanen der frühern Rohheit entrissen, mit Aufopferung eigner Ruhe, eignen Vermögens, eigner Sicherheit, Elend gemildert, Unglück abgewendet, gleich liebenswürdig als Mensch und als Fürst, in 50 verhängnißvollen Jahren den Zweck seines Regentenlebens unablässig im Auge behalten, sein Volk glücklicher und besser zu machen. Er hatte sein Land zum Garten umgeschaffen und auf eine Höhe des Glücks erhoben, die früher in Deutschland unbekannt war; — wer mag sich wundern, wenn die Unterthanen mit den heißesten Wünschen einem Fest entgegen sahen, an welchem sie ihrem Fürsten, ihrem Vater, die Huldigungen des reinsten Dankes und der tiefsten Ehrfurcht bringen wollten. Es wurden freiwillige Beiträge gesammelt, um dem Herzog eine Bildsäule zu errichten. Der Erbprinz versprach das Fehlende zu geben. Es bedurfte dessen nicht. Binnen kurzer Zeit waren mehrere Tausende von Thalern gesammelt. Ein Jeder eilte einen Beitrag zu geben, der seinem Vermögen nur irgend angemessen war. Man mußte endlich

dem Herzog den Plan eröffnen, und sogleich erschien folgende, von dem Herzog eigenhändig aufgesetzte Bekanntmachung: „Den allererkenntlichsten Dank an alle mich liebende Meinigen, für das, was sie für mich zu thun Willens waren. Ich kann die Gefühle, die dies in mir erweckt hat, unmöglich mit Worten ausdrücken. Es ist mir zwar sehr schmeichelhaft; ich kann aber den mir zugedachten Beweis der Liebe und Achtung aus guten Gründen nicht annehmen. Eine jede Anwendung dessen, was ein Jeder hierzu bestimmt hatte, zum Nutzen der Seinigen oder andrer Hülfsbedürftigen, wird mir ein werthers Geschenk seyn, als Alles, was man hierzu hat anwenden wollen und können. Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes und die Liebe meiner Treuen sind mir mehr werth, als die größten zu erbauenden Ehrendenkmäler. Gott wolle Euch alle für Eure gute Gesinnung bestens segnen!" Dessau am 1. Jan. 1808.

Leop. Fr. Franz, H. u. F. z. A.

Dennoch konnt' und wollte er die übrigen Festlichkeiten nicht verhindern. Es war ein wahres Volksfest. Ein allgemeiner Ausdruck der Verehrung, Liebe und Dankbarkeit. Fremde mußten das Land beneiden und den Fürsten, und gerührt werden durch die warme Anhänglichkeit der Unterthanen an einen Fürsten, der sie glücklich gemacht hatte. In einer, der vorigen in Rücksicht der herzlichen Sprache ähnlichen, Bekanntmachung (10. Nov.) dankte der Fürst seinen Unterthanen für die Theilnahme am Jubelfest. „Aus der Rührung, welche mein Auge sprach, leuchtete zwar klar genug meine Dankbarkeit hervor; dennoch kann ich mir nicht versagen, laut das Gefühl, das mich belebte, zu bekennen, und allen meinen lieben Getreuen die innige Erkenntlichkeit meines Herzens hiermit öffentlich an den Tag zu legen" u. s. w. Es war ein schönes Zeichen der Toleranz, daß zum Jubelfest Reformirte und Lutheraner ein neues Gesangbuch für beide Confessionen einführten.

Auch auf ein benachbartes Ländchen konnte der Herzog seine wohlthätige Regierungsweise ausbreiten. Der Herzog von Anhalt-Cöthen, der den Kaiser Napoleon als sein Ideal verehrte, hatte alles wohlgemeinten Abra-

thens ungeachtet, „die heilbringende Constitution, welche der größeste Gesetzgeber der Welt, Napoleon der Große, seinen Völkern, die er als Vater liebt" (Worte des Edicts vom 28. Dec. 1810) gegeben, auch auf sein Land ausgedehnt. Das Herzogthum ward in ein Departement und mehrere Districte getheilt. Ein geheimer Staatsrath und Minister, Präfecten, Staatsräthe und Maire's eingesetzt, ein Verdienstorden gestiftet (15. Aug. 1811) und Stände berufen. Dabei befand sich das Land, durch thörige Verschwendung des Herzogs, in der traurigsten Lage. Eine beinahe auf 2 Millionen Thaler gehäufte Schuldenlast drückte es. Bald konnten die Zinsen nicht bezahlt werden. Alles war in der größten Unordnung. Die Kammer, die selbst nicht genau wußte wie viel sie schuldig war, mußte gerichtlich niedergelegte Depositen-Gelder angreifen. Das Wild lief heerdenweise über die Felder und verzehrte die Früchte der Landleute. Keiner, vom geringsten Unterthanen bis zum Staatsrath, war vor persönlichen Mißhandlungen sicher. Durch sächsische Vermittlung war endlich der Herzog auf eine bestimmte Summe, für seinen Hofstaat, angewiesen. Um nun bei etwaigem Tode des Herzogs die Aufsicht und Untersuchung, wie es scheint, nicht in der Nähe zu haben, oder aus persönlicher Abneigung gegen den Herzog von Dessau, suchte man, alten Hausverträgen zuwider, die Vormundschaft über den minderjährigen Neffen und Erben des Herzogs, dessen mütterlichem Großvater, dem Großherzog von Hessen-Darmstadt zu übertragen, und in diesem Haus- und Familiengesetz zu bestimmen, daß während der Vormundschaft nichts an der Verfassung geändert werden solle. Am 5. Mai 1812 starb der Herzog. Der Großherzog von Hessen-Darmstadt schlug die Vormundschaft aus, die nun an den Herzog von Dessau fiel. Dieser hob (24. Oct. 1812) „auf erstatteten Bericht der Räthe und Bitte und Beschwerde der Unterthanen, und überzeugt, daß die ohne gehörige Vorbereitung und Berücksichtigung der Umstände eingeführte neue Staats- und Justizverfassung eben so wenig dem Geist des großen Musters, als dem Umfang des Landes angemessen sey, und bei den gänzlich zerrütteten Finanzen durchaus nicht länger beibehalten werden könne, ohne den Ruin des Landes herbeizuführen" (Worte des Edicts), diese vom 1. Nov. 1812 an vorläufig auf,

schaffte die bisherigen Staatsämter ab, löste eine bestehende Reiterei des verstorbenen Herzogs auf, ließ das Wild todtschießen und verkaufen, und eine besondre vormundschaftliche Regierungs-Commission für Cöthen einrichten.

Der Krieg schlug im Lauf der letzten Jahre dem Lande harte Wunden. Beim Ausbruch der Feindseligkeiten gegen Oesterreich, 1809, mußte der bestimmte Truppenbeitrag wieder ins Feld gestellt werden. Das anhaltische Bataillon, 800 Mann stark, marschirte nach Tyrol, und nach Abschluß des Friedens, ohne bedeutenden Verlust erlitten zu haben, nach Spanien, wo es in Catalonien völlig aufgerieben wurde, so daß nur Wenige ihr Vaterland wiedersahen. Im Jahr 1812 mußte ein erneutes Bataillon nach Rußland marschiren. Ein Conscriptions-Gesetz wurde (16. Aug. 1812), mit möglicher Schonung der höhern Classen der Bewohner, gegeben. Das Bataillon theilte das Schicksal der übrigen Truppen und ward bei Kowno, im russischen Polen, völlig zersprengt. Schon waren im Frühling 1813 Ersatzmannschaften für dasselbe ausgehoben und ausgerüstet, als Preußen die deutschen Brüder zum Kampf für die Freiheit rief. Der Erbprinz, der diese Angelegenheiten unter sich hatte, ließ die Recruten sogleich in ihre Wohnungen zurückkehren, um sie nicht den Franzosen überlassen zu müssen. Noch waren mehrere Striche des kleinen Landes, und selbst Bernburg in französischen Händen, als eilig ein neues Bataillon von Cöthen und Dessau, mit thätiger Theilnahme des Erbprinzen, ausgehoben wurde, dem sich viele Jünglinge als Freiwillige beigesellten. Der Herzog hielt sich von allen Geschäfften entfernt in Wörlitz auf, und schien an nichts Theil zu nehmen. Am 1. Mai 1813 marschirte das Bataillon, 600 Mann stark, auf das rechte Elbufer, die ersten, welche von dieser Seite die Waffen für die Freiheit ergriffen. Viele andre Jünglinge hatten sich den preußischen Freiwilligen angeschlossen, und fochten tapfer und geehrt in den Reihen derselben. Schon am 28. Mai hatte das Bataillon Gelegenheit, unfern Hamburgs dem Feind entgegen zu treten. Was aber der Herzog gefürchtet hatte, geschah. Die Franzosen drangen nach der Schlacht vom 2. Mai vor, und überzogen auch Dessau, welches, ver-

möge des Waffenstillstands, auf die Dauer desselben in ihren Händen blieb. Der Herzog wurde nun in des französischen Kaisers Anwesenheit genöthigt (12. Juli 1813) zu erklären: „Das Bataillon sey ohne seine Genehmigung und Theilnahme von den Russen genommen worden, und zu befehlen, daß jeder in sein Vaterland zurückkehren solle, bei Strafe für Rebellen angesehn und des Vermögens verlustig zu werden."

Natürlich war der Befehl ohne Wirksamkeit. Doch nun ohne Unterstützung, mußte das Bataillon in englischen Sold treten. Es focht unter dem General-Lieutenant v. Wallmoden bei der Göhrde und in mehrern Gefechten, bis es am 10. Dec. unfern Rendsburg, nach sechsstündigem Tirailliren noch zum Sturm auf Geschütz befehligt und bei Mangel an Pulver, ohne andre Hülfe zu erhalten, von der dänischen Reiterei ganz zersprengt wurde. Unterdessen hatten die anhaltischen Herzöge für Frankreich ein Regiment Jäger zu Pferd, 500 Mann stark, ausrüsten müssen, welches in der Schlacht bei Culm gleich aufgelöst und größtentheils gefangen wurde.

Dessen ungeachtet marschirten im Winter 1814 ein Bataillon Landwehr und ein Bataillon Füsilier, mit einer Abtheilung freiwilliger Jäger, nach Frankreich, und zeichneten sich bei der Vertheidigung von Dornik (31. März 1814) aus, und zugleich ward (15. März 1814) der Landsturm errichtet und in Thätigkeit gesetzt.

Auch 1815 rückte das Regiment mit den freiwilligen Jägern wieder aus, und wurde im nördlichen Frankreich vor mehrern Festungen gebraucht. Seine Enkel, den jetzigen Erbprinz und dessen Bruder Georg Bernhard, ließ er, jenen als Volontair beim österreichischen Heer, diesen eben so beim preußischen, unter den Brüdern ihrer Mutter, den Prinzen von Hessen-Homburg, Theil am Feldzug 1814 nehmen.

Der Verlust, den das Land durch diese gestellten Truppen an Menschen erlitt, ist sehr bedeutend, im Verhältniß seiner Größe Die vielen Durchzüge fremder

Truppen drückten, vorzüglich seit 1812, das Dessauische ganz außerordentlich. Viele Verwüstungen richteten die Verschanzungen an, welche von Franzosen und Schweden angelegt wurden; drei Mal mußte die Brücke über die Elbe neu geschlagen werden, nachdem sie so oft, wie auch mehrere andre Muldbrücken, verbrannt worden.

Wer sollte nicht glauben, daß die Finanzen des Herzogs hätten völlig zerrüttet werden müssen? Dennoch war dies weniger der Fall, als in irgend einem andern Lande. Es hatte der Fürst, im Besitz aller Rittergüter des Landes und vieler Privatbesitzungen (die Privatbesitzungen allein bewohnen 66,000 Einw. mit weit über 200,000 Gulden Ertrag), vorzüglich in Ostpreußen, von seinem Großvater her, durch gute Bewirthschaftung derselben seine Einnahme sehr erhöht, und so die großen Summen herbeischaffen können, welche ihm seine Verbesserungen und Verschönerungen kosteten. Jetzt aber waren die ostpreußischen Güter, wie früher schon 1807, noch mehr 1812 und 13 durch die Franzosen und Russen sehr verwüstet worden, und bedurften nochmaliger großer Unterstützung. Glücklicherweise war das Land völlig schuldenfrei, und es traf der Krieg auch nicht alle Theile der herzoglichen Besitzungen gleichmäßig. Erst am 8. Juni 1810 wurde der Befehl gegeben, Tabellen über Grundeigenthum, Pacht und Gewerbe, zur gleichmäßigen Vertheilung einer Kriegssteuer anzufertigen, welche den 20. Aug. 1810 für das Jahr 1811 zuerst ausgeschrieben wurde. (Sie betrug von dem Haus eines Vollspänners 2 Thlr., vom Morgen schlechten Ackers 4 gl. 6 pf., von der Pacht 1 vom Hundert.)

Es mußte aber später, da diese Steuer vorzüglich die Grundbesitzer traf, auch eine Gehalt-, Gesinde- und Gewerbsteuer ausgeschrieben werden (20. Juni 1814), wobei die durch den Krieg gewinnenden Gewerbe berücksichtigt wurden. Vom Gehalt wurde nach 5 Abstufungen, von 1200 Thlr. zwei, bis unter 200 Thlr. ein Viertel vom Hundert gefordert.

Auch zu einer Anleihe mußte geschritten werden (21. Sept. 1813), und da bei den drückenden Zeiten, auch

vielleicht aus Mißtrauen, da das Ausschreiben nicht vom Herzog selbst, sondern nur vom Erbprinzen unterzeichnet war, diese nicht freiwillig zu Stande kam, so wurde (19. Nov.) in nochmaliger Aufforderung Zwang gedroht, zu welchem es aber nicht gedieh, indem das Verlangte schnell zusammengebracht wurde. Anfangs betrug die Anleihe nur 250,000 Thlr.; doch mußte sie bis auf mehr denn 400,000 Thlr. gebracht werden, mit 5 vom Hundert Zinsen auf zwei Jahr.

Dazu erließ am 1. Aug. 1813 der Herzog folgende Bekanntmachung an seine Unterthanen: „Eine lange Reihe von Jahren hindurch habe ich bewiesen, daß ich jede billige Bitte meiner Unterthanen gewährte. Die letzten Zeitereignisse haben leider mich um die Mittel gebracht, ferner hierin den Wünschen meines Herzens zu folgen. Nur selten werde ich Hülfsbedürftige unterstützen können, wenn uns Gott nicht bald bessere Zeiten schenkt." Indessen scheint dieses mehr gesagt zu seyn, um die Noth des Landes öffentlich zu zeigen und dadurch Schonung bei dem Feind zu bezwecken. Doch mußten (2. u. 4. Juli 1813) noch alle zur Conscription Gehörigen und Ausgenommenen eine Summe rücksichtlich von 5—50 Thlr. als Darlehn geben, sobald sie nicht wirklich dienten.

Am 1. Dec. 1813 wurde die Errichtung der Landwehr bekannt gemacht, und um freiwillige Beiträge gebeten. Diese wurden verhältnißmäßig reichlich dargebracht (über 3500 Thlr.). Der Herzog dankte in der Aufforderung dazu öffentlich dem Kaufmann Koch, der unaufgefordert 100 Thlr. beigetragen hatte. Aber bald hob sich, durch weise Sparsamkeit, der Credit des Landes. Einschränkungen mancherlei Art wurden gemacht: das Theaterpersonale verabschiedet, so wie auch ein Theil der Kapelle. Es konnten so, Michaelis 1816, schon 80,000 Thaler zurückgezahlt werden. In wenig Jahren wird auf diese Weise, durch den Antheil an den französischen Kriegscontributions-Geldern und englischen Subsidien, und durch Fortdauer der Kriegssteuer, das Land wieder schuldenfrei seyn. Das genommne Darlehn (vom 2. und 4. Juli 1813) wurde (26. Oct. 1816) zum Theil zurückgezahlt. Das Vertrauen ist so groß, daß die Landes-Cre-

dit-Cassen-Obligationen 1 vom Hundert gegen baares Geld gewinnen.

Sonst nahm der Herzog noch thätig Theil an der Befreiung Deutschlands durch die Bemühungen, einen hohen Sinn unter den Einwohnern seines Landes zu erhalten. In diesem Geist wurde die religiöse Feier des 19. Octobers (11. Octbr. 1814) anbefohlen, und mit allgemeiner Erhebung bis zum Jahr 1816 gefeiert, und wird es gewiß noch ferner werden.

Sein milder Sinn zeigte sich auch, vorzüglich gegen die in der Leipziger Schlacht verwundeten Krieger, dadurch, daß er sein Schloß zu Zerbst zum Lazareth hergab. Die Erbprinzessin Amalie, mit ihren beiden ältesten Töchtern, riefen um Beiträge für dasselbe die Bewohner des Landes mit herzlichen und freundlichen Worten auf (10. Nov. 1813), und es wurde nach Vermögen gegeben. Dem schönen Beispiel folgend waren die Jungfrauen und Frauen besorgt um die Verpflegung der kranken und verwundeten Tapfern.

Es entsagte nun, den neuen Verhältnissen gemäß, der Herzog dem rheinischen Bund (1. Dec. 1813), beschickte auch den Wiener Congreß durch einen Abgeordneten, den Präsidenten von Wolframsdorf, in Begleitung seines ältesten Enkels, und unterzeichnete (8. Juni 1815) seinen Beitritt zum deutschen Bunde. Es erhielt das Gesammthaus Anhalt mit Oldenburg und Schwarzburg eine Stimme in der Bundesversammlung. Ueberhaupt benahm sich der Herzog, in den so scharf einander entgegengesetzten politischen Verhältnissen Deutschlands, mit einer Umsicht und Würde, die den genauen Beobachter in Erstaunen setzt, und die ihm die Achtung der größten Monarchen erwarb. So wurde er vom Kaiser Napoleon, wie erzählt worden ist, und auch zu Erfurt 1808 (wie der Verfasser genau weiß), dann in Dresden 1812, sehr ausgezeichnet. Mit außerordentlicher Achtung begegnete ihm der Kaiser Alexander, den der Fürst in Wittenberg besuchte (1805), und ihn zu sprechen 1814 nach Leipzig

reiſte. Hier, bei der Anmeldung des Herzogs, antwortete der Kaiſer: „Es ſchicke ſich, daß der Jüngere zu dem Aeltern gehe", und er that es ſogleich. Eben ſo herzlich nahm ihn Kaiſer Franz in Wien auf. Der König von Preußen beſuchte ihn noch 1814 in Wörlitz und ehrt ihn hoch.

Ueberhaupt ſchloß ſich der Herzog völlig, ſchon früher, an Preußen an. Sein eigner Sohn war preußiſcher General-Major. Selbſt während der Zeit, in der ſich, im Sommer 1813, Deſſau in den Händen der Franzoſen befand, war die alte Verbindung und Mittheilung zwiſchen dem Herzog und Preußen nicht ganz abgebrochen. Seine beiden Enkel befanden ſich 1814 bei den öſterreichiſchen und preußiſchen Heeren, von denen der Jüngere noch jetzt in preußiſchen Dienſten iſt, damit das Andenken der Helden ſeines Hauſes nicht verlöſche, die für Preußen fochten und bluteten. Er vermittelte ſelbſt (1816) die Verlobung ſeines älteſten Enkels mit der Prinzeſſin Friederike Wilhelmine Luiſe Amalie, Prinzen Ludwigs von Preußen, Bruders des Königs, Tochter, und ſicherte ſeines Hauſes Beſtand ſo, durch engeres Anſchließen an das Intereſſe Preußens, dem auch ſeine Unterthanen völlig ergeben ſind. Seine älteſte Enkelin, Amalie Auguſte, wurde (15. Apr. 1816) mit Friedrich Günther, Fürſten von Schwarzburg-Rudolſtadt, vermählt.

Es mußten ihn dieſe frohen Ereigniſſe tröſten über den Verluſt, den er noch in ſeinem hohen Alter erlitt. Am 11. Decbr. 1811 ſtarb ſeine Gemahlin, allgemein verehrt und als große Wohlthäterin der Armen bedauert. Der Herzog, tief ergriffen über den Tod derſelben, vergoß innige Thränen, als er von ihrem Ende zu einem ſeiner Räthe ſprach. Es iſt wahr, daß die religiöſe Schwärmerei der Fürſtin einen zu ſinnlichen Genüſſen reizbaren Mann von ſich entfernte; doch weiß man, daß die Nachgiebigkeit des Herzogs gegen dieſe Begierde, außer der frühern Jahre zu gedenken, noch nach ſeiner Verheirathung, mit Wiſſen und Bewilligung, ja ſogar, ſagt man, auf Anregung ſeiner Gemahlin veranlaßt worden iſt.

Auch darf nicht verschwiegen werden, daß dadurch mehrere 100,000 Thaler verschwendet worden sind. Doch wird man milder im Urtheil, wenn man bedenkt, daß der Herzog erst 1811 sein Land mit neuen Steuern belastete, daß diese Summen dem Lande nicht verloren gingen, und daß weiblicher Einfluß in wichtigen Regierungsangelegenheiten nicht bemerkt worden ist. Doch mag eine freiere Denkungsart in diesem Bezuge dadurch in Dessau befördert worden seyn.

Seinen einzigen Sohn verlor der Herzog auch noch (25. Mai 1814). Dieser hatte schon seit mehrern Jahren Theil an den Regierungsgeschäfften genommen. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch: „unter seinen Mitbürgern beerdigt zu werden", wurde er auf dem Begräbnißplatz bei Dessau bestattet.

Seitdem steht eine Regierungscommission dem Herzog zur Seite, obgleich dieselbe erst im Juli 1816 den Unterthanen als solche vorgestellt wurde. Doch ist der Herzog nicht völlig von allen Geschäfften zurückgezogen, sondern noch immer nach Möglichkeit thätig. Wenn auch in den letzten Jahren sehr nützliche Verordnungen erschienen, vorzüglich in Polizei-Angelegenheiten, z. B. die Errichtung einer Gensd'armerie (seit 1. Nov. 1810) betreffend, und mehrere Befehle, um die Polizei, besonders nach hergestelltem Frieden, wieder in Wirksamkeit treten zu lassen und sie kräftig aufrecht zu erhalten, so bemerkte man doch, daß die Natur ihre Rechte fordre. Indessen wurde noch (11. Juni 1811) die Abzugsfreiheit zwischen dessauischen und preußischen, und (1. Mai 1812) zwischen jenen und den cöthenschen Unterthanen festgesetzt; Tillich bei seiner Erziehungsanstalt sehr thätig unterstützt; den Tuchfabriken aufgeholfen, und noch eben jetzt (März 1817) die Anlegung einer Lederfabrik in Oranienbaum mit thätiger Theilnahme des Herzogs betrieben.

Auch die Künste sind nicht vergessen. Noch 1816 schickte der Herzog einen jungen Mann, Walkof, von

dem er eine Zeichnung gesehn hatte, auf seine Kosten nach Italien, um die Kunstfertigkeiten auszubilden. Eben so wurde für die Verschönerungen noch gesorgt, wenn gleich Vieles bei dem Druck der Zeiten unterbleiben mußte.

Am 24. Sept. 1809, am Geburtstag der Herzogin, wurde die neue Kirche zu Wörlitz geweiht; die Verwüstungen, welche der Krieg angerichtet hatte, wurden durch Wiedererbauung der zerstörten Brücken, neue Anpflanzung der umgehauenen Bäume auf den geebneten Verschanzungen, immer noch mit vorzüglicher Thätigkeit verdeckt. Manches geschah wohl, was früher entweder ganz wäre unterlassen worden, oder anders geschehen wäre.

Der Einfluß des Erbprinzen, den heftige Leidenschaftlichkeit nicht selten fortriß, war nicht immer auf wohlthätige Weise bemerkbar. So mag daher eine Spannung mit Anhalt-Bernburg entstanden seyn. Durch widriges Zusammentreffen der Umstände, vielleicht durch Unvorsichtigkeit des Erbprinzen selbst, wurde der Geheimerath von Rode in Ruhestand versetzt. Ein Mann, den, wegen seiner classischen Bildung, tiefen Kenntnisse, großer Rechtschaffenheit, Feinheit im Umgang und mehrerer Verdienste hochgeschätzt, das Bedauern aller Gutgesinnten und die allgemeine Achtung des Landes in seine Zurückgezogenheit begleitet hat. Man bemerkt, daß bei seinem Nachfolger in der Gunst des Herzogs musicalische Fertigkeit nicht die Vorzüge des von Rode ersetze.

Manche willkürliche Handlung muß ebenfalls auf die Rechnung des Erbprinzen gesetzt werden, der jähzornig, oft gegen beßres Wissen und Wollen des Vaters handelte, wenn auch er es gleich mit seinem Lande sehr gut meinte. Schöne Hoffnungen blühen dem Lande in dem Sohn desselben auf, der die natürliche Milde und Sanftmuth und Liebenswürdigkeit des Großvaters vereinigt, ohne sich den Schwachen desselben und seines

Va-

Vaters hinzugeben. Unstreitig eine Frucht der Erziehung seiner Mutter, der so ein dankbares Andenken im Lande manche Leiden früherer Jahre versüßen wird.

* * *

Der Herzog ist ein Mann von großem, kräftigem Körperbau, mit scharf bezeichnenden Gesichtszügen, voller natürlicher, doch durch eigenthümliche Güte gemilderter Lebhaftigkeit. Sein Benehmen ist sicher, durch die erworbene Welt- und Menschenkenntniß und durch den Umgang mit allen Ständen der menschlichen Gesellschaft. Seine Schreibart ist herzlich; einfach, wie seine Rede; zutraulich, wie sein Wesen; kräftig, wenn er befiehlt. Der durchgehende Zug seines Wesens ist die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen. Aus ihr erklärt sich die Vorliebe für die schöne Bau- und Gartenkunst. Sein Geschmack ist bewährt, in dieser und andrer Hinsicht auf schöne Künste. In allen seinen Anordnungen zeigt sich das.

Er besitzt eine ansehnliche Bibliothek der classischen Schriftsteller Deutschlands, Italiens, Frankreichs und Englands, deren Sprachen er versteht und spricht. Seine Arbeitszimmer, mit Gemälden verziert, sind mit Büchern auf dem Fußboden, und Schreibereien auf den Tischen bedeckt. Es ist da wie bei einem vornehmen Gelehrten. Prunklos ist er in seiner Haushaltung. Einen eigentlichen Hofstaat hat er nicht. Hoffeste sind selten. Die öffentliche Tafel, zu der Gebildete von allen Ständen geladen werden, ist ohne Zwang und Ueppigkeit. Seine Kleidung ist einfach. Er lebt in seinem Lande wie ein Vater unter seinen Kindern; in seiner Familie wie ein Patriarch. Er genießt allgemeiner

Verehrung. Jeder kennt ihn leicht. Er grüßt Jedermann, ohne Rücksicht des Standes und Alters, freundlich. Ohne Bedienten, oft ohne Auszeichnung, geht er in den Straßen. Die Aeltern zeigen ihren Kindern den alten Herrn, den alten Vater, so nennen ihn seine Unterthanen.

Ulrich Jaspar Seetzen.

Digitized by Google

Ulrich Jaspar Seetzen.*)

Von den frühern Schicksalen und der Bildungsgeschichte dieses merkwürdigen Mannes, dessen frühzeitigen Verlust alle Freunde der Welt- und Völkerkunde auf das innigste bedauern, ist uns leider nur sehr wenig bekannt. Erst von dem Zeitpunct an, wo er Europa verließ, um als Gefährte und Nebenbuhler der berühmtesten Reisenden neuerer Zeit zu erscheinen, läßt sich der Lauf seines Lebens und seiner Handlungen bestimmter bezeichnen. Aus Ostfriesland gebürtig, bildete sich unser Seetzen unter Blumenbach in Göttingen zum Naturforscher, machte sich dann durch mehrere Abhandlungen statistisch-ökonomisch-naturhistorischen Inhalts vortheilhaft bekannt, und erhielt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Jever eine Anstellung als russisch-kaiserlicher Cammer-Assessor. Der Wunsch zu einer Reise ins Innere von Afrika scheint schon früh in ihm gereift zu seyn, da seit einer langen Reihe von Jahren das Studium jenes Welttheils unter seine wesentlichen Beschäfftigungen gehörte.

*) Um Mißverständnisse zu vermeiden bemerkt der Verfasser dieser Notiz ausdrücklich, daß bei deren Bearbeitung nur die von Seetzen aus dem Orient an die Herren von Zach, Hammer und Lindenau geschriebnen Briefe benutzt wurden.

Bestimmt trat er mit dem Plan dazu im Jahr 1802 hervor, wo er seine Ideen über die zweckmäßigste Art, eine solche Reise mit Erfolg zu unternehmen und auszuführen, in der Monatl. Corresp. für Erd- und Himmelskunde B. VII. S. 143 f. bekannt machte.

Astronomische Beschäfftigungen waren ihm bis dahin ganz fremd geblieben; allein da bei einer Reise in ganz unbekannte Regionen die Erlangung der zu geographischen Ortsbestimmungen erforderlichen Fertigkeiten ihm wünschenswerth, ja nothwendig schien, so kam er im Jahr 1802 auf die Sternwarte Seeberg, wo er unter Zach's Leitung in kurzer Zeit mit dem Gebrauch der hierher gehörigen Instrumente bekannt und vertraut wurde. Den Mangel eines eignen astronomischen Apparats räumte der damals noch lebende, so liberal gesinnte Herzog Ernst von Sachsen-Gotha bald aus dem Wege, indem er Seetzen aus seiner Privat-Sammlung mit einem Dollondschen Sextanten, Taschen-Chronometer, künstlichem Horizont und achromatischem Fernrohr versah, und ihn dadurch in den Stand setzte, für die mathematische Geographie entfernter Welttheile thätig zu werden. Allein einen weit wesentlichern Antheil an dem bessern Gelingen dieser Reise nahm der damalige Erbprinz, jetzige Herzog August von Sachsen-Gotha. Von diesem mit Kunst und Wissenschaft befreundeten Fürsten erhielt Seetzen für die ganze Dauer seiner Abwesenheit ein bedeutendes Jahrgeld, was theils als Beitrag zu den Reisekosten, theils zu Erkaufung orientalischer Seltenheiten bestimmt seyn sollte, so daß wir nächst Seetzen alles Schöne und Neue, was diese leider nicht vollendete Reise gewährte, hauptsächlich Herzog Augusts kunstliebender Großmuth verdanken.

So ausgerüstet trat Seetzen im August 1802, in Begleitung seines Landsmanns Jacobsen und des damals aus Sachsen in sein Vaterland Ungarn zurückkehrenden Prof. Pasquich, seine weite Reise über Wien nach Constantinopel an. In des letztern Umgang hatte er die beste Gelegenheit, seine astronomischen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erweitern, von denen er schon auf der Reise von Pesth nach Bukarest, durch Ortsbestim-

mung einiger minder bekannten Städte erfreuliche Beweise ablegte. Doch bald hätt' ihn schon hier sein späteres Schicksal erreicht, indem er bei der Schifffahrt auf der Donau, nach mehreren durchwachten Nächten, im Wahn von Räubern und Mördern umringt zu seyn, in einem Fieber-Anfall vom Schiff in die Donau sprang und nur mit Mühe aus drohender Gefahr gerettet wurde. In seinem Tagebuch bemerkt es Seetzen, daß jene Tage, wo die Schreckniſſe wilder, geſetzloſer Umgebungen eine halbe Verſtandes-Verwirrung herbeiführten, die unglücklichſten ſeines Lebens waren; doch bald ging dieſer Zuſtand vorüber, und bei allen, oft dringenden Gefahren ſeiner weitern Reiſen zeigt ſich der ruhige, ſelbſtvertrauende Muth, der eine glückliche Vollendung des angefangnen Unternehmens zu verheißen ſchien.

Die Schilderung ſeiner Reiſe von Bukareſt nach Conſtantinopel, auf einer wenig bekannten Straße, über Galaz und den Hämus der Alten, enthält eine Menge für Geographie und Menſchenkunde gleich merkwürdiger Nachrichten, die wir aber ſämmtlich mit Stillſchweigen übergehen müſſen, da hier nur von der Perſönlichkeit des Reiſenden die Rede ſeyn kann.

Den 12. Decbr. 1802 kam Seetzen nach Conſtantinopel, wo er bei allen dort befindlichen Geſandten europäiſcher Mächte, mit alleiniger Ausnahme des engliſchen, die freundlichſte Aufnahme und Bereitwilligkeit zur Unterſtützung ſeiner fernern Reiſen fand. Allein beſonders nützlich war ihm die Bekanntſchaft mit dem berühmten Orientaliſt Hammer und dem ruſſiſchen Staatsrath Froding, der das ſüdliche Arabien, und beſonders Mocha durch einen längern Aufenthalt daſelbſt kannte. Unter Beſchäfftigungen mancherlei Art, Sammlung von Nachrichten über die künftig zu bereiſenden Länder, Erlernung der arabiſchen Sprache, Ankauf orientaliſcher Manuſcripte und andrer Seltenheiten für den Herzog von Gotha, verging ein Zeitraum von ſechs Monaten, nach deren Verlauf er Conſtantinopel verließ, um zu Lande nach Smyrna zu gehen. Er beſuchte auf dieſer Reiſe den myſiſchen Olymp und machte zahlreiche Ortsbeſtimmungen, die weſentlich zur Berichtigung der Geo-

graphie von Klein-Asien beitragen. In Smyrna traf er wieder mit einigen Europäern zusammen, mit dem bekannten Bartholdy und dessen Zeichner Grapius aus Braunschweig, und dann mit dem in jenen Gegenden beinahe einheimisch gewordenen Prediger Usko, aus Preußen gebürtig, der einen großen Theil von Syrien, Palästina und Persien selbst bereist hatte, und darüber Seetzen die besten Aufschlüsse zu geben vermochte. Auch erwähnt Letzterer hier, als eines merkwürdigen Reisenden, des russischen Fürsten Orsakow, der das Innere von Klein-Asien und Egypten besucht hatte, ohne daß hiervon irgend etwas Weiteres bekannt worden wäre.

Trotz dem, daß in Smyrna unser Reisender von seinem in dem dortigen Clima erkrankenden Gefährten Jacobsen verlassen wurde, blieb sein Plan weiterer Forschungen doch unerschüttert; nach einer zweiundzwanzigtägigen Wanderung in mehrere der benachbarten griechischen Inseln, verließ Seetzen Smyrna am 7. Octbr. 1803 mit einer Caravane, und kam den 23. Novbr. nach Haley, wo er bei einer Gräfin Sieriman wohnte, deren Bruder, ein Maronit, ihm Unterricht im Arabischen gab. Diese, zum ersten Mal ganz auf orientalische Art und als Alepinischer Kaufmann gekleidet, gemachte Reise war theils wegen der zu übersteigenden hohen, mit Schnee bedeckten Gebirgsäste des Taurus sehr beschwerlich, als auch nicht minder gefährlich, da jene Gegenden in einem anarchischen Zustand sich befanden, wo Aufruhr, Räuberbanden und Gewaltthätigkeiten an der Tagsordnung waren. Genaue Bekanntschaft mit der arabischen Sprache wurde ein zur glücklichen Ausführung weiterer Reisen in Arabien unumgängliches Erforderniß, und der Aufenthalt von länger als einem Jahr in Haley war hauptsächlich diesem Studium, dem Erkauf orientalischer Manuscripte und dann der Ausarbeitung vieler höchst schätzbaren, die Kunde jenes Landes betreffenden Abhandlungen gewidmet, die theils in der Monatlichen Correspondenz, theils in den Fundgruben des Orients abgedruckt worden sind.

Den 9. April 1805 verließ Seetzen Haley, und kam den 23. mit einer Handels-Caravane nach Damask, wo

er bei dem französischen Arzt Chaboceau eine sehr freundliche Aufnahme fand. Seine arabischen Studien in Halep hatten ihn in Stand gesetzt, ohne Dolmetscher fortkommen zu können, und es wurde ihm dadurch möglich, manche merkwürdige, noch von keinem Europäer betretene Theile von Syrien und Palästina bereisen und über jene Provinzen, die in frühern Zeiten ein Sitz von Herrlichkeit und Pracht waren, wo die berühmten zehn Bundesstädte Philadelphia, Gadara, Gerasa, Capitolias, Pella u. s. f. blühten, neuere Kunde erwerben zu können. Halb türkisch, halb arabisch gekleidet, unter dem arabischen Namen Musa, trat Seetzen am 1. Mai 1805 diese Reise an, mit wechselnder Begleitung von Griechen, Mahometanern und Drusen, oft auch ganz allein, da Furcht vor raubenden Beduinen alle zurückscheuchte. Schon am fünften Tage seiner Wanderung ward er von einem Trupp arabischer Reiter umringt, und würde unfehlbar geplündert worden seyn, wär' er nicht als Arzt an seinen weislich mitgenommenen Arzneimitteln erkannt und als solcher verschont worden. Die Ausbeute dieser beschwerlichen Reise, wo er das unter den Römern so berühmte, jetzt fast vergessene Trachonitis und Auranitis besuchte, dann bis in den östlichsten von Drusen bewohnten Theil Haurans vordrang, und südlich die Grenzen des steinigen Arabiens berührte, ist reich an merkwürdigen Resultaten. Auffallend waren besonders die Ruinen römischer Gebäude und Inschriften, die dort in bewundrungswürdiger Menge vorhanden waren. In einem kleinen District fand Seetzen vierzehn römische Tempel, ein gut erhaltnes Amphitheater, eine mächtige, zwanzig Stunden lange Wasserleitung, antike Grabmäler in der Form derer bei Palmyra, drei schöne Stadtthore, eine herrliche, so schön erhaltne Kreuz-Straße, daß solche aus neuerer Zeit zu seyn schien, und noch eine Menge andrer, wahrscheinlich aus den Zeiten der griechischen Kaiser herrührender Ruinen. Diese Gegenden sind ganz basaltisch, und alle dort einzig aus dieser schwarzen vulkanischen Steinart erbauten, von keinem Baum oder Busch beschatteten Dörfer gewährten einen ganz eigenthümlichen Anblick. Auch copirte hier Seetzen eine Menge Inschriften, die alle, mit Ausnahme einer einzigen palmyrenischen, in griechischer Sprache waren, und die un-

ſtreitig über die frühere Cultur und den ſpätern Verfall dieſer Länder manches jetzt fehlende Licht verbreiten werden.

Im Juni 1805 kam Seetzen nach Damask zurück, um bald darauf neue Entdeckungsreiſen im Libanon und Antilibanon zu beginnen. Mâr-Serkês, wo er ſechs Wochen lang in einer Art von Felſengrotte lebte, wurde hier der Mittelpunct ſeiner Reiſen, von wo aus er die geheiligten Cedernhölzer, die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Libanon, die herrlichen Ruinen von Baalbeck, den von Conſtantin dem Großen zerſtörten Tempel der Venus Aphacita an der höchſt maleriſchen Quelle des Ibrahim-Fluſſes, und eine Menge zeither unbekannter Ueberreſte des ſchönſten Alterthums beſuchte. Die dort auf der Felſenwand an der Mündung des Kelbfluſſes (Lycus der Alten) befindliche Inſchrift zeigte, daß Marc-Aurel-Antonin die dort längs der Meeresküſte hinlaufende Felſenſtraße aushauen ließ. Bedauern möchten wir es, daß Seetzen nicht, gleich ſeinen berühmten Mitgenoſſen Buch und Humboldt, ein Barometer mit ſich führte, um Beſtimmungen über die noch ganz unbekannte Höhe des Libanon machen zu können, auf deren Beträchtlichkeit wir jetzt nur aus dem dort unter einer tropiſchen Temperatur vorkommenden ewigen Schnee zu ſchließen berechtigt ſind. Auch beſuchte Seetzen in dieſen Gebirgen die beiden merkwürdigen Klöſter, das maroniſche Kuſſheja, wo eine ſyriſche Buchdruckerei befindlich iſt, und dann das griechiſch-katholiſche Kloſter Mâr-Juhanna-Schwoïer, was ſchon ſeit 70 Jahren eine arabiſche Buchdruckerei beſitzt, aus der zweiundzwanzig Werke hervorgingen, die ſich ſämmtlich in der orientaliſchen Sammlung des Herzogs von Gotha befinden.

Eilf Wochen brachte Seetzen mit der Erforſchung jener Gebirgs-Gegenden zu, nach deren Verlauf er wieder nach Damask zurückkehrte, die Lage der Stadt aſtronomiſch beſtimmte und ſich zu neuen Wandrungen vorbereitete. Sein lebhafter Wunſch war es, von Damask aus weiter nach Oſten ins Innere vorzudringen, die Oſtſeite des Hermon, Jordan, des todten Meeres kennen

zu lernen und jene Gegenden zu besuchen, die zu den Zeiten der Römer unter den Namen Moabitis, Ammonitis, Amoritis, Galaditis ꝛc. bekannt und berühmt, seitdem aber wieder so in Verfall und Vergessenheit gerathen waren, daß selbst in Damask Niemand jene benachbarten Länder kannte, und Jedermann von deren Bereisung als höchst gefahrvoll abrieth. Doch nichts vermochte unsern Reisenden, den Wunsch aufzugeben, mit dem frühern und gegenwärtigen Zustand jener Provinzen, die in grauer Vorzeit ein Sitz hoher Cultur waren, aus eigner Ansicht bekannt zu werden. Ein Damascener, Juszefal-Milky, seit dreißig Jahren durch einen Kramhandel mit den meisten Stämmen des innern Arabiens vertraut, erbot sich zu seinem Begleiter. In der Kleidung eines arabischen Schechs vom Mittelstand, verließ Seetzen am 19. Januar 1806 Damask, um diese weite, gefahrvolle Reise anzutreten. Nachdem er Hasbeia, das vormals so blühende, jetzt ganz ruinirte Caesarea Philippi und den See von Tiberias besucht hatte, kam er den 15. Febr. in das Dorf el Hößn zu griechischen Christen, wo er sich einer höchst abenteuerlichen Verkleidung unterwerfen mußte, um nur mit irgend einer Aussicht des Erfolgs seine weitern Untersuchungen an den östlichen Ufern des Jordans und des todten Meeres fortsetzen zu können. Er mußte, wie es nach dortigem Sprachgebrauch heißt, Mésloch, das ist ausgezogen, oder richtiger in einer höchst zerlumpten, elenden Kleidung, entblößt von Allem, was die arabische Raubsucht zu reizen vermochte, die Reise antreten. Ein alter Schlafrock, nebst einem zerrißnen blauen Weiberhemd war seine Bekleidung, ein schlechtes Tuch diente ihm zur Kopfbedeckung, und so zog er oft baarfuß, meistens unter freiem Himmel schlafend, in jenen unwirthbaren Gegenden umher, die nur noch in ihren Ruinen Spuren früherer Pracht und Herrlichkeit darboten. Um das Mühselige dieser Wanderung noch zu vermehren, fiel diese gerade in die Zeit der großen griechischen Fasten, wo Seetzen, als angeblich griechischer Christ, auf alle animalische Nahrung Verzicht leisten und größtentheils von Wasser, Brod und Oel leben mußte. Die hier von ihm besuchte Landschaft el Botthyn ist ganz mit großen künstlichen Höhlen angefüllt, und in Mkés (das alta Gadara) traf er die merkwürdige Erscheinung

einer wahren Troglodyten-Nation an, wo Menschen und Thiere ihre beständige Wohnung in unterirdischen Höhlen haben. Das berühmte Abil fand er jetzt ganz ruinirt, und nur Spuren vormaliger Größe zeigten sich in einer schönen Stadtmauer, Säulen von Marmor und den Ueberresten mächtiger Paläste. Allein die merkwürdigste, am 9. März 1806 gemachte Entdeckung, die ihn für alle Beschwerden dieser Reise reichlich entschädigte, war die der herrlichen, zeither ganz unbekannt gebliebnen Ruinen von Dscherrasch (das alte Gerasa, eine von den Decapolitan-Städten, etwa 20 Meilen südlich von Damask in der Nähe des Dorfes Szuf), die nach Seetzens Beschreibung ein sehr würdiges Seitenstück zu denen von Palmyra und Baalbeck abgeben. Außer einer unzähligen Menge Trümmer von Säulen, Tempeln und Palästen, waren dort noch sehr wohlerhalten vorhanden: zwei prächtige Amphitheater von schönem Marmor, drei Tempel, ein schönes Staat-Thor, eine stundenlange, aus lauter Marmor-Quadern bestehende Stadtmauer, und besonders eine lange, auf beiden Seiten mit Marmorsäulen korinthischer Ordnung eingefaßte Kreuzstraße, deren eines Ende sich in einem halbkreisförmigen, von sechzig ionischen Säulen umgebnen Platz endigte; überhaupt zählte Seetzen nur in dem einen von ihm besuchten Theil der Stadt an 200 stehende Säulen, die zum Theil noch ihr Gebälke trugen. Einige dort copirte Inschriften werden hoffentlich über das Geschichtliche dieser schönen Ruinen Aufschluß geben. Leider fand sich unser Reisender in der Unmöglichkeit, diese köstlichen Ueberbleibsel des Alterthums näher untersuchen und beschreiben zu können; allein gewiß wird es nun nicht an Männern fehlen, die in dieser nun einmal aufgefundnen Quelle einer schönen Vorzeit tiefer zu schöpfen, und den Wißbegierigen weitere Aufschlüsse darüber zu geben bemüht seyn werden. Auch Ammán, das späterhin als Decapolitan-Stadt berühmte Philadelphia, dieser uralte Sitz der Könige, verdiente nicht minder eine nähere Untersuchung, da Seetzen auch hier einen Reichthum der herrlichsten, zeither ganz unbesucht gebliebnen Ruinen auffand, und alles diese Stadt Betreffende um so merkwürdiger ist, da wohl von keiner geschichtliche Nachrichten ein so hohes, in die graueste Vorzeit reichendes Alter

vermuthen lassen, als von dem längst vor der Römer Zeiten schon berühmten Ammán.

In es Szalt (wahrscheinlich das alte Amathus), dessen schöne Cultur und Vegetation doppelt erfreute, da die übrigen Umgebungen eine Wüste sind, lebte Seetzen zehn Tage bei einem arabischen Dichter und Improvisator, Schemmas, der ihm viele seiner Gedichte dictirte, von denen eins den Einfall der Franzosen in Syrien zum Gegenstand hatte, wo ein sehr begeisterter Aufruf an alle Christen des Jordans und des todten Meeres vorkam, sich unter den Fahnen des siegreichen Napoleon zu vereinigen, der unter den dortigen Arabern enthusiastische Anhänger hatte. Trotz der unzähligen Beschwerlichkeiten dieser Reise, in Gegenden, wo nur ruinirte Städte, Dörfer und Räuberhorden anzutreffen waren, drang Seetzen doch immer weiter südlich längs der Ostseite des todten Meeres vor, gelangte Ende März nach Karrack, von wo aus er mit einigen rückkehrenden Einwohnern von Hebron und Bethlehem, durch sehr gefahrvolle Gebirgs- und Felsengegenden, das Südende jenes Meeres umreiste. Sein Umfang beträgt sechs Tagereisen; kein lebendes Wesen kommt darin vor, und die daran liegenden Salzberge erzeugen eine Salzigkeit, die der einer gradirten Soole gleich ist. Eine große, im Innern liegende Insel besuchen zu können, war Seetzens lebhafter, allein leider unausführbarer Wunsch, da auf dem ganzen See kein Kahn vorhanden war.

Nach zwölfwöchentlichen Wanderungen kam Seetzen am 7. April 1806 ins Kloster zu Terra-Santa nach Jerusalem, wo er um so zuvorkommender aufgenommen wurde, da er damals der einzige dort befindliche europäische Pilger war. Den 25. Mai verließ er Jerusalem, ging nach Jaffa und von da zur See nach Akre, wo er bis zu Ende des Jahres blieb, beschäfftigt mit Ordnung seiner Tagebücher, seiner Sammlungen, und Vorbereitungen zu seinen weitern Reisen in die südlichsten Theile von Arabien. Ueber eine Reise, die er gegen Ende des Jahres 1806 noch ein Mal in die östlichen Gegenden von Syrien und Palästina gemacht zu haben scheint, fehlen uns leider die nähern Nachrichten, da ein in dem Zeit-

raum vom November 1806 bis März 1807 nach Europa geschriebner Brief verloren gegangen ist. Unterm 5. November 1806 schrieb er aus Akre: „Nach drei, höchstens „vier Tagen fange ich, nach einem langen Stillstand, „meine Reise weiter südwärts an; ich reise von hier nach „Nazareth, Thabor, Nablos, Jerusalem, und von dort „zum zweiten Mal um den todten See; ferner nach Beth„lehem und Hebron, und dann ferner auf einem bisher „unbekannten Wege gerade durch die Wüste nach dem „Berge Sinai, von wo ich endlich nach Suez und Cairo „zu kommen gedenke.“ Allein Nachrichten über den ersten Theil dieser Reise fehlen, und wir finden ihn erst in Jerusalem wieder, was er zum zweiten Mal den 15. März 1807 verließ, um nach Hebron zu gehen. Nach vielen Schwierigkeiten verstand sich hier endlich ein Beduine, Schech Sibbon, dazu, sein Führer auf dem durch die Wüste führenden, noch von keinem Europäer betretenen Wege zu werden; eine Reise, die eine Menge von Vorbereitungen verlangte, da Lebensmittel auf einen Zeitraum von zehn bis zwölf Tagen, während deren keine menschliche Wohnung angetroffen wurde, mitgenommen werden mußten. Die dort über vorhandne Ueberreste herrlicher Gebäude in Wady-Musa, Pharaün und besonders in den Gebirgen al Scharach und Dschebal eingezognen Nachrichten verdienen die Aufmerksamkeit spaterer Reisenden um so mehr, da Seetzen selbst jene Gebirgsgegenden, die ein Sitz uralter Völkerschaften waren, leider nicht besuchen konnte.

Den 27. März reiste er von Hebron ab, gelangte den 30. an das Ti-Gebirge (Seir der Bibel), was er als das ödeste und unfruchtbarste der ganzen Welt schildert, dessen Uebersteigung mehrere Tage erforderte, und erreichte nach einer zwölftägigen Reise durch die Wüste am 10. April das griechische St. Catharinen-Kloster auf dem Sinai. Während seines zehntägigen Aufenthalts daselbst bestieg er den Gipfel des Horeb und Sinai und des St. Catharinenbergs, bestimmte die Lage des Klosters durch astronomische Beobachtungen, und sammelte über jene, durch die älteste Geschichte des Menschengeschlechts ewig denkwürdigen Gegenden eine Menge merkwürdiger Nachrichten, deren Detail in seinen Tagebüchern aufbe-

wahrt ist. Den 20. April trennte sich Seetzen vom Sinai, kam den 24. nach Suez, was er nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt verließ, um nach Cairo zu gehen, wo er nach langen Entbehrungen in dem Hause des österreichischen General-Consuls Rosetti die Freuden und Bequemlichkeiten eines civilisirten Lebens wiederfand.

Von hier an beginnt in gewisser Hinsicht eine zweite Epoche von Seetzens Reisen; ein mehr als zweijähriger Aufenthalt in Cairo diente ihm als Ruhepunct zu Ordnung seiner Tagebücher und zu Vorbereitung neuer Unternehmungen. Um sich mit den verschiednen Mundarten der arabischen Sprache noch vertrauter zu machen, um dem Zweck seines hohen Beschützers durch Erkaufung merkwürdiger orientalischer Seltenheiten zu entsprechen, und um Nachrichten über minder bekannte Länder der beiden benachbarten Welttheile zu erhalten, konnte wohl kein Ort günstiger als Cairo seyn, diese afrikanisch-asiatische Grenzstadt, wo sich Völker aus dem entferntesten Osten und Westen versammeln, um von da weiter ihre Pilger- oder Handels-Caravanen zu verfolgen. Keiner dieser Zwecke blieb unerreicht; sein eifriges Sprachstudium gewährte ihm eine Geläufigkeit arabisch zu sprechen und zu schreiben, die ihn bei seinen weitern Reisen häufig für einen gebornen Araber gelten ließ. Seine in Cairo erkaufte Sammlung orientalischer Literatur- und Kunstproducte ist reich und kostbar, (1574 Manuscripte, 3536 Antiquitäten, nebst einer Menge mineralogisch-botanisch-zoologischer Seltenheiten), und seine dort von Pilgern aus dem innern Afrika, über jene unbekannten Regionen, die er später selbst noch zu bereisen gedachte, eingezognen Nachrichten, die theils in der Monatlichen Correspondenz schon bekannt gemacht wurden, theils in seinen Tagebüchern noch erscheinen werden, sind eben so merkwürdig als neu.

Im Mai 1808 besuchte Seetzen von Cairo aus die Provinz el Feiûm, die Pyramiden von Giseh, die Ibis- und Mumien-Grotten bei Sakara, und den großen Landsee bei Birket el Körra, den er in Gemäßheit mancher dafür sprechender Local-Umstände, für den stygischen See zu halten geneigt ist. Die von Seetzen aus Cairo von

dem dortigen Aufenthalt und weitern Reisen des angeblichen Aly-Bey, der neuerlich eine Art von literarischem Aufsehn gemacht hat, gegebnen Nachrichten sind als ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte eines Mannes anzusehn, der sich in Marokko für einen Halepiner, in Cairo für einen Marokkaner ausgab, bald unter diesem, bald unter jenem Namen erschien, und der noch jetzt, bei der Herausgabe seiner an sich sehr interessanten Reise, die etwas lächerliche Maske eines „Aly-Bey el Abbasi, fils d'Othman Bey, prince des Abassides" beibehält, während es in Paris und überall weltbekannt war, daß der Verfasser ein Spanier, Namens Badia, ist.

Auch benutzte Seetzen seinen Aufenthalt in Cairo, um sich mit den Gebräuchen der muhammedanischen Religion bekannt zu machen und zum Islam überzutreten, indem er, ohne Rechtgläubiger zu seyn und ohne die äußern Zeichen eines solchen an sich zu tragen, weder die Reise in's innere Afrika, noch auch die zu den heiligen Städten Mekka und Medina, so wie überhaupt in keine von den Wuhabiten besetzte Gegend, hätte unternehmen können.

Im April 1809 verließ er Cairo und verwandte die Reise nach Suez zur Untersuchung des alten Verbindungs-Canals zwischen dem rothen Meer und dem Nil, von dessen früherer Existenz er sich vollkommen überzeugte, trotz dem, daß eine Augen-Entzündung seine weitern Forschungen hemmte und er durch die Züge in den blendend weißen Salzebnen so litt, daß er in Suez einige Tage ganz blind war. Fast überall ist das Bett dieses Canals 150—180 Fuß breit; er nimmt seinen Anfang am nördlichen Theil des Meerbusens von Suez, läuft von dort nordwärts bis zu einem kleinen Salzsee, el Mémlahh, neun Stunden von Suez entfernt, dann durch ein flaches, schmales Thal, nach dem Ostende des Wady-Schoaib, durch dessen ganze Länge er geführt wurde, von wo er sich nordwärts um Belbé's, und so nach Cairo, vermuthlich nach Birket-Hadsch hinzog.

Vor Antritt seiner weitern Reisen ins wüste und glückliche Arabien, schrieb Seetzen aus Suez unterm 15. Mai

15. Mai 1809 an Hrn. von Lindenau: „Man schil„dert mir die Gefahren in Hedschas hier als sehr groß; „die Wuhabiten, die bei Akaba Alles inne haben, er„morden Jeden, den sie für einen Ketzer halten; in Moi„leh liegt eine wuhabitische Garnison; man prophezeit „mir einen schlimmen Ausgang. Allein sehe ich auf der „einen Seite Gefahr, so sehe ich auf der andern Aileh, „Assiun, Faraûn, Midian; — können Sie zweifeln, „welche bei mir den Ausschlag erhalten werde?"

Durch nichts wurde Seetzens Muth erschüttert, und seinem einmal gefaßten Plan treu, trat er am 19. Mai die Reise von Suez nach Akaba und Wady-Musa an; allein er erreichte weder den einen noch den andern dieser Orte, indem die dortigen Beduinen mißtrauisch gegen seine Untersuchungen geworden waren und sein weitres Vordringen in ihr Land auf alle Art zu hemmen suchten. „Das ist also", sagte ein Beduine zu Seetzens Begleiter, „der Christ, der in unserm Lande umherzieht; nein, bei Gott Aly, ihr thut nicht wohl, daß ihr den Christen herumführt, der bringt dem Lande kein Heil. Ist dieser Christ nicht der Mönch, der vor ein Paar Jahren aus Syrien durch die Wüste hierher kam, der Alles aufschrieb, und durch dessen Zauberei seitdem der Regen ausgeblieben ist; dieser Christ eilt seinem Unglück entgegen; die Beduinen sind in Verzweiflung, denn wenn kein Regen fällt, so müssen wir alle umkommen. Ich rathe euch, setzte er drohend hinzu, mit diesem Christen wieder umzukehren."

Auch mußte Seetzen eine Tagreise weit von Akaba wirklich umkehren, und wurde für den vereitelten Plan nur dadurch entschädigt, daß er viele Inschriften auffand und manche merkwürdige Nachricht über das alte Midian zu sammeln Gelegenheit hatte. Ende Juli 1809 kam er nach Suez zurück, von wo er bald nachher zur See nach Jenbua und Dschidda ging. Hier ließ er sich noch mehr in die Mysterien des Islams einweihen, kleidete sich in ein Pilgergewand und zog den 8. Octbr. nach Mekka, um dort den Fastenmonat Ramadan zuzubringen. „Sie„ben Mal", heißt es in seinem Briefe, „machte ich die „heilige Runde um die Kaaba und küßte den schwarzen

„Stein; sieben Mal machte ich den heiligen Lauf auf der „Rennbahn von Szoffa nach Merrueh, ließ alsdann mein „Haupt scheren, und erhielt die Erlaubniß mein Pilger„gewand abzulegen, und meine gewöhnlichen Kleider an„zuziehen."

Im November kehrte Seetzen wieder nach Dschidda zurück, wo er durch seinen Manuscripten-Erkauf die Aufmerksamkeit des dort anwesenden Emirs der Wuhabiten erregte, der ihn zu sich fordern und über den Zweck seines Aufenthalts und seiner Reisen befragen, allein ohne Weiteres wieder frei ließ, als er sich als Franken und Neophyten zu erkennen gab. Während des Aufenthalts in Medina gelang es Seetzen, einen Plan nebst einer Ansicht der Stadt und deren Nachbarschaft, einen Grundriß von dem heiligen Tempel und ein Paar Ansichten von der Grab-Capelle des heiligen Propheten zu entwerfen. Von hier ging er noch ein Mal nach Dschidda, und dann zum zweiten Mal nach Mekka, um der dort im Monat Januar gesetzmäßig stattfindenden Wallfahrt beizuwohnen.

„Mekka", schreibt Seetzen, „bot jetzt ein ganz an„deres Schauspiel dar, als zur Zeit des Ramadan. Alle „Gassen waren voll Menschen und Lastthiere. Das meiste „Interesse gewährten die heilige Moschee und die Laufbahn. „Mehr als tausend Pilger machten auf ein Mal die hei„lige Runde (Thanâf) um die Kaaba; man küßte den „schwarzen Stein mit einem Enthusiasmus, als wollte „man ihn zerküssen, und man drängte sich dabei mit sol„cher Anstrengung, daß Manche in Gefahr zu ersticken ge„riethen. Kam man im Wirbel dieses reißenden Stroms, „so mußte man mit fort, man mochte wollen oder nicht. „Die Laufbahn war ebenfalls so voll, daß man sich an „vielen Stellen durchdrängen mußte. Außer Arabern „aus allen Provinzen Hedschas, Jemen, Hadramut, „Oman, besonders aber Wuhabiten aus Nadsched, sah „man Mauren, Neger aus den innern Gegenden Afri„ka's, Perser, Afghanen, Indier aus allen Provinzen „Asiens, eine Menge Javaneser, Tartaren, aber ver-

„hältnißmäßig nur wenig Türken. Man muß hier selbst „Zuschauer gewesen seyn, um sich ein recht deutliches „Bild von der islamitischen Schwärmerei machen zu kön„nen. Die Hadsch ist ein Schauspiel, das seines Glei„chen in der Welt nicht hat."

Seetzen wurde von dem Mekkaner Hadsch Abdallah Sukkáth für die Dauer der Wallfahrtszeit als ein Glied seiner Familie aufgenommen, und so in alle religiöse Gebräuche des Islams auf das vollkommenste eingeweiht. Nach Beendigung der Wallfahrten blieb Seetzen noch länger als zwei Monate in Mekka, mit dem sehr interessanten, aber nicht minder schwierigen Unternehmen beschäfftigt, Mekka und seine Umgebungen im Bilde darzustellen. Wenn gleich allenthalben beobachtet, hatte er doch das Glück, die Augen der Späher zu täuschen, und mit Hülfe von Gedult und Aufmerksamkeit nach und nach einen Plan von der heiligen Moschee, von der Stadt, eine Karte von Mekka's Umgebungen, sechs Stunden im Umkreis, nebst sechzehn Prospecten der Moschee und deren einzelnen Theile zu entwerfen. Auch die geographische Lage von Mekka bestimmte Seetzen durch dreitägige astronomische Beobachtungen, wobei ein Mekkaner Gelehrter, der zu gleicher Zeit Professor, Astrolog, Kalendermacher, Thurmsänger, Gewürzkrämer und Gewissensrichter war, hülfreiche Hand leistete.

Im März 1810 reiste Seetzen abermals nach Dschidda, und machte dann, in Begleitung seines gewesenen Lehrers, Schech-Hamse, eine Reise nach Jemen, deren eigenthümliches Interesse noch dadurch vermehrt wird, daß Letzterer seine orientalischen Ansichten und Bemerkungen in einem besonders geführten Tagebuch arabisch niederschrieb, und dieses Seetzen überließ. Von Dschidda nach Hodéde wurde die Reise bald an der afrikanischen, bald an der asiatischen Küste zu Wasser gemacht, und dann zu Lande über Bet-el-Fakih, Sebid, die Kaffee-Pflanzungen von Haddije, Kusma, Doran (wo Seetzen beinahe einen Monat lang krank lag), Sana, Damas, Taes, nach Aden, wo sich die Reisenden nach

Mocha einschiffen wollten, allein auch hier zur Landreise auf dem nie von Europäern besuchten Küstenweg genöthigt wurden, da keine Schiffs-Gelegenheit vorhanden war. Das Günstige der Reise in Jemen, wo die allervollkommenste Sicherheit herrschte, hörte hier, wegen des von Aden nach Mocha herumstreifenden Beduinenstammes Szobbach, wieder auf, und nur mit Mühe kam Seetzen nebst seinem eingebornen Begleiter ungeplündert nach Mocha, wo er wieder ein Mal die Freude hatte, mit Europäern, dem Capitän Rudland, dem Arzt Barthow und dem italienischen Kaufmann Benzoni zusammenzutreffen. Sein von hier aus unterm 17. November 1810 an Hrn. von Lindenau abgesandter, sechzig Seiten langer Brief ist die letzte von ihm selbst nach Europa gelangte Nachricht; am Schluß dieses Briefes heißt es: „Ich hoffe, daß man einst meinen langen Aufenthalt in Cairo nicht für unnütz erklären werde, wenn „nur die dort gemachte Sammlung das Glück hat, richtig bei Ihnen anzukommen, und ich schmeichle mir, daß „auch meine bisherige Reise in Arabien nicht ohne Werth „befunden werden werde. Ihren ersten Brief erhielt ich „in Damask, und es war mein erstes und ernstliches „Bestreben, die darinnen befindlichen Aufträge des Herzogs von Gotha, welche Bezug auf den todten See „hatten, während meines Aufenthalts in Jerusalem auf's „genaueste auszurichten, und wenn meine mit Gefahr „verbundenen Bemühungen etwas dazu beigetragen haben sollten, dieses berühmte Gewässer mit seinen Umgebungen besser kennen zu lernen, als bis dahin, so „wird das Publicum es einst blos und allein Sr. Durchlaucht zu verdanken haben. Die Aufträge des Herzogs, „welche in Ihrem zweiten in Cairo erhaltnen Briefe enthalten waren, konnte ich nur größten Theils erfüllen; „hoffentlich haben Sie die ausführliche Antwort, welche „ich Ihnen von Cairo aus übersandte, längst erhalten. — „Von Arabien bleibt mir nun noch Hadramût, Omân „und die Südküste von Aden bis zum persischen Meerbusen zu untersuchen übrig, und ich hoffe innerhalb wenig Tagen die Reise dahin antreten zu können. Die „mir vorgenommene Route ist folgende: zuerst reise ich „zum andern Mal nach Sana, um dort noch etliche wichtige Manuscripte für die orientalische Sammlung in

„Gotha zu kaufen. Von dort hoffe ich auch das be-
„rühmte Mareb in Szof und den alten Damm zu beſu-
„chen, von wo ich alsdann nach Hadramût übergehn
„werde. Von dort reiſe ich nach einem Hafen der nächſ-
„ten Küſten, berühre etliche öſtlichere Häfen, ziehe wo
„möglich Nachrichten über die Sprache der Beduinen
„von Mahra ein, lande in Szur oder Kalhat, um das
„Innere von Omân kennen zu lernen, und kehre als-
„dann von Maskat zu Schiffe hierher zurück. — Das
„Innere von Afrika aus eigner Anſicht kennen zu ler-
„nen, iſt noch ein eben ſo lebhafter und feuriger Wunſch
„bei mir, als damals, wo ich den Plan dazu (1802)
„niederſchrieb, wahrenddem meine Erfahrung um Vieles
„gereift iſt. Bleibe ich leben und geſund, ſo werde ich,
„bald nach beendigter Reiſe in Arabien, dem Ziel meiner
„langen Reiſe in Afrika mit der größten Erwartung
„entgegen eilen, wobei mir hoffentlich die Maske des Is-
„lam eben ſo nützliche Dienſte leiſten wird, als ſie mir
„bisher in Arabien leiſtete. Ich ſchmeichle mir, daß die
„Abhandlungen über das innere Afrika, welche ich Ih-
„nen von Cairo überſandte, zum Beweis dienen werden,
„daß ich dieſen Welttheil nicht vergaß, und daß mir die
„Aufhellung der Dunkelheit, die ungeachtet der dauern-
„den Bemühungen der Londner Societät noch immer
„über ſeinem Innern ſchwebt, beſtändig ſehr am Herzen
„lag.“ —

Dies waren Seetzens Pläne für die Zukunft, von denen er leider keinen auszuführen vermochte. Seit dieſem letzten aus Mocha geſchriebnen Brief, der ſchon im J. 1811 nach Europa gelangte, vergingen mehrere Jahre, ohne das Mindeſte von Seetzens weitern Schickſalen erfahren zu können. Erſt im Jahr 1815 theilte ein engliſcher Reiſender, Buckingham, aus Mocha eine Nachricht von deſſen Tod und letzten Lebensumſtänden an Herrn von Hammer in Wien mit, deren Weſentliches in Folgendem beſtand: Auf der Reiſe von Dſchidda nach Mekka, Medina, Sana, Mocha, hatte Seetzen einen Reichthum literariſch-naturhiſtoriſcher Sammlungen erhalten, die er von Mocha aus nach Europa abzuſenden Willens war. Allein kaum in Mocha angekommen, ließ der dortige

Dola dieſe Sammlung in Beſchlag nehmen, und als er ſich in ſeinen Erwartungen, große Schätze darin zu finden, betrogen ſah, an den Imam von Sana unter dem Vorgeben abliefern, daß dieſe Dinge zu Ausübung von Magie und Zauberei beſtimmt wären. Nach langen fruchtloſen Verſuchen zu ſeinem Eigenthum wieder zu gelangen, beſchloß Seetzen, ſich an den Imam von Sana ſelbſt deshalb zu wenden, und reiſte zu dieſem Behuf im October 1811 dahin ab; allein kurze Zeit darauf kam durch die ihn begleitenden Araber die Nachricht nach Mocha, daß er ſchon auf der zweiten Tagereiſe in der Nähe von Taes plötzlich geſtorben ſey; vergiftet, wie dort allgemein geglaubt wurde, auf Befehl des Imam von Sana, um allen weitern Behelligungen wegen Zurückgabe ſeines Eigenthums überhoben zu ſeyn. Einen Theil ſeiner Papiere hatte Seetzen dem italieniſchen Kaufmann Benzoni übergeben, der ſolche vor ſeinem kurz darauf erfolgten Tode einem Banianen anvertraute, aus deſſen Händen ſie in die des Dola kamen, und ſo wahrſcheinlich ebenfalls verloren ſind.

In einer ſpätern aus Bombay nach England gekommenen Nachricht, worin die eben angeführten Umſtände im Weſentlichen beſtätigt werden, heißt es am Schluß: „Beyond this nothing further is positively „known as to the detail of his sufferings, but the „fact of his having died a sudden and violent death „is unfortunately too well established. Two evenings „before he quitted Mocha, he passed some few mi„nutes with Mr. Aitkings, the surgeon of the Com„pany's establishment there, and at the same time „confided to the care of Mr. Benzoni, an Italian in „their service also, the whole of his valuable pa„pers and journals, which he had congratulated „himself on securing from the grasp of rapacious „ignorance, to be forwarded by that gentlemen „through Egypt to his distinguished Patron the Duke „of Saxe-Gotha in Europe. It fell however to the „lot of poor Benzoni himself to close a chequered „existence on that inhospitable shore: so that the „only manner in which he could acquit himself of

„his trust, was to transfer the charge of his mur-
„dered friend's memoranda to the chief of Banians
„there, who was then the commercial brooker of
„the E. I. C. *) From him these papers were soon
„afterwards seized by the Dola, and are now, it is
„to be feared, irretrievably lost to the friends of
„science and the patrons of discovery, who would
„doubtless otherwise have found among their details
„information of the most valuable and interesting
„nature."

Hiernach scheint fast jede Hoffnung zu Wiedererlangung seiner letzten, im südlichen Arabien geführten Tagebücher und gemachten Sammlungen verschwunden zu seyn. Nach einer spätern, im französischen Moniteur befindlichen Nachricht, sollte Seetzen, noch lebend, in der Gefangenschaft des Imam von Sana sich befinden, allein schwerlich verdient dieses ganz unverbürgte Gerücht Glauben, da Augenzeugen Seetzens Tod in Mocha berichteten, und es außerdem höchst unwahrscheinlich ist, daß der Imam von Sana einen dort als Pilger bekannten Rechtgläubigen Jahre lang einkerkern sollte.

So hat also auch Seetzen die Zahl der wissenschaftlichen Märtyrer vermehrt. Sein Verlust ist eben so unersetzlich, als der seiner letzten Tagebücher und seiner, während des zweijährigen Aufenthalts in Arabien, vom April 1809 bis October 1811 erhaltenen dortigen Kunst- und Naturproducte. Noch nie hatte ein europäischer Reisender so viel Günstiges zum wahrscheinlichen Gelingen einer inner-afrikanischen Reise in sich vereinigt, als Seetzen; vertraut mit den arabischen Mundarten und allen Ceremonieen des Islam, bekannt als rechtgläubiger Pilger, abgehärtet gegen jede Beschwerde der Reise, durch neunjährigen Aufenthalt im Orient gewöhnt an dessen Sitten, Clima und Gebräuche, begabt mit Muth und

*) East-India-Company.

festem Willen, das vorgesteckte Ziel, trotz aller Schwierigkeiten, zu erreichen, was hätte einen solchen Reisenden hindern können, die afrikanische Reise eben so wie die in Arabien mit Erfolg zu beginnen und zu vollenden?

Die herrlichen Früchte, die wir seiner leider nur halb vollendeten Reise verdanken, lassen deren unterbrochenen Fortgang allen Freunden der Wissenschaft doppelt schmerzlich empfinden. Doch schon durch das, was der thätige, unermüdete Mann bis jetzt leistete, tritt er den berühmtesten Reisenden würdig zur Seite.

Die Geographie der südöstlichen Grenzen von Europa und Asia, die ganze Lage von Syrien, Palästina und Arabien, wird durch Seetzens zahlreiche astronomische Beobachtungen mit vermehrter Sicherheit bestimmt; seine ganz auf eigne Ansicht gegründete Karte des todten Meeres und dessen Umgebungen gibt ein deutliches Bild einer zeither nur wenig bekannten Gegend; seine gefahrvollen Wanderungen in den östlich vom Jordan gelegenen, von keinem Europäer in neuerer Zeit betretenen Ländern; seine Entdeckung der herrlichen Ruinen von Dscherrasch und Philadelphia, haben dem künftigen Alterthumsforscher eine neue Welt eröffnet; seine dort gesammelten zahlreichen Inschriften lassen Licht über die frühere Geschichte jener so berühmten, nun vergessenen Ursitze der Cultur im grauen Alterthum hoffen; seine Beschreibungen von Damask, Akre, Cairo, Suez, Dschidda, Sana, Mocha, und ganz besonders der, nur den Rechtgläubigen zugänglichen heiligen Städte Mekka und Medina, übertreffen an Treue und Vollständigkeit alles Zeitherige; seine ausgezeichneten Verdienste um die arabisch-afrikanische Sprachkunde wurden von einem competenten Richter auf das vollkommenste anerkannt*);

*) Proben deutscher Mundarten, D. Seetzens linguistischer Nachlaß. Herausgegeben von D. S. Vater. Leipzig 1816. S. VIII. Vorr.

seine Nachrichten über die Völkerstämme Arabiens, über deren Gesetze, Sitten und Lebensart, über die Topographie, Einwohner und Regierungsform des innern Afrika, die er theils durch eigne Ansicht, theils aus dem Munde Eingeborner sammelte, sind treffliche Bereicherungen für Länder- und Völkerkunde; die durch seine Bemühungen begründete orientalische Sammlung in Gotha, die schon jetzt mehr als 2000 orientalische Manuscripte*) und einen reichen Schatz von Antiquitäten und Naturproducten enthält und noch bedeutenden Zuwachs erwartet (von 40 aus Klein-Asien, Arabien und Egypten abgesandten Kisten sind bis jetzt nur 23 nach Gotha gekommen), verspricht dem Sprach- und Naturforscher eine reiche Ausbeute für bessere Kenntniß des Orients zu gewähren.

Ein Theil der von Seetzen aus dem Orient an die Herrn v. Zach, Hammer und Lindenau gemachten Mittheilungen ist in der Monatlichen Correspondenz, den Fundgruben des Orients und dem neuen deutschen Merkur, der wissenschaftlichen Welt bereits mitgetheilt worden; allein so interessant diese Nachrichten waren, so ist an innerm Werth doch weit bedeutender das von Seetzen selbst bis zur Abreise aus Cairo (April 1809) ganz ins Reine gearbeitete sechsjährige Tagebuch, was sich in den Händen seiner Familie befindet, und von dieser zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt worden ist.

---

*) Ein Catalog dieser Manuscripte wurde auf Befehl des Herzogs von Gotha von dem, für die orientalische Literatur zu früh verstorbnen Lorsbach angefangen und zur Hälfte bearbeitet. Er soll vollendet, auf Kosten des fürstlichen Besitzers zum Druck befördert, und dann eben so, wie es mit einem von Seetzen selbst eingeschickten, in Leipzig abgedruckten Verzeichniß schon früherhin geschah, an berühmte orientalische Sprachkenner des In- und Auslands verschenkt werden, um dadurch jene werthvollen Sammlungen gemeinnützig zu machen.

So unvollständig diese Skizze aus Mangel näherer Nachrichten auch nur immer seyn mußte, so hoffen wir doch, daß sie hinreichen wird, um das große, seltne Verdienst des trefflichen Seetzen richtig würdigen und beurtheilen zu können.

Franz, Freiherr von Haager-Alensteig.

Digitized by Google

Franz,

Freiherr von Haager-Alensteig.

Der ursprüngliche alte Adel des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns ist größtentheils ausgestorben, theils in den Religionskriegen, weil viele vom Glauben der Väter, von der Treue gegen den Erbherrn gewichen, in Confiscation, Acht und Verbannung verfallen. — Innerösterreich ist die Wiege des größten Theils jener edlen Geschlechter, welchen die Besitzthümer jener ausgestorbenen oder vertriebenen nunmehr eigen sind, und die in der uralten Hauptstadt den geheiligten Thron umstehen, den sie lieben und dem sie leben.

Unter den wenigen, ursprünglich und uralt in den Landen über und unter der Enns einheimischen Geschlechtern sind die Freiherren von Haager-Alensteig. Kaum ist auch irgend ein andres so wie dieses ausgebreitet. Die Haager in Baiern, in Kärnthen, in Thüringen, in Brandenburg, ja selbst in Schweden, rühmen sich alle des gemeinschaftlichen Ursprungs mit dem unsrigen, obgleich ihre Wappenschilder sehr verschieden sind, wie man schon bei Siebmacher sehen kann; aber auch unsre Haager haben das ursprüngliche Wappen, den weißen Wolf im schwarzen Feld, schon beinahe vor vier-

hundert Jahren verlassen, und ihr Schild besteht jetzt aus dem Zeichen dreier erloschener und von ihnen aufgeerbter Familien, der Geyller, der Pottenbrunner und der Steger zu St. Veith.

Wir finden sie bei dem großen Heraldiker Spener; bei dem Weingartner Benedictiner Gabriel Luzelin; der Graf von Wurmbrand gedenkt ihrer mit ausführlicher Sorgfalt. Sie spielen eine Hauptrolle in Raupachs evangelischem Oesterreich. Der gelehrte Bibliothekar der Zisterzienser-Abtei Lilienfeld, Chrysostomus Hanthaler, liefert in seinem handschriftlichen Nachlaß die ältesten und quellgemäßesten Nachrichten über die Freiherren von Haager, deren Erbbegräbniß durch einige Zeit im Kreuzgang zu Lilienfeld war. Gesammelt hat das Meiste hievon der fleißige Bergrath Wißgrill in seinem Schauplatz des landsässigen niederösterreichischen Adels vom Herrn- und Ritterstand, dessen baldige Fortsetzung von der Hand eines größern Kenners und genealogisch-heraldischen Kritikers in der That ein längst empfundenes und dringendes Bedürfniß der vaterländischen Literatur ist.

Einige ältere Stemmatographen haben, durch die bloße Namensähnlichkeit verführt, dieses Haus auf jenen Hager zurückgeleitet, welcher eben in der zweiten Halbscheide des dreizehnten Jahrhunderts durch die Ermordung Herzogs Otto von Meran, Pfalzgrafen in Burgund, das Haus der Grafen von Andechs, Herzoge von Dalmatien, Kroatien und Melan, gewaltsam geschlossen hat. Allein seit der gelehrte Archivar Spieß in seinen archivischen Nebenarbeiten urkundlich bewies, daß jener Mord eine Fabel, und Herzog Otto unter frommen Vermächtnissen auf seinem Krankenlager verblichen sey, fällt auch jene Herleitung in ihr Nichts zurück. — Aber fast zur nämlichen Zeit vergabte Otto der Haager an das Kloster Wilhering, erscheinen Heinrich Konrad und Eberhardt die Haager als Dienstmannen Königs Ottokar, in Urkunden von St. Florian. Zur Zeit, als dieser große König dem größern und glücklichern Rudolph von Habsburg und seinem Sohn Albrecht Sieg, Land und Leben lassen müssen, stiftete Marquard Haa-

ger einen ewigen Jahrstag bei seiner Ruhestätte im Kloster Lilienfeld.

Konrad Haager, Ritter, hatte Adelheid Enenkl zur Hausfrau, eine Enkelin des überaus schätzbaren vaterländischen Geschichtschreibers und Dichters. Seine Erwähnung in dem alten Nekrolog der Minoriten zu Wien ist ein höchst schätzbares Ueberbleibsel unsrer Heraldik. Albrecht Haager, sein Sohn, wurde in der Entscheidungsschlacht bei Mühldorf um das römische Reich, mit seinem Herrn und König, Friedrich dem Schönen durch den Burggrafen von Nürnberg (an diesem Unglückstag mit Schweppermann, Ludwigs des Baiern vorzüglichste Stütze) gefangen. Späterhin erscheinen die Haager in vielfachem Lehens= und Freundschafts=Verband mit dem im Lande ob der Enns so gewaltigen Grafen von Schaumburg. — Georg Haager, Pfleger zu Marcheck, lesen wir vielfältig in jenen schmachvollen und unglückseligen Händeln des Vormundschafts= und Bruderzwistes, Bürgerkriegs, der innern Verwirrung und Auflösung, der verderblichen Kriege Georgs von Podiebrad aus Böhmen und Matthias Huniady Corvin aus Hungarn, unter Ladislav, dem Nachgebornen, und Kaiser Friedrich, seinem Vetter. — Wolfgang und Hans Haager zu Sitzenthal und Aniödt, Söhne Veits Haager, beerbten den Wappenschild und das Vermögen der Geyller. — Der niederösterr. Landuntermarschall, Hauptmann zu Krems und Oberamtmann des Donau=Schlüßlandes, Sigmund Haager zu Winkelberg und Sebarn, erkaufte 1499 von Sigmunden Püellacher die Hälfte des Städtchens Alensteig im Viertel ob dem Manhartsberge. Die andre Hälfte hatte schon früher Otto, aus dem berühmten Geschlecht der Meissauer, oberster Marschall und Schenk in Oesterreich, Hansen Haager verpfändet. Seither ist der Name Haager von Alensteig dem ganzen Geschlecht verblieben.

Fast 90jährig starb dieser Sigmund Haager, 1521, von zwei Gemahlinnen, Dorothea von Hohenwart und Elsbeth von Potenbrunn, 24 Kinder, 17 Söhne und 7 Töchter hinterlassend. Einer aus denselben, Veit Haa=

ger von Alensteig, Herr zu Pezenkirchen, Altenlembach, Festenwamsen und Lichtenfels, war Hofrath Ferdinands I., Georg Haager, sein Stiefbruder, des ritterlichen deutschen Ordens Commenthur zu Graz am Leech.

Als Veits Sohn, der Obrist-Falkenmeister Hans Haager von Alensteig, sich mit einer Nichte des berühmten kaiserlichen Feldherrn Lazarus Schwendi, Freiherrn von Erolzheim und Hohenlandsberg, vermählte (1566), sendete Schwendi's Herr und Freund, Maximilian II. seinen Kämmerer Erasmus, Freiherrn von Buchheim, an die Brauttafel, dem neuvermählten Paar zwei goldene Pokale mit seinem Wappen, ein würdiges Seitenstück zu jenem ältern Habsburgischen Becher in dem uralten Hause der nunmehrigen Grafen von Müllinen zu Bern. — Früh wendete sich das Geschlecht der Haager zur evangelischen Lehre, und erscheint auf Landtagen, bei Bündnissen und Compromissen immerdar unter den Vordermännern derselben.

Aeußerst merkwürdig ist der verhängnißreiche, mit Oswalden von Wolkenstein und Sigmunden von Herberstein wetteifernde Lebenslauf Sigmunds Haager, Sohns Sebastian Haagers, den Ferdinand I. selbst zum Ritter schlug, und der sich als Obrister zu Pferd wider Franzosen, Türken und Schmalkaldische Bundesverwandte rühmlich ausgezeichnet hat. — Der Vater, mit vielen Kindern, aber geringem Vermögen, überließ den geistvollen neunjährigen Knaben einem seiner Anverwandten in Böhmen, Cytibor Odrawsky, der ihn in Allem unterrichten ließ, was die selbigen Zeiten von einem Edelmann forderten. Aber Sigmunds Sinn trieb ihn hinaus in das Weite. Zum Kriegswesen fühlte er einen unwiderstehlichen Hang. Er trat nacheinander in die Dienste der reichen Edlen von Schwamberg, der Grafen von Hardegg, Grafen Günthers von Schwarzburg, endlich des Prinzen von Oranien, und focht unter ihnen in Italien, Hungarn, in den Niederlanden, durchreiste die brittischen Inseln, die Niederlande Frankreichs, Italien von Piemont bis nach Sicilien, Deutschland, die nordischen Königreiche, von wo er durch das damals äußerst sturmbewegte Polen, durch Schlesien und Mähren nach Hause

kehrte,

kehrte, und diese weiten und thatenreichen Reisen selbst beschrieb. Er hatte in der letzten Zeit allgemein für todt gegolten, Gattin und Kinder hatten um ihn die Trauer getragen. Nun nahm er kaiserliche Dienste als Rittmeister unter den Curassieren, wurde königlich hungarischer Hauptmann zu Altenburg, stellte auf eigne Kosten 60 Knechte zum Heer gegen Raab, und war mit unter seinem Freunde Adolph von Schwarzenberg bei dem ewig denkwürdigen Ueberfall und Eroberung dieser Feste, welche, in der Türken Gewalt, Wien so nahe bedroht hatte. Siegmund Haager wurde oberster Feldhauptmann in Ober-Hungarn und Commandant zu Kaschau. Aus drei Ehen zählte er ein und zwanzig Kinder. Mit seinem ältesten Sohn, Sebastian Günther, unterzeichnete er 1608 das Verbündniß der protestantischen Stände zu Horn, und war 1609 Deputirter des Corporis Evangelicorum vom Lande ob der Enns.

Sebastian Günther Haager von Alensteig, Herr zu Wetzstorf, nahm durch seine Anhänglichkeit an die protestantische Lehre, durch seinen heftigen Widerstand gegen die Nachfolge-Rechte Ferdinands II. ein trauriges Ende. Er war Hofkriegsrath, Landesobristlieutenant unter der Enns und Platzobrister in Wien, einer der eifrigsten Beförderer der Conföderation der protestantischen Stände in Oesterreich mit jenen in Böhmen, einer der Ersten unter denjenigen, welche die Renunciations-Acte Erzherzog Albrechts für ungültig erklärten und Ferdinand II. die Erbhuldigung verweigerten. Sein fortwährendes Einverständniß mit Matthias Heinrich Grafen von Thurn, dem Oberhaupt der rebellischen Böhmen, der fluchbeladnen Fackel des 30jährigen Kriegs, wurde entdeckt, und Haager vor dem kaiserlichen Feldlager jenseits der Donau hingerichtet, seine Güter und Capitalien confiscirt. Sein Sohn, Hanns Seyfried, trat zur katholischen Lehre über, und wurde von Leopold dem Ersten am 12. Jänner 1671 in den Freiherrn-Stand erhoben. — Otto Siegmund war der letzte Burggraf der kaiserlichen Burg zu Wien, seine Tochter Caroline, späterhin vermählte Fürstin von Trautson, Hofdame der großen Theresia noch als Erzherzogin und Großherzogin von Toskana, sohin Oberhofmeisterin der älte-

ren Erzherzoginnen; ihr Bruder Franz Alois, Freiherr von Haager auf Alensteig, der Veteran der österreichischen Armee. Er focht in den letzten Feldzügen des großen Eugen am Rhein, und in jenen unglücklichen in Ungarn, welche den Belgrader Frieden herbeiführten und Carl VI. den Tod brachten, von welchem er Ur-Urenkel erlebt hat. Er starb im 94. Jahr seines Alters, 1812, als Oberhofmeister Ihrer kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Rainer, Feldmarschall-Lieutenant seit 1758, wo eine im preußischen Krieg zu wiederholten Malen erhaltne äußerst schwere Verwundung, welche sein Leben nur wie durch ein Wunder übrig ließ, ihn genöthigt hatte, dem Felddienst zu entsagen. Am 20. September 1753 vermählte er sich mit der Gräfin Marianne v. Schlick, und aus dieser Ehe wurde der k. k. Cämmerer, wirkliche geheime Rath, Präsident der obersten Polizei und Censur-Hofstelle, des österreichisch-kaiserlichen Leopold-Ordens Großkreuz, Franz, Freiherr von Haager zu Alensteig zu Wien geboren. Er erhielt seine Bildung in der theresianischen Ritterakademie in der Hauptstadt. Als er 1783 dieselbe verließ, weihte er sich, gleich seinem ältern Bruder Johann, nun F. M. Lieutenant, dem Militärdienst, und wurde Lieutenant beim Cüraſſier-Regiment Caramelli (nun Erzherzog Franz); er zog als solcher unter dem damaligen Obristlieutenant, nachherigen Feldzeugmeister Paul Freiherrn von Kray, wider Horjah und Klotschka und die von ihnen aufgeregten und verführten Wallachen. Ein unglücklicher Pferdesturz bei der großen Revue des nächsten Sommers zwang ihn, dem Soldatenstand gänzlich zu entsagen. Im Februar 1786 wurde er Kriegscommissär zu Korneuburg, und schon im zweitnächsten Monat darauf Untercommissär bei der von dem unvergeßlichen Joseph so eifrig betriebnen Steuerregulirung. Seine Verwendung hierbei errang ihm die schmeichelhaftesten Zeugnisse seiner damaligen Vorgesetzten, des Stadthauptmanns Grafen Auersberg und Hofraths Holzmeister. Schon im August 1789 rückte er zum ersten Kreiscommissär vor. Eine allerhöchste Entschließung vom October 1795 ernannte ihn zum Kreishauptmann des Viertels unter dem Wienerwalde zu Traißkirchen. In dieser, nach dem Gang und Geist der österreichischen Geschäftsverwaltung ungemein wichtigen Stelle zeichnete er sich

durch eine Reihe von Jahren dergestalt aus, daß man ihn wohl „den Kreishauptmann" par excellence hätte nennen mögen, etwa so, wie Hamlet die begeisterte Lobrede auf seinen Vater damit beschließt: „Mit einem Worte sage nur: er war ein Mann, so hast du Alles gesagt!" Er war der allgemeine Rathgeber, Vermittler, Tröster und Beistand. Jeder und Alle schienen ihn verloren zu haben und die Bestürzung war allgemein, als er vom Kreisamt hinweg zur Regierung nach Wien berufen wurde, und es ist ein noch tieferer und schmeichelhafterer Zug, daß es in seinem Kreise doch wieder eine Art von Beruhigung hervorbrachte, daß er bei der Landesstelle auch das Unterthansreferat erhielt.

Seine Arbeiten im landwirthschaftlichen, städtischen, Municipal-, Unterthans-, Militär- und Schul-Wesen, verdienten mehrfach als Muster gründlicher und erschöpfender Würdigung, gesünden Blicks und zarten Billigkeitsgefühls gepriesen zu werden. Eine aus diesen vielen Abhandlungen: Ueber die wahrhaft sonderbare Verfassung und Nahrungswege der Hüttler im Wienerwalde, namentlich der Herrschaft Burgersdorf, dem Oberjägermeisteramt unmittelbar zuständig, wird die Wiener Ackerbaugesellschaft, deren Mitglied der Freiherr von Haager gewesen ist, durch den Druck bekannt machen. Der Zeitpunct seiner Geschäfftsleitungen in diesem Kreise war mehrfach wichtig und unruhvoll. Zwei Mal (1797 und 1800) sah er in denselben den größten Theil der Hauptarmee, das freiwillige Aufgebot, die ungarische Insurrection. Beide Mal leitete er persönlich die Verschanzungen am Semmering und am Wienerberg, jene, als Bonaparte in Steyermark, diese, als Moreau, nach dem Unglückstag von Hohenlinden, gegen Mölk vordrang, jener nur durch die Friedenspräliminarien von Leoben, dieser durch den Waffenstillstand von Steyer aufgehalten wurde. Baron Haager weihte dem Neustädter Schiffahrtscanal die angestrengteste Sorgfalt, und ein rührendes Schreiben des Hofcommissärs Grafen Dietrichstein war der unverdächtigste Bürge, was er bei dem freiwilligen Aufgebot und bei der Errichtung der Schützen- und Jägercorps in jenen denkwürdigen Epochen geleistet habe. — Am 1. Octbr. 1797 wurde der Freiherr v. Haager zum k. k. Cämmerer

ernannt. Unter'm 28. Febr. 1802 wurde er als wirklicher Regierungsrath bei der damals neuerrichteten Hofcommission in Wohlfeilheits-Angelegenheiten, welcher der Regierungs-Vicepräsident, nunmehrige Gouverneur von Mähren und Schlesien, Anton Friedrich Graf Mittrowsky vorstand, ernannt. Bei der Auflösung dieser Hofcommission (17. November 1802) wurde der Freiherr v. Haager wegen seiner künftigen Verwendung an den Regierungspräsidenten, ehemaligen Gouverneur in Vorderösterreich, Baron Summeraw, verwiesen, aber schon mit Ende Jänners 1803 von dem ehrwürdigen Greis, Grafen Pergen, Staats-, Conferenz- und Polizeiminister, zur obersten Polizei- und Censur-Hofstelle berufen, schon am 28. April 1803 ebendaselbst zum wirklichen Hofrath befördert. Noch ein Mal, wiewohl nur auf sehr kurze Zeit, sah ihn sein ehemaliger Kreis wieder in seiner Mitte. Als im Januar 1806, nach abgeschloßnem Preßburger Frieden, die Franzosen Wien und Oesterreich wiederum räumten, sendete des angebeteten Monarchen Vatersorge augenblicklich in jedes der vier Viertel talentvolle, fühlende, mit dem öffentlichen Vertrauen bekleidete Männer, das Uebel und die Leiden an ihrer Quelle zu sehn und zu hören, zu berichten und zu helfen. Dem Auftrag des aus jener Epoche der Residenzstadt unvergeßlichen Hofcommissärs, nunmehrigen Oberstcämmerers Grafen Wrbna gemäß, eilte der Freiherr von Haager in das wohlbekannte Viertel unter dem Wienerwald, und entledigte sich seines Auftrags zur gewohnten Zufriedenheit.

Mit dem Austritt des Freiherrn von Summeraw, im Sommer jenes erwartungsvollen Jahres 1808, übernahm der Freiherr v. Haager, als Vicepräsident, ausschließend das Ministerium der Polizei. Im Februar 1809 wurde er wirklicher geheimer Rath. Keinem Vaterlandsfreund ist es unbekannt, wie auch er auf Geist und Stimmung des Volks in dem unvergeßlichen Jahr der Landwehr, in dem Jahr von Aspern, hinarbeitete. Als eben sein Bruder, bei dem kleinen aber siegbekrönten Heer von Innerösterreich, unter den Befehlen des Erzherzogs Johann, nicht nur bei Pordenone und Sacile, sondern auch in dem trüben Augenblick des durch die Ereignisse in Deutschland gebotnen Rückzugs, in einem glänzenden Au-

genblick, bei Sala di Campagna, den alten Ruhm der österreichischen Reiterei neu bewährte, aber in dem Treffen an der Piave, bei San Salvador und Campona, wider die ganz unverhältnißmäßige feindliche Uebermacht, in Gefangenschaft gerathen war, sah sich der Freiherr von Haager in der Nothwendigkeit, mit den übrigen Behörden, wenige Wochen nach des Krieges Ausbruch, Wien zu verlassen und von Ofen aus seine Functionen fortzusetzen. — Nach dem Frieden, seinem wichtigen Beruf mit erneuerter Kraft hingegeben, wurde er im März 1813 wirklicher Präsident der obersten Polizei- und Censur-Hofstelle. — Während des Wiener Congresses begann ein bedenkliches, oft wiederkehrendes Nervenübel die Wurzeln seines Lebens zu benagen. Des angebeteten Monarchen Vatersorge um getreue Diener, dieses herrliche Vermächtniß der großen Theresia, brachte den verdienstreichen Staatsmann, der lange seinen Anstrengungen nicht entsagen wollte, nach Italien. Heilend und emporrichtend folgten ihm auch dorthin schmeichelhafte Beweise jenes wahrhaften Herrschersinnes nach:

Lieber Freiherr von Haager!

Die eben so ausgezeichneten als angestrengten Dienste, die Sie stets, und besonders in den wichtigsten Epochen meiner Monarchie, Mir und dem Staat geleistet, und die wesentlichen Verdienste, die Sie sich überhaupt erworben haben, bewegen Mich, Ihnen ein öffentliches Merkmal Meiner besondern Zufriedenheit, welche Sie im vollen Maaße besitzen, zu geben. Ich verleihe Ihnen daher das Großkreuz des von Mir errichteten Leopold-Ordens, unter Versicherung meiner wahren Hochschätzung und Wohlgewogenheit.

Schönbrunn den 21. Juni 1816.

Franz.

Der Durchlauchtigste Erzherzog Rainer, Stellvertreter Ihrer Majestät des Kaisers, dessen Ajo und Obristhofmeister der F. M. L. Baron Haager seit der frühesten Kindheit gewesen war, fügte aus der Tiefe seines königlichen Herzens noch Folgendes bei:

Mein lieber Haager!

Se. Majestät unser gnädigster Kaiser haben geruht, Ihnen, in Hinsicht Ihrer in jeder Lage, in jeder Categorie so ausgezeichneten Dienste, das Großkreuz des ohnehin nach den Statuten für ganz besondre Verdienste gestifteten Leopold-Ordens gnädigst zu verleihen.

Sie können nicht glauben, wie sehr mich, da ich zu verschiednen Malen Zeuge Ihrer Anstrengungen und Ihrer geleisteten Dienste war, dieses erfreute, um so mehr, da ich der erste bin, der Ihnen diese Nachricht geben kann. Mein innigster Wunsch ist, daß Sie recht lange für den Dienst des Staates sich erhalten, und daß sich Ihre Gesundheit in Italien vollkommen wieder herstellen möge. Ich erkundige mich fleißig darum bei Sedlnitzky, und erfuhr mit wahrer Freude, daß es Ihnen wirklich besser geht.

Ich bitte Sie, überzeugt zu seyn, daß ich immer an Allem, was Sie betrifft, den lebhaftesten Antheil nehme, und daß ich mit ungeheuchelter und inniger Hochachtung immer seyn werde

Ihr ergebenster

Schönbrunn d. 21. Juni 1816. Rainer.

Die gegründetsten Hoffnungen auf die Erhaltung eines dem Staate so werthen Lebens gaben diese glänzenden Beweise der ausgezeichneten Zufriedenheit und Huld des Souverains, der herzlichen Freundschaft mehr als eines Prinzen des Hauses, insonderheit der durchlauchtigsten Erzherzoge Rainer und Johann, der Gedanke an das, aus dreiundzwanzigjährigen beispiellosen Stürmen in Sieg und Herrlichkeit neuemporgerichtete Vaterland, endlich die, diesem wohlwollenden Herzen überaus theure Beruhigung, ein so wichtiges und zartes Geschäfft in der Hand eines gleichgesinnten Stellvertreters zu wissen, vereint mit den wohlthätigsten Einflüssen des italienischen Himmels, jenes herrlichen Landes,

— — — wo die Citronen blühn
Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still, und hoch der Lorbeer steht!!

Allein das Verhängniß hätte es anders beſchloſſen, und die Stunde geſchlagen, welcher Niemand entrinnen kann. In der Nacht vom 31. July auf den 1. Auguſt endigte der Freiherr v. Haager zu Strá bei Venedig an einem Nervenſchlag. Der Monarch und die Monarchie verloren an ihm einen Diener von wahrhaft edlem Gemüth und geſundem Blick. Sein Herz war tief empfänglich für Menſchenglück, weit entfernt von allem offenſiven und grübelnden Weſen, immer bereiter, das Uebel im Keim zu erſticken, als es heranreifen zu laſſen und dem rächenden Urtheil zu überliefern; Eigenſchaften, zu jeder Zeit, an jedem Ort, auf jedem Platz ehrwürdig, aber vollends unſchätzbar an dieſer Stelle; daher die jedesmalige beunruhigte Theilnahme eines zahlreichen Publicums, ſo oft es hieß, ſeine wankende Geſundheit würde ihn nöthigen, ſeinem Poſten zu entſagen. Freiherr von Haager war Freund ſeiner Freunde, ein wahrhaft geborner Verſöhner und Vermittler. In ihm war nichts von jener fröſtelnden Verſtellung, von jenem ſchweren Ernſt, oder von jener ſpielenden Leichtigkeit, welche das Weltgedränge und die Klippen des Geſchäfftslebens nur allzuoft in den Charakter verflößen. Sein Aufwallen kam aus der Unmöglichkeit her, für irgend etwas fremd zu bleiben, was das Glück Einzelner, oder was die allgemeine Wohlfahrt betraf. Er war beredt in Wort und Schrift, im ſchriftlichen Vortrag oft nicht ganz frei von Breite und von Wiederholungen.

Selbſt unermüdet arbeitſam, beſaß er auch das oft viel zu geringgeſchätzte, oft noch entſcheidendere Talent, Andere arbeiten zu machen. Wie er als Kreishauptmann für ſeinen Kreis gedacht und gewirkt, that er auch (und das iſt wahrhaftig kein geringes Lob!) für's große Ganze. Eine Geſchichte dieſer ſeiner oft verhütenden, oft rettenden, immerdar wachſamen Wirkſamkeit gehört nicht für ein öffentliches Blatt, aber es muß hier wenigſtens vergönnt ſeyn, einen Blick darauf zu werfen, in welchem Geiſt und mit welchem Erfolg, durch die oberſte Leitung der Cenſur, der Freiherr v. Haager auf die Nationalbildung und auf die vaterländiſche Literatur eingewirkt habe.

Die treffendſte Ueberſicht dieſer ſeiner wohlthätigen Wirkſamkeit gibt das erſte flüchtige Augenmerk auf das

Repertoire des österreichischen Bücherwesens 1805 und 1815 —! damals, wo fast lauter elende, Geist und Herz verderbende, zeitzersplitternde Romane, Ritter- und Gespenstergeschichten erschienen, äußerst wenig gelehrte Werke, und diese in trocknem und abschreckendem Gewande, himmelweit davon entfernt populär zu seyn, und, worin die eigentliche Stärke, das unzerstörbare Stammcapital des Nationalreichthums beruht, auf die große Masse des Volks, und — auch auf die untern Classen das erhabene emollit mores, nec sinit esse feros zu verbreiten. Die Journalistik, diese Amme der Literatur, war ganz verstorben, und erhob sich nicht über eine höchst mittelmäßige Theater- und Modezeitung und über die Episteln des Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Krakau, — und 1815 zählte die vaterländische Literatur viele Zeitschriften, die sich jedem gelehrten Blatt des Auslands zur Seite stellen dürfen, in der Geschichte, dem Staatsrecht, der bürgerlichen und peinlichen Rechtspflege, in der Gottesgelahrtheit und geistlichen Beredtsamkeit, in der Arzneikunde und deren Nebenzweigen, in der, beide Welten und beide Gefühle umfassenden Königin der Künste, in der Dichtkunst, Geschehenes und zu Hoffendes, Werke und Versuche, die dem Oesterreicher unter seinen deutschen Brüdern jene stolze Stelle für immer versichern, die er so oft, die er noch letztlich in dem heiligen Entscheidungskampf ruhmwürdig behauptete. Welche erfreulichen Aussichten, wenn Literatur und Nationalbildung alle zehn Jahre in dem geometrischen Verhältniß fortschreiten, wie von 1805 bis 1815, als der Freiherr v. Haager Präsident der obersten Polizei- und Censur-Hofstelle war.

Wo finden wir den Schlüssel zu diesem äußerst wichtigen, wohlfeilen und unblutigen Erfolg? Welches ist das Wort des Räthsels? Er selbst war kein Gelehrter, wiewohl ein gebildeter Mann. Als der große Colbert beim Antritt seines Ministeriums den französischen Handelsstand aufforderte, ihm anzuzeigen, durch welche Begünstigungen von Seiten des Staats der durch die langen Kriege gefallene Handel am schnellsten und kräftigsten wieder emporgerichtet werden könnte, antwortete dieser mit drei goldnen, nicht oft genug zu wiederholenden, in ei-

nem wohlgeordneten Staate schwer zu mißdeutenden oder zu mißbrauchenden Worten: Laissez nous faire!

Gehäufte Prohibitiv-Gesetze verfehlten, nach der Erfahrung aller Zeiten, ihren Zweck gewiß immer in dem Grade mehr, je zahlreicher und strenger sie sind. Im Mercantilischen wie im Literarischen ist gewiß eine oberste Leitung eben so unentbehrlich, als gehäufte Einmischung nachtheilig.

Es war eine fürchterliche, lastervolle, blutbefleckte Zeit, welche wir als Jünglinge und Männer die unsrige nennen. Nicht nur des vielköpfigen Haufens hatte sich der tolle Schwindel bemächtigt, sondern auch vieler bess'-ren Köpfe, vieler edleren Gemüther, die dabei entweder listige Betrüger, oder leichtgläubige Betrogne voll sanguinischer Hoffnungen waren. Die Nothwendigkeit, diese frevlerische Neuerungssucht zu zügeln, gab unvermeidlich auch der Literatur einen gewaltigen Contrecoup und erzeugte die seltsamsten Beschränkungen und Verbote der meisten höheren wissenschaftlichen Werke, oft nur einzelner Theile, einzelner Stellen. Es gab verstümmelte Classiker; Meisterwerke wurden in Nachdrücken schulgerecht adjustirt; die einheimische Literatur wurde in dieser revolutionären Zeit immer farb- und gehaltloser. Wer darüber klagen oder staunen wollte, wäre eben so unklug und ungerecht, als der in einer schwer bedrohten und ausgehungerten Feste darüber murrte, so lange der gewaltsame Zustand dauert, auf täglich schmälere Portionen gesetzt zu seyn!

Die rauhe Gewalt eines eisernen, neurömischen Zeitalters hat diese folgenreichen Irrthümer, diese frevelhafte Emporkömmlingswuth, diese unselige Verwirrung metaphysischer Träumereien, mit der Erfahrung der Jahrhunderte dergestalt zu Boden geschlagen, daß bald nach dem Eintritt des Freiherrn von Haager in die Censuroberleitung ganz andre Uebel zu befürchten standen, als die Wiederkehr jener gefährlichen Schwärmerei; daß der Einbruch

der Scheidewände zwischen allen Ständen durch unverhältnißmäßigen Luxus, mehr durch die ungeheuren Drangsale der Zeit in allen Staaten herbeigeführter Finanzverfall, daraus die Unsicherheit des Eigenthums, Vervielfältigung des ganzen Lebensplans, die Möglichkeit des schnellen, leichten, ganz unverdienten Reichthums durch bloße Agiotagen und Speculationen, daß unvaterländische, kosmopolitische Frivolität und alles Höheren vergessendes Raffinement des Augenblicks die wahre Krankheit unsrer Tage, daß der Wuchergeist ein gefährlicherer Feind geworden sey, als der Jacobinism und als die Hirngespinste der Assemblée constituante.

Der verehrte Todte, von dem wir hier sprechen, sah gar bald ein, wie verkehrt es wäre, gegen eine Krankheit noch immer fort zu mediciniren, deren Symptome bereits verschwunden sind, und ein Gerüste länger stehn zu lassen, als die Vollendung des Baues oder der Abdammung des Begehrens.

Andrer Seits aber sind gewaltsame Aenderungen und Neuerungen dem Geist und der Stetigkeit dieser alten und ehrwürdigen Monarchie schnurstracks entgegen. Das zeigten uns am unwidersprechlichsten die vielen großen und die glücklichen Staatsexperimente des unvergeßlichen Fürsten, an dessen Herzen sich unser geliebter Monarch für eine Zeit der Prüfung und Läuterung bildete, mit welcher weder die zweifelbeladne des zweiten Ferdinands, noch die große Noth Leopolds des Ersten und Bedrängniß der Maria Theresia zu vergleichen ist, und in der sich jenes alte, stolze, und dennoch so wahre: Oesterreich über Alles, wenn es nur will, vor unsern staunenden Augen herrlicher und glorreicher verklärte; um so preiswürdiger war weise Mäßigung, der behutsame, aber desto sichrere Schritt, welchen die österreichische Censur unter dem Freiherrn von Haager in diesen zehn Jahren dem Lichte einer angemessenen größern Freiheit entgegen ging. — Die vaterländischen Blätter, denen er eine so liebende Aufmerksamkeit widmete, daß er lange Zeit, und noch als Vicepräsident, persönlich der Censor derselben blieb, waren

damals das Signal und der Grundstein jener Aufnahme, zu welcher die österreichische Journalistik allmählig emporstieg, und auf welcher sie jetzo mit dem Ausland glücklich wetteifert. — Lese- und Leihbibliotheken wurden nach weisen Normen wieder gestattet, ein wahres Zeitbedürfniß, und ein desto größeres Vehikel der Nationalbildung, seit der Geldcurs eine so gebieterische Scheidewand zwischen dem deutschen Süden und Norden zog, welcher letztere unstreitig doch das Meiste und das Größte in unsrer Sprache hervorgebracht hat, seit die schweren Zeiten das Selbstkaufen der Bücher den meisten Gelehrten von Profession und den Mittelclassen so empfindlich erschwerten, deren allmählige ernste und nützliche Bildung so vorzüglich wichtig und segensreich ist; ein Satz, herrlicher als jemals beurkundet durch das wahrhaft kaiserliche Wort auf dem Grundstein des neugestifteten polytechnischen Instituts! — Es wäre ungerecht, undankbar, zu sagen, daß die wichtigsten Angelegenheiten der diplomatischen und der administrativen Polizei den Verewigten jemals den vielseitigen Anforderungen der Nationalbildung und Literatur, und hierin dem erhabnen Beruf als ein wahrer Curator Nasciturorum jemals entfremdeten. Weder lästiges Detail, noch vermehrte Anstrengung, noch allzuhäufiger Verdruß und Collisionen, oft von der kleinlichsten Art, konnten ihm den reinen und hohen Gesichtspunct verrücken, daß hierauf die wahre Stärke und Zier eines Staates beruhe, daß die Waffen der Ueberwinder gar oft durch die höhere Intelligenz der Ueberwundnen unterjocht worden sind, daß Fortschritten der Nachbarn nur durch Mitfortschritte im Geist der Zeit begegnet werden kann, daß, wer in diesem natürlichen Wachsthum zurückbleibt, unter den Uebrigen wie ein verkrüppelter Zwerg dasteht, und ihnen stets unterliegen müsse. Es stand fest in diesem vaterländischen Herzen, daß in Oesterreichs unerschöpflichem Boden und in seinen treuen kräftigen Völkern, die doch immer die freiesten und glücklichsten in Europa sind, (denn nicht allein der edelstolze Magyare darf sagen: Extra Hungariam non est vita, et si est, non est ita!) der herrlichste Reichthum zu Erforschung und Benutzung vielfältig noch brach liege, und nur Erleichterung, Ermunterung und Gelegenheit nothwendig sey.

Dieſer Theil der ſchönen Ausſaat des Verſtorbenen lebt und wirkt immerfort, ſo wie jedes gleichgeſinnte Herz bei ſolchem Anlaß das Horaziſche: Non omnis moriar! mit geſtähltem Glauben empfinden, und über ſeiner Urne den ſanften Wunſch der Alten ausſprechen wird:

Sit illi terra levis et molliter ossa cubent!!

Galleria

der

vorzüglichsten jetzt lebenden

Pariser Schauspieler.

Von

G. L. P. Sievers

in Paris.

Anmerk. Wir haben uns erlaubt, mehrere Digressionen des Verfassers über die Schauspielkunst in und außer Frankreich, so wie manches Andre, was für den Zweck der Zeitgenossen nicht passend oder zu weitläufig schien, theils wegzulassen, theils abzukürzen und zusammenzuziehn. Nirgends aber ist absichtlich etwas in den Ansichten und Urtheilen geändert worden. Die Red.

Einleitung.

Ueber die französische Schauspielkunst.

Wie in der Natur, so gibt es auch in der Kunst Erscheinungen, deren Erklärung nicht ohne große Mühe gelingt. Dahin gehört in dem Kunstgebiete die bis zum vollkommensten Gegensatz gehende Verschiedenheit griechischer und moderner Kunst, welche allerdings gefühlt und anerkannt, vielleicht aber noch nicht genügend und vollständig erklärt worden ist, da man sich, wie mich dünkt, mehr damit begnügt, die Eigenschaften beider Dichtungsarten aufzuzählen, als vom Innern des Gegenstandes aus genetisch den Grundsatz zu erklären gesucht hat, nach welchem sich diese Eigenschaften so und nicht anders haben gestalten müssen.

Aber die absolute Verschiedenheit zwischen der griechischen und neuern Kunst muß den Kunstphilosophen in weit geringere Verwunderung setzen, als der auffallende Contrast, der sich in der neuern Kunst selbst, und zwar zwischen der französischen und übrigen europäischen so grell offenbart. Jene Verschiedenheit wird mechanisch erklärbar durch den Verlauf der Zeiten, die Umwälzungen der Staaten und den Einfluß des Clima's; aber woher diese, da die französische und übrige europäische

Kunst durch die innigsten Verhältnisse mit einander verbunden, und nirgends wesentlich durch Clima, Zeit und Staatsverfassung in sich zersplittert zu seyn scheinen?

Auch hier, wie bei der Erklärung der griechischen und neuern Kunst, hat man sich begnügt, die etwanigen Eigenschaften der französischen Kunst mechanisch zu entwickeln, ohne das eigentliche Wesen derselben durch sich selbst zu erklären, und die Nothwendigkeit, nach welcher sich diese Kunst gerade so und nicht anders gestalten mußte, aus ihren innersten Elementen darzuthun. Es gab Kritiker, und zwar sehr geistvolle Kritiker, die eben diese Kunst als etwas blos Zufälliges betrachtet, ja die wohl gar den Franzosen einen Vorwurf aus derselben gemacht haben, als sey die französische Kunst keine Kunst. Sie ist allerdings Kunst, nur eine andre und auf andre Grundsätze gestützt, als die Kunst der Deutschen, der Britten u. s. w.

Um die allgemeinsten Grundzüge der französischen Schauspielkunst darstellen und entwickeln zu können, ist zunächst ein Blick auf die Kunst der Franzosen im Allgemeinen nöthig; dazu aber bedarf es wieder einer skizzirten Darstellung des eigentlichen Wesens der griechischen und europäischen Kunst.

Alle physische und geistige Ausbildung hat sich vom Süden der Erde, wo ihre Keime sich zuerst entwickeln mußten, nach dem Norden verbreitet. Ohne die Gesetze, nach welchen sich diese Ausbildung bei den Griechen vervollkommnen mußte, hier untersuchen zu wollen, bleiben wir bei der Erfahrung stehn, daß dieses Volk in der alten Welt die höchste Stufe der Geistescultur erreicht hatte. Es erreichte sie vermöge eines höchsten, reinsten, unmittelbarsten Ideals, welches in ihm wohnte, dessen es sich vollkommen bewußt war, und welches zum Schöpfer seiner Kunst wurde. Die Griechen übten dieselbe durch unmittelbare Eingebung dieses Ideals aus, das sie nicht ahneten, sondern kannten, das sichtbar in ihrer Nähe vorhanden war, und mit dem sie sich sowohl durch geistige als durch blutsverwandtschaftliche Bande befreundet fühlten.

Die

Die Griechen glaubten nicht, sondern sie wußten, daß ihre Götter unter ihnen gewohnt, mit ihnen in gesellschaftlicher Eintracht gelebt, ja in der innigsten Verbindung gestanden hatten. Ihre Idee von den Göttern war demnach kein abstracter Begriff, sondern sie kannten sie als im Raume wirklich vorhandne Wesen, als Wesen, welche eine vervollkommnete, gesteigerte Menschheit in sich trugen, und welche daher, als absolute Gegenstände für den Verstand, mit dem eigentlichen Glauben der neuern Religionen keine Gemeinschaft hatten. Die Poesie der Griechen, die wie alle Kunst aller Völker von ihrer Religion ausfloß, war daher unmittelbarer Erguß des wirklichen Genusses, reine, kräftige Freude an dem Besitz des Vorhandenen, des Bekannten, mit einem Worte, Erzeugniß eines überströmenden, genießenden Gefühls, frei von jeder Beimischung einer strebenden, ringenden, unbefriedigten Sehnsucht.

Dagegen beruht die Religion der Christen auf einem bloßen Glauben an Gott, auf einer bloßen Sehnsucht nach dem Höchsten, die gerade da schwermüthige Gefühle äußern muß, wo die griechische Religion freudiges Entzücken und Befriedigung aussprach. Und hierin liegt der Unterschied der griechischen und christlichen Religion und zugleich auch der unterscheidende Charakter der alten und neuen Poesie: jene ist Erguß der Freude am Besitz; diese, Sehnsucht danach. Diese Sehnsucht, die stets unbefriedigt nach einem unbekannten, unbewußten Ideal strebt, bringt, wenn sie sich poetisch äußert, dasjenige hervor, was wir romantische Poesie nennen.

Da die Kunst nur der äußere Abdruck eines in seinem Innern frei schaffenden Gemüths ist, das in seinem Streben nach dem Höchsten keine irdische Beengung anerkennen darf noch mag: so kann nur die republicanische oder eine solche Verfassung, wo stetes Streben nach Freiheit sich zu entwickeln und thätig zu erweisen vermag, der poetischen Bildung eines Volks diensam seyn. Wo dieses Streben fehlt, muß der Geist in Unthätigkeit und Schlaffheit verfallen. Die Griechen aber waren das freieste Volk der alten Welt, und wem dürften die Kämpfe für Freiheit, Eigenthum und Vaterland der Ita-

liener, Spanier, Deutschen, Engländer, und theilweis auch der nordeuropäischen Völker im Mittelalter, der Wiege der neuern poetischen Bildung, unbekannt seyn?

In Frankreich allein, wo schon seit dem vierten Jahrhundert die Monarchie sich begründet hatte, konnte Streben nach Freiheit und Begeisterung für's Vaterland nicht in gleichem Grad aufsprossen. Nur in einzelnen Funken konnten sie hier wirken, und diese haben sich auf das gesellschaftliche Leben geworfen, dies in Ermangelung des wahrhaft Höchsten, der Freiheit, für ein Höchstes nehmend, und die äußere Form desselben, bei welcher der Buchstabe gleichsam zum Geist ward, zur möglichsten Vollkommenheit ausgebildet. Dieses Streben in den Franzosen, nur das Einzelne zu beachten, das Totale aber nicht zu erkennen noch anzuerkennen, hat sie zum witzigsten und gesellschaftlich-gebildetsten Volk der neuern Zeit gemacht.

Da aber die französische Kunst kein unmittelbares Erzeugniß eines innern, schaffenden Geistes, sondern vielmehr mittelbar erst durch das äußere Leben bedingt und geschaffen ist; so müssen auch die Franzosen bei ihren künstlerischen Schöpfungen dasjenige entbehren, was wir in der romantischen Poesie Phantasie nennen, jenes wirkende Etwas, welches unsern Geist in fortdauernder Gemeinschaft hält mit dem, was uns unbekannt ist, von uns aber stets geahnet wird und zu welchem wir von einer nie ruhenden Sehnsucht hingetrieben werden.

Diesen Mangel an Phantasie theilen zwar die Franzosen mit den Griechen. Letztere aber konnten sie ersetzen durch das kräftige Streben nach Freiheit, während die Franzosen nichts als das gesellschaftliche Leben kennen, wodurch sie zur Hervorbringung ihrer Kunst begeistert werden. Eben daher haben auch in ihrer Kunst die Franzosen allein unter allen europäischen Völkern einen Abglanz von der griechischen Cultur wahrnehmen lassen. Beide Völker dürften jedoch in demselben Verhältniß zu einander stehen, wie die Kehrseite zur Vorderseite, oder wie der Schatten zu dem Gegenstande, welcher ihn bildet.

Die Griechen schufen ihre Kunstwerke ebenfalls, ohne von dem, was wir Phantasie nennen, begeistert zu seyn; das Ideal, welches die Religion in ihre Brust gelegt hatte, vertrat die Stelle jener Phantasie. Da dies Ideal aber auf etwas Positives, auf etwas, was dem Verstand angehörte, sich gründete, so mußte auch das gesammte Gebiet ihrer Kunsterscheinungen mehr das Aeußerlich-Vorhandene als das Innerlich-Geahnete umfassen; und dieser Eigenschaft der griechischen Kunst kann man im Allgemeinen mit vollkommnem Recht den Namen plastisch beilegen.

Die französische Kunst, die auch keine Phantasie kennt noch zuläßt, ist ebenfalls plastisch, aber mit dem großen Unterschied, daß, während den Griechen die Gottheit zum Ideal diente, die Franzosen das ihrige im äußern Leben suchen. Man könnte daher die griechische Kunst poetisch-plastisch, die französische hingegen prosaisch-plastisch nennen. Auf diese Weise wird, wie es scheint, nicht allein die Aehnlichkeit, welche zwischen der Kunst der Griechen und Franzosen vorhanden ist, sondern auch ihre Verschiedenheit vollkommen erklärt.

Wie sich die Kunst der Griechen und Franzosen im Allgemeinen zu der neuen europäischen Kunst verhält, in demselben Verhältniß steht auch die Schauspielkunst beider Völker zu der Schauspielkunst der Deutschen, Italiener, Spanier und Engländer, oder der romantischen Nationen Europa's. Jene nimmt nicht aus dem Innern, sondern aus den äußern, künstlich gestalteten Umgebungen des Menschen ihr Gegebnes; diese dagegen gründet ihre Natur auf das Innere, und zwar auf ein unbekanntes Innere. Daher ihr schwankender, allgemeiner, unbestimmter Charakter, während in der französischen Darstellung Alles sicher, positiv, abgemessen ist. Man kann, um den Unterschied beider am vollständigsten zu charakterisiren, sagen: Die französische Schauspielkunst sucht ihr Erstes im Aeußern, und beschäftigt sich alsdann mit dem Innern als einem Zweiten; die deutsche, wie überhaupt die romantische, erkennt hingegen nur das Innere als das Unmittelbare an, das

Aeußere aber ist für sie entweder gar nicht, oder doch nur höchst mittelbar vorhanden. Um die Aufgabe, welche die französische Darstellung beabsichtigt, zu lösen, bedarf es demnach des Witzes, diese Geistesoperation in ihrer größten Allgemeinheit genommen; in der deutschen Darstellung findet sich die Phantasie vorherrschend. Der Witz kann aber nur im Einzelnen, Aeußern, so zu sagen Außermenschlichen, wirken. Die französische Darstellung umfaßt also Alles, was den Menschen in seinen äußern Umgebungen betrifft, die deutsche hingegen nimmt den Menschen selbst, sein Höchstes und Tiefstes, zum Gegenstand ihrer Leistungen.

Der in der französischen Darstellung obwaltende Witz giebt dieser schon in sich selbst eine sichere, unwandelbare Stütze, und so muß sie auch in allem Positiv-Gegebnen (wozu die ganze allgemeine äußre Erscheinung des darzustellenden Charakters gehört) regelrechter, dem bloßen, von Phantasie entblößten Verstand entsprechender, überhaupt in der äußern Form künstlicher erscheinen, als die deutsche, die ohne Witz, also aller Stütze des reflectirenden Verstandes entbehrend, nur in den unermeßlichen Gefilden der Phantasie wandelnd, den Menschen selbst, dieses Unerklärbarste der unerklärten Natur, darzustellen strebt.

Nehmen wir auch an, daß die deutsche Darstellung in ihrer Art eben so vollkommen ist als die französische, so geht doch aus dem Gesagten genügend hervor, warum dem deutschen Volk kein Sinn für die französische Tragödie geworden, aber auch, warum die sogenannten Gebildeten unter den Deutschen, die stets mehr Witz als Phantasie haben, der französischen Darstellung, mit Zurücksetzung der deutschen, zugethan sind.

Mehr als irgend etwas beweist schon die oberflächlichste Ansicht und Beurtheilung einer französischen tragischen Darstellung die Wahrheit des Gesagten. In ihr offenbart sich ein durchgehends nach Versinnlichung des Innern, des Geistigen, sich hinneigendes Streben, welches sich aber nicht ebenfalls geistiger und innerer, sondern äußerer, körperlicher Formen bedient, wie sich dies

sowohl in Declamation, als Action und Mimik zeigt. Eine solche, wie ich sie bereits oben genannt, plastische Darstellung entbehrt für uns alles Lebendigen, Menschlichen, Rührenden; nicht aber für den Franzosen. Er erfreut sich an den Formen der Declamation, Gesticulation und Mimik, Formen, deren Unwandelbarkeit und stete Wiederkehr so sichtbar ist, daß man sie statarisch nennen möchte; denn sie zeigen sich unter denselben Verhältnissen immer als die nämlichen, und die innere Leidenschaft findet, nach der ihr zukommenden Bedeutung, stets eine vorhandne äußere Form, in welche sie sich gleichsam nur abzudrücken braucht. Diese Formen sind bei allen französischen Schauspielern, vom Ersten bis zum Letzten herab, im Wesen immer die nämlichen, daher denn auch in den Augen des deutschen Zuschauers die Darstellung der französischen Tragödie eine Einförmigkeit erhält, die auf ihn, der an die Allgemeinheit der an kein äußeres Schema sich kettenden romantischen Darstellung gewöhnt ist, unmöglich vortheilhaft wirken kann; eben daher auch einer Seits der Mangel aller Originalität in den einzelnen Momenten der Darstellung, andrer Seits aber auch die Sicherheit, das Regelrechte derselben. Denn da der französische Schauspieler Haß, Liebe, Entsetzen, so wie überhaupt alle Leidenschaften, nicht von innen nach außen zu durch geistige Mittel darzustellen braucht, sondern, ohne zuvor in die innerste Tiefe seiner Seele hinabsteigen zu müssen, bereits äußerlich alle Formen vorfindet, die ihm zur sinnlichen Darstellung jener Leidenschaften nöthig sind, so ergibt sich daraus von selbst, daß er, der nur mit dem Gedächtniß diese Formen aufzufassen und aus ihm hervorzurufen braucht, auch weit sicherer in der Darstellung seyn müsse, als der deutsche Schauspieler, welchem jene Formen fehlen und welcher sie in jedem Moment selbst schaffen muß. Daraus ergibt sich ferner, daß die tragische Schauspielkunst der Franzosen auf einem Mechanismus, die deutsche hingegen auf der schöpferischen Kunst selbst beruhen müsse.

Fehlt aber diesem Mechanismus Alles, was man etwa Kunst nennen könnte? Wir beantworten diese Frage dahin, daß er künstlich ist, nicht aber künstlerisch.

Mit letzterm Wort bezeichnen wir die Kraft, die aus dem Nichtgegebnen ein Wirkliches schafft; künstlich aber heißt die Eigenschaft, das Gegebne zu ordnen, zusammenzustellen und zu einem Ganzen zu verbinden. Letzteres ist die Aufgabe der französischen Tragik, welche sie mit der möglichsten Vollendung löst.

Ist aber auch jener Mechanismus nicht künstlerisch, so sind es allerdings doch die Formen, welche er anwendet. Sie sind etwas rein aus der Sache selbst Genommenes, zu dem die Tragik der Griechen das Ideal geliefert hat. Als etwas Erstes, Unmittelbares aber müssen sie einen hervorspringendern, grellern, schneidendern Charakter haben, als die mittelbaren, untergeordneten Formen der deutschen Darstellung.

Es wird nicht überflüssig seyn, einige der vorzüglichsten dieser Formen hier anzudeuten.

Mit besondrer Liebe wird von den französischen Tragikern die Form des Erschreckens ausgeübt. Sie besteht in einem plötzlichen Zurückwerfen des Obertheils des Körpers nach der linken Seite, wobei der linke Arm und Fuß nach hinten zu gedreht werden, während der rechte Arm und Fuß vorwärts gestreckt sind und zu zittern beginnen. Bei besondern Veranlassungen, z. B. wenn das Erschrecken mit Abscheu verbunden ist, wird noch außerdem das Gesicht in einer niedergebeugten Stellung mit der linken Hand bedeckt. Diese Form muß, weil sie so höchst materiell ist, einem deutschen Gemüth vorzüglich auffallen.

Die Erzählung eines tragisch einwirkenden Vorfalls, eines schrecklichen Traums oder Gesichts, führt eine Form herbei, die, wiewohl auch sehr materiell, doch eine größere Analogie mit dem romantischen Gemüth des Deutschen hat, und ihm daher auch weniger widerstrebt. Sie besteht in einem unbeweglichen Hinstarren auf einen Punct; der rechte Arm wird gewöhnlich eben so unbeweglich nach vorn zu ausgestreckt und die ganze Körperstellung bleibt gleichsam in lethargischer Bewegungslosigkeit. Eben so unbeweglich, eben so leblos wie die Pantomime ist die Declamation.

Eine weite Hinneigung des Körpers nach vorn zu, ein wellenförmiges Ausstrecken beider Arme, die dann mit Heftigkeit auf und nieder bewegt werden, dient denjenigen Reden zur Begleitung, die in die allgemeine Kategorie der Demonstrationen gehören. Verstärkt wird diese Form, sobald die Rede aus der bloßen Demonstration sich zu dem Bestreben erhebt, in das Gewissen reden, oder überhaupt durch Verstandesgründe überzeugen zu wollen.

Erhebung der Seele zum Himmel, überhaupt der Sieg des bessern Princips, wird durch eine Form angedeutet, die dem deutschen Sinn am meisten entspricht. Sie besteht in einem Vorstrecken beider Arme, in einer wellenförmigen Erhebung derselben nach oben zu.

Dies sey genug von den pantomimischen Formen; jetzt noch von einigen declamatorischen, welche, da sie ihrer Natur nach noch ausschließlicher zum Verstand sprechen, als die pantomimischen, dem deutschen Sinn noch weniger zusagen können, übrigens aber eben so leblos und materiell im Raum der Zeit erscheinen, wie jene im physischen Raum.

Hieher gehört vor Allem das Herunter- oder Heraufziehen einer einzelnen Sylbe durch alle Vierteltöne vom Grundton bis zur Quinte, oft auch noch weiter. Sie ist zur Verdeutlichung am besten mit der abscheulichen Manier geschmackloser Geigenspieler zu vergleichen, die mit ruhendem Finger einen Ton bis zur Quarte oder Quinte herauf- oder herunterschleifen. Diese Manier, die einst in Wien den besoldeten Musikern bei Strafe verboten war, soll beim Geigenspiel eine liebliche Empfindung hervorbringen; als declamatorische Form der französischen Tragödie hingegen, und in der äußersten Tiefe der Stimme hervorgebracht, ist sie dazu bestimmt, das Gräßliche, Grausenerregende darzustellen.

Eine andre Form dieser Art vertauscht plötzlich, aber selten aus innrer Nothwendigkeit — und auch diese könnte sie nie rechtfertigen — den Ton der heftigsten Leidenschaft mit der Ruhe eines rein prosaischen, leidenschaftlosen

Ausdrucks. So unbegreiflich es auch scheinen mag, so etwas Gewöhnliches doch ist dies auf der französischen Bühne.

Gleich entfernt von innerer Nothwendigkeit, aber dem Deutschen schon bekannt von Iffland her, der diese Form im Ernsten und Tragischen anzuwenden pflegte, ist das plötzliche Verschmelzen zweier Perioden, sie mögen auch d. Sinne nach noch so geschieden seyn, durch das Ueberhüpfen des Punctes. Dieses auf der französischen Bühne häufige Verfahren ist um so mehr zu tadeln, als es schon die Verständlichkeit der Rede, der ästhetischen Gesetzmäßigkeit nicht zu erwähnen, sehr beeinträchtigt.

Die Nothwendigkeit aller dieser Formen aber beruht eben auf der rein plastischen Darstellung der Franzosen selbst, welche, indem ihr das eigentlich Menschliche abgeht, das fehlende innere Leben wenigstens durch eine äußere mechanische Mannigfaltigkeit ersetzen muß. Daraus wird denn auch erklärlich, warum die dabei angewandten Formen einer so häufigen und darum oft grellen Abwechslung unterworfen seyn müssen; ohne sie würde die französische Tragödie gänzlich erstarren.

Noch mögen sich einige allgemeine Bemerkungen über die tragische Darstellung der Franzosen hier anschließen.

Wiewohl die plastische Darstellung der französischen tragischen Bühne eine große Gesetzmäßigkeit, eine äußere Ordnung und Regelmäßigkeit, überhaupt eine künstliche Organisation offenbart, so finden wir doch auch in ihr gewisse Mechanismen außerordentlicher Natur, die mit jener Gesetzmäßigkeit insofern einen wirklich schneidenden Gegensatz bilden, als sie gegen die Würde der Tragödie und überhaupt gegen den scenischen Wohlstand zu verstoßen scheinen. Dahin gehört das höchst überhäufte Händespiel, das stete Vorlegen des Oberkörpers, das Angreifen mit den Händen, überhaupt das zu nahe Beisammenstehn der Schauspieler. Durch alles dies wird die nothwendige Einheit gestört. Bei den Schauspielerinnen macht einen noch größern Uebelstand das Spiel

mit dem Taschentuch in der Hand, das einer griechischen oder römischen Heldin, wie überhaupt einer Heldin, welcher Zeit oder Nation sie angehöre, durchaus nicht verstattet werden sollte.

So viel von der tragischen Schauspielkunst der Franzosen; jetzt zu der französischen Komödie. Die Erfahrung lehrt, daß die komische Darstellung der Franzosen dem deutschen Sinn weit mehr zusagt, als die tragische; ja die Art und Weise, wie die Franzosen das Lustspiel behandeln, hat den deutschen Kritikern oft das Höchste geschienen, was Europa in dieser Gattung aufweisen kann. Worin liegt der Grund dieser großen Verschiedenheit? Darin, wie wir glauben, daß die komische Darstellung der Franzosen ihr Ideal nicht aus den Griechen, sondern aus dem Menschen selbst schöpft, aber nicht unmittelbar aus dem Innern, wie die romantische, sondern mittelbar aus dem gesellschaftlichen Leben, und zwar aus dem gesellschaftlichen Leben der Franzosen. Dadurch erhält sie, ohne weder poetisch noch romantisch zu seyn, ein menschliches Interesse, denn sie stellt den Menschen in seinen äußern gesellschaftlichen Verhältnissen dar.

Auch sie hat, wie die tragische Darstellung, äußere plastische Formen, deren stete Wiederkehr ihr eine regelrechte aber einförmige Gestalt gibt, welche der allseitigen Originalität der Deutschen widerspricht.

Ueberhaupt kann nicht länger verschwiegen werden, daß allen französischen Schauspielern das Genie, das mit gänzlicher Verzichtleistung auf die eigne Individualität stets dem jedes Mal darzustellenden Charakter eine hervorstechende Physiognomie zu geben weiß, fehlt, daß sie nicht allein in Hinsicht ihrer selbst stets dieselben sind, sondern daß auch ihre Künstlerschaft kein individuelles, sondern vielmehr ein allgemeines Eigenthum ist, welche alle gemeinschaftlich besitzen. Daher die Physiognomie des französischen Spiels, die an allen Schauspielern immer dieselbe ist, daher die sonderbare Erscheinung, daß man, wenn man Einen guten französischen Schauspieler gesehn, sie alle gesehn hat. — Und dies kann auch nicht anders seyn. Denn da sie nie aus innerer, aus dem

Gemüth hervorgegangener Eingebung spielen, also nicht im eigentlichen Sinn schaffen, sondern das bereits Geschaffene nur nachahmen, so muß die äußere Form dieses Geschaffnen allen gemein seyn. Daher denn auch das Gesetz der französischen Bühne, keine Rolle nach eigner Ansicht zu spielen, sondern das Schema derselben, selbst bis auf die außerwesentlichsten Nebendinge, von demjenigen Schauspieler beizubehalten, der dieselbe zum ersten Mal gespielt oder geschaffen hat (qui l'a créé.) Daß auch dieser sie eigentlich nicht schuf, sondern nur aus schon vorhandnen Materialien zusammensetzte, geht aus dem früher Gesagten hervor.

Damit ist jedoch kein Tadel begründet. Denn ist auch die französische Schauspielkunst, in dem Sinne wie die unsrige genommen, keine Kunst, da sie sich nicht schaffend, sondern nur nachahmend erweist, so ahmt sie doch mit größerer Freiheit, mit entschiedenerm Bewußtseyn, überhaupt mit ruhigerer Reflexion nach, als womit die deutsche schafft. Während der stets reflectirende Verstand ihr eine Bahn vorschreibt, die sie mit Sicherheit wandelt, überläßt sich die Phantasie ihrem Flug in das Allgemeine, und muß eben deswegen einem steten Irren und Schwanken ausgesetzt seyn. Daher erscheinen die französischen Darstellungen äußerlich und innerlich vollkommner als die deutschen, vornehmlich in solchen Tragödien und Komödien, die entweder als classische Werke oder als wahre Nationalerzeugnisse der ganzen Nation angehören und von ihr als solche verehrt werden.

Indem wir nach diesen vorläufigen Bemerkungen zu der Gallerie der vornehmsten Pariser Schauspieler selbst übergehen, beginnen wir mit dem Theatre-François, als dem ersten und für die Tragödie eigentlich einzigen. Kein andres Theater hat sich, bis auf wenige Stücke, die überdies nur selten gegeben werden, in seiner Tragik und Komik so rein von aller fremdartigen Beimischung erhalten, und schreibt folglich der Kunst der Darstellung selbst eine sicherere Bahn vor, als dieses, das allen übrigen ein unerreichtes Vorbild ist.

Theatre-François.

I.
Schauspieler für die Tragödie.

François Joseph Talma.

Unserm Urtheil über diesen großen Künstler lassen wir eine von ihm selbst uns mitgetheilte biographische Notiz vorangehn, die unsern Lesern um so interessanter seyn muß, da sie zugleich beweist, daß Frankreichs erster Schauspieler auch ein höchst geistreicher, denkender Mann ist, der äußere Verhältnisse mit vollkommner Freiheit und Selbstständigkeit zu würdigen weiß.

François Joseph Talma ward zu Paris von begüterten Eltern geboren, die nicht versäumten, ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben. Anfangs zum Studium eines Theils der Heilkunde bestimmt, verlebte er mehrere Jahre seiner Kindheit in England. Erst als er in einem Alter von funfzehn Jahren zur Vollendung seiner Studien nach Paris zurückgekehrt war, brachten der Besuch des Theatre-François, die Meisterstücke, welche auf demselben gespielt wurden, so wie die berühmten Schauspieler, welche dieses Theater verherrlichten, ihm

Geschmack für die Schauspielkunst bei. Er hatte sich bereits Kenntnisse erworben, war in der französischen und englischen Literatur nicht unbekannt, und seine Körperbeschaffenheit, obgleich keine der stärksten, setzte ihn doch in den Stand, mit Wahrheit und Ungezwungenheit Leidenschaften auszudrücken. Ein mittler, etwas schmächtiger Wuchs, regelmäßige, zu den antiken Formen sich hinneigende Gesichtszüge, eine große Beweglichkeit in denselben, eine lebhafte, aber schwermüthige Einbildungskraft, eine ausnehmende Reizbarkeit der Nerven, verschafften ihm bei der Ausübung seiner Kunst jene Leichtigkeit, sich zu eraltiren, durch welche allein der Schauspieler in den Stand gesetzt werden kann, den Charakter seiner Rollen zu durchdringen und sich anzueignen. Ein Beweis jener Reizbarkeit ist folgender Zug aus seinen Jugendjahren. In der Pension, in welcher er sich befand, sollte von den Zöglingen eine Tragödie aufgeführt werden. Er selbst hatte darin eine Schilderung von den letzten Augenblicken eines Freundes zu machen, der von seinem Vater zum Tode verurtheilt worden war. Von dieser Situation fühlte er sich so heftig ergriffen, daß ihm bei der Vorstellung ein Strom von Thränen über die Wangen floß; ja er weinte noch mehrere Stunden nach Beendigung des Schauspiels, und nur mit Mühe konnte er beruhigt werden. Von dem Augenblick an hätte man über seine wahre Bestimmung ein Urtheil fällen sollen.

Nachdem seine Studien beendigt waren, kehrte er auf einige Monate nach London zurück. Mehrere junge Franzosen, welche sich in dieser Hauptstadt befanden, luden ihn ein, sich mit ihnen zu vereinigen, um zu eigner Unterhaltung kleine französische Theaterstücke aufzuführen. Die Neuheit dieser Unternehmung erregte allgemeine Aufmerksamkeit, und eine große Menge Neugieriger aus den ersten Ständen strömte herbei. Talma erntete, ungeachtet seiner Jugend, einen solchen Beifall, daß mehrere Herren von Stande, unter diesen besonders Lord Harcourt, seinen Vater zu bewegen suchten, ihn von Stunde an der englischen Bühne zu widmen. Der Vater, ein großer Freund des Theaters, dem die Erfolge seines Sohns schmeichelten, würde vielleicht ihrem Dringen nachgegeben haben; auch war der junge Talma der engli-

schen Sprache mächtig genug, um ein solches Unternehmen wagen zu können; aber besondre Umstände führten Letztern nach Paris zurück. Hier brachte ihn die Neigung, die er für das Theater gefaßt hatte, mit einigen der berühmtesten Schauspieler jener Zeit in Bekanntschaft.

Eben damals ließ die Regierung die bekannte königliche Declamations-Schule errichten. Talma trat hier in der Rolle des Orest aus der Iphigenie in Tauris auf. Das ausnehmende Feuer und die Leidenschaftlichkeit, mit welcher er sie vortrug, setzten alle Zuhörer in Verwunderung. Auf der Stelle ward der Befehl zu seinem Debut ertheilt, und ein Jahr darauf, am 27. Nov. 1787, trat er in der Rolle des Seide in Voltaire's Mahomet zum ersten Mal im Theatre-François auf. Er erhielt Beifall. Von diesem Tag an begann er, sich zum Künstler zu bilden. Er ließ es sich angelegen seyn, mit den berühmtesten Gelehrten, mit Malern, Bildhauern und Alterthumskennern in Verbindung zu kommen. Er studirte Geschichte, weniger der Begebenheiten wegen, als um sich mit den Sitten, Gebräuchen und Charakteren berühmter historischer Personen bekannt zu machen. Er suchte die antiquarischen Werke kennen zu lernen, studirte besonders die Stellungen und Bewegungen, welche die Künstler des Alterthums ihren Bildwerken gegeben. Er suchte den Schnitt ihrer Gewänder zu errathen, und wandte auf das Studium des Faltenwurfs die größte Aufmerksamkeit. So gelang es ihm, das Costüm, welches auf dem Theatre-François bis dahin fast gänzlich vernachlässigt worden war, umzugestalten. Ward er in dieser Unternehmung von dem Beifall der Künstler und Theaterkenner unterstützt, so fand er dagegen bei seinen Genossen eine Menge Vorurtheile zu bekämpfen und vielen bösen Willen zu beseitigen.

Die französische Revolution begann; politische Streitigkeiten bemächtigten sich aller Gemüther. Auch das Theatre-François blieb nicht frei davon; Zwietracht trennte die Mitglieder desselben, und Talma, der seit seiner durch ihre Wahrheit Entsetzen erregenden Darstellung Carls IX. in der Bartholomäusnacht zu den ersten

Schauspielern der französischen Bühne gezählt wurde, gründete mit vier andern seiner Cameraden von überwiegendem Talent ein neues Theater im Palais-Royal. Beide Gesellschaften wurden nach einigen Jahren unter der Verwaltung des Directoriums wieder zu einer einzigen vereinigt.

In dieser denkwürdigen Revolution sah Talma vor seinen Augen die Geschichte zu einer lebendigen Tragödie werden; er war nicht allein Zeuge, sondern selbst Theilnehmer bei dieser großen politischen Convulsion. Welch ein lehrreiches Buch lag geöffnet vor ihm! Er sah Verfassungen untergehn und andre sich erheben, alle Leidenschaften im Kampf mit einander, wüthende Redner, welche von der Bühne herab das Volk aufregten, kühne Ehrsucht und große Talente, die gleichsam aus dem Schooß dieser Stürme hervorgingen. Er glaubte hier jene Männer der Vorzeit wiederzufinden, die in den Zerrüttungen der alten Reiche eine Rolle gespielt haben, und die er selbst vorzustellen bestimmt war. Seine Verbindungen mit mehrern derselben setzten ihn in den Stand, ihre Leidenschaften, und mit diesen die Tiefen des menschlichen Herzens zu studiren. So benutzte er diese Ereignisse, die allerdings Einzelnen verderblich, aber höchst lehrreich für den Philosophen, Gelehrten und Künstler waren.

Er hat Napoleon als Officier, General, Consul und Kaiser gekannt. Als dieser das Obercommando der italienischen Armee bekam, hielt Talma mit dessen Gemahlin Josephine ein Kind über die Taufe. Auf allen Stufen seiner Standeserhöhung ward er von demselben mit besonderm Wohlwollen beehrt, und häufig zu einer Audienz gelassen. Er folgte Napoleon bei dem berühmten Congreß nach Erfurt, und empfing hier von dem russischen Kaiser und dem Herzog von Weimar ausgezeichnete Beweise der Gewogenheit. In Weimar ward er zum Hofe gezogen und ihm zu Ehren Don Carlos aufgeführt. Auch im Julius 1813 folgte er Napoleon nach Dresden.

Talma hat mit allen Personen des Napoleonischen Hofes in freundschaftlichen Verbindungen gestanden. Die sinnreichen Bemerkungen dieses außerordentlichen Mannes über die Menschen im Allgemeinen und über einzelne merkwürdige Personen der Geschichte, welche auf die französische Bühne gebracht worden, sind Talma von entschiednem Nutzen gewesen; ja Napoleon hat selbst ihm zuweilen zum Vorbild gedient, denn er hatte Gelegenheit gehabt, ihn in sehr wichtigen Momenten zu beobachten; seine Blicke, seine Physiognomie, die Töne seiner Stimme, Alles ist ihm lehrreich gewesen.

Talma sah in der Wirklichkeit sich ereignen, was man bis dahin als abenteuerlich und übertrieben in der Geschichte betrachtet hatte. Nachdem er im Verlauf jener fünfundzwanzigjährigen Tragödie Zeuge so außerordentlicher Ereignisse gewesen, so außerordentliche Charaktere kennen gelernt, überzeugte er sich, daß die Tragödie auf der Bühne nicht so weit außer dem Gebiet der Wahrheit liege, als man häufig glaubt, und daß, wenn sie nicht immer natürlich erscheint, die Ursache davon nicht in den tragischen Meisterwerken der Franzosen, sondern in dem Unvermögen liegt, sie gehörig darzustellen. Aus diesem Grunde hat er sich beharrliche Mühe gegeben, von jener übertriebnen Darstellungsmanier, mit welcher die Schauspieler die tragischen Helden vorzustellen pflegen, sich frei zu erhalten. Sie edel und einfach darzustellen, war sein Bestreben, ohne darum in den Ton der gewöhnlichen Conversationssprache zu verfallen.

Eine heftige Nervenkrankheit, welche ihn vor zehn Jahren befiel, war nicht ohne Nutzen für ihn in Betreff seiner Kunst. Die ausnehmende Reizbarkeit, verbunden mit einer tiefen Melancholie, welche diese Krankheit bei ihm zurückließ, setzte ihn in den Stand, den Geist seiner Rollen so inniger zu durchdringen, und verlieh seiner Stimme einen größern Ausdruck, einen höhern Grad von Gefühl. Von jetzt an sah er sich oft gezwungen, den Ausbruch seiner Gefühle und seiner Erregbarkeit zu mäßigen, statt sie künstlich hervorzubringen. Selten hat er seitdem eine rührende Rolle gespielt, ohne wirkliche Thränen zu vergießen. Dieselbe Krank-

heit, die ihn ins Grab führen zu sollen schien, ist der Zeitpunct geworden, von welchem an seine schauspielkünstlerischen Kräfte ihre gänzliche Entwicklung erhalten haben. Die Wahrheit dieser Bemerkung wird von allen Kennern zugegeben, und ist von Niemand vollkommner gefühlt worden, als von Talma selbst.

Soweit Talma von sich.

Dieser Künstler, der auch in Deutschland, so wie in ganz Europa eines großen Ansehens genießt, wird heutiges Tags von ganz Frankreich als das Vorbild, als das Muster der tragischen Darstellung betrachtet, und vielleicht ist keinem seiner Vorgänger von dem Publicum eine solche Unfehlbarkeit, ja Vollkommenheit zugestanden worden, als eben ihm. Dennoch ist er dem Tadel einzelner Kritiker nicht entgangen; unter diesen war der vornehmste Geoffroy, der ihn zu einem beständigen Gegenstand der heftigsten Angriffe ausgewählt hatte; und wie verächtlich auch der feile Charakter jenes Schriftstellers erscheinen mag, so kann man doch nicht verkennen, daß seine Urtheile auch manche treffende Bemerkung enthalten.

Talma ist für die deutsche Kritik eine Fundgrube der reichsten Ausbeute, besonders interessant aber für die Erklärung des unterscheidenden Charakters der französischen und deutschen Darstellung.

Wir glauben, wiewohl fast noch unmerkbar, in der französischen Kunstbildung Spuren einer allmählig herannahenden Umwälzung, eines Uebergangs zum Romantischen wahrzunehmen: nicht allein eine Folge des nothwendigen Kreislaufs der Dinge, sondern auch der allenthalben fortwirkenden Revolution. Ein Beweis davon ist neben andern die immer deutlicher sich aussprechende Hinneigung der Franzosen zum sogenannten Schauspiel und zum Melodrama. Ob nun gleich das Theatre-François sich von dieser romantischen Beimischung in dramatischer und schauspielkünstlerischer Hinsicht stets entfernt zu halten gewußt hat, so ist doch in Talma der Conflict der romantischen Sensibilität mit der plastischen witzigen

Ver-

Verstandesbildung der Franzosen immer mehr hervorgetreten, so daß wir in ihm jetzt eine innige Verbindung beider Naturen finden, wovon uns der Grund theils in seiner reizbaren Organisation, die ihn unwillkürlich in das innerste Wesen des darzustellenden Charakters versetzt, theils darin zu liegen scheint, daß er nicht nur einen großen Theil seiner Menschenerziehung, sondern auch die erste Grundlage seiner Künstlerbildung in England empfing. Um den allgemeinen Charakter seiner Darstellungen zu bezeichnen, könnte man sagen: die Zeichnung seines Spiels ist durchaus plastisch, das Colorit hingegen oft quantitativ romantisch; oft, aber keineswegs immer, vielmehr erscheint das Romantische alle Mal als fremdartige und untergeordnete Beimischung, und als solche wird es auch von dem französischen Publicum angesehn oder vielmehr gefühlt, wiewohl dasselbe nicht wagt, irgend etwas in dem Spiele seines ersten Künstlers zu tadeln, sondern lieber sich selbst die Schuld beimißt. Denkt man an die Verehrung, welche Talma durch ganz Frankreich genießt, und welche auch aus dem eben Angeführten hervorleuchtet, so wird man wohl glauben, daß eine so große, so entschiedne Reputation nur durch eine große und entschiedne Vollkommenheit hat errungen werden können. Auch dürfte Talma unter allen männlichen tragischen Schauspielern Frankreichs derjenige seyn, der das plastische Spiel seiner Bühne zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hat. Alle seine äußern Bewegungen, so wie der größte Theil seiner Declamation, bestehen aus jenen Formen, die dieser Schauspieler mit dem möglichst vollendeten Mechanismus behandelt. Aber dieses Formenstudium ist nicht sein einziges Verdienst. Eine tief eindringende psychologische Einsicht in die darzustellenden Charaktere, verbunden mit einer gleich glücklichen Analyse der mehr oder weniger sichtbar vorhandenen Nuancen in denselben, endlich eine durch langjährige Ausübung bis zur Vollendung ausgebildete Routine, machen diesen Schauspieler, der neben diesen Eigenschaften eine genaue Kenntniß aller Traditionen der französischen Bühne und eine seltne Geschicklichkeit, sie anzuwenden, besitzt, vollkommen würdig, der erste tragische Künstler Frankreichs zu heißen.

Bei dem Allen besitzt er aber auch tadelnswerthe Angewöhnungen, die mit dem französischen Darstellungssystem durchaus nicht harmoniren und die wir aus Liebe zur Wahrheit ebenfalls anführen müssen. Dahin gehört der plötzliche, oft nicht einmal durch eine mechanische Nuance in den Worten selbst vorbereitete Uebergang von der leidenschaftlichsten, in den heftigsten Ausbrüchen sich äußernden Erregtheit zum ruhigsten, ja ganz prosaischen Vortrag. Und dieser Uebergang findet sich nicht allein in Talma's Declamation, auch in seiner Gesticulation ist er oft sehr auffallend. Alle Mal aber folgt ihm der lauteste Beifall, eine Erscheinung, die auf die Vermuthung führen könnte, der französischen Kunst sey eine bloß mechanische Abwechslung nothwendiges Erforderniß. Ferner gehört dahin das Herunterziehen einer einzelnen Sylbe durch alle halbe und Viertelstöne einer Quarte, oder wohl gar Quinte, wovon auf den deutschen Bühnen wohl schwerlich ein Beispiel gefunden werden möchte; dahin endlich Talma's Manier, aus der äußersten Höhe der Stimme plötzlich und ohne alle vorbereitende Zwischenmodulationen in die tiefste Tiefe überzuspringen, die ebenfalls jedes Mal beklatscht wird, und durch dasselbe Bedürfniß der mechanischen Abwechslung gerechtfertigt zu werden scheint.

Ehe wir uns von Talma, dem Künstler, trennen, müssen wir noch einige Bemerkungen über seine Darstellung Shakspearischer Stücke machen.

Da Talma einen großen Theil seiner Künstlerbildung in England erhalten, da ihm die englische Bühne die bedeutendsten Anregungen zur Erweckung seiner schauspielkünstlerischen Anlagen gegeben hat, und ein Nachklang davon sich fortwährend wirksam zeigt, so wird es erklärlich, wie er, obgleich französischer Schauspieler, doch für die englische dramatische Literatur und folglich auch für Shakspeare eine Vorliebe hegt. In wiefern er mittelbar oder unmittelbar zur Bearbeitung mehrerer Shakspearischer Stücke Veranlassung gewesen, wissen wir nicht; wohl aber, daß man ihm allein in den letzten Jahren die öftere Wiederholung jener Stücke zu verdanken hat. Es darf wohl nicht erst erwähnt werden, daß sie, wenn ihnen gleich die übrigens ganz verfehlte französische Bear-

beitung äußerlich ein plastisch-französisches Gewand umgeworfen hat, doch stets in ihrem Wesen den romantischen Charakter behalten haben müssen. Hier wird nun der schneidende Contrast zwischen dem Dargestellten und der Darstellungsart recht einleuchtend; man möchte wohl nicht leicht in der Kunst etwas einander Entgegengesetzteres, Feindseligeres auffinden. Und so kann es denn nicht anders seyn, als daß weder deutscher Kunstsinn, noch französische Bildung ihnen den geringsten Geschmack abgewinnen kann. Auf diese Weise bearbeitet und dargestellt werden Shakspeare's Stücke zu wahren Mißgeburten, und sie werden schon deshalb nicht, aber auch in keiner andern Gestalt, so lange die französische Nation die ihr eigne Geistescultur bewahrt, auf ihrer Bühne einheimisch werden.

Wir schließen diese Nachrichten mit folgenden Details über des Künstlers Persönlichkeit.

Talma ist von mehr kleiner als großer Körperbildung; seine Constitution, vom Robusten entfernt, scheint mehr delicat als kräftig, mehr sentimental als materiell zu seyn. Sein Gesicht verräth, ungeachtet er jetzt vielleicht funfzig Jahr alt ist, Spuren einer ehemaligen, kräftig gezeichneten Schönheit, und in den Zügen spricht sich intensiv die Kraft seines Gemüths aus. Der gesammte Umriß seines Gesichts giebt den ernsten, tiefsinnigen, finstern, ja tragischen Anstrich zu erkennen, der ihm durch das stete Studium seiner Rollen hat zu eigen werden müssen. Aber dieser düstere Zug wird durch eine überaus angenehme Grazie nicht allein gemildert, sondern es geht auch aus der Verschmelzung beider Elemente eine höchst interessante Physiognomie hervor. Dabei leuchtet auch aus seinen zwar seltnen, aber desto energischer wirkenden Körperbewegungen Kraft hervor.

In der Gesellschaft ist Talma sehr liebenswürdig. Es ist unmöglich, anspruchloser, bescheidner, ja schlichtbürgerlicher zu reden, zu handeln und sich äußerlich zu benehmen, als dieser gefeierte Künstler; es ist nicht möglich, zugänglicher für Jeden zu seyn als er, trotz seinen ausgebreiteten Bekanntschaften, trotz den ihm täglich wer-

denden Besuchen von Fremden, welche seine Berühmtheit zu ihm führt, trotz seinen vielen Geschäfften und Studien. Man ist in der That einigermaaßen verwundert, in eben diesem Künstler, den die Phantasie sich auch in der Wirklichkeit als einen König ausmalt, außer dem Theater einen Mann zu finden, der sich darstellt wie jeder andre einfache Mann von Bildung, zumal wenn man aus Erfahrung weiß, mit welcher Aufgeblasenheit und anmaaßenden Impertinenz sich hin und wieder deutsche Künstler selbst von geringem Verdienst betragen.

Demoiselle Duchesnoy.

Auch über sie theilen wir zuvörderst eine Notiz mit, welche auf ihr Verlangen von Herrn Salgues, einem recht eigentlichen Verehrer und Verfechter der französischen Kunst, abgefaßt worden, wiewohl sie mehr einer Lobrede als einer biographischen Skizze gleicht. Sie wird den Lesern einen Begriff geben von dem Ton und der Art, wie ein Pariser Kritiker seinen Gegenstand behandelt. Die darin aufgestellten Urtheile müssen auch ohne weitere Erinnerung um so mehr auffallen, als sie einzig der Parteilichkeit, die der Verfasser den Deutschen und Engländern vorwirft, ihren Ursprung verdanken.

Die Künste und Wissenschaften haben ihre Entstehung, ihren Fortgang und ihren Verfall gehabt. Jahrhunderte der Unwissenheit sind dem Jahrhundert Ludwigs XIV. vorausgegangen, und wir finden unter den heutigen Schriftstellern keinen jener berühmten Männer, welche Frankreich unter der Regierung dieses großen Monarchen verherrlicht haben.

Auch das Theater hat seine Umwälzungen gehabt: unsre heutigen Dramatiker gleichen eben so wenig Corneille und Racine, Molière und Regnard, wie Lafon

dem berühmten Baron und Lekain, wie Demoiselle Georges der Dumesnil und Clairon, und wie Demoiselle Leverd der Contat gleichen.

In der Zeit, als man sich auf der französischen Bühne nach Künstlern umsah, welche mit den großen Schauspielern, die den Ruhm derselben begründet haben, verglichen werden könnten, und man in den beiden Demoiselles St. Val, welche nur eine erkünstelte Tiefe besaßen, in Madame Vestris, die Alles dem Verstand aufopferte, in Demoiselle Raucourt, welche ihre schönsten Leistungen durch eine übertriebne Emphase und durch eine Stentor-Stimme verdarb, kaum einzelne Funken von dem Genie jener großen Schauspieler fand, war die Natur damit beschäftigt, im Stillen eins jener kräftigen Gemüther zu schaffen, welche fähig sind, die stärksten Leidenschaften aufzufassen und wiederzugeben.

Demoiselle Duchesnoy, 1786 zu St. Saulve bei Valenciennes geboren, ward in einem Alter von drei Jahren nach Paris zu einer Schwester gethan, welche ihr eine Erziehung geben ließ, die mit der glänzenden Lage, worin sie selbst lebte, übereinstimmte. Zwar ward sie von dieser veranlaßt, dem in ihr aufkeimenden Geschmack zu den Künsten zu entsagen; nichts desto weniger ergriff sie jede Gelegenheit mit Begierde, wo sie die Hindernisse, welche man ihr in den Weg stellte, besiegen konnte. So vernachlässigte sie die ihr übertragnen Geschäffte, um ihren Geist mit den Versen unsrer großen Tragiker zu schmücken. Es scheint, als sey sie schon von Jugend auf in die tiefsten Geheimnisse der dramatischen Kunst eingeweiht gewesen. Sie brannte vor Begierde, eine Laufbahn sich eröffnet zu sehn, die ihr die Anlage, welche sie von der Natur bekommen, deutlich vor Augen zeigte, und die ihr die Hoffnung gewährte, einst auch das Ziel derselben zu erreichen.

Unablässig recitirte sie Verse, oft mit dem ausdrucksvollen Tone des Gefühls, immer aber mit dem Tone der Wahrheit. Von Frau von Montesson, welcher ihre glücklichen Anlagen bekannt geworden, mit Liebe und Sorgfalt aufgenommen, vernachlässigte sie nichts, was zu ih-

rer schauspielkünstlerischen Ausbildung beitragen konnte. Racine, Corneille, Crebillon und Voltaire waren stets in ihren Händen; wo sie ging und stand, las sie diese großen Schriftsteller. Oft hörte man sie declamiren, man sah sie in der Stellung Hermionens, Andromachens, Camillens, Emiliens, Zenobiens, Amenaidens oder Alzirens, und man war überzeugt, daß Mademoiselle Duchesnoy auf dem Wege eines fortgesetzten Studiums und mit Hülfe eines ausgezeichneten Lehrers einst das tiefeindringende Genie der Dumesnil mit den Hülfsquellen der Kunst, welche die Clairon erschöpft hatte, vereinigen würde.

Dieser Lehrer ward bald gefunden. Légouvé lebte noch, den Wissenschaften zum Ruhm und seinen Freunden zum Nutzen. Demoiselle Duchesnoy erschien vor ihm. Sie recitirte einige Scenen von Corneille und Racine, und setzte alle diejenigen, welche gegenwärtig waren, in Erstaunen. Ein inniges Gefühl und ein einschmeichelndes Organ fielen besonders an ihr auf und schienen die Bürgen eines künftigen glänzenden Beifalls zu werden. Légouvé übernahm es, diese glücklichen Anlagen auszubilden, und bald machte Demoiselle Duchesnoy Riesenschritte auf der Laufbahn der schwierigsten, der dornenvollsten aller Künste. Schon sprach man aller Orten von ihr; mit Ungeduld erwartete man, daß in dieser wunderbaren Erscheinung der französischen Bühne eins jener ausgezeichneten Talente, deren Verlust man täglich beklagte, wiedergegeben werden würde. Das Publicum sah sich in seiner Erwartung nicht betrogen.

Demoiselle Duchesnoy trat zum ersten Mal im September 1803 auf. Ihr Triumph war allgemein, ihre Leistung übertraf selbst die kühnsten Erwartungen, und das zahlreich versammelte Publicum, von allgemeinem Enthusiasmus und von dem Eindruck, den sie auf alle Gemüther hervorbrachte, fortgerissen, zollte ihr die größten Beifallsbezeugungen. Und gleichwohl hatte Demoiselle Duchesnoy zum ersten Mal die Bühne betreten.

Eine junge, schöne Künstlerin wollte den Ruhm der Demoiselle Duchesnoy theilen, oder ihr doch wenigstens

einen Theil desselben streitig machen. Dies war Demoiselle Georges. Ihr war jedoch kein andres Verdienst von der Natur verliehen, als eine gleichgültige Schönheit, die höchstens eine vergnügungssüchtige Jugend zu entflammen und mit sich fortzureißen vermochte, aber nie im Stande war, mit dem tiefen Gefühl, der bezaubernden Stimme, den kräftigen Nuancirungen und dem zarten Anstand der Schülerin Légouvé's um den Rang zu streiten.

Anderthalb Jahr nach ihrem ersten Debüt ward sie vom Theatre-François als Theilhaberin aufgenommen, und bald wies man ihr den ersten Platz unter den tragischen Schauspielerinnen dieser Bühne an, welche fortan, da auch Demoiselle Raucourt derselben entzogen wurde, in ihr die einzige Künstlerin besaß, die würdig war, das Scepter Melpomenens zu führen.

Möge sie noch viele Jahre die Zierde des französischen Theaters bleiben und den Ruhm desselben verherrlichen helfen! —

So weit Herr Salgues, dessen Nachrichten und Urtheile wir auf sich beruhn lassen, wiewohl wir in der Stimme der Demoiselle Duchesnoy keinen Zauber, sondern eine gewisse Hohlheit finden, welche in Verbindung mit einer fast männlich scheinenden Tiefe der Stimme allerdings im Stande ist, jede Art von Leidenschaft, nur nicht die Liebe, mit Erfolg auszudrücken, auch hinsichtlich des Alters der Künstlerin und der Zeit ihres Debüts auf dem Theatre-François das Publicum sehr verschiedner Meinung mit ihm ist.

Wir erkennen in der plastisch-formellen Darstellungsweise der Demoiselle Duchesnoy, die ausschließlich in der Tragödie spielt und deren Rollenfach erste Liebhaberinnen und Prinzessinnen sind, eine große Vollendung. Dennoch ist sie von den Kritikern oft mit großer Bitterkeit getadelt worden. Den Grund dieses Tadels finden wir in einer Angewöhnung bei der Declamation, welche der Eigenthümlichkeit der französischen Darstellung allerdings widerspricht, und darin besteht, daß diese Schau-

spielerin Stellen, welche eine tiefe Gemüthsbewegung, oder, wenn man diesen Ausdruck in einer französischen Tragödie brauchen kann, eine Art von Lyrik enthalten, wie z. B. im Eingang ihrer Rolle der Phädra, nicht plastisch-formell declamirt, sondern vielmehr in gehaltenen Tönen wirklich absingt. Wollte man sagen, daß die Künstlerin vielleicht die griechische Declamation lyrischer Stellen, welche mit den Tönen eines Instruments begleitet wurden, vor Augen habe, so wäre sie damit nur so weit gerechtfertigt, als sie aus mißverstandnem Studium, nicht aus Unwissenheit fehlte; denn schwerlich möchte sich darthun lassen, daß diese Art der griechischen Declamation, selbst wenn französische Schauspieler sie vollkommen nachzuahmen im Stande wären, für ihre Bühne paßte.

Uebrigens finden sich auch bei ihr alle jene schon an Talma gerügten Fehler: derselbe schleunige Uebergang von der heftigsten Leidenschaftlichkeit in den ruhigsten Ton der prosaischen Conversation, dieselbe Declamation und Action beim Raisonnement, dieselbe musikalische Länge einzelner Sylben; überhaupt alle die disparaten Mittel, durch welche ein schlecht berechnender Verstand Effect hervorbringen will. Dazu kommt noch die ihr eigenthümliche Unart, alle Endsylben, ja fast alle Endwörter der Verse zu verschlucken, wodurch ihre Recitation oft unverständlich wird.

Wie an Talma, muß auch an ihr eine seltne anspruchlose Bescheidenheit, die sie als Frau und als Künstlerin zugleich charakterisirt, gerühmt werden.

Demoiselle Georges.

Diese Künstlerin spielt das Fach der Königinnen in der Tragödie, und ist nie in der Komödie aufgetreten. Ihre Beurtheilung wird dadurch schwierig, daß ihre Leistungen, wenn man dem innersten Grundsatz derselben nachforscht, weder der französischen noch der deutschen Darstellung angehören, sondern ein wunderbares Gemisch aus beiden sind, wodurch gleichsam eine neue Gattung, die plastisch-romantische, gebildet wird, in der sie nicht nur den Ausländern gefällt, sondern auch den Beifall des französischen Publicums in immer steigendem Maaße genießt.

Und doch hat uns das Romantische vorherrschend geschienen. In der Fredegonde (so heißt in der Bearbeitung des Macbeth die Lady Macbeth) zeigt sie rein romantische Momente; die Scene, wo sie nach dem Mord des Königs halb wahnsinnig aus dem Cabinet stürzt, spielt sie ganz im Sinn unsrer tragischen Darstellung; ja sie entwickelt sogar in rein plastischen Rollen, wie z. B. im Oedip von Voltaire, rein plastische Züge.

Erfreulich war es uns zu bemerken, daß das Spiel der Demoiselle Georges jenen schon früher gerügten Unzweckmäßigkeiten in weit wenigern Fällen, und auch dann in einem mindern Grade, unterworfen ist, als bei Talma und der Duchesnoy. Dagegen besitzt sie einige Mechanismen, die ihr ganz allein eigen sind, und die gemäßigt künstlerischer erscheinen würden. Dahin gehört bei Erzählung oder Erwähnung unheilvoller Begebenheiten, Prophezeihungen u. s. w. das Hinstarren auf eine Stelle, als zeige sich da irgend eine Vision. Dies Spiel würde, seltner angewendet und minder grell nuancirt, von ungemeiner Wirkung seyn können.

An unästhetischen Actionen fehlt es übrigens auch ihr nicht, von denen wir nur das heftige Niederschlagen

der Arme, um ein kräftiges Wollen auszudrücken, das schleunige und zugleich hörbare Niedersenken derselben auf den Unterleib, um ein erschütterndes Erstaunen auszudrücken, anführen wollen.

Um unser Urtheil über Demoiselle Georges auf eine ihrer würdige Weise zu beschließen, fügen wir die Bemerkung hinzu, daß in ihr unter allen tragischen Künstlern der französischen Bühne die größte Tiefe und die kräftigste Natur vorhanden sind, die durch das herrschende Darstellungssystem nicht geschwächt, viel weniger unterdrückt worden sind. Wäre sie eine Deutsche und auf der deutschen Bühne gebildet, so würde sie vielleicht an tragischer innerer Bedeutsamkeit über alle jetzigen deutschen Schauspielerinnen den Sieg davon tragen.

Lafon.

Ihm gebührt nach Talma unter den männlichen tragischen Schauspielern des Theatre-François der erste Rang; es hat sogar früher eine Zeit gegeben, wo ihn die Gunst des Publicums zu einem sehr gefährlichen Nebenbuhler Talma's machte. Diese Zeit ist vorüber, und das Urtheil über ihn scheint jetzt auf seinen wahren Werth zurückgeführt zu seyn.

Lafon ist von der Natur vortheilhafter ausgestattet worden als Talma: seine Gestalt ist kräftiger, männlicher, sein Organ tönender, überhaupt seine ganze persönliche Individualität heldenmäßiger, ja selbst tragischer als Talma's. Solche Vorzüge sind oft allein schon fähig, einem Schauspieler, selbst wenn er kein sonderliches Talent besitzt, Beifall und Ruf zu verschaffen: wie viel mehr mußte Lafon, der neben diesen Naturgaben ein schönes Talent besitzt und viel jünger als Talma ist, bei seinem Erscheinen auf dem Theatre-François den Beifall eines

Publicums erhalten, welches, da ihm der Glanz dieser Bühne über Alles geht, die Debüts jedes Schauspielers von Talent mit entgegenkommendem Wohlwollen aufzunehmen pflegt.

Lafon ist ein Künstler, dergleichen wir auch auf unsern deutschen Bühnen besitzen. Ohne große, umfassende, hervorstechende Anlagen zu haben, weiß er sein Spiel mit ungemeiner Verständigkeit zu leiten und dem Publicum klar und deutlich vor Augen zu stellen; Alles ist wohlgeregelt und stets in den vorgeschriebnen Schranken. Eben diese Verständigkeit, die allen seinen Darstellungen den Stempel einer ruhigen, bedeutsamen Ueberlegung aufdrückt, setzt ihn in den Stand, mit gleichem Glück das Zuviel und Zuwenig, überhaupt alles Grelle, alles Ueberladene zu vermeiden. Obgleich von allen romantischen Beimischungen entblößt, ist er doch unter den sämmtlichen französischen Schauspielern der Einzige, der seinen Darstellungen einen Anstrich von Milde zu geben weiß, wodurch sie dem deutschen Sinn genießbar werden, wie denn auch die Formen seines Spiels der modernen Bildung minder fremd sind, als die Formen der übrigen tragischen Schauspieler.

Der Beifall, welchen Lafon genießt, ist eben so weit entfernt von jenem Enthusiasmus, dem Alles vollkommen erscheint, als von Gleichgültigkeit; er befindet sich auf einer glücklichen Mittelstufe, auf der er sich stets in dem Besitz der Gunst, die er einmal genießt, zu erhalten wissen wird.

St. Prix.

St. Prix spielt die ältern tragischen Rollen, Väter, Oberpriester u. s. w., überhaupt dasjenige Fach, welches Liebhaber und Könige von sich ausschließt.

Wäre es, um ein großer Schauspieler zu seyn, schon genug, äußerlich von der Natur mit den glücklichsten Gaben ausgestattet zu seyn, so würde St. Prix auf den Namen eines solchen mit vollem Recht Anspruch machen können. Obgleich schon ziemlich bei Jahren, entwickelt dieser Schauspieler in seiner Persönlichkeit eine Kraft, die als solche von ausnehmender Wirkung ist. Sein Körperbau ist von herrlicher Muskelfülle, ohne von Uebermaaß entstellt zu seyn, und so scheint er ganz geschaffen für die Darstellung tragischer Heroen. Sein Organ steht damit in dem richtigsten Verhältniß; es ist das männlichste, sonorste, das man hören kann.

Aber das künstlerische Talent entspricht diesen körperlichen Vorzügen nicht. Sein Spiel hat trotz allen äußern Bewegungen keine Lebendigkeit. Der einzelne Moment ist nicht ohne Verdienst, aber statt sich mit den frühern und nachfolgenden Momenten zu einem tüchtigen Ganzen zu vereinigen, entsteht, lebt und stirbt er einzeln, so daß in seinem Spiel eben so viel abgerißne, für sich allein bestehende Gemälde erscheinen, als Gedanken auszudrücken sind.

Dennoch ist nicht zu verkennen, daß seine Persönlichkeit der Gesammtheit des Theatre-François zu einer würdigen Einfassung, zu einem äußern Schmuck dient, welcher die künstlerischen Bestrebungen der Uebrigen in ein desto helleres Licht setzt. Die Scenen, wo er auf der Bühne gegenwärtig ist, scheinen von größerer theatralischer Wirkung zu seyn: er ist gleichsam der Pfeiler, an

welchem die theatralischen Gemälde aufgehangen und zur Schau gestellt werden.

Daß er seine Rollen nicht immer vollkommen inne hat — ein Uebelstand, der hier höchst selten angetroffen wird — ist gewiß nicht dem Mangel an Fleiß, sondern seinem zunehmenden Alter beizumessen.

Michelot.

Er ist einer von den wenigen männlichen Mitgliedern dieses Theaters, die in der Tragödie und Komödie zugleich auftreten. In ersterer spielt er zweite Rollen, in letzterer junge Ehemänner und gesetzte Liebhaber. Abgesehen von dieser lobenswerthen, allgemeinen Ausbildung, ist Michelot überhaupt ein sehr brauchbarer Schauspieler, dessen tragischen Leistungen nur eine größere Dimension nach innen und außen abzugehen scheint. Sein tragisches Spiel, das sich überdieß durch große Verständigkeit auszeichnet, ist nicht ohne Kraft und Lebendigkeit, aber beide scheinen durch eine übelverstandne Mäßigung über die Gebühr zurückgehalten zu werden.

In der Komödie zeigt Michelot ungefähr dieselben Anlagen: auch hier geht ihm der eigentliche Enthusiasmus ab, nur daß er hier weniger vermißt wird. Ihm gelingen besonders diejenigen Rollen, die einen kalten, humoristischen Anstrich, eine beißende Ironie zulassen; in solchen ist er in seiner eigentlichen Sphäre. Eine Art gemachter Gleichgültigkeit, hinter welcher aber die Laune durchblickt, steht ihm in diesen Rollen sehr wohl.

Sein Gesicht zeigt einen Uebelstand sonderbarer Art. Es ist zu regelmäßig, man möchte sagen zu schön gebildet, und darum fehlt seinen Zügen jene scharfe Zeichnung, die allein ein Gesicht auf dem Theater angenehm machen kann. Vielmehr erhält sein Gesicht dadurch einen Charakter von Unbedeutendheit, Flachheit, Weibischheit, welche besonders in der Tragödie, wo der entblößte, zu zart gebildete Hals die Charakterlosigkeit der Züge noch erhöht, einen unangenehmen Eindruck macht.

* * *

Dies sind die tragischen Schauspieler, von denen allein in den Zeitgenossen die Rede seyn kann und darf. Alle übrigen sind zu untergeordnet, wenn auch darum gar nicht ohne Verdienst. Dahin gehören St. Eugene, der seit Kurzem für dritte Rollen in der Tragödie engagirt ist, und dessen Spiel weder schlecht noch gut, sehr gemäßigt, etwas oberflächlich, ohne Physiognomie ist, und zwar nicht kalt läßt, aber auch nicht erwärmt, und überdies eine gewisse Abgeschlossenheit, einen gewissen gebildeten Mechanismus verräth, welches beides für eine fernere Ausbildung nicht gar viel hoffen läßt; Firmin, der junge Liebhaber spielt, und bei vieler Jugend für die Tragödie bedeutende Anlagen verräth, in der Komödie aber wegen einer gewissen flachen Weichlichkeit weniger befriedigt; Demoiselle Dupuis, welche, von einer vortheilhaften Gestalt unterstützt, in der Tragödie die Vertraute musterhaft spielt, und sich durch eine ungemein verständige Diction, durch Lebendigkeit und durch eine gewisse geistige Fülle im Spiel auszeichnet, und in der Komödie, wo sie junge ernste Frauen spielt, noch mehr befriedigen würde, trüge sie nicht dann und wann auch in diese eine Nuance von tragischem Tone über; endlich Demoiselle Vollnay, welche in der Tragödie und Komödie eine ungemein umsichtige Decenz zeigt, die nicht genug gerühmt werden kann, in beiden aber leider in der weinerlichen, schluchzenden Manier declamirt, die schon in der Tragödie beleidigt, in der Komödie aber fast unleidlich wird, und wodurch sie z. B. ihr höchst

einſichtiges und ſchickliches Spiel als Gräfin in Figaro's Hochzeit ſelbſt zu Schanden macht.

Hiermit trennen wir uns von den tragiſchen Schauſpielern und bemerken nur noch, daß, wenn deutſchen Leſern die geringe Anzahl derſelben, worauf das erſte Theater Frankreichs, ja in gewiſſem Sinn ganz Europa's, beſchränkt iſt, auffallen ſollte, ſie den Grund davon ein Mal darin ſuchen müſſen, daß die franzöſiſche Tragödie, beſonders das alte claſſiſche Repertoire ein ſehr geringes Perſonal erfordert, und ein Stück nur zwei, höchſtens drei hervorſtechende Rollen enthält, dann aber auch darin, daß die Natur den Franzoſen bei der in ihnen vorhandenen Nationalbildung ſelbſt für die reinplaſtiſche Form der Tragödie nicht genug Tiefe und Gefühl gegeben zu haben ſcheint.

II.

Schauspieler für die Komödie.

Die Komödie der Franzosen, wie sie unter ihnen vorhanden, ist ein Erzeugniß ihrer eigentlichsten, innersten Natur, vollkommen homogen mit derselben, und daher auch geschickt, auf die möglichst vollkommne Weise von ihnen dargestellt zu werden. Es ist wohl psychologisch unmöglich, daß die witzige Komödie der Franzosen von einer andern europäischen Nation in solcher Vollkommenheit vorgestellt werden könne, als eben von Franzosen selbst; eben so unmöglich aber auch, daß letztere die romantische Komödie so vollkommen, wie die Italiener oder Deutschen darzustellen vermögen.

Die Darstellung der witzigen Komödie ist der Triumph der Franzosen, und jeder gebildete Geist muß in ihr Befriedigung finden. Aber wenn gleich die Anlage dazu den Franzosen gleichsam angeboren zu seyn scheint, so ist doch ihre vollkommne Ausbildung für nichts weniger als ein allgemeines Nationalgut anzusehn. Davon über-

überzeugt man sich leicht in jeder Provinzialstadt; ja der eigentliche Triumph der Comödie zeigt sich einzig auf dem Theatre-François zu Paris.

Wir gehen nach diesen wenigen Bemerkungen zu den Schauspielern über, welche diese Bühne gegenwärtig für die Komödie besitzt.

Demoiselle Mars.

Ihr gebührt unstreitig der erste Preis; ja wir stehen nicht an, sie eine vollkommne komische Schauspielerin zu nennen. Sie spielt Charakterrollen, zärtliche Liebhaberinnen, Koketten, naive Mädchen und Kammermädchen.

Wir wissen nicht, wiefern ihre Leistungen Erzeugnisse reiner Verstandesabstraction oder Eingebungen einer glücklichen Naturanlage sind; wohl aber wissen wir, daß wir in ihrem Spiel, wie einst bei Iffland, und bey diesem allein, nie eine einzige lockere Verbindung, nie eine einzige auch noch so leise Nuance von Mangel an Zusammenhang haben entdecken können. Es herrscht darin eine so möglichst vollkommne künstlerische Gestaltung, eine so bis in die innersten Elemente des Spiels dringende Einheit, daß die Theorie selbst nichts Vollendeteres aufzustellen vermag. Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von dem künstlerischen Baue des Spiels, nicht von dem Plane desselben im Allgemeinen die Rede seyn kann; über diesen ließe sich mit Demoiselle Mars eben so gut als ehemals mit Iffland wohl dann und wann rechten. Wenn aber dennoch der Nichtfranzose etwas Widerstrebendes in dem Colorit findet, das diese Künstlerin ihrem Spiel gibt, so liegt davon der Grund nur in der Verschiedenheit der Bildung; für die Franzosen selbst ist es nicht da, und kann folglich auch ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden.

Worin aber besteht dies Widerstrebende? Es kann allerdings nicht die Rede davon seyn, daß Demoiselle Mars der Darstellung ihrer witzigen Rollen ein romantisches Colorit geben sollte; aber man vermißt selbst jenes qualitative Gefühl, welches auch dem witzigen Spiele der Franzosen eigen seyn kann und eigen seyn muß. Das gleichsam alles verzehrende Feuer des Scharfsinns, welches ihren Darstellungen Leben ertheilt, wird durch keinen Hauch erquickender Sentimentalität gemildert; alles ist Witz, selbst der Moment, wo sie, vom Uebermaaße des Gefühls überwältigt, dem Geliebten das Geständniß der Gegenliebe ablegt.

Wir haben schon sonst die Bemerkung gemacht, daß das Künstlerthum eines Darstellers um so vollendeter sey, je weniger er der äußern Geberden bedürfe. Weit entfernt von der Besorgniß, daß eine solche Oeconomie des Geberdenspiels, wenn sie übertrieben würde, nur Kälte und Einförmigkeit in die Darstellung bringen müsse, behaupten wir vielmehr, daß sie nie zu weit getrieben werden könne, und daß aus ihr recht eigentlich das innere Leben einer Rolle hervorgeht. Demoiselle Mars bestätigt dies. Sie spielt nicht allein einzelne Stellen, sondern selbst ganze Scenen, ohne auch nur ein Glied, selbst nicht die Augen zu bewegen; aller Effect, den sie in so vollem Maaße hervorbringt, wird einzig von der intensiven Beugung der Stimme hervorgebracht; alles scheint in dieser einzigen Schauspielerin geistig, nichts körperlich zu seyn; ihre materiellen Mittel sind die geringsten, die man nur denken kann.

Daraus ergibt sich von selbst, daß das stumme Spiel, dem fast alle Schauspieler nur durch eine recht thätige materielle Bestrebung Bedeutsamkeit zu geben wissen, bei ihr eine Vollendung erreicht haben müsse, wie man sie außer ihr nicht findet und die wohl schwerlich übertroffen werden kann.

Was wir oben von dem Uebermaaß in Witz und Scharfsinn sagten, kann natürlich nur von solchen Rollen gelten, an welchen das Gefühl einen größern Antheil hat, namentlich von den eigentlichen Liebhaberrollen. Keines-

wegs gilt es von ihren Koketten. Hier ist dieses bloß vom Verstande vorgeschriebne, von aller Einwirkung einer Sentimentalität gesonderte Spiel recht an seinem Orte. Ihren Darstellungen der sogenannten Grandes Coquettes gebührt daher auch der Vorzug vor ihren Liebhaberinnen.

Von dem Talente, welches sie im Fache der Kammermädchen entwickelt, können wir nur sagen, daß ihre Susanne in Figaro's Hochzeit zum vollkommensten Typus einer Darstellung wird, in welcher der Conflict von Scharfsinn, Naivität und Unschuld zum höchsten Grade gesteigert wird. Wenn der Charakter naiver Rollen, in so fern er sich der Unbefangenheit der Kindheit anschließt, und also auch mehr dem freien Humor als der befangenen Sentimentalität angehört, allerdings mehr als jeder andre des Gefühls entbehren zu können scheint: so ist es um so auffallender, daß Demoiselle Mars gerade in den Darstellungen solcher Charaktere mehr Innigkeit entwickelt, als man nach Maaßgabe dessen, wie sie die Liebhaberinnen darzustellen pflegt, von ihr erwarten sollte.

Bei diesen seltnen Vorzügen der Demoiselle Mars scheint es fast unnöthig, auch ihres Mechanismus, ihrer Routine zu erwähnen. Das Aeußere der darstellenden Kunst ist überhaupt bei den Franzosen auf einen höhern Grad der Vollkommenheit gestiegen, als irgendwo; es ist also begreiflich, daß Demoiselle Mars in allem, was die Mechanik der Scene betrifft, die höchste Sicherheit, ja eine wahrhaft geniale Freiheit besitzt. Sie ist auf das Vollkommenste auf der Bühne zu Hause.

Diese gänzliche Freiheit, diese durch nichts zu störende Sicherheit wird noch bedeutend unterstützt von der Gunst eines Publicums, welches bei dieser Künstlerin sich rein und ganz dem Genusse hingibt. Durch diese unbeschränkte Gunst des Publicums, welche rückwirkend auf die Künstlerin den vortheilhaftesten Einfluß hat, wird sie selbst nur immer mehr Meisterin des ganzen weiten Gebiets ihres seltnen Genies.

Demoiselle Mars ist gegenwärtig, selbst nach dem Urtheile ihrer größten Verehrer, in einem Alter von fünf und vierzig Jahren.

Demoiselle Bourgoin.

Wir lassen unserm Urtheile über diese Künstlerin eine Notiz vorausgehn, welche Herrn François de Neufchateau zum Verfasser hat, von uns aber hin und wieder abgekürzt worden ist.

Thereſe Bourgoin ward zu Paris geboren und zeigte schon frühzeitig Anlage für die Schauspielkunst. Die Natur hat ihr Gaben verliehen, deren Mangel durch nichts auf der Welt ersetzt werden kann: einen schlanken Wuchs, eine vortheilhafte Gesichtsbildung und ein reines, tönendes Organ. Sie war fast noch Kind, als man es 1804 *), und vielleicht noch zu früh wagte, sie auf dem Theatre-François auftreten zu lassen. Ihr Debut erregte gewissermaaßen einen Journalkrieg. Während sie von der einen Seite in Versen besungen und für eine zweite Gaussin erklärt wurde, sprach man ihr von der andern alles Talent ab. Palissot glaubte jedoch, sich für sie erklären zu müssen. In einem an sie gerichteten Briefe, der im Courier des Spectacles (6 Brumaire, an VIII.) abgedruckt wurde, suchte er sie aufzumuntern, und durch Lobsprüche den Eindruck, welchen jene Kritik bey ihr verursacht hatte, zu verwischen.

Daß die zwei und achtzigjährige Dumesnil ihre theatralische Bildung übernahm, würde allein als vollgültiger Beweis von der Anlage dieser jungen Künstlerin hinreichen. Nachdem sie zwei Jahre unter der unmittelbaren Leitung jener berühmten Schauspielerin in alle Geheimnisse der Kunst eingeweiht worden, trat sie zum zweiten Male, von ihrer Lehrerin selbst empfohlen, im Jahr 1807 auf, und ward unter die Zahl der Societärs des Theatre-

*) Diese Jahreszahl, die entweder aus Versehen oder aus Artigkeit falsch angegeben worden, ist aus dem Folgenden leicht auf 1797 zu berichtigen.

E.

François aufgenommen. Sie hatte dies vornehmlich dem Beifall zu verdanken, der ihr als Pamela (von Fr. de Neufchateau) als Melanie (von Laharpe) und als Monime im Mithridat zu Theil geworden.

Demoiselle Bourgoin befand sich unter den Schauspielern des Theatre-François, welche Bonapar e ausgewählt hatte, den Congreß zu Erfurt zu unterhalten. In Folge des Beifalls, welchen sie hier einerntete, ward sie vom Kaiser von Rußland nach Petersburg eingeladen, wo sie insbesondere als Eugenie (von Beaumarchais) eine große Sensation erregte. Nachdem sie hier zwei Jahre, 1808 und 9, zugebracht, kehrte sie nach Paris zurück. Auf dieser Reise war es, wo sie zu Königsberg der verstorbenen Königin von Preußen vorgestellt wurde und derselben einige Rollen declamirte, wofür sie sich mit Beifall und einem schmeichelhaften Geschenke belohnt sah. — So weit diese Notiz.

Demoiselle Bourgoin spielt das Fach der Prinzessinnen in der Tragödie und der jungen naiven Mädchen in der Komödie. Wir haben dieser auch im Tragischen bedeutenden Schauspielerin ihren Platz hier angewiesen, weil sich ihr Talent im Lustspiele offenbar noch hervorragender zeigt.

Sie hat vor allen Schauspielerinnen des Theatre-François, die in beiden Fächern spielen, den großen Vorzug, daß sie den Ton der Tragödie nicht auch in die Komödie überträgt, sondern in letzterer einer vollkommnen Conversationssprache Meister ist. Eben so scheint ihr auch der Unterschied, welcher zwischen dem Spiele in der Komödie und Tragödie Statt findet, vollkommen einzuleuchten, denn sie weiß beide durchaus von einander zu trennen.

Wenn Demoiselle Mars nur mit Scharfsinn spielt, so ist in Demoiselle Bourgoin das Gefühl überwiegend, nämlich jenes negative Gefühl, welches allein in der französischen Kunst Statt finden kann und durchaus verschieden ist von dem positiven Gefühl der romantischen Darstellung. Aber eben darum steht sie bei übrigens großen

Verdiensten jener nach. Denn wenn auch das Fach naiver Mädchen, dem sie ausschließlich vorsteht, ein geringeres Maaß von Scharfsinn zuläßt, und sich fast nur im Gebiete eben jenes negativen Gefühls bewegen kann, so hat sie doch des letztern zu viel für bloß witzige Rollen und überhaupt für eine französische Künstlerin. Indeß wird sie bei der allgemeinen Auffassungsgabe und Beweglichkeit ihres Geistes sich für die Komödie noch sehr vervollkommnen können, wenn sie sich durch keine Nebenrücksichten abhalten läßt, dem Beispiel der Demoiselle Mars nachzueifern. In der Tragödie zeigt sie sich für eine französische tragische Künstlerin dem bloßen Gefühle zu passiv untergeordnet. Der Charakter ihrer Darstellungen ist hier zu menschlich fühlend, als daß die Würkung derselben in Stücken, wo alles Menschliche nur plastisch-formell erscheint, vor einem französischen Publikum groß seyn könnte. Dazu kommt noch eine gewisse Weichlichkeit, die selbst eine wahrhaft romantisch-tragische Rolle an Bedeutung schwächen würde. Ueberhaupt aber gibt diese Schauspielerin allenthalben zu sehr ihre eigne Persönlichkeit.

Demoiselle Levert.

Sie spielt als erste Schauspielerin gesetzte Liebhaberinnen, junge Frauen, und alternirt mit Demoiselle Mars in allen ersten Rollen.

Mit einem formenreichen Körperbau verbindet sie ein hübsches Gesicht, einen schönen Kopf, ein angenehmes Organ und den Mechanismus der Scene, der allen mittelmäßigen französischen Schauspielern mehr oder weniger eigen zu seyn pflegt. Sie zeigt eine Prätension auf der Bühne, die man sonst nur eminenten Künstlern gestattet, und die bei ihr die Frucht des Beifalls ist, wel-

chen sie sich besonders unter dem männlichen Theile des Publicums durch außerwesentliche Vorzüge zu verschaffen gewußt hat.

Allenthalben sieht man die materiellen ungeistreichen Formen ihres Spiels an einem gewissen stets wiederkehren Mechanismus haften, über den sie nicht hinaus können; alle geistigen Intentionen lösen sich in körperliche Grimäcirungen auf, die stets dieselben und stets ohne jene witzige Lebendigkeit sind, welche die eigentliche charakteristische Eigenthümlichkeit der französischen komischen Schauspielkunst ausmacht. Ihre ernsten Stellen spricht sie mit jener die Sylben dehnenden Salbung, die das Kennzeichen einer eben so schlechten als leider nur zu häufig angewandten Declamation ist.

Zu loben ist an Demoiselle Leverd eine gewisse Decenz der Scene, vermöge welcher sie nie zu viel thut, nie auch in den leisesten Zügen den Anstand verletzt, den das Theater gebietet. Ihr Spiel bleibt stets in den Schranken des Schicklichen, ohne deshalb den geringsten Zwang zu zeigen.

Auch ist ihr eine große Routine und Sicherheit auf der Bühne nicht abzusprechen. Außerdem besitzt sie noch ein anderes, bei weitem größeres Talent, von welchem sie aber auf dem Theatre-François keinen Gebrauch machen kann: sie verbindet mit einer angenehmen reinen Stimme eine bedeutende musicalische Bildung. Proben davon hat sie sowohl bey ihren Gastrollen in den Provinzen, als auch in Paris selbst in Benefizvorstellungen gegeben.

Sie ist nie in der Tragödie aufgetreten.

Demoiselles Demesson und Dupont.

Das Talent dieser beiden Schauspielerinnen, die alle ersten Kammermädchen, besonders in den Molièreschen Stücken, spielen, gleicht sich in innerer Ansicht und äußerer Ausführung so vollkommen, daß wir glauben, über beide zugleich sprechen zu können. Beide haben sich in allem, was innerlich und äußerlich die Kunst angeht, nach einerlei Muster gebildet. Doch möchte vielleicht Demoiselle Dupont um eine Stufe unter Demoiselle Demesson stehn.

Molière's Stücke werden noch heutiges Tags auf eine ganz eigenthümliche Weise dargestellt. Während der verfeinerte, aber auch zum Theil verzärtelte Geschmack das rohe Kräftige in den komischen Darstellungen der vorigen Zeit in eine gewisse polirte aber kalte und glatte Oberflächlichkeit verwandelt hat, erlauben sich die Schauspieler des Theatre-François, jenem Geschmacke zum Trotz, Molière noch in der Weise der Vorzeit, also in der Weise, die ihm angehört, darzustellen.

In diesem Sinn spielen auch die Demoiselles Demesson und Dupont in diesen Stücken. Ihre Molièreschen Kammermädchen zeigen eine gewisse kecke, man möchte sagen anständige Frechheit, einen Muth, der um so verdienstvoller ist, als er fast immer mit Glück die engen Grenzen zu übersteigen wagt, welche die neue dramatische Schule aus übel verstandener Schicklichkeit an die Stelle der genialen Freiheit der ältern Comödie gesetzt hat. Beide Schauspielerinnen wissen die Decenz zu beobachten, kümmern sich aber selten um die bloße Convenienz; und daran thun sie wohl.

Dies ihr äußeres Künstlerthum. In Betreff des innern Werths ihrer Darstellungen muß man zwar

zugeben, daß Beider Spiel etwas zu viel Mechanik hat, und sich zu breit und mit zu viel Bewegungen nach außen hin anlegt; aber man muß auch eine verdienstvolle Einheit darin anerkennen, die sich in voller Freiheit nach allen Seiten hin zu bewegen weiß. Zugleich besitzen sie die sicherste und gewandteste Theaterroutine, die in allen Scenen gleich unerschütterlich ist.

* * *

Hier schließt sich die Reihe der komischen Schauspielerinnen des Theatre-François, welche mehr oder weniger auf Künstlerthum Anspruch machen können. Nicht ohne Befremden wird man bemerken, daß Künstlerinnen für das Fach der komischen Mütter und der carikirten alten Damen ganz fehlen, zwei Fächer, welche freilich in der neuern komischen Literatur der Franzosen weniger vorhanden sind, in der Molièreschen Komödie aber, um nur Madame Pernelle im Tartuffe anzuführen, um desto gebieterischer eine wahre Künstlerin erfordern, als außerdem alles als bloßes widerwärtiges äußeres Stückwerk ohne Leben und Wahrheit erscheinen muß.

Fleury.

Er spielt alle ersten gesetzten Männer- und Charakterrollen, und ist unter den jetzigen Mitgliedern der Komödie dieses Theaters der einzige, der eines wahren Ruhms im In- und Auslande genießt. Dieser Ruhm gründet sich, wie selbst Fleury's Freunde gestehen, mehr auf den Werth seiner ältern Leistungen, als auf das Verdienst, welches er noch jetzt seinen Darstellungen zu geben vermag.

Will man von Fleury's Künstlerthum reden, wie solches, abgesehen von der praktischen Ausführung, gleichsam theoretisch in seinen Productionen erscheint, so darf man nicht verkennen, daß er unter allen Schauspielern des Lustspiels der einzige ist, dessen Intentionen überall künstlich erscheinen, in dessen Leistungen keine augenblickliche Inspiration, sondern ein stetes Bewußtseyn waltet. Je weniger die theatralische Darstellung der Franzosen überhaupt sich als Kunst zeigt, in dem Sinne, wie z. B. Iffland die Bedeutung dieses Worts durch die That versinnlicht hat; desto mehr ist Fleury zu loben, der unter allen Schauspielern dem deutschen Begriffe des Wortes Kunst in seinen Darstellungen am nächsten kommt.

Diese offenbaren Künstlerintentionen beweisen, daß dieser Schauspieler einst sehr hoch gestanden, und den Ruhm, welchen er genießt, wahrem Verdienste dankt. Wie seine Leistungen freilich jetzt sind, verrathen sie eine gewisse Erschöpfung, die alles, was er hervorbringt, schlaff, leblos und hinfällig erscheinen läßt. Als Künstler scheint er die alte Energie noch zu besitzen, aber als Mensch hat er die körperliche Fähigkeit verloren, seinem innern Künstlerthume Gnüge zu leisten. Erwägt man, daß dieser Schauspieler schon im Jahr 1774 auf dem Theatre-François debütirte, woraus man einen ungefähren Schluß auf sein Alter machen kann, so muß man in der That erstaunen, daß er noch jetzt so viel leistet, und gewiß liegt darin der bündigste Beweis von dem großen Umfange seines Talents, daß es nach vierzigjähriger Ausübung nur eine theilweise Erschöpfung hat erleiden können, und ihm auch jetzt noch das Wohlwollen des Publicums zu erhalten vermag.

Baptiste der Jüngere.

Er hat das ausgebreitetste Fach, indem er alle markirte komische Alte spielt, von welcher Art sie auch seyn mögen.

Dieser Schauspieler ist der einzige Komiker des Theatre-François, dessen Komisches gewissermaaßen die Physiognomie des Witzes verliert, und in das eigentlich Romantisch-Poetische überzugehen scheint. Es entsteht daraus eine Verschmelzung beider Gattungen, die nur durch die Gewohnheit erträglich wird. Desto mehr aber befriedigt die Einheit der äußern Form, welche dieser Schauspieler seinen Darstellungen zu geben weiß. Er ist von allen derjenige, der die wenigsten äußern Gesten macht, sich am wenigsten bewegt, am wenigsten schreit, und die wenigsten oder vielmehr gar keine grellen Uebergänge in der Diction und ihren Nuancirungen macht. Er sucht und weiß gerade durch Unterlassung dessen, wodurch alle übrigen Schauspieler dieses Theaters, Demoiselle Mars ausgenommen, zu wirken streben, seinen Zweck zu erreichen. Zum Beleg für dieses Urtheil nennen wir nur den alten Procurator in den Plaideurs von Racine, und den Richter Bridoison in Figaro's Hochzeit, in welcher letztern Rolle er sich zugleich als den unvergleichlichsten Stotterer zeigt.

Das Talent dieses Schauspielers streift überhaupt so nahe an das eigentlich Poetischkomische, daß seine bloße persönliche Erscheinung, ohne alle äußere Grimasse, schon im Stande ist, die größte Sensation zu machen. Und darin besteht der Unterschied zwischen dem Witze und dem eigentlichen Komischen, daß ersterer, der auf den Verstand wirkt, der äußern Mittel bedarf, das heißt in Diction, Action und Pantomime die analysirende zerschneidende Form wählen muß, um durch den Contrast den Verstand zu beschäftigen; während das Komische, das

Nichts zerschneidet, nichts analysirt, das vielmehr rein synthetisch verfährt, indem es die einzelnen Theile unter eine einzige Form bringt und den Verstand nur mittelbar beschäftigt, nur ästhetisch und unbewußt auf das Gemüth des Menschen wirken kann.

Aber das Künstlerthum dieses so verdienstvollen Schauspielers leidet an einem großen Fehler. So verschieden auch die darzustellenden Charaktere seyn mögen, ist er doch bis auf das Kleid immer derselbe. Dadurch entsteht eine unerfreuliche Einförmigkeit; wer ihn in einer Rolle gesehen hat, hat ihn in allen gesehen.

Thénard.

Er spielt fein komische Charaktere und Livreebedienten (les grandes Livrées, moderne Livreebedienten im Gegensatz der Scapins und Krispins der altfranzösischen Komödie) und zeigt neben einer großen Theaterroutine eine ungemeine Lebendigkeit. Alles an ihm ist Bewegung, und selten ohne Zweck. Ueberdies verräth er bedeutende Einsicht in Nuancirung des Spiels, besonders der Rede, und wohl möchte er von allen seinen Collegen die größte Geschicklichkeit in der eigentlich witzigen Darstellungsmanier besitzen. Aber das Bestreben, alles zergliedern und allem eine unterscheidende Farbe geben zu wollen, führt ihn zu weit; besonders wird die Diction dadurch übermäßig gedehnt. Ueberhaupt bemerkt man in Rollen, deren Decenz ihm nicht gebieterisch Mäßigung auferlegt, eine zu breite, zu materielle Schwerfälligkeit, eine Eckigkeit und Rohheit der Darstellungsformen, kurz eine oft bis zur Grimasse gehende Uebertreibung, die neben dem

gemessenen Anstand der übrigen Schauspieler doppelt auffällt. Daß Thénard trotz dieser Fehler so großen Beifall erhält, ist in der That zu verwundern, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß er ohne sie dieses Beifalls würdig seyn würde.

D a m a s.

Er alternirt mit Fleury in den ernsten Charakteren, spielt aber auch junge feurige Männer, überhaupt alle solche gesetzte Rollen, zu welchen Fleury seines Alters wegen nicht mehr tauglich ist.

Es läßt sich diesem Künstler im Allgemeinen eine seltene Kenntniß der Scene, eine große Freiheit in Ausübung der künstlerischen Mittel, eine ungebundne Beweglichkeit nach allen Seiten hin, und eine große Verständigkeit in Beurtheilung des gegebenen künstlerischen Darstellungspuncts nicht absprechen. Dazu kommt noch eine ungemeine Lebendigkeit, die, wenn sie durch die Kunst im Zaum gehalten würde, den Darstellungen dieses Schauspielers ein großes Interesse geben müßte. Aber ein übel verstandnes Bestreben, Wirkung hervorzubringen, führt auch ihn auf den Abweg der Uebertreibung, und verleitet ihn, mechanische Mittel auf mechanische Mittel zu häufen, ohne diese Einzelnheiten durch ein geistiges Band zu einem Ganzen zu vereinigen. Wenn Thénard zerlegend, gleichsam chemisch zersetzend, übertreibt, so thut Damas dasselbe durch Anhäufung, und verschwendet die schönsten Mittel, mit deren haushälterischer Anwendung er seinen Zweck gewiß erreichen würde. Man sieht ihn in allen seinen Vorzügen, aber auch in allen seinen Fehlern in Figaro's Hochzeit als Graf Almaviva.

Ungeachtet dieses Tadels ist Damas immer noch ein sehr verdienstvoller Schauspieler, der auch in der Uebertreibung, welche bei ihm mehr quantitativer als geistiger Art ist, noch Regelmäßigkeit zeigt, und sich nie zu jenem plumpen und rohen Materialismus verirrt, den man wohl hie und da auf deutschen Bühnen findet, der aber der französischen Bühne überhaupt fremd ist.

Cartigny.

Er spielt die Bedienten der Molièreschen und ältern Komödie, welche unter dem Namen der Scapins und Krispins bekannt sind.

Wie sehr die bloße natürliche Anlage die Gestalt eines wahren Künstlerthums annehmen und theilweise ersetzen kann, wird in diesem Schauspieler sichtbar, der, roh in künstlerischer Beurtheilung seiner Rollen, in ihrer Ausführung vom Zufall mit dem entschiedensten Glück geleitet wird. Was er auch thun mag, nichts mißlingt ihm gänzlich. Er gleicht einem glücklichen Farospieler, der stets die Gewinnkarte zieht.

Wenn schon der Geist von Cartigny's Spiel ein bloßes Erzeugniß der natürlichen Anlage ist, die sich nicht selten über sich selbst erhebt, so muß nothwendig das Materielle seiner Darstellungen noch weit mehr unter die Kategorie der bloßen Zufälligkeit gerechnet werden. Auch hier waltet eine rohe aber glückliche Natur, an der das Uebermaaß kräftiger jugendlicher Keckheit nicht beleidigen kann, die man vielmehr recht übereinstimmend mit seinem von Jugendkraft strotzenden Körper findet. Wann ein reiferes Alter mehr Erfahrung und also auch mehr

Reflexion herbeiführen wird, ist zu erwarten, daß er als sein eigner Meister sich in manchem Stücke abglätten und kunstgerechter gestalten werde.

Für sein eigentliches Fach hat Cartigny treffliche Eigenschaften; in Rollen freilich, die außer dem Kreise jenes derben, gleichsam handgreiflichen Muthwillens liegen, ist es weniger am rechten Ort. So ist z. B. sein Figaro nichts als ein flüchtiger colossaler Umriß in großen rohen Massen.

Auf alle Fälle ist er eine angenehme Erscheinung, schon weil er von aller Verzerrung und Geschrobenheit frei ist. Da ist keine gedrechselte, alle von innen ausgehende Inspiration verscheuchende, gezwungene Marionettenkunst, sondern eine zwar rohe, ungekünstelte, aber auch um so natürlichere Natur, die auch dem gebildeten Sinne recht wohl thut.

Davigny.

Er hat das Fach der ersten komischen Alten, und zeichnet sich nach seiner Weise besonders in den Vätern der Molièreschen Komödie aus. Er ist bey reiferen Jahren was Cartigny als junger Mann ist: die bloße rohe Natur, der sich jedoch eine gewisse Breite, eine gutmüthige polternde Rundheit zugesellt hat, die sich unablässig nach hinten und vorn, nach oben und unten bewegt, ohne daß man genau weiß, warum.

In seinem Fache ist Davigny vollkommen zu Hause, und da ist es in der That eine Freude, zu sehen, welcher ergetzlichen Capriolen ein Genie fähig ist, das sich von keinen Fesseln der Kunst beschränken laßt. Besonders ist der Malade imaginaire eine jener Rollen, in welchen

er eben so sehr vermöge seiner eignen Natur, als durch die alte Ueberlieferung dazu berechtigt, sich recht eigentlich in der Trunkenheit des Muthwillens den Zügel schießen läßt. Er scheint mit dem Spiele selbst ein Spiel zu treiben und sich recht innig behaglich in einer Schöpfung zu gefallen, deren Unkosten sich für ihn so hoch nicht belaufen und die doch das Publicum hinreißt. Die durch die Tradition geheiligte Pantomime, wann er das Gespräch mit dem Kammermädchen abbricht, weil die genommene Medicin ihre larirende Wirkung anfängt; die Scene, wo ihn das Kammermädchen boshafter Weise unter Betten und Kissen begräbt, und er endlich ihr alles an den Kopf wirft, und ähnliches, wird gewiß immer herzlich belacht werden.

In seiner Aussprache bemerkt man ein sprudelndes, zischendes Anstoßen der Zunge gegen den Gaumen, wodurch sie zuweilen unverständlich wird, das aber in diesem Fache nicht übel steht, so sehr es ihn auch hindern würde, in einer ernsten Rolle auch nur eine Zeile mit Anstand zu sprechen.

Monrose.

Er ist seit kurzem erst engagirt, und ersetzt theils Thénard und Cartigny, theils wechselt er mit ihnen.

Unstreitig ist er, wenn wir auf den Verstand sehen, den er als Künstler in eine Darstellung legen kann, ein denkender Künstler. Er besitzt viel Routine und eine Umsichtigkeit, die ihn seine äußern und innern Mittel mit Mäßigkeit aufwenden läßt. Darin geht er so weit, daß man ihm fast Kälte vorwerfen möchte; denn es scheint stets, als ob ein Dämpfer auf seiner Darstellung läge.

Dazu

Dazu kommt noch eine gewisse Düsterheit, die in allen Rollen, von welchem Charakter sie auch seyn mögen, über seine Gesichtszüge verbreitet ist, und ihm das Ansehen gibt, als spräche er jedes Wort mit Widerwillen, weshalb sie ihm auch von den Journalisten den Namen Morose zugezogen hat. Schade, daß diese Mängel die Wirkung verhindern, die sein kluges, gemäßigtes, überdachtes Spiel, dessen Werth gewiß jeder Gebildete anerkennen wird, außerdem machen müßte.

* * *

Und hiermit trennen wir uns von dem Theatre-François. Wir haben bei den Mitgliedern dieser Bühne, die unter allen ähnlichen Instituten von Paris allein im Stande ist, die Aufmerksamkeit des Kunstkenners in Anspruch zu nehmen, um so mehr verweilen zu müssen geglaubt, als die übrigen Pariser Theater nur wenige Künstler darbieten, welche hier einen Platz zu finden verdienen.

* * *

Das Theater Odeon, welches sich als Pflanzschule, ja als Nebenbuhler des Theatre-François betrachtet, bildet nichts desto weniger den schneidendsten Contrast mit demselben. Hier waltet in Allem ein höherer Geist der Ordnung, Ruhe und Mäßigkeit, ja man kann sagen ein höherer Zauber, während sich dort nichts über die gemeine Wirklichkeit erhebt. Da die Schauspieler des Odeon kein lebendiges Interesse erregen können, so scheinen sie auch das lebendige Interesse an sich und ihren Leistungen zu verlieren. An mechanischem Fleiße lassen sie es nicht fehlen, denn sie führen in einem Monate mehr neue Stücke auf, als das Theatre-François im ganzen Jahre; dennoch gelingt es ihnen nicht, ihr Theater nur einigermaaßen zu füllen.

Wir können keinem Mitgliede dieses Theaters hier einen Platz einräumen.

* * *

Die große Oper (Académie Royale de Musique) besitzt zwei Mitglieder, die außer Frankreich einen noch größern Namen haben als in Paris selbst. Deswegen, und nicht weil sie es als Künstler besonders verdienten, soll von ihnen in der Kürze die Rede seyn.

Laïs.

Er genießt in ganz Europa den Ruf eines großen, wo nicht des größten bekannten Baßsängers. Kenner, die ihn in der Blüthe seiner Jahre gehört, versichern, daß er eine kräftige, reine und klare Baßstimme gehabt habe. Wir geben dies zu, glauben aber aus dem, was diese Stimme noch jetzt ist, daß ihr, wie allen französischen Stimmen, der helle, durchdringende, schneidende Klang, welcher dem melancholisch-einschmeichelnden Tone der vom Gemüthe aus singenden Nationen, der Deutschen, Italiener und Spanier, gerade entgegengesetzt ist, eigen gewesen.

Von seinem Geschmack als Sänger mögen Kenner urtheilen, wenn wir ihnen sagen, daß die große Oper mehr als jede andere musicalische Anstalt Frankreichs die alte Methode von Lully und Rameau her in Würden und Ehren erhalten hat. Diese nun besteht in einem recitirenden, sprechenden Hersagen der Töne und ist noch weniger Gesang, als das eigentliche Recitativ der Italiener; ja sie hat mit dem eigentlichen Gesang nichts als den Namen gemein, und gestattet sehr wohl, um recht hörbar verständlich zu werden, das mechanische Schreien, das, so wird gemeint, nur von der Größe des Locals, von der Heldennatur der vorgestellten Personen und von ähnlichen Gründen nothwendigerweise bedingt wird. Dieses Schreien hat Laïs recht eigentlich zur Kunst ausgebildet, und er leistet darin noch sehr bedeutende Dienste.

Als Schauspieler ist er ein recht guter Meister in jener mechanischen Mittelmäßigkeit, die das Erbtheil aller Franzosen von Mutterleibe an ist.

Madame Branchu.

Sie ist die erste Sängerin der großen Oper. An Kraft und Ausdauer der Lungen hat sie schwerlich ihres Gleichen. Es erregt in Wahrheit Erstaunen, welchen Aufwand an materiellen Tönen von der ersten bis zur letzten Note sie einen ganzen Abend hindurch in Rollen, wie Armide, Dido, Alceste, macht, denn Alles, auch das Recitativ, wird geschrieen. Und trotz dieser fast übermenschlichen Anstrengung, der sie jetzt schon gegen zwanzig Jahre widersteht, besitzt diese Stimme eine jugendliche Frische, eine seltene Reinheit, ja sogar eine gewisse Nuance von italienisch-deutschem Klange.

In dem mechanischen Vortrag ihrer Singpartien zeigt sie eine bewundernswürdige Vollendung. In den schwierigsten Recitativen, in dem Labyrinthe chromatischer Uebergänge und in verstandesmäßiger Zerstückelung des Gesanges, wie die alten französischen und auch die Gluckschen Opern sie darbieten, bewegt sie sich mit der vollkommensten Freiheit.

Ueber sie als Schauspielerin ist nichts zu sagen, als daß sie durch lange Uebung den gewöhnlichen Mechanismus der Darstellung sich vollkommen angeeignet hat.

* * *

Das Theater Feydeau oder der komischen Oper machte bis zum Abgang Elleviou's das Entzücken von ganz Paris aus, jetzt aber ist es in Verfall gerathen, und wird von den Kennern verspottet, von dem großen Publikum vernachlässigt.

Hier zuvörderst von demjenigen Schauspieler dieses Theaters, dem es gegenwärtig gelungen ist, seiner Routine eine gewissermaaßen classische Reputation zu verschaffen. Dieser Schauspieler ist

Martin.

Er ist es, der den Ruf dieser Bühne wenigstens mittelbar vor seinem gänzlichen Untergang bewahrt. Er, der Schöpfer jener Gesangsmethode, die seinen Namen auch auf sein Rollenfach übergetragen hat, wird noch jetzt, ob er gleich bereits über funfzig Jahre alt seyn soll, als die Säule aller wahren, echten Gesangsweise betrachtet. Das möchte den Franzosen nicht zu mißgönnen seyn, denn sie ist echt-französisch; nur sollen sie sich nicht anmaßen, Martins Gesang für die Norm zu erklären, nach der alle Welt sich beim Gesang richten müsse.

Da den Franzosen der Gesang kein Gegenstand des ästhetischen Wohlgefallens, kein Mittel, auf das Gemüth zu wirken, ist, so begnügen sie sich, die Musik in ihrem äußern Umfange, so fern daraus eine mechanische, sie erfreuende Abwechslung entsteht, aufzufassen. Dem gemäß beurtheilen sie auch die Stimme; der äußere Umfang derselben, als die nothwendigste Bedingung ihres musicalischen Wohlgefallens, ist ihnen das Wichtigste.

Nun singen die Franzosen allgemein in einer höhern Tonleiter als das übrige Europa. Martin aber hat besonders in der frühern Zeit diese Höhe der Stimme zu jener Biegsamkeit und Abwechslung ausgebildet, welche

das Ohr befriedigt, und er machte darin immer weitere Fortschritte, als die Componisten anfingen, für seine Stimme und Methode besonders zu setzen.

Fragt man aber, worin diese Methode eigentlich besteht, so könnte man sagen, sie ist eine Parodie dessen, was Deutschen und Italienern als Gesang gilt. Bei diesen besteht der Gesang mehr in dem unerklärbaren Zauber, den der Ton als solcher in ästhetischer Hinsicht auf das Gemüth ausübt, und der besonders durch Nuancirung und Colorirung, überhaupt durch seine inn're Bildung hervorgebracht wird, als in der Abwechslung und in den melodischen und harmonischen Fortschreitungen der Töne. Martins Gesang dagegen besteht meistens in jenem Auf- und Abhüpfen von Passagen, welches die Neugierde in Anspruch nimmt, das Gemüth aber ohne Rührung läßt, um so mehr, da dieser Gesang das Charakteristische hat, daß er aus der ordentlichen Bruststimme in die sogenannte Fistelstimme übergeht, und also selbst gegen alle materielle Einheit verstößt. Für uns ist Martins Gesang kein Gesang, sondern nur witzige Experimente, welche er mit der Stimme anstellt.

Um indeß gerecht zu seyn, müssen wir hinzusetzen, daß Martin ein gewisses Cantabile der Stimme mehr ausgebildet hat, als vielleicht alle übrige französische Sänger. Hier verräth er allerdings, daß ihm die Natur des wahren Gesangs nicht unbekannt ist. Nur wäre zu wünschen, daß er den Text überall deutlicher ausspräche.

Als Schauspieler ist Martin höchst mittelmäßig. Es fehlt ihm sogar jene witzige, lustige Andeutung, die doch das Erbtheil aller französischen Schauspieler ist. Er ist einseitig, höchst flach, zuweilen selbst kalt, und sein ganzes Verdienst besteht in einer gewissen süßlichen, lieblichen, einschmeichelnden Passivität, von der er in den Momenten, wo sie angebracht werden kann, einigen Vortheil zu ziehen weiß. Im Ganzen dehnt er Alles, Spiel, Rede und Pantomime, zu einer Länge und Breite aus, daß man die Geduld darüber verliert.

Sein Fach sind komische Bedienten von der leichten, witzigen Gattung, und einige Karikaturen, zu welchen letztern ihm aber alle launige Keckheit, alle eigentliche Lebendigkeit fehlt.

Gavaudan.

Dieser Schauspieler, der sich vor einigen Monaten vom Theater Feydeau zurückgezogen hat, verdiente den Namen eines Künstlers. Er zeichnete sich besonders durch eine Vielseitigkeit aus, wie man sie selten bei Franzosen findet. Komische Bediente, karikirte Liebhaber, Gecken und Charakterrollen spielte er mit wahrhaft künstlerischer Originalität, und in den Nôces de Gamache wußte er dem Charakter des Don Quixote eine echt romantische Bedeutung zu geben. Ja in seiner letzten Benefizvorstellung auf dem Theater Feydeau trat er sogar neben Talma als Pylades in der Iphigénie en Tauride auf, und bewies durch dieses Wagstück nicht nur die Freiheit eines wahren Künstlers, sondern auch, daß, hätte ihn die Gelegenheit begünstigt, auch in der Tragödie die nöthige Routine zu erwerben, er in ihr natürlicher, einsichtsvoller und übereinstimmiger gespielt haben würde, als viele der berühmten Schauspieler des Theatre-François.

Gavaudans theatralische Laufbahn ist ungefähr folgende. Er trat zuerst auf dem ehemaligen Theater Montansier im Palais-Royal auf, und erhielt daselbst einen solchen Beifall, daß sich sein Ruf bald im Publicum verbreitete. Besonders bemerkte man an ihm ein vortheilhaftes Aeußere, eine schöne Stimme und ein gefälliges Spiel.

Außer dem Theater Montansier, welches zu den kleinern Theatern gerechnet wurde, stritten damals noch zwei andere komische Operntruppen um den Vorrang, das Theater in der Straße Feydeau und das italienische Theater (les Italiens), von welchem letztern in Folge der Revolution die französischen Schauspieler unter jenem Namen allein Besitz nahmen. Das Theater Feydeau gewann den jungen Gavaudan für sich. Er trat daselbst mit dem entschiedensten Beifall auf. Ein besonderer Umstand sollte ihm noch mehr Veranlassung darbieten, sein Talent zu entwickeln und sich dem Publicum in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Die bekannte Oper, les Visitandines, deren ziemlich libertiner Natur die Revolution Eingang beim Publicum verschafft hatte, zog damals ganz Paris in das Theater Feydeau. Gaveaux, der den Belfort (den Liebhaber) darin spielte, ward krank, und Gavaudan wagte es, damit die Vorstellungen nicht unterbrochen würden, die Stelle dieses beliebten Sängers und Schauspielers zu ersetzen. Der glücklichste Erfolg krönte sein Unternehmen, und von dieser Zeit an begann der gewissermaaßen classische Ruf, dessen Gavaudan späterhin genossen hat. Nach vier Jahren gelang es dem italienischen Theater, ihn zu sich hinüberzuziehn. Hier zeichnete er sich besonders in der Rolle des Pradelle in der bekannten Oper Ponce de Léon aus. Dieser Charakter, der eine Art von Figaro ist, lag außer dem Fache der ersten Liebhaber, welche Gavaudan bis dahin gespielt hatte, aber er wußte ihm eine gewisse Originalität zu geben, wodurch er eine ganz eigenthümliche und unterscheidende Physiognomie bekam. Der Beifall, welcher ihm dafür zu Theil ward, bewog ihn, dem Fache der ersten Liebhaber theilweise zu entsagen und sich den sogenannten Charakterrollen zu widmen. In diesen zeigte er ein Studium, wovon man bisher in der komischen Oper, wo man Alles flach und locker zu nehmen pflegte, kein Beispiel gehabt hatte. Er suchte und ihm gelang, den jedesmaligen Charakter zu entwickeln. Was er in den Opern Montane et Stephanie, Le Délire, Benjovski, Ariodant, Zoraïme et Zulnar, le Château de Montényero u. a. geleistet, ist noch in Jedes Andenken. Seit der Vereinigung beider komischen Opernbühnen auf dem Theater Feydeau ist Gavaudan in der letzten Zeit der

einzige Schauspieler daselbst gewesen, der einer gewissermaaßen classischen Reputation genoß. Martin und Elleviou dankten sie mehr ihrem Gesang. — Es ist als ein Verlust zu betrachten, daß er sich in der Reife des Talents, denn er kann kaum fünf und vierzig Jahr alt seyn, schon vom Theater zurückgezogen hat.

Madame Gavaudan.

Sie ist die Gattin des Vorigen, hat aber die Bühne nicht verlassen, auf der sie allein den Namen einer Künstlerin verdient. Wollte man ihr indeß auch die Künstlerschaft streitig machen, so muß man ihr wenigstens eine interessante Routine zugestehn, welche durch eine höchst graziöse Schalkheit, so wie durch eine höchst lobenswerthe Verständigkeit einen noch größern Werth erhält. Ohne den allgemeinen Fehler der Einförmigkeit würde sie gewiß Epoche machen.

Ihre Stimme ist von geringem Umfang, zeigt aber in der hergebrachten sprechenden Manier ausnehmende Klarheit, Sicherheit und Gewandtheit. Da sie Kammermädchen spielt, wo sie fast immer nur Witz, niemals lyrische Gefühle darzulegen hat, so ist auch jener gesprochene Gesang bey ihr besser angebracht.

Lesage.

Er verdient wenigstens noch genannt zu werden, denn er spielt seine alten komischen Bedienten in einer Manier, daß man ihm den Namen des Brunet der komischen Oper beilegen könnte.

* * *

Das Théâtre des Variétés, ein Theater der zweiten Gattung und das letzte in unserer Gallerie, besitzt die zwei originellsten Komiker wahrscheinlich von ganz Frankreich, Brunet und Potier. Beide machen das Glück dieser Bühne, welche beim Publicum in so großer Gunst steht, daß selbst die ersten Bühnen sie darum beneiden.

Brunet.

Dieser Schauspieler theilt den Ruf, den er durch ganz Europa genießt, nur mit Talma, ja Kemble erklärte bei seiner Rückkehr aus Frankreich Brunet für den einzigen Schauspieler dieses Landes. Und diesen Ruf genießt er schon über zwanzig Jahr, und immer drängt sich das Publicum zu den Vorstellungen, in welchen es Brunet und seinen Jocrisse (eine Art Arlequin oder Truffaldin, von dem man nicht recht weiß, ob er zu den Narren oder zu den Klugen gehört) sehen kann. Worin liegt diese anziehende Kraft?

Brunet besitzt die theilweise Kunst, jene dummköpfig-witzigen, jene sorgsam-nachlässigen Gesellen, welche man in den neuern Zeiten mit dem Namen Jocrisse bezeichnet, mit einer Wahrheit und Freiheit vorzustellen, welcher zu einer wahren Künstlervollkommenheit nichts als eine bedeutendere Tiefe in der Charakterzeichnung abgehen dürfte. Er weiß die Natur bis in die Haarspitzen aufzufassen und wiederzugeben; auch nicht eine Fingerbewegung erscheint unpassend oder der Einheit der Rolle widerstrebend. Dabei hat sein Spiel das Verdienst, daß es ohne alle äußere Mittel sich ganz und allein auf die geistige Wirkung beschränkt, die eine schauspielkünstlerische Vorstellung hervorzubringen im Stande ist. Ohne äußere Bewegung spricht er oft mit der Einförmigkeit eines Hinscheidenden, im Zorn und in der Freude ist sein Aeußeres nicht anders als in dem Augenblick, wo er, seinen Herrn erwartend, in Schlaf sinkt, und eben dadurch bringt er die mächtigsten Wirkungen hervor. Alles ist so wahrer Abdruck der Natur, daß man ähnlichen Erscheinungen auf allen Schritten und Tritten begegnet zu seyn glaubt, und man findet es unterterhaltend und vergnüglich, sie auf der Bühne an sich vorübergehen zu lassen, da sie durch vollkommne Einheit zu einem lebendigen Ganzen verbunden sind. Diese Einheit aber erreicht Brunet nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Kunst, sondern durch eine gleichsam bis zur Sättigung eingeübte Routine, welche bei ihm einen Grad der Zweckmäßigkeit und des Zusammenhangs erlangt hat, zu dem sonst nur die Kunst sich emporschwingt.

Aber auf diese enge Sphäre ist auch Brunet beschränkt, und hier ist er immer derselbe Dümmling und immer auf dieselbe Weise, nur in andern Situationen. Und bei aller dieser Einförmigkeit geht kein Wort aus seinem Munde, dem nicht das allgemeine Gelächter folgte. Worin der wahre Grund davon liegt, möchte vielleicht nicht so leicht anzugeben seyn.

Unter Bonaparte hat Brunet aber auch eine politische Rolle gespielt. Während sich Alles, vornehm und gering, vor dem Allmächtigen beugte, wagte Brunet allein, ein lebendiger Pasquino, den Despoten in unauf-

hörlichen Witzen, Wortspielen und Calembourgs durchzuziehen, und der Bestürmer der Welt, dem diese ewig wiederholten Stiche endlich unerträglich wurden, wagte sich nicht an einen Schauspieler, dem der Ruf seines Talents und seiner Rechtschaffenheit zum Harnisch diente, und der der Liebling des Publicums war. Man begnügte sich lange mit Verweisen und Drohungen, die aber Brunet bis zum Abend schon so rein vergessen hatte, daß er sich deren stets neue zuzog. Da nichts half, steckte man ihn endlich, wenn er es zu arg getrieben hatte, und zwar unmittelbar nach der jedesmaligen Vorstellung, auf längere oder kürzere Zeit ins Gefängniß. Dann versammelte sich das Publicum auf seinem Wege und umringte ihn unter Beifallsbezeigungen; er aber sagte freundlich: Faites-moi place, Messieurs, je vais en prison.

P o t i e r.

Er war ursprünglich bestimmt, Brunets Stelle zu vertreten, entwickelte aber gleich anfangs eine völlig verschiedene Manier, wodurch die Dichter, welche für dies Theater schreiben, Gelegenheit bekamen, auch für ihn gewissermaaßen ein neues Rollenfach zu schaffen. Worin dies besteht, läßt sich nicht wohl angeben, da der Kreis, in welchem dieser Schauspieler sich bewegt, bey weitem nicht so eng begrenzt ist, wie bei Brunet.

Zwar gilt, was von Brunet gesagt worden ist, auch von Potier, nur mit dem Unterschiede, daß dieser eine bei weitem größere Mannigfaltigkeit in der Form besitzt. Ist sie auch noch keine Universalität, so hat sie doch das Verdienst, daß sie seinen Leistungen stets eine mehr oder weniger verschiedene Physiognomie gibt, da hingegen Brunets Rollen immer einerlei Gepräge haben. Darin aber möchten beide in gleichem Falle seyn, daß sie sich gleichsam in ihrem Fache festgespielt haben, und nicht wieder heraus können.

Potier hat überhaupt mehr wahre Lebendigkeit, mehr eigenthümliche Originalität als Brunet. Auch treibt er die äußere materielle Passivität im Spiele noch weiter. Er spielt ganze Rollen, in denen sich keine andere Bewegung zeigt, als daß er eben kommt und geht.

Es ist kaum denkbar, daß eine Karikatur ohne Karikatur vollkommner dargestellt werden kann, als von Potier; er faßt Alles geistig, nichts materiell auf; Alles scheint rein intellectuel, gleichsam körperlos. Diese bewundernswürdige Eigenschaft seines Spiels zeigt sich besonders da, wo er das linkische Wesen eines Neulings oder eines nicht zur niedern Classe gehörigen Dummkopfs darzustellen hat, wo also eigentliche Karikatur nicht Statt findet. Dem Anschein nach geht und steht und spricht er in diesen Rollen wie alle andere Menschen, und doch blickt trotz diesem äußern Anstande seine Tölpelhaftigkeit aus allen Fingerspitzen hervor. Als Beleg nennen wir seinen Ci-devant jeune homme, der sein Triumph und auf alle Weise unübertrefflich ist.

Diese seltenen Eigenschaften haben denn Potier zum Liebling der Franzosen gemacht; man spricht von ihm als einem der ausgezeichnetsten Genies unseres Zeitalters; seine Vorstellungen werden als Heilmittel gegen die Hypochondrie empfohlen. Auch hat er schon nach Art aller berühmten Personen einen Schriftsteller gefunden, der seine Bonmots und Calembourgs gesammelt und unter dem Titel Potieriana herausgegeben hat.

Auch wir sind der Meinung, daß Potier einer der merkwürdigsten Schauspieler unserer Zeit seyn dürfte.

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteristiken

der Zeitgenossen.

Digitized by Google

Dr. Gottlob Christian Storr,

königl. würtembergischer Consistorialrath und Oberhofprediger in Stuttgart. Die äußere Lebensgeschichte dieses trefflichen, in der Geschichte der würtemberger Gelehrten Epoche machenden Theologen ist, wie die Geschichte der meisten eigentlichen Gelehrten, einfach und ohne bedeutende Abwechslungen. Er war den 10. September 1746 zu Stuttgart geboren, der Sohn des herzogl. würtembergischen Consistorialraths, Prälaten zu Alpirspach und Mitglieds der zur Universitätsvisitation verordneten Deputation, Johann Christian Storr, und seine Mutter Euphrosine Margarethe, eine geborne Röslin. Schon in der Sphäre geboren, in welcher er selbst hernach so ausgezeichnet glänzte, konnte er, bei den überdies glücklichen Vermögensumständen seiner Eltern, eine freie, liberale Erziehung genießen, und der fromme, religiöse Sinn dieser Eltern legte zugleich frühzeitig in seinem Gemüthe den Keim einer christlichen, frommen Lebensansicht nieder, die ihn nie wieder verließ und seiner ganzen Denkungsart in der Folge die eigenthümliche Färbung und Richtung gab. Unverkennbar war daneben schon in dem ganzen Thun des Knaben eine gewisse Ernsthaftigkeit und Würde, eine Hinneigung zu dem Wahren und Gehaltvollen, neben welcher er doch auch sehr lebhaft, kindlich heiter und höchst angenehm seyn konnte — schon im Knabenalter die Abschattung und der Blüthenansatz des edeln Charakters, der mit Ernst und Würde so viel Heiterkeit und Lebendigkeit vereinigte, und nachmals ihn als Gelehrten, als Geschäfftsmann,

als Familienvater so vortheilhaft auszeichnete. Daß die Natur auch das Ihrige gethan hatte, um den lieblichen Knaben mit den schönsten Geistesanlagen, besonders mit einem glücklichen Gedächtniß auszustatten, braucht kaum erwähnt zu werden, da dies sein nachmaliger Ruf als gelehrter Theolog ohnehin voraussetzt. — Im Königreiche Würtemberg sind die Einrichtungen zur Bildung junger Theologen musterhaft, und wie den Studirenden dieser Art schon auf Schulen und Gymnasien eine besondere Aufmerksamkeit, mit Rücksicht auf ihren Zweck, geschenkt wird, so finden sie in dem theologischen Seminarium zu Tübingen, wo der theologische Cursus gewöhnlich auf fünf Jahre bestimmt ist, eine Anstalt, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat, und welche als die vornehmste Pflanzstätte der würtembergischen Gründlichkeit in der Theologie anzusehen ist. Der Bildung auf den Schulen und dem Gymnasium seiner Vaterstadt verdankte nun Storr freilich wenig, indem er diese Anstalten zwar nach dem Willen seines Vaters besuchen sollte, allein durch eine langwierige Augenkrankheit, die auch in den spätern Jahren von Zeit zu Zeit wiederkehrte, verhindert, nicht konnte, und nur das letzte Jahr vor dem Anfang seiner academischen Studien, das 1761ste, brachte er in der ersten, der unmittelbaren Vorbereitung auf die Universität bestimmten Classe des Gymnasiums zu. Was ihm hier nicht hatte gewährt werden können, das ersetzte ihm der häusliche Unterricht theils seines Vaters, theils anderer Privatlehrer; und obwohl ihm seine Augenkrankheit oft mehrere Wochen lang jede Beschäfftigung, wobei der Gebrauch des Gesichts nicht entbehrt werden konnte, unmöglich machte, so hatte doch vielleicht gerade diese Krankheit einen nicht unwichtigen Einfluß auf seine Denkweise, und gewöhnte ihn, in sich selbst einzukehren, und so in der Stille des Selbstdenkens jene Gründlichkeit zu entwickeln, die mitunter fast peinlich, immer aber ein sehr wichtiger Vorzug seiner gelehrten Arbeiten ist. Er selbst erklärt sich darüber in einer hinterlassenen Handschrift auf folgende Weise: „Meine so lang angehaltene Augenkrankheit, wegen welcher ich oft drei Wochen nicht nur nicht lesen, sondern gar kein Licht ertragen konnte, war wohl mit Ursache, daß ich mich gewöhnte, sehr viel für mich selbst zu denken, mir aus dem Gefaßten Regeln zu abstra-

strahiren, über Kleinigkeiten den Gründen nachzudenken, und mir die, Manchen in meinen Schriften beschwerlich gewordene Art, überall Gründe beizubringen, Zweifeln zu begegnen, Nebenideen mitzunehmen, — anzugewöhnen. Je weniger ich damals durch äußere Zeichen in meinem Denken wegen meiner Augen unterstützt wurde, desto mehr mußte ich Nachdenken und Einbildungskraft anstrengen." — Das 16. Jahr hatte er zurückgelegt, als er die Universität Tübingen bezog und sofort in das theologische Seminarium eintrat. Der eingeführten Ordnung gemäß widmete er die ersten Jahre seines akademischen Lebens den vorbereitenden Wissenschaften, der Philologie, der Geschichte, der Philosophie, besonders der Mathematik. Statt der gewöhnlich dazu bestimmten zwei Jahre setzte er diesen Cours drei Jahre fort, und ging hierauf, sein philosophisches Studium mit einer Dissertation: de physica ad majorem simplicitatem reducenda, beschließend, 1765, zum dreijährigen Cursus der Theologie über, wo seine vornehmsten Lehrer, die einst so berühmten Namen: Reuß, Cotta, Sartorius, Clemm, waren, von welchen der erstere in der Folge sein Schwiegervater wurde. Auch diese Periode seiner theologischen Bildung beschloß er mit einer berühmt gewordenen Abhandlung, qua insigne de Christo oraculum, Esai. 52, 13 — 53, 12. illustratur (1768), und unterstützte dann, nach rühmlichst bestandenem Consistorialexamen, seinen Vater in seinen kirchlichen Geschäfften. Hier aber möchten wir wohl den Gütern und Schätzen der Erde eine Lobrede halten und den glücklich preisen, dem sie auf dem Wege seiner Entwicklung zu Gebote stehn, da sie auch den jungen Theologen in Stand setzen, ein Mittel zu seiner Ausbildung und Vervollkommnung zu benutzen, das durch kein anderes Surrogat ersetzt werden kann, und ohne welches der menschlichen Bildung in jeder Sphäre die Freiheit, die Vielseitigkeit, die Liberalität — mit einem Worte die rechte Politur und Abglättung fehlt. Wir meinen: Reisen in fremde Länder mit literarischem Zweck, — dieser rechte Springstock, um aus dem engen Kreis des eingeschränkten bürgerlichen Lebens sich in die freie Region einer universalen, umfassenden Ansicht des Lebens und der Wissenschaft aufzuschwingen.

Storr, durch die Freigebigkeit seines Vaters in den Stand gesetzt, begann im Jahr 1769 mit seinem Bruder, dem Arzt, eine Reise in die Niederlande, welche in den beiden folgenden Jahren durch England, Frankreich und Deutschland fortgesetzt wurde, und ihn in Leyden zu einem Schüler der beiden größten Philologen des vorigen Jahrhunderts, eines J. J. Schultens und eines Valkenaer machte. Dieser Aufenthalt in Leyden entschied gewiß für die philologische Richtung seiner Theologie, und gab ihm einen Vorzug, der so vielen berühmten Theologen abgeht, die genaueste, vertrauteste Bekanntschaft mit dem classischen Alterthume. Merkwürdig und bedeutungsvoll genug, um hier angeführt zu werden, war sein Zusammentreffen mit Schnurrer und Grießbach in Paris, die in gleicher Absicht, wie er, die gleiche Reise machten, und mit welchen er in den großen Sälen der herrlichen Bibliothek eine Freundschaft schloß, die, bis zum Grabe aushaltend, in dem fortgesetzten gleichen literarischen Streben dieser Männer immer neue Nahrung fand. Im Jahr 1772 kehrte Storr in sein Vaterland zurück, und die Knospe seiner Bildung hatte sich zur schönsten Blüthe entfaltet. Seine Bemerkungen über die syrischen Uebersetzungen des N. T. (1772) und über die arabischen Evangelien (1775) trugen seinen Namen auf den Fittigen des Ruhms selbst über das Meer, — und der zum Manne gereifte Jüngling wußte überall durch seine Gewandtheit, Freiheit im ganzen Thun und Wesen und jene ihm charakteristische Verschmelzung des Ernstes und der Würde mit Heiterkeit und Humanität sich Beifall zu erwerben. Von da an stieg er denn auch schnell von einer Staffel der Beförderung zut andern empor. Im Jahr 1772 wurde er Repetent im theologischen Seminarium zu Tübingen. 1775 kam er als Vicarius nach Stuttgart. Im nämlichen Jahre rief ihn die Bestimmung zum außerordentlichen Professor der Philosophie wieder nach Tübingen zurück. 1777 trat er ein außerordentliches theologisches Lehramt an und erhielt die theologische Doctorwürde. 1780 wurde er vierter Professor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger. 1786 dritter ordentlicher Professor der Theologie, Superattendent des theologischen Seminariums und dritter Frühprediger; und 1797 rief ihn der König als Oberhofprediger und

Consistorialrath nach Stuttgart, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Daneben fehlten ihm auch die lieblichen Blumen häuslicher Freuden nicht, indem er mit der einzigen Tochter seines, wie er selbst sagt, unvergeßlichen Lehrers, des Tübingischen Kanzlers Dr. Jerem. Friedr. Reuß, Charlotte Amalie, sich 1775 verheirathete und hier der glückliche Vater von fünf Kindern wurde. Freilich verwundeten ihn in diesem Blumenstraus sehr schmerzhafte Dornen. Ein erwachsener, hoffnungsvoller Sohn starb 1786, und 1789 verlor er innerhalb zwei Monaten drei liebenswürdige Töchter durch den Tod, so daß nur eine Tochter, Christiane Luise, den Vater überlebte. — Würtembergs Theologen haben sich zu aller Zeit und so auch in der letzten Periode durch ein kräftiges Festhalten an evangelischer Rechtgläubigkeit und dann vornehmlich durch eine seltene Gründlichkeit in den der Theologie dienenden, historischen und andern positiven Wissenschaften ausgezeichnet. Möchte man vielleicht hin und wieder an ihnen jene Lebendigkeit, jene umfassende, gemüthvollere Ansicht der Religion vermissen, die doch nothwendig ist, wenn das Heiligthum des Glaubens recht aufgeschlossen werden soll; möchte man meinen, daß von ihnen der Reflexion und dem speculirenden Verstande im Ganzen zu viel eingeräumt sey; so wird der Kenner nichts desto weniger zugeben müssen, daß gerade die Theologie dieses Landes das eine Bedürfniß in unsern der Kirche so ungünstigen Zeiten befriedigte, und von der einen Seite her dem wachsenden Heidenthum entgegen trat, indeß der Geist der Kirche dafür gesorgt hat, daß in andern Gegenden auch das andere Bedürfniß gestillt und auch von der andern Seite her das Heil des Glaubens gegen die Anmaaßungen des Unglaubens verwahrt wurde. Daß dort wie hier, und, jedes Streben für sich genommen, bey dem einen wie bey dem andern die Spuren der Einseitigkeit nicht ausbleiben konnten, versteht sich — so wie daß weder das eine, noch das andere fehlen durfte, wenn nach dem Rathe des Ewigen nicht alles Christenthum von dem frivolen Europa verschwinden sollte. Interessant dürfte in dieser Hinsicht eine Vergleichung der würtembergischen Theologen mit den sächsischen, an deren Spitze vielleicht Reinhard oder noch besser Herder zu stellen wäre, ausfallen, und es würde sich

vielleicht zeigen, daß die dem ascetischen Theile mehr zugeneigten Schweizertheologen, die denn auch der Einseitigkeit ihren schuldigen Tribut nicht vorenthalten können, gleichsam ein verbindendes Mittelglied zwischen jenen beiden bilden. — Ein echter Theolog Würtembergs in der hier angedeuteten Bestimmung war gewiß Storr, und wir können ihn, ohne Widerspruch fürchten zu dürfen, getrost an die Spitze seiner theologischen Landes- und Zeitgenossen setzen. Er war, die Zeit seines öffentlichen Wirkens über, unstreitig der Tonangebende, und noch jetzt wiederholt sich seine Weise in den gelehrten, gründlichen Arbeiten seiner Freunde und Schüler. Große, gründliche Gelehrsamkeit in allen Fächern des theologischen Wissens zeichnete ihn aus. Schon der ganze Gang der gelehrten Bildung im Würtembergischen mußte einen fähigen Kopf, wie Storr, mit diesen Schätzen reichlich begaben. Dabei lag ihm die Sache, deren er sich annahm, wirklich am Herzen — durchdrungen und erfüllt von dem, was er trieb, glich er nicht so vielen akademischen Theologen des übrigen Deutschlands, deren gelehrte, wissenschaftliche Bemühungen einer ganz außerwesentlichen Absicht ihren Ursprung verdanken und — die in der That nicht schreiben und studiren, weil ihnen die Wissenschaft als solche und um ihrer selbst willen werth ist. — Allein sein Interesse an dem Evangelium, das auf dem edeln Grunde eines frommen Lebens beruhte, nahm überall, wo er als Schriftsteller oder Docent auftrat, eine speculative Richtung an. Bewiesen, in gepanzerten, scharfgerüsteten, treffenden Argumenten auseinandergelegt und mit centnerschweren, schon durch ihr Gewicht den Gegner erdrückenden Beweisen ausgestattet mußte Alles werden, was der gelehrte Titan hören ließ, um die aufstrebenden neuen Götter niederzuhalten. Was wahr ist, das muß, meinen die Theologen Würtembergs, auch sich klar und stringent und für den Verstand beweisen lassen. Das hat ja unlängst erst der gelehrte Süskind in seiner Darstellung und Widerlegung des Schellingschen Religionssystems so ernstlich versucht. In diesen wenigen Zügen erblicken wir die ganze Eigenthümlichkeit Storrs als Schriftsteller und Theolog überhaupt, die Eigenthümlichkeit, in welcher er noch jetzt lux und tuba für die Tübinger Theologen ist, und noch lange bleiben wird.

Es thut dem, der noch Sinn hat für redliches und eifriges Wirken, in welcher Sphäre es seyn mag, ungemein wohl, die Innigkeit und Aufrichtigkeit zu bemerken, mit welcher Storr in die Tiefen der Dogmatik, der orientalischen Philologie, der biblischen Kritik hinabstieg, zu sehen, daß der treffliche Mann an kein literarisches Unternehmen sich machte, ohne mit dem ernsten Willen, aus dem tiefen Schacht der Untersuchung, nicht taubes Gestein und blendenden Glimmer, sondern edles Erz zu Tage zu fördern. Und wenn man freilich bisweilen die höhere, in dem Heiligthume des Gemüths erzeugte und gezeitigte Ansicht der Religion, welche die kühnen Ansprüche des ordnenden, scheidenden Verstandes unter den Gehorsam eines universalen, klaren und innigen Glaubens im Herderschen Geiste gefangen nimmt, bei ihm vermißt, so läßt die herrliche Gründlichkeit seiner Untersuchungen mit den großen Heeresmassen der biblischen und antiquarischen Beweise, diesen Mangel wohl vergessen, und hier hat der gelehrte Mann große Reichthümer und Schätze niedergelegt, die, ein rechter theologischer Zauberer in Kraft des Geistes und Glaubens hebend, zum Nutz und Frommen der Kirche noch in späten Zeiten verarbeiten und unter die Menschen bringen möge. — So hat er in dem weiten schriftstellerischen Kreis, den er sich erwählt hatte, überall mit einer herrlichen Energie gewirkt, und wir sind überzeugt, daß der Segen davon, in seinem Vaterlande besonders, noch lange wahrzunehmen seyn wird.

Seine Freunde und Verehrer, die trefflichen Süskind und Flatt, auf welchen der fromme, aber verständige Geist des Verewigten im reichen Maaße ruht, haben nach seinem Tode 2 Bände seiner Predigten herausgegeben, nachdem früherhin mehrere Gelegenheitspredigten von ihm gedruckt worden waren. In ihnen tritt freilich wohl die Eigenthümlichkeit des Verfassers am deutlichsten zum Nachtheil ihrer Vollkommenheit hervor. So rein lehrend sind sie, so fern von allem Prunk bloß oratorischer Kunstwerke — mit unendlicher Gelehrsamkeit den Grund des Glaubens erforschend — aber doch auch, wie viel gehaltreicher als die blinkenden Reden unsrer sentimentalen Prediger in Berlin und andern Orten! — und ihnen

fehlt durchaus auch nicht eine sanfte, wohlthuende, verständige Wärme, die es dem Zuhörer gewiß sagen mußte, daß es dem, der so lehrte, ein Ernst um die Sache sey. Am glänzendsten aber sind seine Verdienste um die Exegese, um die Dogmatik und um die hebräische Sprachkenntniß.

Seine Observatt. ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes, 1779, haben ihm unter den orientalischen Sprachforschern einen Namen erworben, der ihn den großen holländischen Philologen gleichsetzte; und sein Commentar über den Brief an die Hebräer mit der weitläuftigen, ungemein gelehrten Abhandlung über den eigentlichen Zweck des Todes Jesu, welche den 2. Theil dieser Schrift ausmacht (Tübingen b. Heerbrandt 1809, 2te Auflage) wird für jeden gründlichen Theologen immer ein schätzbares Vermächtniß des großen Exegeten bleiben. Als solchen und als Kritiker hat er sich nicht weniger in seiner Schrift über den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe Johannis (Tübingen 1786); in seiner neuen Apologie der Offenbarung Johannis (1783) und den dazu gehörigen Dissertat. in Apocalyps. quaedam loca beurkundet und mit besonderm Glück und Scharfsinn das Accomodationsunwesen, das seit Semler in der Exegese spukte, bestritten.

Einen eigenthümlichen Weg ging er in der Dogmatik, und vielleicht sind seine Verdienste in dieser Hinsicht doch noch nicht genug anerkannt. Sein Compendium: doctrinae christianae pars theoret. e sacr. Lit. repetita, Stuttgard. 1793, (nachher von Flatt in's Deutsche übersetzt) deutet schon auf dem Titel den Geist der Behandlung an, und wohl haben wenige von Allen, die bibli-sche Dogmatiken in neuerer Zeit schrieben, den Umfang ihrer Aufgabe so klar und umfassend vor Augen gehabt als Storr. Er ist Supernaturalist, lutherischer Supernaturalist; aber mit der größten Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit hütet er sich, die Lehre der symbolischen Bücher in die Bibel hineinzutragen, überzeugt, daß ein gründliches Studium der Bibel von selbst auf die lutherische Ansicht zurückführen müsse. Wenig neuere Dogma-

tiken sind von der theologischen Kunstsprache so unabhängig als die Storr'sche, und sie ist überdies voll von sinnreichen, neuen Combinationen. —

Sein Leben endete frühzeitig, wenigstens viel zu früh für die Wünsche seiner Freunde und Verehrer. Sein schwächlicher Körper war schon öfters von bedeutenden Krankheiten erschüttert worden, und sein altes Augenübel suchte ihn in den spätern Jahren einige Mal wieder sehr empfindlich heim. Seine Versetzung nach Stuttgart 1797 scheint seiner Gesundheit sehr wohlthätig gewesen zu seyn. Allein nicht länger als bis zum Anfang des 1805ten Jahres widerstand sein geschwächter Körper dem Andringen der fremden, zerstörenden Gewalt. Im Spätherbste 1804 erkrankte er an katarrhalischen Beschwerden; diese wurden zu einem Katarrh- und Schleimfieber, und in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar 1805 entschlummerte er sanft und stille, sterbend wie er gelebt hatte, im noch nicht vollendeten 59. Lebensjahre.

Rudolstadt 1817,
gedruckt in D. C. P. Fröbels Hofbuchdruckerei.

Zeitgenossen.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Biographieen und Charakteristiken.

Zweiter Band.

(V—VIII.)

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.
1818.

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Zweiten Bandes

Vierte Abtheilung.

Digitized by Google

Johannes von Müller.

Von

R. v. Bosse *).

---

*) In der nächsten Abtheilung (der ersten des 3ten Bandes) wird noch ein Aufsatz über Johannes von Müller, von Hrn. Prof. Köthe in Jena mitgetheilt werden, der eigentlich dem Gegenwärtigen folgen sollte, für dies Heft aber zu spät eintraf.

B.

Digitized by Google

Johannes von Müller.

Johannes Müller ward um die Zeit geboren (3. Jan. 1752), als überall gefragt und geforscht wurde: wie man in den verschiedenen Zeiten und Ländern sein, der Seinigen, der Staaten und Völker Glück gemacht und befestigt habe? als die Geschichte allgemeine Lieblingswissenschaft geworden, und von den Nachbaren der Deutschen mit reichem gefälligen Schmuck, doch auch mit trügerischem Flitterstaat umgeben war. Ein neuer Lebenstrieb hatte sichtbar in der Europäischen Entwicklung Gewalt über das Welke und Dürre, ein neuer Trieb in dem Europäischen Volksleben Verweichlichung gewonnen; größere Geistes- und Kunstkräfte, als die Vorzeit kannte, beschleunigten das Gedeihen des Volkshaushalts; Meisterwerke der Italiäner, Franzosen und Engländer belehrten alle Gebildete über die Kunst der Gesetzgebung; mit dem Zauber der Neuheit traten zwei Wissenschaften hervor, Staatswirthschaft und Statistik; mit dem Glanz aller Wissenschaft umgab Friedrich 2. seine siegstralende Krone; und die Völker, menschenreicher, doch nicht mehr so frölich als sonst, trieben emsiger, und ängstlicher die Künste des Geldgewinns, erhöhten ihre Foderungen an die Staatsverwaltung, und wurden nachsinniger über ihre öffentlichen Leistungen, deren Verwendung und Zweck. Nie war ein Zeitalter den Geschichtschreibern gün-

stiger gewesen. Wie und was, als solcher, Johannes Müller für die Schweizer ward, läßt sich bis in seine frühe Kindheit verfolgen. Der zarte lebhafte Knabe scheute den Vater, einen strengen, ernsten, Wort und Bewegung abmessenden Mann, eben so sehr, als er mit Liebe und Vertrauen an der herzvollandächtigen, sanften, und freundlichen Mutter hing, die unter den Haushaltssorgen einer Landpredigerfrau (zu Neukirch) wissenschaftlichen Sinn in sich erhielt und in ihrem Johannes erweckte. So auch ihr Vater (Prediger zu Schafhausen), der viel über Schweizergeschichte gesammlet hatte, und Kupferstiche darüber dem noch nicht fünfjährigen Knaben zeigte, erklärte, und dann sich von ihm wieder zeigen und wieder erklären ließ. Was dieser gesehen, nahm seine Einbildungskraft als lebendiges Bild, und was er gehört, sein eisernes Gedächtniß als bleibendes Eigenthum auf. So anschaulich und gemüthlich erzählte der Kleine, daß er schon damit bei Ehrentagen die Gesellschaften unterhielt. Er war gegenwärtig, als den geliebten Grosvater der Schlag rührte, und schien ein Vorgefühl davon zu haben. „Am Abend wollte der Grosvater das Abendgebet verrichten, und gab, wie gewöhnlich, dem Enkel das Buch, es aufzusuchen. Dieser blätterte immer zu hinterst, unter den Gebeten für Sterbende; und als jener ihm das Buch wegnehmen wollte, um das heutige Gebet zu suchen, wollte es der Knabe nicht lassen, und sagte immer: da müßt ihr lesen! *)“ Bewegt nahm der Grosvater das Buch, las und neigte sein Haupt. Der Trieb zur Geschichte wucherte in dem Knaben fort, Tisch und Spiel vergaß er über Hübner's Geographie und Geschichte, und kaum des Schreibens kundig, schrieb er schon, in dieser Weise, eine Geschichte seiner Vaterstadt Schafhausen. Im 11ten Jahre wußte er die Namen und Todesjahre der Beherrscher der s. g. vier Weltreiche und die Reihefolge der Burgemeister und Vorsteher seiner Vaterstadt auswendig; und im 13. Jahre „entzündeten in ihm,“ wie er sagt, „die römischen Schriftsteller, welche er in erstohlenen Stunden an den sonderbarsten Orten zu lesen pflegte, eine unaus-

*) Joh. v. Müller's sämtl. Werke, herausgegeben von Joh. Georg Müller, bei Cotta. 4 Th. S. 10.

sprechliche Verehrung und Liebe großer Männer und der Freiheit.“ Der todte Wort- und Gedächtnißunterricht in der Schule war ihm höchst peinlich gewesen; ganz anders ging es in der höheren Lehranstalt, dem s. g. Collegium humanitatis seiner Vaterstadt, wo es sich traf, daß sieben Lehrer ihn zum einzigen Schüler hatten: wie die Löwin nur ein Junges nährt, aber einen Löwen. Von ihnen, die zum Theil die Welt gesehen hatten, lernte Müller mehr gesprächs- als vortragsweise; und überhaupt „mußte er mit denken und mit sprechen, wenn für ihn Belehrung entstehen sollte,“ wie sein gründlicher Beurtheiler, Heeren bemerkt *). Durch diese Unterrichtsweise erhielt er zugleich eine eigenthümliche Anmuth in vertrauter Unterhaltung und wissenschaftlichen Gesprächen. Auch ward ihm die Bescheidenheit so zur Gewohnheit, daß er, nach der Beobachtung eines französischen Staatsmanns, des Grafen Simeon **), im Umgange seine Geistesüberlegenheit nie fühlen ließ. Sein freundliches Gesicht mit unbeschreiblich sanften Zügen und einem feinen Farbenwechsel nahm auf den ersten Blick ein; es war rund, aber nicht voll; Nase, Mund und Kinn waren fast zu zart gebaut gegen das Große, was im Auge und Stirn lag. Aus dem himmelblauen, stark hervorstehenden Auge stralte die reinste Herzensgüte, und der Blick aufwärts, wie er pflegte, gerichtet, schien mit gewaltiger Kraft zu den höchsten Zielen menschlicher Vernunft zu dringen, und, (mit dem Dichter zu reden) die Seele in die Himmel zu senden. Man sah dem Auge an, daß es mehr bei tiefen inneren Betrachtungen als zu schnellen äußeren Beobachtungen diente; zu diesen und dadurch zu Entdeckungen aus Winken, Gebehrden, und Treiben in gesellschaftlichen Kreisen, war es auch wegen Kurzsichtigkeit wenig geschickt; ein Umstand, der bei spätern Lebensverhältnissen nicht ganz bedeutungslos gewesen. Seine offene, hohe und gewölbte Stirn kündigte den grundehrlichen Mann, den beharrlichen Forscher, den freisinnigen Denker an. Seine Stimme hatte Wohllaut, doch fehlte ihr Tiefe und Stärke. Die Schweizerische Mundart ver-

*) Joh. v. Müller der Historiker S. 12.

**) Rede an seinem Grabe.

rieth sie wenig im Deutschen und noch weniger im Französischen: Johannes war zierlich gewachsen, Hand und Fuß fein, die Brust nicht unkräftig gebaut; in der ganzen Gestalt viel Beweglichkeit, der Gang leicht, der Anstand natürlich. Die Gesundheitsfülle konnte der eisernste Fleiß nicht erschöpfen. Die aufgehende Frühlingssonne traf den Jüngling schon bei theologischen Büchern, (er war von den Eltern zum Predigtamt bestimmt) dann las er in der Urschrift Abschnitte aus dem alten und neuen Testament, bereitete sich auf die übrigen Vorlesungen, hörte diese, und beschloß tief in der Nacht das Tagewerk bei seinen Lieblingswissenschaften. So übertrug er die häusliche Arbeitsordnung der Mutter auf seine wissenschaftliche, und blieb ihr bis in den Tod treu. Noch nicht volle 18 Jahr alt ging er nach Göttingen, wo er, nach seiner schon angedeuteten Weise, wenig aus Vorlesungen, viel aus Büchern und aus dem Umgang mit Schlözer, Gatterer und Miller lernte. Dieser Umgang beweist besser, was er schon damals war, als es durch seine Briefe ins väterliche Haus geschieht, und selbst das Einzige, was in diesen Briefen schon vollkommen reif ist, die Schilderung seiner glühendsten und reinsten Liebe für die Wissenschaft, mußte aus dem Munde des begeisterten Jünglings einen ganz anderen Eindruck machen, als aus seiner noch nicht ganz folgsamen Feder. Miller hat das Verdienst, seinen wissenschaftlichen Beruf erkannt und ihm den Gedanken zur vaterländischen Geschichtschreibung gegeben, und Schlözer seine Arbeiten für die Beschreibung des Cimbrischen Krieges geleitet zu haben. Zuvor schrieb Johannes eine Dissertation: „Die Kirche möge doch ja nichts fürchten," weil er den Glauben vom Gemüth und nicht von Spizfindigkeit abhängig hielt, und an den neuen Deuteleien Aergerniß nahm: „wie ein braver Kriegsmann, der von Capitulation hört, einen derben Fluch darauf sezt, und dann unwillig vom Corps sich losreißt." Bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt ward er dort Professor der Griechischen Sprache; aus der Schweiz für die Bearbeitung ihrer Geschichte eifrig unterstüzt; und in Deutschland durch seinen „Cimbrischen Krieg" mit Auszeichnung bekannt: nicht weil er seines Stoffes Herr geworden, sondern weil er auf dem Wege war, es zu werden. Das Gliederwerk der Begebenheit war sorgfältig zusammengetragen, aber

noch fehlte Gestaltung und Leben. Jenes Zusammentragen ist aber der Anfang der Geschichte, und nicht eher kann Deutschland eine Geschichte erhalten, als bis dafür das Zusammentragen im Einzelnen, wie für den Cimbrischen Krieg, vollendet ist. Johannes stand nun in vielfachem Briefwechsel *) mit Gelehrten, und traf 1773 in der „Gesellschaft, welche jährlich aus einem großen Theil der Schweiz in Schinznach (nachher zu Olten bis zur Revolution 1798) unter Habsburg zusammenkam, den Freiherrn von Bonstetten. Da entstand gleich dem Bliz, der eine schnell durchfahrende, alles umfassende Flamme urplözlich entzündet, jene Freundschaft, davon Urkunden **) Friederike Brun, die dänische Muse, derselben Empfindung würdig, vor die Augen des Publicums gebracht hat.“ Nie zuvor hat die deutsche Sprache die Empfindungen der Freundschaft zartsinniger, geistvoller und kernhafter ausgedrückt. Ihr werden die Blüthen der Wissenschaft mit der liebenswürdigsten Anspruchlosigkeit hingegeben, und deren Reize dadurch zauberähnlich erhöhet. (Zu verwundern ist, daß dieser Briefwechsel nicht häufiger beim Schulunterricht gebraucht wird.) Aus dem Herzen kam bei Johannes der Geist; wenn er schrieb, geschah es nicht mit jenem kalten starren Nachdenken, vor dem das Gemüth sich zurückziehet, und nichts zeigt, als die nackten Säze zu der Kettenrechnung von Mitteln und Zwecken, sondern sein ganzes Gemüth war aufgeregt, gespannt und beschäftigt, das Blut jagte durch die Adern, das Auge glühte, und die Lebensthätigkeit stand auf ihrer höchsten Stufe. So wie er selbst ward Niemand durch ihn begeistert, wie treu sich auch dem Gewaltdrang der Gefühle die Worte nachbildeten. Der erste „wahre Spiegel seines Ich“ wie Heeren sagt, sind jene Briefe; in ihnen bildete sich seine Sprache, und er fühlte das selbst, als er schrieb „Rousseau zeigt mir die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das

*) In diesem Briefwechsel, besonders in dem mit seinem Bruder wird der Gang seiner Bildung fast Tag und für Tag nachgewiesen. Ein Abriß von dieser Schilderung seines inneren Lebens würde nur Verstümmelung seyn.

**) Briefe eines jungen Gelehrten. Vollständig in den hinterl. Werken.

ganze denkende Europa entzückt — nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Jupiter seine Donner?“

Noch in demselben Jahr besuchte er Bonstetten auf seinem Gut Valeyres, und wünschte nun „Weltkenntniß zu erlangen, Völker, Städte, Länder, Sitten, was Großes und Schönes zwischen der Thames und Tyber zu sehen.“ Seine Freunde empfahlen ihn dem Staatsrath Tronchin zu Genf zur Erziehung seiner Söhne. Dort, oder bei Bonstetten lebte er von 1774–1780 in dem Umgange vieler geistreichen Männer und merkwürdigen Fremden: eines Voltaire, Bonnet, Lords St. Helens, des jezigen Sprechers im Englischen Unterhause Abbot u. a.; dort hörte er alte ausübende Staatsmänner über öffentliche Sachen vertraulich reden; dort sah er das unruhige Treiben eines von Innen und Außen aufgeregten Freistaates; und dort mußte er seine Ansichten über den Gang der Weltbegebenheit zur Klarheit bringen, da er Vorlesungen über allgemeine Geschichte vor einer sehr gebildeten und aus den verschiedensten Völkern zusammengesezten Versammlung hielt. Die Vorlesungen, damals mit der lebendigsten Theilnahme und dem lautesten Beifall gehört, haben die Grundlage zu den „Allgemeinen Geschichten,“ geliefert, welche in seinen hinterlassenen Werken abgedruckt, und zwar stellenweis nicht völlig ausgearbeitet, in der sorgfältigen Zeichnung aber so wie in der Farbenmischung, in der Kraft der Darstellung und in der Durchführung der allgemeinen Grundzüge meisterhaft gelungen sind. Das Bewunderungswürdigste durch tiefe Forschung, unbefangene Wahrheitsliebe und innige Frömmigkeit scheint die Betrachtung über den geschichtlichen Ursprung der Religionen zu seyn. Die Wirkung der höchsten Gedanken in den einfachsten Worten ist unbeschreiblich. Durch die ganze Schrift leiten die Grundsäze, wovon er in seiner Lebensgeschichte folgende Darstellung macht: „Verehrung der Democratie zu Unterwalden; der Aristocratie zu Venedig; zu Bern; der Monarchie in jedem größern Staate; in der Religion des Reinsten, Innigsten, Höchsten; eine unerschütterliche Festigkeit der Behauptung urkundlichen Rechts, welches der Anker von Sicherheit und Ruhe ist; der Zweck fortgehender Vervollkommnung durch die möglichste, aber geordnete Freiheit, durch eine weise Stimmung der öffentlichen Meinung, und eine wohl-

vorbereitete Verbesserung der Gesetze und Anstalten; drei haßwürdige Ungeheuer: die Anarchie, welche die Auflösung der Ordnung ist und nicht bestehen kann; die Despotie, welche die Untertretung der Gesetze ist, und der man zu entweichen sucht; am allermeisten die ungemessene Präpotenz irgend einer einzelnen Macht, welche die Zerstörung aller Freistätte, der Tod aller Hofnungen des Menschengeschlechts ist, und ohne einen gänzlichen Unwerth der Völker, eine gänzliche Erstummung aller Männer von Geist und Muth, und ohne doppelte Verrätherei der Räthe an den Fürsten, der Fürsten an ihren Häusern und sich selbst, nicht sollte aufkommen können." Hierüber läßt Johannes die Weltgeschichte antworten, nicht durch allgemeine Aussprüche, sondern durch die an den einzelnen in sich verketteten Thatsachen fortlaufende Handlung des Menschengeschlechts und durch die sich daraus ergebende Offenbarung. Nur am Schluß trit er selbst, wie zum lezten Spruch hervor: „Erfülle treflich die vom Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könnest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürfest. Dadurch werden Könige groß; dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit. — Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rads am mystischen Wagen der Weltregierung schallt das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte."

Wie er weder eine blinde Vorliebe für Eine Staatsverfassung noch für Ein Volk hatte, so hatte er sie auch nicht für die Schriften irgend eines Volkes; das Vortrefliche ergriff er, wo er es fand; und was er fand, bezog er auf Geschichte und Leben. In der Gesellschaft zu Genf galt er zwar nur durch seine Gelehrsamkeit, aber nicht durch die todte, von der Welt entfernte, schriftlich verzeichnete; sondern durch die mündlich belehrende, auf die Welt angewandte, mit Geist und Anmuth in die Unterhaltung verwebte. Die Gesellschaft zu Genf gehörte zu den gebildetsten von Europa, und sie besprach alle Staatsver-

handlungen und wissenschaftliche Untersuchungen, welche in diesem an die Tagesordnung kamen. Wollte Johannes darüber mitsprechen, so durfte ihm keine bedeutende Schrift des Tages entgehen. Auf der andern Seite konnte er für seine geschichtlichen Vorlesungen auf keine Erfolge rechnen, wenn er nicht den täglichen Umgang mit den verewigten Weisen fortsezte; auch hatte er den Plan, die Geschichte der Schweiz zu schreiben, stets vor Augen, und dieser Plan ließ sich, ohne mühsames Urkunden- und Schriftenlesen, nicht verfolgen. Sein fast übermenschliches Gedächtniß war, ohne Hülfe, der Lösung einer so schweren Aufgabe nicht gewachsen. Johannes gab dem Gedächtniß diese Hülfe durch kleine, nur ihm verständliche Auszüge aus dem, was er las. Ein Blick darauf war hinlänglich, um das Ganze, was er gelesen, ihm zu vergegenwärtigen. (Er hat diese Auszüge, gleich dem älteren Plinius, bis an seinen Tod fortgesezt, aus mehr denn 1800 Büchern.) Zugleich bewirkte er durch seine strenge Arbeitsordnung, daß in dem langen Tagewerk jeder Gegenstand an die Reihe kam, und daß dennoch der Zeitaufwand übrig blieb, welchen die Gesellschaft foderte. In dieser bestand die Mehrzahl aus jungen Leuten, welchen Geburt, Reichthum und eigene Kraft die glänzendsten Ansprüche an die Ehren und Freuden der Welt gaben; Johannes war in dem ersten aufblühenden Mannsalter, und konnte, ohne Lächerlichkeit, unter ihnen nicht den Solonischen Denkspruch: „Die Todten allein sind die glücklichen“ sondern höchstens den Stoischen: „nichts zuviel“ für sich geltend machen. Daß er in dem Strudel der Vergnügen, bei seiner Leidenschaftlichkeit nicht unterging, das ist zu bewundern, wenn man die Gewalt kennt, die über den Genossen der brausende Feuerstrom schwärmender Glückskinder hat. In dieser bande joyeuse aus Johannes einen Heiligen zu machen, würde lächerlich seyn. — Daß der Vergnügungssucht Johannes nicht unterlag, verdankte er seiner Frömmigkeit und Wissenschaftsliebe: Jene führte ihn von den jubelnden Jünglingen in die Gemeine der Andächtigen, zu seinem Gott, diese in die Gemeine der verewigten Weisen, seiner Ahnherren. Unter den Alten hat kein Buch mehr Eindruck auf ihn gemacht, wie die Bibel; ihre Farbe tragen seine Schriften unverkennbar. Unter den Griechischen und Römischen Geschichtschreibern zogen ihn begreiflich die

grösten: Thucydides, Polybius, Cäsar, Tacitus am meisten an, und er entlehnte auch von ihnen manchen Ausdruck, das geschah aber überall, wo ihm ein glückliches Wort aufstieß. Ihre Schreibart ahmte er nicht nach: die Aehnlichkeit mit Tacitus ist theils sehr schwach, theils in der Kürze gegründet, welche er seinen Auszügen gab und dann in seine Schriften übertrug. Auch ist dabei nicht zu übersehen, daß sich die deutsche Sprache erst zum Theil durch ihn für Geschichte bildete, daß sie sich bei ihm selbst im Lauf der Zeit rundete, freier und beweglicher, doch immer wie eine schwere Rüstung, gestaltete, und daß die eigenthümliche Kraft, die sie bei ihm hatte, aus ihrem eigenen Wesen geschöpft war, weil dieses Eigenthümliche verschwand, wenn Johannes französisch, dessen er eben so mächtig war, schrieb. Unter den neueren Schriftstellern haben Machiavelli und Montesquieu den entscheidendsten Eindruck auf ihn gemacht: nicht ihre einzelnen Gedanken, aber ihre Seelen findet man in seinen Schriften wieder; auch muß Luther „sein Held von Kindheit auf" genannt werden. Von den Dichtern ward Johannes tief ergriffen; „der verdammte Bürger mit seiner Leanore hat mein ganzes Nervensystem eine Nacht hindurch erschüttert;" und seine Schriften sind voll dichterischer Darstellungen, doch Gedichte ihm nicht gelungen, wozu sich mit dem Gefühl sogleich auch der Worte Klangmaas finden muß.

Auf diese Art hatte Johannes 8 Jahr gelebt in dem Reiche des Wissens und Empfindens; er hatte Deutschland seiner Länge nach, Frankreich bis zum Zusammenfluß der Rhone und Saone, mit dem glänzenden Lyon gesehen; er hatte den geistigen Verein der Europäischen Künste, und seiner Stände zu Genf beobachtet, als im Jahr 1780 der erste Versuch seiner Schweizergeschichte erschien. „Er ist," sagt Heeren, „der Anfang eines Gebäudes ohne feste Grundlage. Der erste Schweizerbund war an und für sich selbst gar keine solche Begebenheit, daß mit ihr eine neue Ordnung der Dinge plözlich begonnen hätte. Es war nichts weniger als eine Revolution; ein oft gemisbrauchter Name! Das von Alters her bestehende dauerte hier fort, und sollte erhalten werden; nur dem Druck der Neuerungen widersezte man sich. Wie ließ also die Geschichte des Bundes sich geben, wenn man dies Alte nicht

kennen lernte? Wie ließ aber die Kenntniß des Alten sich geben, ohne in die frühesten Zeiten zurückzugehen, aus denen es herstammete?“ Das ist sehr richtig; Müller hat es selbst gefühlt, und später die Geschichte mit dem Ursprung der Bevölkerung des Landes angefangen. Indeß würde schwerlich in dieser veränderten Gestalt seine Arbeit im ersten Augenblick die Aufmerksamkeit von Europa in dem Maas erregt haben, als das Bruchstück that, welches ausgehoben wurde. In dem Freiwerden der Schweiz sah Europa ein Gemälde aus seiner Jugendzeit, als eben Amerika in aufblühender Schönheit hervortrat; der Anlaß zu den Bunden der Schweizer und zu den Bunden der Amerikaner war sich nicht unähnlich; jene hatten obgesiegt, ihr Land fest, ihr Gemeinwesen standhaft, guten frölichen Muth bei sich einheimisch, und aus sich ein namhaftes, zu den schwersten Sachen tüchtiges Volk gemacht; diese hatten schon mit Glück gekämpft, bei ihren Einrichtungen für Krieg und Frieden viel Verstand gezeigt, allen unglücklichen Europäern eine Freistatt eröfnet, und große Theilnahme für ihre Sache erregt; mit der alten Schweizer Geist, Sinn und Weise schien Europa sich verjüngen zu können, was ihnen gelungen, schien noch mehr in Amerika gelingen zu müssen: für beide Welttheile die Morgenröthe des Glücks von den freien Alpen zu leuchten. Dieser Richtung des Zeitgeistes und der Europäischen Einbildungskraft bemächtigte sich Johannes, und trug an ihr eines Ende das Bild der Schweizerfreiheit, in deren Farben sich die Amerikanische als Nebelgestalt am andern Ende spiegelte. In seinem Schwunge war die Kraft und Sicherheit eines Adlers, der sich der ersten Beute bemächtigt und sie zum Horst trägt. In seinem Kreise lag der Himmel und die Erde, und der Lebensverhältnisse große Uebersicht; doch das Bewunderungswürdigste war sein Blick in die häuslichen Einrichtungen der Vorwelt, in die Regsamkeit und innere Bewegung der einzelnen Gemeinen, also auf den Weg, worauf die Gedanken ins Leben treten, auf die Eigenthümlichkeit ihrer örtlichen Gestaltung und auf das Wesen des Volkslebens in Beziehung zu den lezten und unbedingten Wahrnehmungen der Vernunft. Hiezu kam, daß Johannes den Schlüssel der Schrift wie versteckt hielt, und nur aus dem Ganzen entnehmen ließ, daß gezeigt werden sollte, „wie die Ver-

fassung bestand und die Freiheit erhalten wurde.“ Ferner leuchtete aus Allem seine Wahrhaftigkeit hervor, welche dadurch noch gehoben wurde, daß er mit dichterischer Kühnheit, ohne an den Thatsachen das Mindeste zu ändern, die Handlung und den Seelenzustand der Handelnden schilderte. Eine solche Geschichte hatte noch kein Volk, und sie fand den allgemeinsten Beifall, weil ein Jeglicher darin seinen Wirkungskreis, und was sich unter allen Umständen häuslich, genossenschaftlich, gemeineweis, landschaftlich leisten lasse, zu erkennen glaubte. Schon im November 1780 war die ganze Auflage verkauft, und in Deutschland so bekannt, daß Johannes überall auf seiner gleichzeitigen Reise nach Berlin die schmeichelhaftesten Urtheile hörte. Er war Friedrich 2. für die Ausfeilung seiner Werke empfohlen, welches Geschäft bekanntlich nicht er sondern Thiebault erhielt, wobei er sich ohne Zweifel ganz anders als dieser genommen hätte, gegen den er nach 25 Jahren noch etwas empfindlich schien *). Er hatte eine stundenlange Unterhaltung mit dem Könige, und sowohl bei dem Kronprinzen als den Großen des Reichs eine ausgezeichnete Aufnahme, zugleich aber binnen 4 Monaten die Anschaulichkeit eines großen Reichsgetriebes gehabt. Auf seiner Rückreise von Berlin erwarb er sich die Freundschaft des ritterlich gestalteten, an Herz und Geist gediegenen Staatsministers von Schlieffen, und durch diesen eine Anstellung als Professor der Geschichte und dann als Bibliothekar zu Cassel, wo der Hof und die Schule mehrere wissenschaftliche Köpfe vereinigte. Mit ihnen befreundete er sich leicht, aber „die steife Entfernung der Stände“ ward ihm lästig, und er arbeitete gewöhnlich 14 Stunden des Tages, theils für die allgemeine, theils für die Schweizergeschichte, ohne etwas Bedeutenderes als „die Reisen der Päbste“ drucken zu lassen. „Als die benachbarten Mächte der Stadt Genf mit vieler Mäßigung Friede geboten, folgte er noch einmal (1783) dem Drang seines Herzens nach dem verehrten Tronchin, nach dem Freunde seiner Jugend, neuen Reisen im Vaterland, neuen Entdeckungen in seiner Geschichte. Er hatte ihre Umarbeitung beschlossen.“ Ehe es dazu kam, hielt er wieder zu

*) Sämtl. Werke 11. S. 53.

Genf bei Tronchin lebend, seine Vorlesung über allgemeine Geschichte, und erstreckte seinen schon angedeuteten Lesekreis nun auch auf Indische Schriften. Dann ging er in die Einsamkeit. „Auf eine Anhöhe am Fuß des Jura, der hier von Tannen schwarz ist, mit einer weiten Aussicht über Weinberge und Wiesen, bis an das große Amphitheater, welches die schweizerischen und savoyischen Alpen zusammen zu bilden scheinen. In ein Haus, worin kein Mensch außer ihm und seinem Bedienten war; worin er, nach so vieler Jahre Herumschwärmen, und nach mehr als 15 jährigem Trachten und Sinnen an die Geschichte der Schweiz, in gottesfürchtiger Unschuld kein anderes als dieses Geschäft, einen Dienst für das Land hatte.“ Hier, zu Valeyres ward von Weinachten bis Ostern 1784/5 in etwa 10 Stunden täglich der erste Theil seiner Schweizergeschichte vollendet; während der Arbeit lag nichts vor ihm, als das Blatt, worauf er schrieb, und aus voller Seele flossen die Worte zu Einem Guß. Hin und wieder verriethen rauhe Stellen, daß die lezte Feile gefehlt hatte, weil Geldrücksichten den Druck befördern mogten. Zur Erhohlung von dieser erschöpfenden Arbeit bestand seine „Morgengesellschaft in Moses oder Paulus, die Abendgesellschaft in Cicero, Metastasio, Montaigne.“ Nachdem die Arbeit vollbracht, zog Johannes gen Olten, zur Freiheitsfeier, dann nach Bern, wo er vor den versammleten Männern die Geschichte lehrte, und von dort nach dem heiligen Stuhl zu Mainz, wohin er von dem Kurfürsten, auf Heyne's Empfehlung und Sömmering's Vorschlag, als Bibliothekar berufen ward. Auch berathschlagte man zu Bern und Schafhausen, wie er dem Vaterlande erhalten würde. Zu Mainz fand er mehrere vortreflich gesinnte Männer und einen guten Ton, lebte mehr als je zuvor in Gesellschaft, „und erhielt Antheil an den Staatsgeschäften.“ Er schloß die innigste Freundschaft mit Jacobi; freuete sich über die Kraftfülle jener, nach Namen und That, freien und edlen Herren des Reiches der Deutschen, Stein, Gagern, u. a.; zeigte auch (Briefe zweier Domherren:) „durch welchen Geist der deutsche Adel in den Hochstiften eine Zier und Stüze der Verfassung seyn könnte.“ Er schrieb erst mit Vorliebe und dann mit Schmerz über den deutschen Fürstenbund; ward nach Rom (1787) gesendet, und dann als Hofrath bei der Canzlei

angesezt. „Er fühlte tief, daß alle s. g. politische Arbeit eitel und nichtswürdig ist, in Vergleichung mit gelehrter: diese wirkt Jahrtausende und auf Nationen, die noch nicht sind; sie ist freie Geistesfrucht, aus der ein Mann zu schäzen ist; jener ihre Wirkung verweht wie Stroh, sobald ein Thor oder Bösewicht seine Uebermacht misbraucht, oder seine Stelle versäumt; für den, der nicht en chef arbeitet, ist an keinen Ruhm zu denken. Er that, was er schuldig war, rechnete aber nur die für wahre Lebensstunden, in welchen er ausarbeitete, (den 5. und 4ten Theil der Schweizergeschichte, die Briefe zweier Domherren, mehrere Tagsschriften über den Fürstenbund u. s. w.) oder für die Zukunft aus mancher Blume (ja wohl aus mancher! aus tausendfältigen Schriften) den Honigsaft aussog.“ In Staatssachen muß nach ihrem Wesen, welches mehr auf Erhaltung als auf Umgestaltung gerichtet ist, das Mechanische vorherrschen; für dessen kalte Ordnung, welche Freude und Schmerz in Entfernung hält, war Johannes Gemüth nicht geeignet. Er besaß die Kunst, die Lage und den Geist der verwickeltsten Verhandlung schnell zu ergreifen, mit bewunderungswürdiger Klarheit und Kraft schriftlich und mündlich darzustellen, und auf die Entwicklung entscheidend einzuwirken; aber eine Verhandlung mit schulgerechter Berechnung des Widerstandes durchzuführen, verhinderte sein lebendiges Mitgefühl; und was ihm für Andere abgeschlagen ward, nahm er sich zu Herzen, als träfe es ihn selbst. Diese Reizbarkeit schadete in den Geschäften, nicht das Edelste der Menschen: der fromme, heilige Wille Jedermann zu dienen und zu helfen. Nur das Gesindel kann dieſen Willen lächerlich und zum Wahlspruch machen: wer aller Welt helfen will, taugt nicht zum Staatsmann; oder taugt der etwa zum Staatsmann, der nur dem Geschmeiß hilft, das vor ihm kriecht, und sich in seinen schwachen Seiten einnistet? Johannes trug wesentlich bei zu dem gesegneten Andenken des Kurfürsten, der seinem Herzen vertraute, und zu dem erhöhten Ansehen des Mainzer Hofes. Mogte „der patriotische Traum einen neuen und Einerlei Geist, ein kraftvolleres Band und Nationalgefühl den deutschen Völkern mitzutheilen, durch die Erfahrungen im Lüttichergeschäft, in dem Zwischenreich nach Joseph, bei der Wahlcapitulation Leopolds und sonst immer mehr in seiner Haltungslosigkeit

erscheinen, so erwies sich nachmals genugsam, daß den grösten Fürsten und dem gemeinen Wesen von ganz Europa wohl gerathen gewesen wäre, wenn man jene Gedanken nicht verschmähet hätte.“ Johannes war durch sein Gefühl und innere Betrachtung zu den glücklichsten Gedanken und staatswissenschaftlichen Entdeckungen geleitet, und die Weltanschauung hatte nun seiner geistigen Bildung die Vollendung gegeben: daher das Feste, Zuversichtliche in der Behandlung der Schweizergeschichte. Johannes kannte das Getriebe einer Landesverwaltung bis auf seine kleinsten Bestandtheile, Häkchen und Stiftchen, mit Ausnahme des Rechnungswesens; er kannte den Geist und das Treiben aller Höfe; den gröſten Theil der deutschen Fürsten und Herren; alle bedeutende Staatsmänner; die Denkart und Sitten der deutschen Stämme; und des Europäischen Standes. Er war ein Liebling des deutschen Volks, und ein Staatsmann von Bedeutung auch als „Edler von Müller zu Sylvelden“ geadelt worden. „Ein sehr verehrungswürdiger, redlicher, seinem Glauben äußerst anhänglicher Mann (so ward ihm nachmals erzählt), der ihn schäzte und liebte, hielt seine ungeheuchelte Ehrfurcht für eben diesen Glauben, seine Meinung von der Brauchbarkeit gewisser Anstalten und seine von dem herrschenden Leichtsinn sehr verschiedene Religionsweise für eine Neigung zu einem Schritt, woran er nicht gedacht hatte, und trug zu seiner Berufung nach Wien bei. Johannes, nichts ahndend, begab sich dorthin als zu einer Berathung über eine politische Maasregel.“ Er fühlte zu Wien ein obwaltendes Misverständniß, kehrte zu seinem verehrten Kurfürsten zurück, fand ihn auf dem Eichsfelde vor den Franzosen fliehend und mußte sich wieder nach Wien begeben, wo er 1793 als Hofrath in die Staats-Canzlei eintrat. Der französische Krieg war zum ersten Mahl für Johannes verhängnißvoll geworden. Lauf der Staats-Canzlei mußte er täglich 7 Stunden zubringen, die er indeß, wenn die Berufsarbeiten abgemacht, mit Lesen ausfüllte. Es gab auch Augenblicke, worin er empfand, daß er ein Fremder, ein Schweizer und ein Protestant sey. So volkreich die durchweg große, durch kein einziges kleine Häuschen oder Hütchen entstellte Kaiserstadt ist, so lebte er doch darin anfangs klösterlich einsam und auf seine Bücher beschränkt, indeß öfneten sich ihm allmählig die Flügelthüren ihrer

ausgezeichnetsten Großen, des Fürsten von der Ligne, der sterbend noch über sich und den Kongreß spottete; des tiefgelehrten und hochedeln Grafen Teleki, Kanzlers von Siebenbürgen. Jener heldenmüthige Erzherzog Johann, „einer der vortreflichsten Fürsten, die der Stamm von Habsburg und Lothringen je erzeugte, hatte für ihn eine Güte, zu deren Bezeichnung Gnade nicht das erschöpfende Wort ist.“ Auch bildete sich um Johannes aus feinsinnigen und hochherzigen Jünglingen, einem Hormayr, Hammer u. a. so zu sagen, eine Schule für Geschichtsforschung, welche glänzende Erfolge gehabt hat. Zu Mainz hatte Johannes den Büchersaal des Hofes mit dessen Schreibstube vertauscht; zu Wien geschah es umgekehrt, 1800. Früher war ihm der Glaubenswechsel so nahe gelegt, daß er sich darüber schriftlich gegen den Minister und den kaiserlichen Beichtvater äußern zu müssen glaubte. Die Briefe sind aufbewahrt *), und bewunderungswürdig durch die Zartheit der Worte, wodurch die Stärke der Ablehnungsgründe nicht geschwächt, sondern noch mehr gehoben wird: Anstandsgefühl, fromme Ueberzeugung, Zweideutigkeit des Glaubenswechsels, entschlossene Ergebung in die Dienstentlassung, Rücksichten der Ehrfurcht, alles sprach die reinste aber zugleich die festeste Gesinnung aus, und befestigte das achtungsvollste Vertrauen für Johannes. Daß überhaupt der Glaubenswechsel wie der Fahnenwechsel die lautersten Beweggründe haben kann, ist eben so bekant, als daß er gewöhnlich von leichtfertigem Gesindel verübt wird; dieses sollte aber aus der Gleichgültigkeit, womit jezt sein widriges Geschrei von beiden Theilen geduldet wird, abnehmen, daß die Zeit damit Glück zu machen, längst verschwunden sey. Ehe die Schweiz ihre Verfassung 1798 änderte, erhielt Johannes Urlaub zu einer Reise dahin; und nochmals reiste er nach dem Frieden von Luneville 1801 in sein Vaterland, und durch Elsaß und Lothringen nach Brüssel. Zu Wien trieb er sein Arbeitswesen, fast wie früher zu Valeyres, er hatte wenigere Bekante als Freunde, unter diesen den Staatsrath von Collenbach; und neue Aussichten zu öffentlicher

*) Sämtl. Werke 7. S. 123.

Thätigkeit. Auf seiner Reise nach Berlin im Frühjahr 1804 schrieb er: „Die Sachen sind jezt auf recht gutem Wege; an mir soll es nicht fehlen — Grundsäze nur, Zerstreuung durch Geschäfte, durch Studien, die Liebe, die Theilnahme, die gute Meinung ehrwürdiger und guter Menschen, können die Wunden heilen.“ Zu Berlin übertraf seine Aufnahme alle Erwartung. Man bot ihm eine Stelle in der Academie mit 3000 Rthlr. Gehalt und keinem andern bestimmten Beruf als der Geschichtschreibung; und er nahm sie mit Freude, doch auch mit Wehmuth über die Trennung von Wien an. Dorthin und hin zur lieben Schweiz ging er nun zum Abschied zurück, und trat dann unter die alten und neuen Bekanten, unter das herrliche Brüderpaar Humboldt und Schrötter, Frau v. Berg, Spalding, Schleiermacher, in dem glänzenden Berlin. Hier überließ er sich Abends der Gesellschaft, indeß er die Morgen auf einem Gartenhause an der Spree in ernster Arbeit zubrachte: mit der Verbesserung und Fortsezung der Schweizergeschichte, deren Druck im Auslande selbst, zu Wien behindert ward, und mit den ersten Vorarbeiten zu der Lebensbeschreibung Friedrich 2. Auch sein eigenes Leben beschrieb er kurz; Schadow verfertigte sein Brustbild und traf eben so glücklich die Aehnlichkeit als den Ausdruck stiller Betrachtung. Der nun auch verklärte Züricher Künstler Lips hat, nach Diogg's Gemählde, einen sehr ähnlichen Kupferstich geliefert.

Die Gedanken, welche nachmals das Volksgefühl ergriffen und das öffentliche Leben und Seyn in Deutschland umgestaltet haben, waren damals schon zu Berlin regsam. Johannes befand sich in dem Kreise ihrer Mittheilung, und in dem Vertrauen des Prinzen Ludwig Ferdinand. Es ward im August 1805 beredet einen Verein zu bilden, um „das drohende Uebel zu beschwören, und wenn die Welt dennoch geliefert würde, gemeine Sache zu halten; etwas dahin führendes ward auch den Russen vorgeschlagen: irgendwo in der Mitte Europens 5, 6 talentvolle Männer zu halten, welche das alleinige Geschäft hätten, die Lügen zu enthüllen und die vertuschte Wahrheit zu Tage zu fördern.“ Im Sept. antwortete Johannes dem Erzherzog Johann, unter Glückwünschen zu dem bevorstehenden Kriege: „Von mir sage ich Ew. K.

H. nur, daß ich mich Tag und Nacht mit demselben Gegenstande, als Höchst Sie beschäftige, und daß ich aller Sachen der Vorzeit mich entschlage, um nur für die Sachen unserer Tage zu leben und zu seyn.“ Auch ist kein Geheimniß mehr, daß vor dem Ausbruch des Preuß Krieges 1806 eine Kette von Verbindungen jenseits des Rheins sich befestigte, welche bei einigem Waffenglück wirksam geworden wäre, und worauf sich wohl der Ausdruck in dem franz. Bulletin hindeuten ließe: Daß sich Preußen den kühnsten Berechnungen überlassen hätte. Johannes erwartete mit glühender Hofnung die Nachricht von der ersten Schlacht, und wie ein Donnerschlag von heiterem Himmel traf sie ihn; seine zerrissene Seele betrübte „das Privatunglück am meisten; was die öffentlichen Angelegenheiten betrift, so sah er darin Uebergang: das vorige maschinenmäßige Wesen ohne Treu und Glauben; ohne irgend einen Grundsaz und ohne Seele, konnte nicht länger dauren; er hatte es an den großen Höfen zu viel gesehen, um dessen nicht überzeugt zu seyn: alle diese statistischen Kartenhäuser mit ihren Tabellen würden umgeworfen werden. Keine aber des Bessern wären ausgestreuet, und Noth würde sie zur Reife bringen. Die Vorsehung riefe die Völker auf.“ Für sich selbst war er gefaßt, und flüchtete die wichtigeren Briefschaften zu dem S... Gesandten.

Die Franzosen kamen ihm mit Aufmerksamkeiten entgegen, und Maret, mit seinen Schriften vertraut, bezeugte ihm Freundschaft. Dieser erhielt denn auch jenes Schreiben von ihm, worin er bittet und warnt, der Schweiz keinen Herrn zu geben *): sie sey mit der „Mediatisation“ ganz zufrieden, für einen König zu arm, und als Thor für Frankreich doch immer in Einer fremden Hand nicht ohne Gefährde; wegen des eigenthümlichen Sinnes der Einwohner aber bei unrechter Behandlung gefährlich. „Auf ihren Bergen ist zwar nur eine Handvoll Leute, aber sie rechnen nicht. 900 Unterwaldner haben dem General Schauenburg mit 16000 Mann die Stirn geboten; und wer mögte seinen Namen zu Siegen wie der Seinige hergeben! Unter einem Könige — würde die Schweiz zur Vendee werden, bis das Volk ausgerottet worden, und

*) Sämtl. Werke 18. S. 15.

vorher, gewiß, würde es mehr als einen Tell geben — wie bei dem Tode des ersten Cäsars könnte die Entwicklung der gröſten Plane dem Zufall überlassen werden. Nach dem Schauder eines solchen Gedankens kann mein Geist keinen Staatsbetrachtungen mehr folgen, mein Gefühl ist erschöpft, erstarrt, und keines Wortes mehr mächtig: als, thut es nicht." Schon früher hatte Johannes mit Napoleon gesprochen „von der schweizerischen und altgriechischen Verfassung und Geschichte; von der allgemeinen Theorie so wie von der Verschiedenheit der Asiatischen u. Europäischen Verfassungen; der Arabischen und Tartarischen Stämme; von der Nothwendigkeit einer Vormauer gegen die Lezteren; von dem eigentlichen Werth der Europäischen Cultur; von der Verkettung und unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand; von dem Plan einer groſsen Völkerföderation unter Heinrich 4; von dem Grund aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; von dem Bedürfniß des Menschen, daß er in Ordnung gehalten werde; und von der Möglichkeit eines gleichwol glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzuverwickelte Verfassungen und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroſsen Armeen veranlaßt worden." Sie sprachen lange und leise mit einander, die lezten Ergebnisse des menschlichen Wissens auf die damalige Weltlage beziehend, und schieden sehr zufrieden von einander. Indeß Johannes wegen bevorstehender Dienstanträge von den Franzosen beglückwünscht, und wegen seiner franz. Rede vom „Ruhm Friedrich 2." die Göthe übersezte, wegen seiner Beurtheilung des Rheinbundes, in der Allg. Lit. Zeitung, worin er die Fürsten warnte nicht zu seyn wie die Jünglinge, wenn sie des Hofmeisters frei werden, und wegen seines Umganges mit den Franzosen, den er nicht suchte, von einigen Gelehrten und Frauen mit Vorwürfen als Verräther der Deutschen und der Freiheit überhäuft wurde, erhielt er einen Ruf nach Tübingen; und indeß er dorthin seine Bücher sandte, einen franz. Eilboten, um schleunigst nach Paris zu kommen. Dort hatten sich im November 1807 die Abgeordneten aus den Ländern versamlet, welche das Königreich Westphalen bilden sollten, und, wie die Römer sagten, die Unterwerfungsformel, oder, wie es jezt hieß, die Verfassungs-Urkunde vorgelegt erhalten. Johannes kam fast in dem Augenblick

am 12. Nov. als Napoleon diese Urkunde (wobei der berühmte Koch aus Strasburg in Rath genommen) unterzeichnete, 15. Nov. und ihn am 17. zum Westph. Minister Staatssecretair ernannte.

Er war als solcher Grossiegelbewahrer, welcher alle Urkunden, die des Königs Unterschrift bedurften, in Empfang nahm, bewahrte, und davon den betreffenden Behörden Abschrift zur Vollziehung ihres Inhalts mittheilte. Er ward dadurch von Allem in Kentniß gesezt, was die übrigen Minister an den König gelangen ließen, und er konnte nöthigenfalls die Zeit, welche zwischen der Unterschrift und der abschriftlichen Mittheilung der Erlassungen lag, benuzen, um gegen diese Erlassungen noch Vorstellung zu machen. Mit diesem Vortheil vereinigte er die auswärtigen Angelegenheiten, welche ihrem Wesen nach den übrigen Ministern großentheils verschlossen blieben. Ueber diese, wenn sie, wie vorauszusehen, Franzosen waren, hatte er schon als Deutscher in einem deutschen Lande ein natürliches Uebergewicht, und dieses vermehrte sich durch die vertrauensvollste Hofnung, welche von den Deutschen auf ihn gesezt wurde, und wovon ihm schon die Abgeordneten die schmeichelhaftesten Beweise geben. Auch durfte er auf seinen Einfluß bei den mächtigsten fr. Staatsmännern rechnen. Sein jeziger Herr war jung, mit dem Lande und den Geschäften noch nicht bekant, er kam ihm mit Wohlwollen entgegen, und dessen Gemahlin war die Tochter des Königs, der ihm so eben Dienste angeboten hatte, eine vortreflich gebildete Fürstin. Johannes war der erste und noch alleiniger Minister, er konnte also auf die Wahl der übrigen entscheidend einwirken, und überhaupt sofort des Heftes der Verwaltung sich bemächtigen. Von der Denkart und dem Wesen der drei franz. Staatsräthe, welche mit einem General noch zu Cassel an der Spize der Geschäfte für fr. Rechnung standen, von Beugnot, Voltaire's Secretaire und einem der besten Redner Frankreichs, von Simeon's gediegener Bildung und sittlichen Grundsäzen, so wie von dessen, in dem jezigen franz. Staatsrath bekräftigten Staatsmeinungen gab ihm Koch Kentniß, und es hing nur von ihm ab, bei seinen Bekantschaften zu Cassel die dortigen Geschäfte schon zu Paris an sich zu ziehen. Sein grundehrlicher, frommer Sinn ließ ihm keine Wahl über

den Geist seiner Staatsverwaltung. Hätte er sich zu einem Doppelspiel, dessen Mittel er kannte, verkaufen wollen, so würde er statt tiefverschuldet, unermeßlich geldreich gestorben seyn; hätte er der fr. Gewaltgröße dienen wollen, so würden die schönsten Landgüter seine Belohnung gewesen seyn. Deutsche Art und deutsches Wesen wollte er aufrechterhalten; offen und redlich, ohne Hinterlist und sträfliche Heimlichkeit dabei hatte er es mit einem französischen Herrn und einem furchtbaren Oberherrn, mit einem Heer franz. Glücksritter und mit eingeschüchterten Landsleuten zu thun. Er fürchtete, daß er nicht durchkäme, und wünschte nicht bloß, sondern flehte, daß ihm die Stelle nicht gegeben würde. Am 14. Nov. schrieb er an den Fürst P***** „Sie wissen, wie wenig ich tauge zu dieser tagtäglichen Arbeit Jahr aus Jahr ein; zu dieser unaufhörlichen Beachtung eines verwickelten Geschäftsganges; zu diesem Vorzimmerleben, und zu den kleinen Aufmerksamkeiten für Frauenzimmer. Ich habe mein Leben bei den Alten und bei den Schweizern zugebracht; in meiner Seele ist weit mehr dichterische Bildsamkeit als reines Begriffsordnen (le genre de mon esprit est bien plus poétique que metaphysique); ich werde von dem Ruf eines Mannes, der sein Handwerk versteht, in den eines Staatssecretairs fallen, der so viele Fehler macht, daß er endlich abgedankt wird *)." Auch seinem Bruder schrieb er: „Ich schwöre Dir, daß ich nie in meinem Leben wärmer, inniger, eifriger zu Gott gerufen habe. Aber — es kam so." Wie er geahndet hatte, und wie dem Kennerauge schon aus der weitern Erzählung in diesem Briefe hervorleuchten mußte. „Den folgenden Morgen fing mit Expedition (!) eines halben Duzend Decrete meine Stelle an. Am Ende der Arbeit nahm der König ein Papier u. s. w." Er beschränkte sich also nicht auf den Vortrag, dem er so viel Anmuth zu geben wußte, sondern machte den Schreiber; hatte noch keine Staatsschreiberei eingerichtet, auch deshalb nicht nach Cassel geschrieben, und richtete sie auch dort nicht gleich bei seiner Ankunft ein, indeß die übrigen Ministerien in voller Thätigkeit waren. Die Folge davon war, daß bei ihnen und im Cabinet geschah, was bei dem

*) Sämtl. Werke 18. S. 35.

Staatssecretair geschehen mußte; und daß vieles von faselnden Franzosen schlecht und verwirrt geschah. Indeß wogten Menschen und Sachen, die Wünsche des Landes, die Bitten der Einzelnen auf ihn zu. Er sprach jeden, und, nach seiner Art, um seinen Mann kennen zu lernen, und nicht bloß um kurz dessen Sache zu erfragen, und darauf Bescheid und Entlaß zu geben. Er las alles, und wollte es, wie ein Rath, eigenhändig abmachen. Diese Arbeitsweise wäre in einem festgeordneten Staate riesenhaft gewesen, doch durch den Geschäftsgang von selbst in das rechte Gleis gebracht; in einem entstehenden Staat überstieg sie das Maas menschlicher Kraft. Johannes erlag, seine Natur suchte sich von den Anstrengungen in anhaltenden Ohnmachten zu erhohlen. Auch seine Lage an dem Hofe war höchst peinlich; dort traf ihn, bei seinem Amt, die ungewohnte Arbeit des Wartens und Zeitverderbens; und wenn ihm dort wohl mahl auf die Frage: „was treibt der König?“ geantwortet wurde: „sein Handwerk, die Langweile,“ so betäubte ihn gewöhnlich wüstes franz. Geschnatter, oder es reuete ihn die gutmüthige Nachsicht, womit er Wizeleien und losen Worten sein Ohr geliehen hatte, weil nur zu schnell die Argliſt unter Scherzen sich verbarg. Gleich vom Anfang standen an dem Hofe Deutsche und Franzosen feindlich gegen einander; und die Lezteren hatten ein entschiedenes Uebergewicht, weil sie dem Herrn am nächsten, über ihren Zweck einig und im Besiz der Geschäfte und der Geschäftssprache waren. Im Staatsrathe mußte französisch geredet werden, und nun zeigte sich, daß zwar einige deutsche Staatsräthe das Französische fertig sprachen, aber nicht reden konnten. Beugnot und Simeon dagegen waren geübte Redner, und so kam es, daß sich kaum ein Widerspruch regte, als die Nadelhölzer abgetrieben werden sollten, um aus der Wurzel wieder nachzuwachsen. (An der Loire werden sie wirklich, wie in Deutschland die Weiden, geköpft.) Der erste Deutsche, welcher sich faßte, war der Staatsrath, jezige Preuß. Finanzminister v. Bülow. Seine Geistesgegenwart unterstüzte seine überlegene Sachkentniß und mit Kühnheit benuzte er die Blößen, die sein Scharfsinn schnell entdeckte. Auf eine lange Rede über das Postwesen, die auf die Wichtigkeit hindeutete, welche für Napoleon die Aufsicht des Briefwechsels hatte, antwortete er mit der unbefangensten Gleichgültigkeit nur: „Ich sehe

nicht ein, was Napoleon's erhabenes Geschlecht mit den Westphälischen Postwagen gemein hat.“ Der sanfte Johannes sah die allgemeine Verwirrung, die Unmöglichkeit ihr zu steuren, und er vertauschte den Dienst, den er eigentlich noch nicht angetreten, mit der Verwaltung des öffentlichen Unterrichts, mit einem Gehalt von beinah 8000 Rthlr. „Der König ließ mich, (am 30. Dec.) rufen, frug über meine Gesundheit, und ob wirklich sie die Ursach meines Entschlusses sey, — endlich bezeugte er, sich zu meiner Entlassung unmöglich entschließen zu können, die Stelle wolle er mir abnehmen, und die eines Generaldirectors der Universitäten geben, wobei ich meinen Studien wieder obliegen könne, auch zu Reisen in das Vaterland Muße bleibe. Dieses alles sagte der König auf eine so außerordentlich einnehmende Weise, daß nicht möglich gewesen wäre, dabei unbeweglich zu bleiben.“

Nun zog Johannes aus dem Orangerieschloß in ein öffentliches Gebäude auf der mit Recht so genannten Bellevue. Sein leztes Lebensjahr begann, worüber aus den Nachrichten des Verf. schon Etwas in den „Sämtlichen Werken“ abgedruckt ist. Alles, was er wußte, hat er damals nicht mitgetheilt, und das kann auch jezt nicht verlangt werden; aber seine damaligen Nachrichten hat er als Mann von Ehre mit Wahrhaftigkeit gegeben; eben so unverträglich wie damit zu jener Zeit Kriecherei und Schmeichelei war, ist jeziger Zeit damit Verhöhnung und Verläumdung. Johannes war nun wieder Herr seiner Zeit, und sein Gewissen von der Verantwortung für das Wohl und Wehe von zweitausend mahl tausend Menschen entbunden. Er hatte nur ihre wissenschaftlichen Anstalten zu bewachen, und er fühlte in sich die Kraft und den Willen deren treuer Wächter zu seyn. Ein hoher geräumiger Saal nahm seine große Büchersamlung auf. Hier empfing er die Fremden, welche jeder Tag ihm zuführte. An diesen Saal stieß sein Arbeitszimmer; Schweizerlandschaften zierten es, überall fanden sich Erinnerungen aus der Schweiz, über seinem Lieblingssiz hing das Bild seiner geliebten Mutter, der Einsiedler von Flüe; auf dem Schreibtisch lag beständig die heilige Schrift, über ihr hing ein Griechischer Weise (eine schöne Antike); Trümmern von Carthago ruhten auf den eingegangenen Berichten und Vor-

stellungen; die Aussicht war über das Fuldathal, mit seinen Schlössern, Gärten und Wiesen, auf den Meißner, Hessens höchsten Berg, und die Straße nach der Schweiz. Ein Blick dahin war ihm Erquickung; und er bedurfte ihrer sehr.

Der erste Eindruck, den damals sein Anblick machte, war der eines Mannes, welcher den Keim der Auflösung in sich trägt. So freundlich sein Auge den Ankommenden grüßte, so jugendlich rasch seine Bewegung und so kräftig auch sein Körperbau war, so konnte doch die Bemerkung nicht entgehen: daß der Hintergrund der Augen Mattigkeit, und die mit weißlichen Stellen gemischte Röthe der Wangen Nervenschwäche verriethe. Er selbst mußte es fühlen, da er wenige Monate nachher seinen lezten Willen niederschrieb. Aber seine Arbeitsamkeit, die Freude seines Lebens ließ nicht nach; und selbst in seiner Todeskrankheit wich deren Gewalt, auf Augenblicke jener Freude, als dem Cabinet eine Nachricht in Bezug auf die Tagesgeschichte zu geben war.

Nachdem Johannes erwacht war, welches nach 6 Uhr geschah, gehörten die ersten Augenblicke, nach alter heiliger Sitte, der Andacht. Sein Antliz verklärte sich dann, die Erhebung seiner Seele ward sichtbar und flößte Ehrfurcht ein. Hierauf trat er in sein Arbeitszimmer, und während des Kaffetrinkens pflegte er an seine vertrauteren Freunde jene geistreichen Billete zu schreiben, die in Deutschland weniger als in Frankreich üblich sind. Wenig Zeilen, aber sie enthielten die Blüthen der Gelehrsamkeit, des Wizes, der Lebenserfahrungen. Nach diesem ging es in die Bibliothek und zur Arbeit; während des Frisirens wurden Zeitungen und Zeitschriften gelesen; dann kamen die Geschäftssachen für den öffentlichen Unterricht und die Lieblingsstunden. Um 4 Uhr ward gegessen, weder viel noch leckerhaft, am liebsten Schweizerkost, nicht über 4 Gerichte, eben so wenig getrunken. Bei Tisch war er launig, selbst muthwillig; aber wie sein Wiz nie verwundete, so scherzte er nie über einen Gegenstand, die Religionen. Nach Tisch nahm er am liebsten Besuch an. Wer ihn noch nicht kannte, fand einen ganz andern Mann, als er bei Lesung der Schweizergeschichte sich vorgestellt. Manche äußerten,

sie hätten sich ihn mit schwarzen Augen und finsterm Blick, lang und hager gedacht.

Er besaß die nicht leichte Kunst in hohem Grade, Jedermann in die Lage und Gedankenberührung zu versezen, welche Jedem eigenthümlich und am bequemsten war. Kaum begann die Unterhaltung, so wußte er zu erforschen, auf welche Weise sie dem Fremden angenehm zu machen sey; sein ungeheures Wissen ließ zu, daß er über das Lieblingsfach eines Jeden sprechen konnte; und der lange Umgang mit Menschen hatte ihn gewöhnt, sich mit Leichtigkeit in die verschiedenen Lebensverhältnisse zu denken. So fand jeder in ihm, wie man sagt, seinen Mann, und er in Jedem das, was Vorzügliches oder Hervorstechendes an demselben war. Sein lebhaftes Gefühl nahm an jedem fremden Schmerz Theil, seine Herzensgüte wollte Jedem helfen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Eigenschaften eine große Menge von Menschen aus allen Ständen in seine Vorzimmer zogen, und ihre Annahme täglich mehrere Stunden ausfüllte; wenn auch der Ruf des Namens und die Bekantschaft an Höfen die Reisenden nicht herbeigezogen hätte. Wie die mündliche, war die schriftliche Unterhaltung: es kostete einen Brief und der würdige Heeren folgte dem Ruf nach München nicht; manches Wort an seelenvolle Jünglinge wirkte fort, wie der erste Funke im Lichtstrahl. Unter allen Zerstreuungen zu Berlin hatte er Meisterpflicht an jungen Geschichtsforschern, einem Luden, Dippoldt u. a. geübt. An den Lezteren schrieb er: „Ich gestehe, Liebster, eine aus der Wissenschaft des Unendlichen geborne Anschauung nicht zu verstehen; denn ich weiß nicht, wie das Endliche Wissenschaft des Unendlichen hat, noch wie man aus einer Wissenschaft, besonders einer so abstracten anschaut. — Welcher der Alten hat je so geschrieben, welcher Mensch von Verstand sich so ausgedrückt? Es ist die Scholastik des Decenniums. — Ich vergebe das Kunststück, wenn man lauter gemeines Zeug mit dem Flittergolde decken muß, aber das braucht weder Ihr Geist noch ihre Gelehrsamkeit. — Fragen Sie Sich bei gewissen Stellen, würde wohl Xenophon, sich so ausgedrückt haben? oder rufen sie einen gebildeten Ungelehrten, ob er es versteht.“ Nie entzog sich überhaupt der sanfte Johannes der Mühe, wenn er wußte, daß ein Rath oder ein

Wort des Trostes erfreuen werde, und mit derselben Gewissenhaftigkeit und Eile wurde das Schreiben eines Fürsten und das Unterstüzungsgesuch eines armen Schülers befördert und beantwortet. Hierzu diente die Zeit bis 8 Uhr Abends, und die übrigen Stunden bis tief in die Nacht zum Lesen und Ausziehen für Schweizer- und Allgemeine Geschichte. Wie die Falten auf seiner Stirn sich in immer engeren Kreisen zu einem Mittelpunct neigten, so fand alles, was er trieb, seine Anwendung für jene Geschichten. Er besaß feine Menschen- und Weltkentniß, aber ihre Anwendung gehörte für die Geschichte: für die Beschreibung der Leidenschaften, der häuslichen Verhältnisse.

Zu Cassel fand er zwei Freunde aus jener Zeit wieder, wo er dort zuerst in das öffentliche Leben trat: den General von Schlieffen und den Staatsrath von Dohm, auch mit dem Grafen Reinhard war er von Altersher befreundet; gegen sie hatte er den Trost freier Klage und Rede. Während der Kriegszeit, auf der Pariser Reise, und durch die Anschaffung kostbarer Amtskleidung, die ihm gut stand, wie auch er wohl zu fühlen schien, hatte er Schulden machen müssen, die nun bezahlt oder umgeschrieben werden mußten. Sie banden ihn gewissermaaßen an seinen Dienst, und dadurch ging die Sorge für ihre Bezahlung in heimlichen Gram über, da er nur zu bald und zu tief fühlte, daß er sich dort, und in Diensten befand, wo und wie er sich nach Geist und Sinn seiner Lebenszwecke und Arbeiten nie befinden sollte: in einem eroberten Lande, und wenigstens in den Augen der Welt, als — ein Ring in der Gefangenkette. Ein unsichtbarer Zauberring war es, der sein Herz wund rieb, weil er davon nicht öffentlich sprechen durfte. Indeß schien die neue Arbeit und Sorge für den öffentlichen Unterricht diesen Gram beherschen zu können; auch fehlte es an Zerstreuung nicht. So kam in den ersten Frühlingstagen „der Befehl, daß er sich sogleich nach Göttingen begeben und die Universität Sr. M. vorstellen mögte. Abends war er dort, voll des Gedankens, nun seyn zu sollen, was vor 60 Jahren, da Georg 2. kam, Mosheim; voll wärmster Vorsorge für die Georgia Augusta.“ In diesem Sinn redete er *),

*) Sämtl. Werke S. 349.

wie es seiner und des Ortes würdig war. Und doch hatte der Entwurf nicht mehr Zeit, als zum Niederschreiben erfodert. So reich war er an Gedanken, und so sehr Herr der Sprache, daß wenn der Hauptgedanke gefaßt und bestimt war, das Ganze seiner Seele bereits vorschwebte. Einige, welche an mühsame schulgerechte Ausarbeitungen gewöhnt, haben wohl in seinen Arbeiten Einheit des Gedankenbaus hin und wieder vermissen wollen. Mit Unrecht, wie es scheint, da sich alles auf einen Hauptgedanken und eine Hauptempfindung zurückführen läßt; das lebendige Feuer des Geistes aber zu rasch fortläuft, um schwächeren Augen den Weg sehen zu lassen, den es genommen, oder um sich dabei ängstlich an dem Richtmaaß der Begriffszergliederung zu halten. Genug, wenn es seine Wirkung nicht verfehlt. Dieser war Johannes gewiß, sobald ihn sein Gegenstand begeisterte. Beides traf hier ein; mehrere Bewilligungen erfolgten auf der Stelle, und wie verjüngt eilte nun Johannes zu seinen alten Freunden, zu neuen Bekantschaften. Es verdient hiebei bemerkt zu werden, daß er seiner Staatswürden wegen Gruß und Farbe in dem Briefwechsel und das Gefällige in dem Umgang mit seinen Freunden, die nun seine Untergebenen geworden, und mit den Gelehrten überhaupt nicht im Mindesten änderte; und dazu gab er mehr als einen Grund an, wovon die leichte Vergänglichkeit jener Würden und des ganzen, wie ein Gelehrter geschrieben, „jugendlichen Königreichs“ nicht der oberste, doch auch nicht der geringste Grund war. Zu Braunschweig, wohin er dem Hofe folgte, gefiel er sich in dem Kreise der ausgezeichneten Gelehrten, welche die Freigebigkeit der beiden lezten Herzoge dort vereinigt; und zu Helmstedt in Mosheim's Hause, worin ihn sein Freund Henke aufnahm. Manche Berliner Bekantschaft, auch der Erbprinz von Anhalt-Dessau, begrüßte ihn zu Magdeburg; obgleich Halle nur wie im Flug berührt ward, so ließ sich doch die Universität noch vorstellen, welche damals trauerte, und nun wieder herrlich aufgeblüht ist. Von Halle ging der Zug buchstäblich, wie im Fluge, sonder Rast die Nacht über, durch die halsbrechenden Wege des Harzes und Eichsfeldes nach Cassel zurück. Nicht weit vor Johannes, der in vollständiger Hofkleidung, mit Stern und Ordensband und Federhut diese Blocksbergsfarth mit bestehen mußte, schlug ein Wagen mit schön

geschmückten Kammerherren scharf am Abgrunde um; doch kamen die Herren glücklich davon, und nur der Jäger des Sohnes des geistreichgelehrten Grafen von Veltheim-Harbke brach das Schlüsselbein.

Johannes ward durch diese Reise gestärkt, aber nur zu bald von der Ahndung des nahenden Krieges ergriffen, und bis in die Tiefe seines Gemüths bewegt. Er hing mit frommem, feurigen Glauben an der Hofnung auf eine bessere Zeit, und doch zweifelte er nicht, daß Napoleon's Werk bis an dessen Tod aushalten werde; mit inniger Theilnahme sah er die Gegenanstalten in großem Geist sich bilden und befestigen, doch hielt die gelobte Dienst-treue ihn von jeglicher Mitwirkung ab; an allen Höfen hatte er Bekante, und bei seinem unermeßlichen Gedächt-niß war er überall wie gegenwärtig; dennoch schien er ein-sam und verlassen; mit treuer Dankbarkeit erinnerte er sich an Wien und Berlin, und mit Schauder dachte er an das, was ihnen bevorstehen konnte, doch empfand er zu-gleich desto schmerzhafter, daß er dort verkant werde. Viele Reisende vor und nach der bekanten Zusammenkunft zu Erfurt kamen zu ihm; einige hatten die Bäder besucht, andere ihre Verwandten gesehen, andere verschollene Klag-sachen erneuert; auch ein Bote vom Rheinufer erschien; und jenseits der Elbe her ward näher bezeichnet, was im Jahr 1805 besprochen. Johannes benahm sich in allem als ein grundehrlicher Mann, gerieth, bei so feinen Ver-wicklungen, nie mit sich in Widerspruch; diente Jedem nach seinem Gewissen von Ehre und Pflicht, und sorgte ängstlich für das Verhängniß seiner Freunde; so empfahl er z. B. den Sänger des Preuß. Krieges, von Birkenstock zu Wien, dem Minister Maret.

Er bedurfte eines Freundes, dem er seine volle Brust öfnen könnte. Graf Reinhard war mit ihm in ähnlicher Lage und sein halber Landsmann. Beide kannten die Welt und die Wissenschaft, und bei ihnen traf alles zu-sammen, was schon Cicero für die Grundlage bleibender Freundschaft erkannte. Auch hatte die geistreiche, nun verklärte Gemahlin des Grafen an männlicher Unterhaltung schon bei ihrem Vater Reimarus Gefallen bekommen, und ihr Haus war überdem der Vereinigungsort auserwählter

Gesellschaft. In diesem schönen Kreise, zahlreich genug, um dem Gespräch das Angenehme der Vielseitigkeit zu geben und doch nicht groß genug, um die Unterhaltung nur auf den nächsten Nachbar zu beschränken, oder Schreiern zuzueignen, wozu Johannes nicht gehören konnte und wollte, war er mit ungetheiltem Vergnügen. In größeren Gesellschaften nicht gern, weil er sie wegen Schwäche des Gesichts nicht übersehen konnte, und wegen Schwäche der Stimme vermied, an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen; wobei die Anstrengung seiner Stimme mehr als vor einer öffentlichen Versammlung aufgefallen wäre. Vor einer solchen redete er am Schluß des Reichstages. Herrliche Augenblicke! Todtenstille umgab ihn; jeder horchte auf die Stimme, welche große Wahrheiten verkündigte. Ihn selbst ergriff jenes Gefühl, worin er die Geschichte seines Volkes niederschrieb, sein Auge flammte, wie begeistert sprach er von dem, was damals die Zukunft verbarg. „Als die tausend Jahre der Entstehung und Regierung neuerer Staaten vollendet waren, mitten unter den Trümmern der zusammenstürzenden Welt erschienen vor den Königen und Völkern die wahrhaften Grundfesten von Sicherheit und Macht: Einigung und Waffen."

Hierauf beschäftigte ihn zur Erholung die Herausgabe von Herder's Schriften, und mit ganzer Seele das lezte Bruchstück aus der Schweizergeschichte bis zum Jahr 1493, dem Tode Kaiser Friedrich 3. So schnell er schrieb, so schnell war auch die Vorrede entworfen, auf die Feile verwandte er 14 Tage. Wie viele Gedanken und Empfindungen umfaßten überhaupt 14 Tage in seinem Gemüth; und sie alle waren jezt auf einen Gegenstand gerichtet. Das fühlt sich bei dem Lesen dieser Vorrede; welchen Stoff zu Betrachtungen und Gefühlen enthält jedes Wort! dem Golde gleich, welches sich unendlich ausdehnen läßt und doch Gold bleibt. Wie richtig und rein Volksgefühle ausgesprochen wurden, beweist der Nachhall, den man davon Jahre lang in den Alpen, an der Donau und Elbe hörte. Und — was hat Johannes geahndet, als er die Worte aussprach: Karl der Kühne fiel durch Uebermuth. — ? Am 21. Sept. 1805 schrieb er an den Erzherzog Johann *): „Ich denke mir so gern, daß

*) Sämtl. Werke 17. S. 358.

Siege Ew. K. H. zur Befreiung meines Vaterlandes führen werden, indem das Loos Karl des Kühnen denjenigen trift, der diesem unglücklichen Fürsten an schrankenloserm und unersättlicherm Uebermuth gleicht.“ Es hat sich wirklich getroffen, daß der Erzherzog die Belagerung von Hüningen 1814 leitete, als Paris genommen wurde.

Die allgemeine Wirkung von Müller's Schriften läßt sich, bei der Unmöglichkeit die Einzelnen zu erforschen, nur durch künstliche Schlüsse andeuten. Ihre Wirkung in Deutschland ist, ohne Zweifel, Erhebung des Freiheitssinnes, des Selbstvertrauens, der Hofnung auf die Unbezwinglichkeit eines Gott geweihten Willens gewesen; denn, als die Zeit der Entscheidung gekommen war, sprach sich häufig die Begeisterung in seinen Worten aus, so wie es einst, noch häufiger, mit Luther's Worten geschehen; und da diese Begeisterung dem deutschen Wesen, und seiner Art galt, so konnte sie jenes Denkmahl nicht unbenuzt lassen, worin Johannes „alle edlen Grundzüge des deutschen Wesens, reinen Wahrheitssinn, Freiheitsliebe mit Ordnung, tiefes und inniges Gefühl für alles Herrliche und Große“ zur kräftigsten Gestalt vereinigt hatte. Viele Jünglinge ahmten seine Sprache oft (unglücklich) nach und bewiesen dadurch den Eindruck, welchen sie auf ihre Gemüther gemacht hatten. Es mag auch wahr seyn, daß Schriftsteller die Schweizergeschichte mehr bewundert als gelesen haben; aber wo sie „auf deutschem Boden eine deutsche Eiche,“ wie Heeren sagt, nicht gehegt wird, dort muß der Landjunker- und Krämergeist arg hausen.

Nachdem jene Vorrede vollendet, ruhte Johannes gleichsam aus; und ordnete seine Briefschaften. Indeß ward hin und wieder sichtbar, daß man die Gemüther aufrege, und vorzüglich bemühet sey, die bedeutenderen Jünglinge, nach dem Kunstausdruck, zu bearbeiten. Johannes wachte über seine Universitäten, als ein weiser sorgsamer Vater, entfernte das Verdächtige, übersah liebreich das Leichtsinnige. Wo es nöthig, war er selbst gegenwärtig. Niemand verstand besser, als er, Jünglinge zu behandeln. Mit Vertrauen, Verehrung, Begeisterung hingen sie an ihm. Daß er die Sache keinesweges leicht nahm, beweist sein Schreiben an den Oberhofprediger Reinhard zu Dres-

den *); zugleich auch, daß er an ihrer völligen Unterdrückung verzweifelte: „die Statuten, wenn wir auch, wie ich suchen werde, sie bekommen, werden sehr allgemein abgefaßt seyn, und nur Anschließung ausdrücken; der Zweck wird von den unbekanten Obern untergelegt, mündlich dieses, durch Handschlag; woran sie erkennen?“ Was seine Wurzel ins Volksgefühl treiben will, läßt sich, ohne dessen Hülfe, durch keine Gewalt zurücktreiben. Zur Gewalt war man nur zu bereit, und da dieser der milde Johannes widerstrebte, zu heimlichen Vorwürfen gegen ihn selbst. Der Fluch ward fühlbar, der auf jeder Waffeneroberung ruht. Die geheime Policei hätte freilich Ohren und Augen sich zuhalten müssen, wenn sie ohne allen Argwohn geblieben wäre, aber sie sah und hörte falsch, oder kauderwelsch, und vermehrte nur die Verwirrung in der Verwaltung und die Erbitterung im Lande.

Gleichzeitig und aus den verschiedensten Beweggründen wurde das Misverhältniß von fünf Universitäten und ihren Kosten zu Bevölkerung und Einkünften des Landes in Untersuchung gezogen, und zur Erleichterung des Schazes die Aufhebung mehrerer vorgeschlagen; obgleich die Ausgaben sich gleich blieben, sie mogten als Dienst- oder als Rückzugsgehalt gezahlt werden. Unermüdet hatte Johannes gesorgt, daß ja Niemand etwas verlieren möge; daß jeder zufrieden sey und ohne Nahrungssorgen sein Geschäft treibe. Hatte statt Tadel nur leise Wünsche, wo er Verdienst traf, mit Freigebigkeit Lob geäußert, Belohnung verschaft, Hofnung gemacht. Nun grif ihm ans Herz, daß wohl Mancher nicht nach Wunsch sich verändern, daß manches Amt für Gelehrte und zum Nachtheil der Wissenschaft eingehen, und daß sich ihr mühsam gesamletes aus so vielen Kriegen gerettetes Stammvermögen augenblicklich verlieren würde. Zwar erkannte er die Nothwendigkeit einer Veränderung; aber einer Umgestaltung und keiner Zerstörung; noch immer erinnerte er sich mit Dankbarkeit, was jene Lehranstalt zu Schafhausen ihm, dem einzigen Schüler, gewesen war, und nun handelte es sich von der Aufhebung mehrerer lang und viel

*) Sämtl. Werke 18. S. 142.

bewährten Landesanstalten; sein Entschluß dazu war wie Andromache's Abschied von dem geliebten Hector. In tiefer Wehmuth gedachte er des Plans, suchte Hülfsmittel und fand nur neue Schwierigkeiten, ergriff und verwarf, nahm wieder auf und verwarf auf's Neue. So endete das Jahr 1808. Johannes sprach mehr als je vom Tode, bestimmte auch, daß in diesem Fall ja für seine Handschriften gesorgt, und alles dem geliebten Bruder überliefert werde, der seines Herzens Meinung kenne; sein treuer Fuchs wisse, wo alles liege und wie es geordnet sey.

Unbeschreibliche Freude machte ihm, als von allen Seiten, besonders von seinem Bruder, der Eindruck berichtet wurde, den die erwähnte Vorrede bewirkt. Man sprach von einem Plan, ihn der Schweiz wieder zu geben, ein Plätzchen zu finden, wohin er sein Haupt in Frieden legen könne. Länger, sehnsuchtsvoller blickte er auf die Straße, die nach dem lieben Vaterlande führte.

Indeß erschienen die Vorboten des nahen Krieges, und Johannes ward bekümmerter. Er widersprach überhaupt nicht gern, sondern versezte sich am liebsten in die Gedankenordnung und die Gefühle des Andern, pflegte deshalb wohl das Gespräch mit denselben Worten aufzunehmen, womit der Andere schloß, und dann auf den Grund zurückzugehen, woraus jene Urtheile kamen. So schien der, womit er sprach, sich selbst zu hören. Als aber oft geäußert ward, daß der neue Krieg ein Spiel seye, daß es ein zweites Ulm und kein Oestreich mehr geben werde, konnte er doch jener Gewohnheit nicht treu bleiben, sondern erwiederte rasch: „Eine Schlacht thut es nicht; auch ist Wien das Reich nicht; ohne dreifache Schlachten für die Hauptstadt, für Böhmen und für Ungarn wird Oestreich nicht fallen; auch könnte sich zeigen, daß die Völker noch nicht besiegt gewesen, obgleich die Fürstenheere geschlagen worden.“ Unbehorcht sagte er, der Krieg werde eine neue furchtbare Gestalt annehmen, ganz Deutschland in Flammen stehen, wenn die erste Schlacht auch nur unentschieden.

Der Krieg brach aus, mit ihm Aufstand durch Hessen, nur ein Zufall verhinderte die Aufhebung des Hofes zu

Cassel, und nur die Siegesnachrichten aus Baiern zerstörten die Berechnung einer Volksbewegung, wovon Schill's Unternehmen eine matte Zuckung war. Die geheime Policei zu Cassel hatte keine Ahndung von dem gehabt, was wirklich ausbrach; das einzige, was entdeckt ward, Schill's Verbindung an der Weser, ward nicht von ihr entdeckt; als aber die Ruhe hergestellt war, trieb sie den unerhörtesten Unfug, und in ihrem Munde ward der geringste Muthwille eines Studenten zum Majestätsverbrechen gesteigert. Das fand nach den gemachten Erfahrungen leichteren Glauben als zuvor, und veranlaßte Vorwürfe, wegen mangelnder Aufsicht für den Generaldirector des öffentlichen Unterrichts.

Johannes war ohnehin tief erschüttert. Bürgerkrieg war um ihn, die Welt schwankend, in Nacht und Graus gehüllt. Er in einem fremden Lande, ohne Baarschaft und, wenn Noth kam, ohne Hülfsmittel für den Augenblick, gedachte nach der Schweiz zu gehen. Seine sanfte Seele, der Menschenglück über alles ging, litt unaussprechlich bei dem öffentlichen Zustande. In düsterem Trübsinn sah er keinen Fleck in Europa für fröliches Gedeihen mehr; glaubte, daß seines Lebens Arbeit und Bestimmung dafür verloren; für Amerika könnte sie noch nüzlich werden. Heimliche Schreiben voll Beschuldigungen, daß er nur Brodherren gesucht und daß Europa keine Geschichte mehr habe, vermehrten den Gram; einen neuen Schlag ertrug Johannes nicht mehr. Am 11. Mai hatte er wegen der Universitäten Verdruß am Hofe, und seine Stunde kam. Seine Todeskrankheit begann mit einem Zufall, dem er oft ausgesezt war, dem Rothlauf, am folgenden Morgen; man achtete dessen nicht, als einer gewöhnlichen Folge der Frühlingsluft, und Johannes ließ sich dadurch in seiner Arbeit nicht stören. Einige Tage darauf war das Weiße im Auge von gelblicher Farbe, er fühlte sich matt, und gab in der Stille Anordnung auf seinen Tod. Am Sonntag darauf stellte sich Schluchzen ein, welches ihn nicht wieder verließ. Der harmlose Edle legte sich. Er klagte, er seufzte nicht; wenn er des Morgens aus unruhigem Schlummer erwachte, gedachte er Gottes mit rührender Andacht, dann der abwesenden Freunde, des lieben Bruders. Simeon und Reinhard eilten an sein Bett, und erhoben das Herz

des Kranken durch die Dienste inniger Freundschaft; sie war ihm das Theuerste. In stiller Wehmuth kam und sah die übrige Menge von Freunden und Bekanten. Die Theilnahme bei Einheimischen und Fremden war allgemein. Immer näher kam der leidende Weise der Ewigkeit. Die Träume wurden laute Irreden. Nun erkannte er die trauernden Lieben nicht mehr; er sprach mit der verewigten geliebten Mutter. Alles, was ist, ist von Gott, und alles, was komt, komt von Gott, sagte er leise, aber fest in der lezten Nacht *); wandte sich um, und der Athem ward leiser. — —

*) 29. Mai 1809.

Digitized by Google

Bory de St. Vincent.

Digitized by Google

Bory de St. Vincent *),

vormals Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Repräsentantenkammer von 1815, Correspondent des Instituts und französischer Oberst, jetzt durch die königl. Verordnung vom 24sten July 1815 des Landes verwiesen.

Jean-Baptiste-Arthur Bory de St. Vincent ward geboren 1780 zu Agen, dem Hauptorte des Departements des Lot und der Garonne. Sein Vater, Geraud Bory, war ein Großneffe des unter Ludwig XV. durch

*) Die Quellen, aus welchen die hier gegebnen Nachrichten geschöpft worden, sind die mündlichen Mittheilungen des Obersten selbst, viele dem Verf. von ihm vorgelegte urkundliche Schriften und die dritte Auflage der Justification de la conduite et des opinions politiques de Mr. Bory de St. Vincent etc., augmentée d'une préface, tirée de l'édition de Bruxelles, et de notes explicatives qui n'ont pas encore paru 1817. — Man könnte sie daher dem größten Theile nach als eine Selbstbiographie ansehn. — Wenn der reichhaltige Stoff schon an und für sich angenehme, eben nicht müßige Unterhaltung gewährt, so giebt die hier mit größter Unbefangenheit gelieferte klare Ansicht und Würdigung des politischen Verhaltens Eines der französischen Verwiesenen, in welchem sich das der andern mehr oder weniger spiegelt, nicht geringen Aufschluß über die innere Geschichte der letzten Begebenheiten in Frank-

die großherzige Verwendung seines ungeheuren Vermögens berühmten Hofbankiers de Baujon; seine Mutter war die Tochter des königl. Cabinets-Secretärs Bonaventure Jourau und Schwester von Jourau Aubert, Grafen von Tustal, gestorben im Febr. 1815 als Pair von Frankreich. Letzterer, ein sehr gelehrter Mann, bewog seine Schwester, ihren Sohn, zugleich mit dem seinigen erziehen zu lassen, um beider Wetteifer zu erregen, und leitete selbst ihre Studien unter einem geschickten Hauslehrer, bis er 1792 als Deputirter des Girondedepartements zur gesetzgebenden Versammlung nach Paris abging.

Eine reiche schon von den Vorfahren angelegte Gemälde- und Naturalien-Sammlung erweckte früh in dem jungen Bory eine heiße Liebe für Zeichnen und Naturgeschichte. Schon in seinem 9ten Jahre beschäftigte er sich leidenschaftlich mit Insectenfangen, Pflanzensuchen und Planaufnehmen. Für Letzteres ersann er sogar, um den Charakter jeder Gegend genau anzudeu-

---

reich und dem aufmerksamen Leser manche Belehrung über unsere für Völker, Fürsten und jeden Einzelnen gleich furchtbar mahnende Zeit. Der bevorstehende letzte Act der französischen Revolution wird über kurz oder lang außer Zweifel setzen, — wenn es je zweifelhaft war — wer am meisten verschuldete: ob die verbrauchte, später von Europa förmlich aufgegebne und jetzt doch wieder aufgezwungne Dynastie, die sich schaamlos aller Form Rechtens entschlug gegen die Vertreter eines unsaglich gemißbrauchten Volks; oder ob die Einzelnen, welche in den ewig wehrlosen Stürmen der furchtbarsten Elemente fehlten, erfolgtes kämpften und endlich erlagen.

Unsre bis zu endloser Verwirrung übertrieben künstlichen Staatsmaschinen müssen und werden einmal zu der allein lebensfähigen und allein weisen Wahrhaftigkeit und Einfalt der Politik, des Rechts und der Sitten zurückgebracht werden, gewaltsam oder willig; denn wir sind dem Punkt nahe oder haben ihn erreicht, wo niemand mehr im Stande ist, sich eine lebendige Anschauung der jetzigen Welt und der in ihr nothwendigen Formen des öffentlichen Lebens zu verschaffen. Die Geschichte verläßt uns dabei und die Philosophie hat daran ein Aergerniß. — Die Zeit hat uns ungeheure Warnung und Zucht nicht vorenthalten, mögen Fürsten und Völker sich ihr nicht länger taub und gefühllos widersetzen!

ten, ein System, das sehr mit dem jetzt gewöhnlichen übereinstimmt.

Die damalige Schreckesregierung wüthete in Bory's Familie aufs grausamste. Sein Vater und seine Mutter schmachteten im Gefängniß; seine Oheime Henri de Bory und Jourau, Baron de Sainte Maynes, endeten ihr Leben auf Einem Blutgerüste; Jourau-Aubert, für vogelfrei erklärt und abwesend zum Tode verurtheilt, rettete sich nur dadurch, daß er 15 Monate lang in der Hölung einer dicken Mauer verborgen blieb, zwei der nächsten Verwandten Bory's, Boyer-Fonfrède und Ducos, beide als Girondisten berühmt, büßten mit ihrem Leben den Eifer, mit welchem sie wider Robespierre die Sache der Freiheit zu vertheidigen wagten. Diese Gräuel erfüllten Bory's junges Gemüth mit dem tiefsten Abscheu, und so geschah es, daß seit 1795 sein Name in mehrern Zeitschriften von Bordeaux als eines der heftigsten Theilnehmer an verschiednen dort ausgebrochnen Unruhen genannt ward. Er, der in seinem vierzehnten Jahre schon das Ansehn eines Zwanzigjährigen hatte, trat unter seinen ältern Cameraden als geschworenster Feind aller Revolutions-Tyrannei auf, hielt ihnen begeisternde Reden, und machte sich theils dadurch, theils durch Spottgedichte auf die damaligen Machthaber dermaßen als „mauvaise tête du pays" bemerklich, daß das Directorium befahl, ihn nebst funfzehn andern Jünglingen aus den bedeutendsten Familien aufzugreifen und nach Paris zu schicken. Ihn dieser Maaßregel zu entziehn schickte seine Familie ihn zur Vendée-Armee, bei der sein Bruder, zum Dienst gezwungen, als Lieutenant stand. Seine Thätigkeit beförderte ihn bald zum Officier, so ungern er auch sie gegen Mitbürger richtete. Nach Beruhigung der Vendée kehrte er zu den Seinigen zurück, und widmete zwei Jahre seiner weitern Ausbildung.

Er bereis'te die Gestade des Gascogneschen Golfs, der westlichen Pyrenäen und die Landes, letztere besonders für Botanik unendlich wichtig. Mehrere neue Pflanzen, welche er hier fand, hat nachher Thore in seiner Chloris des Landes bekannt gemacht.

Erst zu Anfang der Revolution fing das Linné'ische

System an, sich in Frankreich zu verbreiten. Damals bildete sich zu Paris die Linné'ische Gesellschaft, von welcher an man die wahre Vervollkommnung der Naturwissenschaften in diesem Lande rechnen mag. Bosc d'Antic, einer der eifrigsten Theilnehmer an jener nützlichen Gesellschaft und damals in voller Kraft, war der eifrigste Apostel Linné's, und gewann auch Bory für ihn, als er nach Bordeaux kam, um sich daselbst als Commissär bei den Vereinigten Staaten einzuschiffen. Beide verband bald eine innige Freundschaft, welche nicht wenig dazu beigetragen hat, in Bory die Neigung zu den Naturwissenschaften vollkommen zu entwickeln.

Auch Frankreichs trefflichsten Entologen, der, mit 60 andern Geistlichen zur Deportation bestimmt, damals mit Verwandten Bory's in einerlei Kerker zu Bordeaux schmachtete, lernte diesen kennen, und ihm und den Seinigen ward das Verdienst, einen so ausgezeichneten Mann vom Untergange zu retten.

Während Bory nach seiner Reise im westlichen Frankreich sich in Bordeaux aufhielt, schrieb er verschiedne Abhandlungen, die er einigen gelehrten Gesellschaften zuschickte. Er ward dadurch vortheilhaft bekannt und kam bald in nähere Verbindung mit den ersten Naturforschern, als Draparneau, Senebier, dem Spanier Cavanilles u. A.

Indessen machten Frankreichs große Verluste in Italien neue Anstrengungen nöthig. Auch Bory mußte zur Armee. Er kam unter Moreau's Befehl, der ihn in seinen Generalstab aufnahm. Hier erhielt er die Nachricht, daß der erste Consul Willens sei, zwei Corvetten zu einer Entdeckungsreise auszurüsten. Sein Wunsch war, an diesem wichtigen Unternehmen Theil zu nehmen und auf Lacépède's Verwendung brachte ihn das Nationalinstitut in Vorschlag als einen der drei für die Expedition bestimmten Naturforscher, und die Regierung nahm den Vorschlag an.

Aber so nahe dem Ziele hätte sich ihm fast ein unerwartetes Hinderniß in den Weg gestellt. Eine militärische Sendung verschlug ihn nach Belle-Isle sur mer an der französischen Küste, in dem Augenblicke, wo er nur die

Genehmigung des Kriegsministers erwartete, um zu seiner neuen Bestimmung abzugehen. Hier hielt ihn eine englische Kreuzerflotte, welche alle Gemeinschaft mit dem festen Lande völlig abschnitt, blockirt. Bory war in Verzweiflung; jeder Tag schien ihm eine Ewigkeit bei dem folternden Gedanken, daß die zur Expedition bestimmten Corvetten inzwischen absegeln könnten. In dieser peinlichen Lage brachte er länger als einen Monat zu, bis Lauriston ihn daraus befreite. Dieser hatte sich, um auf Befehl des ersten Consuls den Vertheidigungszustand der militärisch wichtigen Insel zu untersuchen, nebst seinem Adjutanten in einem kleinen Nachen mit einem Piloten und zwei Rudern hinübergewagt; er fand Bory, nahm ihn mit sich in sein gebrechliches Fahrzeug und beide erreichten glücklich das feste Land.

Bory eilte sogleich nach Paris, wo er nur wenige Tage verweilen konnte, um sich zu der großen Reise vorzubereiten.

In den ersten Tagen des Sept. 1802 waren die Theilnehmer an der Entdeckungsreise zu Havre de Grace versammelt, und bald darauf schifften sie sich ein auf den Corvetten: der Naturforscher und der Geograph.

Aber schon auf Isle de France trennten sich Bory und dreizehn andere Officiere vom Capitän Baudin, dessen Launen ihnen unerträglich geworden waren, doch ohne daß Ersterer darum seiner Bestimmung untreu geworden wäre. Der commandirende General der französischen Colonnen westlich vom Cap, Bory's Thätigkeit und Kenntnisse würdigend, nahm ihn in seinen Etat-Major auf, und so standen ihm alle Mittel zu Gebote, die benachbarten Inseln zu besuchen. In der von ihm herausgegebnen Reisebeschreibung *) findet man die Mühseeligkeiten und Abentheuer dieser vielen Kreuz- und Queerzüge sehr unterhaltend erzählt.

---

*) Voyage dans les 4 principales isles des Mers d'Afrique, pendant les années 9 et 10 de la république, 3 Voll. 8. Mit vielen Kupfern und Charten.

Nach zwei Jahren, früher als sein Wunsch und Vorsatz gewesen, kehrte Bory nach Frankreich zurück. Die Veranlassung dazu gab ihm der Gouverneur der Inseln, General Magallon de la Morlière, welcher, um einer falschen ihm nachtheiligen Berichtserstattung über den Zustand der Colonien bei dem ersten Consul zuvorzukommen, ihn zum Ueberbringer seines eignen Berichts an den Consul ausersehen hatte und wünschte, daß er sich, ohne seinen Auftrag zu verlautbaren, auf demselben Schiffe nach Frankreich begeben möchte, das seine Ankläger dahin brachten.

Bory gab dem Dringen eines achtungswerthen Mannes, dem er Verbindlichkeiten hatte, unter diesem Umstande nach. Auf der Ueberfahrt sah er auch die jetzt so berühmte Insel St. Helena, deren vulcanische Küsten er, so weit es ihm vergönnt war, sorgfältig untersuchte und beschrieb. Auch lieferte er die erste Ansicht von ihr, welche seitdem vielfältig, selbst in englischen Werken copirt worden ist.

Das Schiff landete in Bordeaux. Nur seiner Pflicht eingedenk widerstand er der Sehnsucht, seine nur anderthalb Meilen vom Hafen auf dem Lande lebende Familie zu sehn, und eilte mit Courierpferden nach Paris, während jene Deputirten sich von der Reise erholten. Um 6 Uhr Morgens kam er an, und bis Mittag war er schon dem Marineminister und dem Consul vorgestellt worden, und der Zweck seiner Sendung vollständig erreicht.

In der Audienz, welche Bory damals bei Bonaparte hatte, war dieser von dessen Antworten und Ansichten so eingenommen, daß Savary, damals des ersten Consuls Adjutant, ihm seitdem öfters antrug, in dessen Gefolge zu bleiben. Bory aber hing mit zu treuer Liebe an Moreau, um diesen zu verlassen, zumal zu einer Zeit, wo er in offenbarer Spannung mit der neuen Regierung stand. Vielmehr schloß er sich immer inniger diesem großen Manne an.

Die halbjährige Muße, welche man ihm zu Paris gestattete, benutzte er, um sein erstes Werk völlig auszuarbeiten und herauszugeben *). Wohl Wenige dürften in

*) Essais sur les Isles fortunées et l'antique Atlantide, 4. Mit Charten und Kupfern.

einem drei und zwanzigjährigen Alter und bei einem so viel bewegten Leben eine so inhaltreiche Frucht ihrer Studien aufweisen können. Es wird in dieser Schrift mit großer Ausführlichkeit die Geschichte der Guanchos erzählt, der alten von den Europäern ausgerotteten Ureinwohner der Canarischen Inseln, von denen man noch Mumien ihrer Vorfahren findet. Diese Geschichte eines fast unbekannten aber höchst merkwürdigen Volks, das ungeachtet seiner geringen Zahl achtzig Jahre lang den Anstrengungen der Europäer widerstand und zu dessen Unterjochung bedeutende Flotten und große Truppenmassen erfoderlich waren, während die ausgedehnten Reiche von Chili und Mexiko einer Handvoll Abentheurer in wenig Monaten erlagen, ist unendlich anziehend. Bory versucht aus den Sitten, der Sprache und den Gebräuchen der Guanchos darzuthun, daß sie die Nachkommen eines großen bereits in frühster Vorzeit sehr ausgebreiteten Volks gewesen; er leitet mehrere Gewohnheiten und Sagen neuerer Völker, denen man das höchste Alter beilegt, von den Canariern, ab; er weis't nach den sorgfältigsten Untersuchungen des physischen Zustandes und der Naturgeschichte der von den Guanchos bewohnten Inseln daselbst Spuren und Merkzeichen festen Landes nach, und hält es, bei der offenbaren Uebereinstimmung historischer und geologischer Thatsachen für ausgemacht, daß die westlichen Inselgruppen von Europa und Africa nur die Trümmer jenes weitausgedehnten Landes sind, dessen einstmaliges Dasein Platon (im Timäus) behauptet. Dadurch, daß Blumenbach seitdem den Kopf eines Guanchos mit mehrern ägyptischen Mumienköpfen genau verglichen und sie einander völlig gleich gefunden hat, gewinnt allerdings Bory's Meinung von dem hohen Alter der Canarischen Völkerschaften sehr an Wahrscheinlichkeit. Ist übrigens, wie Bory selbst eingesteht, diese Meinung von der Atlantis auch nicht neu, so hat er sie doch zuerst auf Thatsachen begründet, während früher nur Muthmaßungen darüber mit mehr oder weniger Scharfsinn aufgestellt worden.

Kaum war dieses Werk und die Flore des Canaries beendigt, als Bory in der Eigenschaft eines Stabs-Capitäns beim Generalstabe des Marschalls Davoust in das Lager bei Brügge abgehn mußte. Dieser Entfernung

verdankte er es allein, daß er nicht in den schändlichen Proceß gegen Moreau verwickelt wurde. Im Lager selbst vollendete er seine Reisebeschreibung, welche 1805 zu Paris in drei Octavbänden mit trefflichen Kupfern und Charten erschien. Die darunter befindliche Charte der Insel de la Réunion, im größten Format, gilt für eine der schönsten und vollendetsten, die es überhaupt giebt. In dieser Reisebeschreibung, welche eben so sehr von den Kenntnissen als dem Fleiße des Verfassers zeugt, werden mit gleicher Sachkunde die mannichfaltigsten Gegenstände aus dem Gebiet der Botanik, Zoologie, Mineralogie und Geschichte betrachtet. Ein seltner Muth war nöthig, um die Ausbrüche der Vulcane in solcher Nähe zu beobachten, als er gethan. Wie hätte er auch sonst so große Aufschlüsse über diese geheimnißvollen Werkstätten der Natur geben können? Wie kaltblütig er auch die gefahrvollsten Untersuchungen anstellte, beweisen die in der Reise mitgetheilten Auszüge aus den Briefen mehrerer unterrichteten Einwohner von La Réunion, wo der furchtbarste aller Vulcane ist.

Noch war kein Jahr seit dem Erscheinen beider Werke verflossen und schon that der Verleger derselben ihm den Vorschlag, sie in einer neuen Auflage zu Einem Werke zu vereinigen. Bory ging eben damit um, als Bonaparte, zum Kaiser erhoben, den Krieg in Deutschland wieder anfachte, und sein Dienst als Officier im Generalstab des Marschalls Davoust ihn ins Feld rief. Er wohnte der Schlacht von Austerlitz bei, und verlebte nach derselben mehrere Monate in Wien, wo er die persönliche Bekanntschaft der berühmtesten dortigen Naturforscher machte.

Während des Frühjahrs und Sommers 1806 vollzog Bory den ihm höhern Orts ertheilten Auftrag, eine Charte vom Lauf des Kocher und der Jart in Schwaben, so wie von Hall und Hohenlohe aufzunehmen. Seine Arbeit ist nicht öffentlich erschienen, soll aber nach dem Urtheil wahrer Kenner die Charte von Reunion noch übertreffen.

So wichtige Dienste auch Bory geleistet hatte, blieben doch die Vorschläge seiner Vorgesetzten zu Beförderungen

stets unbeachtet. Der Grund davon war seine Freundschaft für Moreau und die Freimüthigkeit, womit er für dessen Sache sprach. Berthier, der deßhalb Bory abgeneigt war, strich nicht nur seinen Namen jedesmal auf der Liste der Begünstigten, sondern bewirkte auch, um den wiederholten Anträgen Davouſt's zuvorzukommen, daß er aus dessen Generalstab zu einem Dragonerregimente versetzt wurde, mit welchem er die Feldzüge von 1806 und 7 mitmachte. Absichtlich setzte er sich hier den größten Gefahren aus, um sich bemerklich zu machen; er verlor mehrere Pferde unter dem Leibe, und ward selbst verwundet; in dem Gefecht bei Golimin in Polen ward er vom Pferde gehauen, dennoch blieb er immer nur Rittmeister; aber er ertrug diese Zurücksetzung mit stets gleichem Muthe.

Nach dem Tilsiter Frieden ward Bory zum Etat-Major der Reiterei nach Berlin versetzt. Hier verband ihn bald eine innige Freundschaft mit Willdenow, der seiner in dem letzten Bande der „Species plantarum“ vielfältig erwähnt. Auch Klaproth und der Graf Hoffmannsegg nahmen ihn mit gleicher Güte und Aufmerksamkeit auf. Ungern verließ er Berlin wieder, um in der Nähe von Paris das Depot seines Regiments zu übernehmen. In dieser Zeit ward er zum Correspondenten der ersten Classe des Instituts, für die Abtheilung für Zoologie und vergleichende Anatomie, ernannt.

Weit entfernt, sich um die Gunst des Hofes zu bewerben, lebte er von diesem zurückgezogen, und suchte einzig den Umgang mit gelehrten und geistreichen Männern. Auch sah man ihn oft in den feinen und gebildeten Cirkeln der Madam de Parny.

Dieser Ruhe genoß er bis zum October 1808, wo er dem Marschall Ney, der ihm besonders zugethan war, nach Spanien folgen mußte. Er durchstreifte unter diesem Feldherrn mehrmals die nördlichen und östlichen Theile Spaniens, die in vieler Hinsicht noch wenig gekennt sind.

Als später Ney nach Frankreich zurückkehrte und Soult an Jourdans Stelle trat, ward Bory als Soult's Adjutant nach Madrid berufen. Die Franzosen rückten nach

der Schlacht von Occagna wieder vor und besetzten wie in einem Triumphzuge Cordova, Sevilla, Mallaga und Grenada. Bory erhielt Sevilla zum Aufenthalt, und wußte bald, indem er sich den Aufwieglern furchtbar, den friedlichen Bürgern achtungswerth zeigte, ein solches Ansehn zu erlangen, daß er allein und ohne Geleit kleine Reisen zu machen wagen durfte.

Dabei fehlte es ihm aber auch nicht an Gelegenheiten, seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart zu zeigen. Der Marschall hatte ihm den Oberbefehl über die beweglichen Colonnen in den höchst schwierigen Gebirgen von Ronda übertragen. Bory war bis zu der Stadt Grassalema vorgedrungen, dessen Einwohner die Franzosen jedesmal mit verstellter Freundlichkeit aufnahmen, um sie beim Abzuge desto unerwarteter aus ihren Hinterhalten überfallen zu können. Drei französische Heere hatten auf diese Weise zu verschiednenmalen die empfindlichsten Verluste erlitten. Auch Bory, der mit der geringen Macht von 200 Pferden und 6 bis 800 Mann Infanterie erschien, ward wohl aufgenommen, aber er wußte, daß man damit nur Zeit gewinnen wollte, um seinen Untergang vorzubereiten. Ohne Mißtrauen zu verrathen, nahm er die ihm hinterlistig dargebotene Mahlzeit an, ließ sie jedoch außerhalb der Stadt anrichten. Als aber der Rückmarsch angetreten werden sollte, und eine Menge von Einwohnern aus allen Ständen, um Zuschauer des erwarteten Ausgangs zu sein, sich eingefunden hatten, gab Bory plötzlich Hunderten von seiner dazu bereit stehenden Mannschaft Befehl, daß jeder sich eines Mannes oder Weibes, oder auch einiger Kinder bemächtigen solle, ohne ihnen jedoch irgend ein Leid zuzufügen. Zugleich ließ er den Geistlichen, den Corregidor und die Beamten des Orts ergreifen, und erklärte ihnen, daß er wisse, welche Gefahren man ihm bereitet habe, daß er deßhalb nur in ihrer Begleitung zurückmarschiren werde, und daß er ihnen zu den nöthigen Anordnungen eine Stunde Zeit gebe. Gern benutzten sie diese, um ihre in den Hinterhalt gelegten Landsleute abzurufen. Der Rückmarsch wurde bis auf einen einzigen Schuß, der Bory's Pferd verwundete, durch nichts gestört und angesichts der kleinen von den Franzosen besetzten Feste Zara entließ endlich Bory die noch erschrockenen Einwohner von Grassa-

lema, welche mit einer so großmüthigen Behandlung sehr zufrieden waren.

Auf allen militärischen Zügen begleitete unsern Bory ein spanischer Botaniker, den er in der Nähe von Cadix im tiefsten Elende gefunden hatte. Dieser sammelte und trocknete Pflanzen, wenn Bory dazu nicht Zeit fand. Außerdem hatte er immer einige Ingenieurs géographes bei sich, mit deren Hülfe er eine schöne Charte von 1/500,000 der südlichen Halbinsel zu Stande brachte. So waren Bory's Züge in Andalusien nicht ohne reiche Ausbeute für die Wissenschaften, denen sonst der Krieg nur Abbruch zu thun pflegt *).

Bory erstieg die höchsten Gipfel und Gletscher Grenada's, davon mehrere höher sind als die Pyrenäen. Er fand hier die meisten der von Desfontaines in der Flora Atlantica beschriebnen Pflanzen und eine höchst merkwürdige mineralogische Beschaffenheit des Landes, welche ihm die schon früher in seinen Schriften niedergelegte Behauptung bestätigte, daß der Durchbruch der Meerenge von Gibraltar nicht so gar alt sein könne.

Für seine ausgezeichnete Tapferkeit in der Schlacht von Gebora und bei der Belagerung von Badajoz ward Bory endlich zum Major befördert; nach der Schlacht von Albuhera, in welcher ihm binnen einer Stunde zwei Pferde unterm Leibe getödtet und ein drittes durch Kugeln verwundet wurde, erhielt er den so oft aber immer vergebens für ihn gefoderten Orden der Ehrenlegion. Von jetzt an erfreute er sich öfterer Beweise von der Geneigtheit der Regierung und einer schnellern Beförderung zum Obersten. Aber außerordentliche Begebenheiten hemmten ihn auf seiner glücklichen Laufbahn.

Mit unerhörter Schnelligkeit versetzte Bonaparte seine Truppen und Heerführer an die Orte, wo er ihrer eben

*) Sichern Nachrichten zufolge dürfen wir der Bekanntmachung jener Charte, so wie einer Menge damals von ihm gemachter naturhistorischen Entdeckungen entgegensehen.

bedurfte. So begann Bory 1813 den sechsten spanischen Feldzug zu Toledo; im May desselben Jahres war er in den Schlachten von Lützen und Bautzen, und im September war er mit seinem zum General-Lieutenant des Kaisers und commandirenden General in Spanien ernannten Marschall wieder zurück am Fuße der Pyrenäen. — Auch auf diesem Durchfluge durch Deutschland blieb er seinen Neigungen getreu. Er machte zu Jena die Bekanntschaft des geistreichen Professor Voigt, suchte zu Gotha den berühmten Astronomen, Freiherrn von Lindenau, und den gelehrten Geheimerath Bridel auf, welchem letztern er schon zuvor verschiedne kryptogamische Merkwürdigkeiten mitgetheilt hatte, und welcher (so wie der treffliche Weber) in seinem letzten Werke Bory's oft erwähnt. Zugleich fand er auf diesen Zügen und unter dem Geräusch der Waffen Zeit, sich ernst mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Davon zeugen mehrere Abhandlungen für verschiedne gelehrte Gesellschaften, deren einige in den Annalen des naturhistorischen Museums zu Paris, dessen Correspondent er war, abgedruckt sind.

Als im April 1814 Napoleons Macht sich zu ihrem Untergang neigte, stand Bory in seiner Vaterstadt an der Spitze eines Corps von Freiwilligen, die sich immer zahlreicher um ihn versammelten, und rettete Agen, wie ein eignes Denkschreiben der Obrigkeit an ihn beweis't, aus den schrecklichen Gefahren bürgerlicher Unruhen. Zwar fehlte es ihm auch nicht an Feinden und Neidern, die ihm den Aufruhr im mittäglichen Frankreich Schuld gaben und ihn den Usurpator von Agen nannten; aber als der Herzog von Angouleme seinen ersten Einzug in diese Stadt hielt, erkannte er bald den Ungrund dieser Anklagen, dankte vielmehr Bory für die geleisteten Dienste und foderte ihn auf, in Erhaltung der Ordnung bis auf weitern Befehl des ihm vorgesetzten Marschalls fortzufahren.

Jetzt ward Bory in seinem Grade als Oberst beim Dépot de la guerre angestellt. Seinen neuen Posten an diesem mit Recht hochberühmten Institut benutzte er besonders zu seinen Arbeiten über Spanien. Die wichtigsten Materialien waren in seinen Händen; mit dem Stich der Charten und Plane war der Anfang gemacht, und eben

sollte die Herausgabe dieser Geschichte der spanischen Kriege, der Frucht fünfjähriger Anstrengungen, beginnen, als Bonaparte's Rückkehr nach Frankreich abermals alles umstürzte.

Welche Partei Bory ergriff und was ihm seitdem begegnete, hat er selbst in seiner obengenannten Vertheidigungsschrift erzählt. Wir lassen ihn daher von jetzt an selbst sprechen, indem wir das Wichtigste aus derselben um so lieber mittheilen, als dadurch zugleich über jene merkwürdige Revolution von drei Monaten manches Licht verbreitet wird.

„Ich habe seit meinem Eintritt in das Dépot de la guerre dasselbe nie wieder verlassen. Da man in selbigem, nur mit den wissenschaftlichen Zweigen der Kriegskunst beschäftigt, nicht die mindeste Gemeinschaft mit dem thätigen Militärdienst hat, so konnte und durfte ich nicht den geringsten Antheil an dem haben, was seitdem bei der Armee vorfiel. Auf die strengste Ausübung meiner Dienstpflicht und auf meine gelehrten Arbeiten beschränkt, bin ich eben so wenig dem triumphirenden Bonaparte vorangegangen, als ich den besiegten Bonaparte verfolgt habe."

„Es sei mir erlaubt, hier mein politisches Glaubensbekenntniß abzutragen, damit nicht langer meine Gegner mich für schlechter ausschreien mögen, als ich bin, noch meine Freunde mich für besser halten mögen, als ich je gewesen sein mag."

„Im J. 1793 war ich zu jung, um den geringsten Antheil an den Vorfällen um mich her zu nehmen. Während die mannichfachsten republicanischen Regierungsformen sich einander drängten, um der demokratischen Anarchie ein Ende zu machen, reifte mein Urtheil kaum. Die Worte Freiheit und Gleichheit, welche ich an der Spitze aller Todesurtheile an allen Straßenecken las, und welche mir nur von rohen entweihten Lippen entgegentönten, galten mir für gleichbedeutend mit Despotismus und Ungebundenheit. Ich erkannte in der gepriesenen Freiheit und Gleichheit nur Schmähung des rechtlichen Bürgers durch den Pöbel."

„Ich trat in das Alter, wo die Frauen unbeschränkte Gewalt über unser Thun und Lassen üben. Die Damen, in deren Kreis meine Familienverhältnisse mich brachten, gehörten meist zu denen, welche, damals zwar ganz nach der Mode, jetzt die Revolution ihren Kindern als die Quelle aller Gräuel vorstellen, um sich an den Verwüstungen zu rächen, welche 25 seitdem verflossene Jahre in ihren Reizen angerichtet haben. Unter ihnen hielt ich mich für den reinsten Royalisten auf der Welt, und da ich alles, was in meiner Welt Mode war, übertrieb, so setzte ich mich mancher Verlegenheit aus und war oft um Freiheit und Leben bedroht."

„Die Directorialregierung, welche den Armeen den bereits erfochtenen Lorbeer entriß, war mir ganz besonders zuwider. Eine feige Regierung empört ein edles Herz weit mehr als eine, die Schrecken vereint mit Größe."

„Da kam ein Mann von den Ufern des Nils zurück, begabt mit übermenschlicher Thatkraft, begeistert für alles Große, dem die Kunst zu herrschen wie ein Instinct inwohnte. Er kehrte zurück aus den heißen Sandwüsten und seine Stirn umgrünte noch der Lorbeer Italiens. Er schwang sich zur höchsten Macht empor (wie Fontanes sagte), nur die Anarchie entthronend. Mit fester Hand ergriff er die Zügel des tief bedrohten Staats. —— Jeder Rechtliche gab sich der Hoffnung hin, daß Ruhm und Friede nun den ewigen Grund zu der Macht des großen Staats legen würden. —— Künste und Wissenschaften erfreuten sich der höchsten Aufmunterungen, wie unter keiner, auch nicht der glorreichsten der frühern Regierungen u. s. w."

„Damals war es mehr als je ein Glück, Franzose zu sein. —— Ich fühlte mich als einen wahrhaft wohlgesinnten Franzosen. Aus reinster Liebe zum Vaterlande war ich der aufrichtigste Verehrer des ersten Consuls. Bonaparte aber, gereizt durch die Angriffe ohnmächtig wüthender Gegner, überließ sich ganz den Eingebungen blinder Rachsucht, betrachtete Frankreich nur als ein Werkzeug derselben und gedachte nur seines Ruhmes, mit welchem er uns berauschte."

„Bald durchzog er auf seinem Triumphwagen ganz Europa, weniger belebend als verzehrend. Jeder, je nach dem er fürchtete oder hoffte, sah in ihm einen Monck, einen Sylla, einen Washington oder den Stifter eines vierten Herrscherstamms.“

„Die Royalisten, welche sahen, daß er die Altäre, die Stufen zum Thron, herstellte und allen Glanz des alten Hofes wieder hervorrief, glaubten er werde die von ihnen so ersehnten Fürsten, gegen die persönlich er bis dahin nichts unternommen hatte, zurückrufen.“

„Die Republikaner, getäuscht von seinen Liebkosungen gegen sie und ihrem Vertrauen zu ihm, so wie von seiner Achtung gegen einige Vermächtnisse der Revolution, sahen in ihm nur den römischen Dictator, bereit sich des Purpurs zu entledigen und der Bewunderung seiner Mitbürger in der Stille zu genießen.“

„Andre Vaterlandsfreunde, die sich Frankreich nur als verfassungsmäßige Monarchie glücklich dachten, lebten der Ueberzeugung, daß er, in weiser Erwägung seines und des Wohls des Vaterlandes, auf eine Regierung bedacht sein werde, stark und fest gegründet durch wohlberechnete Volksvertretung, durch innigste Vereinigung der einzelnen Theile des weiten Reichs und durch Einsetzung eines höchsten Staatsoberhauptes, gleich viel unter welchem Namen.“

„Noch andre endlich, die Bewegungsgründe so vieler eingeleiteten Intriguen richtiger berechnend, — — hatten bald die gute Hoffnung gefaßt, daß aus den Trümmern der Republik eine unbeschränkte Macht hervorgehn und der Herrscher ihnen zunächst die Vorzimmer der Tuilerien, früher oder später aber auch die ausschließende Laufbahn zu allen Ehrenämtern öffnen werde.“

„Was mich betrifft, so sah ich in Bonaparten, seitdem er herrschen wollte, nur den durch sein Glück verdorbenen Helden. Achtungswerthe Männer können mir bezeugen, wie ich oft meine Meinung laut gesagt habe über den Wahnsinn jener unendlichen Uebertreibungen, die mich an die Traumerscheinung Nebukad Nezar's erinnerten.“ — —

„Der Zeitpunkt brach herein, wo Frankreich die Beute des verbündeten Europa's ward. Ich hatte ihn vorausgesehen. — Wer hätte damals trauern mögen über den Untergang des Urhebers so vieler Gräuel! Aber welcher Soldat betrauerte nicht tief jenen Ruhm, an welchem die gemißbrauchte Nation selbst so großen Antheil hatte! — Mich selbst empörte der Verlust dieses Ruhms im Gefühl jenes geheiligten Stolzes, welcher jedem mit Kraft und Adel begabten Wesen von Natur inwohnt.“

„So lange Bonaparte glücklich war, habe ich mich laut über seine Fehler ausgesprochen, ihn selbst hätte ich vielleicht ohne Schmerz sich den Weg zum Untergange bahnen gesehn, wenn mich nicht die Ueberzeugung gequält hätte, daß er Frankreich in den Abgrund mit hinabreißen würde. Seitdem aber die verhängnißvolle Strafe ihn erreicht hat, ist mir's ein heiliges Gesetz ihn nicht wegen seiner Fehler zu schmähen. Wer fühlt es nicht schmerzlichst, daß alle auf ihn gehäufte Schmach unmittelbar auf Frankreich zurück fällt, das sein Geschick ihm in die Hand gab, das aber nicht seinen Ausschweifungen ein Ziel zu setzen vermochte.“

„Hatte nicht das furchtbarste Geschick nicht nur alle Franzosen, sondern Europa selbst an den schimmernden Wagen Napoleons gefesselt? Hatten nicht die Franzosen, indem sie Bonaparte's unerhörtem Glücke sich zu eigen gaben, die unbeschränkte Herrschaft für gesetzmäßig anerkannt? Alle Mächte Europa's hatten feierlich die Republik bestätigt; die Republik aber, im vollen Genuß und Besitz aller ihrer Rechte, konnte zum Throne berufen, wen sie wollte.“

„Deßhalb nahm die Armee die Adler Napoleons an, um unter ihren Flügeln Triumphen entgegen zu eilen; deßhalb war die Geistlichkeit beeifert, den Namen des neuen Gesalbten des Herrn selbst in ihre Gebete aufzunehmen; deßhalb reihten die Söhne der Revolution um den kaiserlichen Helden her; deßhalb wetteiferten die Gelehrten und Künstler seine Thaten zu feiern; deßhalb war vor allen der alte Adel bemüht, den Glanz eines Hofes zu vermehren, der, wie er vorhergesehen, nur ihm allein zugänglich ward.“

„Als nun die ganze Nation die Bourbons vergaß, welche die jetzige Generation nicht kannte; als sie die Möglichkeit der Rückkehr derselben nicht denken konnte; als der Continent ihnen sogar einen Zufluchtsort versagte; als die Fürsten dieser Familie selbst in der Verheirathung Napoleons mit einer östreichischen Erzherzogin die Begründung eines neuen Herrscherstamms anerkennen mußten; als endlich alle rechtmäßigen Könige von Gottes Gnaden den Kaiser als rechtmäßig von Gottes Gnaden und durch die Staatsverfassung anerkannten, und die Sache der vergeßnen Bourbons aufgaben: was hatten wir da mit dieser Familie zu schaffen, welche zurückzuwünschen der heilloseste Hochverrath gewesen seyn würde?“

„Nur die ungeheure Verblendung und der starre Ehrgeiz des Kaisers vermochten, ihm Aller Herzen abwendig zu machen und ihm das rechtmäßig erworbene Erbtheil der Revolution und das Vertrauen aller Völker zu entreißen. Europa stürzte sich über Frankreich her in dem Augenblick, wo die öffentliche Meinung sich bereits vom Herrscher trennte und man damit umging, das Wort Vaterland wiederum an die Stelle der Ergebenheit an die Person des Kaisers zu setzen. Nur dieser eben allgemein ausbrechenden Stimmung wider einen neuen unerträglichen Despotismus ist die Lähmung aller nationalen Streitkraft auf allen Punkten Frankreichs zuzuschreiben; nur sie macht den Enthusiasmus bei der Rückkehr der Bourbons erklärlich.“

„Mich selbst erfüllte die Rückkehr Ludwigs XVIII. mit den schönsten Hoffnungen. Die ersten Worte des Königs trösteten mich bei der niederschlagenden Betrachtung, wie er doch nur im Gefolge unsrer Feinde wiederkehre. Ich verhielt mich überall vollkommen ruhig, eben so wenig frühern Verpflichtungen untreu, als neue Erfolge begünstigend. Obgleich mich die spätere unglückliche Wendung der Begebenheiten tief kränkte, habe ich doch wider den König weder gehandelt noch geredet, noch geschrieben.“

„Es würde nur ein übertriebnes Mißtrauen verrathen, wenn man bezweifeln wollte, daß Napoleons erste Abdankung, so ordnungswidrig sie auch geschehen sein

mag, die Franzosen vollkommen befriedigt habe. — Alle wahren Patrioten waren mit den gegebnen Verheißungen zufrieden. Wie sehr freilich das Volk sich getäuscht sah in seinen Hoffnungen, wie wenig die Bourbons bemüht und geneigt gewesen, ihren Verheißungen zu entsprechen, das ward nachmals hinlänglich durch die Art beurkundet, wie Bonaparte bei seiner Rückkehr vom Volke aufgenommen wurde, und wie die Flucht der Bourbons so ohne alle Theilnahme von Seiten des Volks blieb."

„Es ist eine eben so grundlose als unverständige Behauptung, daß eine Armeeverschwörung den Kaiser zurückgerufen und wider den Willen der Nation wieder auf den Thron gesetzt habe. Bonaparte benutzte nur die allgemeine Stimmung und Bewegung, an welcher die spottweise sogenannten Bonapartisten durchaus keinen Theil hatten."

„Die Armee war wahrhaft national. Sie gehörte seit 1792 durch freien Eid der Republik an. Ein gleich freier Eid legte das Commando über sie in Napoleons Hand. Zehn arbeitschwere Jahre hindurch war sie seinem Willen treu; sie duldete hart, aber ohne zu murren. Begebenheiten, welche die Armee für unmöglich gehalten hätte, zwangen den, der sie so oft auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, auf die Ehre, sie ferner anzuführen, Verzicht zu leisten. Brachte die Armee freiwillig dies bittere Opfer? Und was hat man gethan, sie zu trösten, zu beruhigen?"

„Als man die geschwächte, in allen ihren Theilen aufgelöst'te Armee, ohne Anführung und Stützpunkt, in Gegenwart von 600000 feindlichen Bayonnetten zusammen berief, um sie einen neuen Eid leisten zu lassen: fragte man sie da über die Wahl dessen, welchen sie als ihren Herrn anerkennen sollte? — Welches Recht hat man, sie für vereidet und verpflichtet zu halten, auf den Grund von Versprechungen, abgedrungen auf die gesetzloseste Weise unter dem Einfluß der Gewalt und des Dranges der Umstände?"

„Man begnügte sich nicht, von ihr die Aufopferung ihrer Adler, ihrer dreifarbigen Paniere, ihrer Regiments-

nummern zu fodern; man verlangte von ihr binnen 24 Stunden all ihres Ruhms zu vergessen, weil Napoleons Name von diesem Ruhm unzertrennlich sei. Man fand die Foderung natürlich, daß die Soldaten die funfzehnjährigen Waffengefährten Bonaparte's, eben dieses Bonaparte's plötzlich uneingedenk sein sollten. Man betrachtete es als einen Schimpf, daß sie sich weigerten, zu neuen ihnen unbekannten Herren überzugehen, die sie nie an ihrer Spitze oder in ihren Schlachten gesehen hatten."

„Anstatt die Armee auf gesetzmäßige Weise ihres alten Eides zu entbinden und dem neuen Eide den Charakter der zwangloseſten Freiwilligkeit zu geben, welcher allein sich verträgt mit dem Gefühl der Ehre, würdigte man sie dessen gar nicht. Man köderte einige Generale; glaubte man damit die Soldaten gewonnen zu haben?"

„Und so geschah, was geschehen ist. Die Armee erklärte sich von unten herauf für den, der mit der Abschaffung des Adels angefangen hatte. Die Marschälle und andern hohen Officiere, welchen der neue Hof zu schmeicheln schien, waren weit weniger beeifert, die so unglaublich schnell bewerkstelligte Revolution zu begünstigen."

„Die Armee, stets dem Vaterlande getreu, hat die berühmteſten Generale preisgegeben, wenn ihr Patriotismus ihr verdächtig wurde; aber immer nur mit dem höchsten Widerwillen hat sie das aufgeopfert, was sie als das darstellende Symbol ihrer Bürgertugend zu betrachten gewohnt war. Man darf fest behaupten, daß der Soldat Bonaparten leicht und bald vergessen haben würde, wenn man ihm die dreifarbige Cocarde gelassen hätte."

„Nicht Bonaparte war es, welchen die Armee bei Grenoble als Kaiser begrüßte, sondern es war der Mann, in welchem sie den Wiederherſteller der öffentlichen Freiheit erblickte, der ihr die schmerzlich entbehrten Nationalzeichen zurück geben sollte, nebst der Gewißheit, daß ihre ruhmvollen Thaten ihr nicht weiter zum Vorwurf gemacht werden dürften."

„Eben so unbedingte Thatsache ist es, daß das Volk

dem Einbruche Napoleons nur einen negativen Widerstand leistete, wo es ihn nicht mit dem höchsten Triumph aufnahm. — Aber auch hier war es nicht Bonaparte, den die gesammte Volksmenge der westlichen Departements bis nach Paris begleiten wollte, sondern es war der Mann, auf welchen das Volk alle seine Hoffnung setzte, welchen es durch sein Unglück belehrt und gebessert glaubte, welchen allein es für fähig hielt, dem Vaterlande innere und äußere Ruhe wieder zu geben."

„Doch des Glaubensbekenntnisses genug. — Kurz, Bonaparte war zurückgekehrt. Auf seinen Ruf bildet sich die Volksvertretung unglaublich schnell, denn jeder fühlt, wie unbedingt nothwendig sie ist. — Meine Vaterstadt, um mir auf die ehrenvollste Weise die ihr geleisteten guten Dienste zu belohnen, wählte mich zu ihrem Repräsentanten. Es würde albern und unschicklich von mir gewesen sein, diese Wahl abzulehnen. — Indeß hat man es uns zum Verbrechen gemacht, daß wir das in jenen Tagen ehrenvolle Amt von Repräsentanten annahmen. Ich werde nicht nöthig haben, die Rechtmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit der Kammer der Abgeordneten hier weiter darzuthun; sie ist keinem Zweifel unterworfen, und wenn man die Mitglieder derselben jetzt Bonapartisten schimpft, so geschieht dies ganz in demselben Sinne, wie 1793 alle diejenigen Aristokraten geschimpft wurden, die man nicht mit der Jacobinermütze geschmückt sah. Sind wir denn aber der Stimme des Usurpators gefolgt? Wir waren nur dem Willen des wählenden Volks gehorsam! Es wird uns zur Last gelegt, wir hätten unserm rechtmäßigen Herrscher Bedingungen vorschreiben wollen; wir haben aber nur Vorschläge zu einer Constitution entworfen, deren Annahme unendlichem Uebel vorgebeugt und den Fürsten zum rechtmäßigen König gemacht haben würde. Wir sollen in Aufruhr gegen den König gewesen sein, da wir doch nur dem Despotismus widerstehen wollten. Wir werden beschuldigt der Verzögerung der Rückkehr Ludwigs XVIII., da wir doch nur die Wiederkehr der Feinde zu verhindern suchten, welche den König zurückbrachten und ihn dereinst tyranniſiren konnten. Dagegen aber thut man, als habe man es ganz vergessen, daß unsre Standhaftigkeit uns vor einem zweiten 18ten Brumaire bewahrt,

und gesetzmäßig den Coloß umgestürzt hat, gegen welchen ganz Europa vergebens gewaffnet schien; ich sage gesetzmäßig, denn der Kammer, national in jedem Sinne des Worts, war vom Volke die Krone anvertraut worden, nur sie konnte dieselbe gesetzmäßig vom Kaiser zurückfodern, denn die Kammer war unmittelbar vom Volke selbst eingesetzt." — —

„Wozu wir uns verpflichteten, als wir das Amt der Volksvertretung übernahmen?"

„1.) Aus allen Kräften mitzuwirken zur Aufrechthaltung der Unabhängigkeit der Nation und der Integrität des Staats;"

„2.) Aus allen Kräften uns jedem Eroberungssystem und jedem auswärtigen Kriege zu widersetzen, welcher einen andern Zweck hätte, als die Sicherheit der Gränzen und des Rechts der Nation, sich eine ihrer politischen Ausbildung angemeßne Verfassung zu geben;"

„3.) Dem Staatsoberhaupte das Blut der Söhne des Vaterlandes und das Vermögen der Bürger nur dann zu bewilligen, wenn ungerechte Angriffe zurückzuweisen, und auch in diesem Falle nur dann, wenn alle Bemühungen zu gütlicher Schlichtung vergeblich gewesen sind;"

„4.) Um die einzelnen Trefflichkeiten unsrer verschiednen Verfassungen in ein Ganzes, zu einem einzigen Gedanken zu vereinigen, zu welchem, nach dem Ausdrucke Jay's, ein unsichtbarer Gesetzgeber, die Zeit, die Materialien zubereitet hat."

„Die Kammer, welche im Namen des Volks zusammentrat, für und durch welches alle jene Revolutionen Statt gefunden haben, mußte die Rechte geltend machen, die jene Revolutionen ihren Mitbürgern erworben hatten. Dergleichen Eroberungen können nur mit größter Schande ohne Widerspruch aufgegeben werden."

„Napoleon, auf immer niedergeschmettert, hatte alle seine persönlichen Anhänger verloren. Die Vaterlands-

freunde, welche ihn früher als ein tüchtiges Gegenwirkungsmittel betrachtet hatten, trauerten seinetwegen, beschleunigten aber seine Abreise, aus Furcht, seine Gegenwart möchte den Verbündeten schlimme Vorwände leihen. Ueberdies erfüllte seine Entfernung die erste aller Bedingungen, auf welche die kriegführenden Mächte Frankreich den Frieden geben zu wollen erklärt hatten. Als die Kammer nun zum Erben eines verfassungsmäßigen einen Fürsten proclamirte, welchen die noch bestehende Verfassung zum Throne berief, welchen auf den Thron zu setzen sie aber freilich nicht die Macht hatte: geschah damit etwas anders, als daß das Dasein und die Vacanz dieses Thrones bestätigt wurde, damit die Idee einer Republik nicht wieder rege würde und Raum faßte in einem Augenblick, da so unzählige Parteien bereit standen und da Napoleon I. durch den feierlich und gesetzmäßig ausgesprochnen Willen des Volks von dem Throne ausgeschlossen worden war? — Wie leicht war es möglich, daß die Berufung Napoleons II. zum Throne, Zwietracht unter die Fürsten Europa's säend, das Eindringen ihrer drohenden Heere auf einen Augenblick hemmte und der einstweilig eingesetzten Regierung Zeit verschaffte, die ehrenvollste Versöhnung vorzubereiten mit einem Fürsten, der nun der Wahl Frankreichs entsprochen hätte; eine Versöhnung, welche weder einerseits der Anschein gemißbrauchter Macht, noch andrerseits gehässige Demüthigung befleckt haben würde."

„In diesem Zeitpunkt bestieg ich zum erstenmal die Rednerbühne. Eines der geehrten Mitglieder, einem patriotischen Gefühle zur unrechten Zeit, wie es mir schien, nachgebend, hatte den Antrag gemacht, für den Augenblick jede Revision der constitutionellen Acte bei Seite zu setzen, und nur über die Mittel zur Rettung des Vaterlandes zu berathschlagen. Dieser Vorschlag mochte allerdings wohl den entferntern Aussichten eines Monarchen entsprechen, der seine Siege zu Unterwerfungsmitteln zu benutzen geneigt war; aber auf die Gefahr hin, ihm, dem damals Mächtigen, zu mißfallen, widersetzte ich mich lebhaft dem gemachten Antrage, überzeugt, daß eine tüchtige Verfassung der einzige Weg zum öffentlichen Wohl sei, den man sogleich und ohne Aufschub einschlagen müsse; daß die Opfer, welche man zur Rettung des Staats fodere, uns

nicht abhalten dürften, vor allem darauf zu denken, dem Staate eine unverletzliche Verfassung zu geben. Ich bestand darauf, daß man auf der Stelle den Hauptgegenstand unsrer Sendung vorzunehmen habe: den Volk und Fürsten gegenseitig verpflichtenden Vertrag, diesen wohlthätigen Zaum für jeden Mißbrauch der Macht."

„Ueberdem sah ich Wellington, den sonst vorsichtigsten Feldherrn, mit Adlerseile in ein besonders ihm feindseelig gesinntes Land eindringen und sich auf die Hauptstadt werfen. — Mir schien es über alles wichtig für Frankreich, diesem Einbrechen auf alle nur mögliche Weise zu widerstehn. —, Meiner Meinung nach mußten wir, es koste, was es wolle, Zeit zu gewinnen suchen. Wenn wir am Ende in so ungleichem Kampfe doch unterliegen mußten, so war es ehrenvoller, mit dem vereinten Europa zu unterhandeln, als sich so schnell einer uns so uralt feindgesinnten Nation zu überantworten."

„Meine Meinung war keineswegs, aus Paris ein zweites Saragossa zu machen. Fern sei der Gedanke von mir, rief ich vom Rednerstuhl herab, Paris den Gräueln eines Sturms auszusetzen. Aber es ist eine weite Kluft zwischen verzweifelter Gegenwehr und übereilter Unterwerfung. Sprach ich einen strafbaren Wunsch aus, indem ich das ehrenvolle Mittel zwischen beiden Aeußersten verlangte?"

„Die Hauptstadt ward von dem Vertheidiger Hamburgs vertheidigt. Carnot hatte die Befestigungen angeordnet oder gebilligt; 70000 Mann Linientruppen waren unter ihren Mauern vereinigt; 20000 Bürger, außer der 30000 Mann starken Nationalgarde, boten sich zum Widerstand an; 10000 Föderirte, deren Eifer man nicht genug bewundern konnte, verlangten unter einem Heerführer vom ersten Range (Baron d'Aricau) zu fechten."

„Durften wir unter diesen Umständen für den Erfolg eines Widerstandes so unbedingt fürchten? Marschall Davoust verhehlte seine gegründeten Hoffnungen zu einem glücklichen Erfolge nicht." —

„Inzwischen liefen jeden Augenblick die traurigsten Nachrichten ein. Alles verlor den Kopf. Die Sache des Vaterlandes schien mir aufgegeben; die allgemeine Verzweiflung empörte mich.“

„Die Kammer hatte damals beschlossen, täglich einige ihrer Mitglieder zur Armee zu schicken, um zu wissen, was man von ihrer Stärke und ihrer Gesinnung zu erwarten habe. Am 30sten Juny ward auch ich zu dieser Sendung bestimmt und beauftragt, den Bericht über das Gesehene abzufassen. Dieser Bericht, von der Kammer genehmigt, und auf ihren Befehl gedruckt, ist vermuthlich der Grund, weßhalb die Kammer beschuldigt wird, sie habe sich gegen die Rückkehr der Bourbons erklärt. — Die Thatsachen in diesem Bericht sind alle notorisch; ich brauche sie hier nicht zu beweisen. Wir wurden überall sowohl von der Armee als von den Bürgern, mit unendlichem Zujauchzen empfangen; wir mußten dies der Kammer melden, denn es war eben unsre Pflicht, alles so zu melden, wie es uns begegnet war, wie wir es gefunden hatten.“

„Der Bericht schloß demgemäß mit dem Antrage, ungesäumt einen Aufruf an Volk und Heer zu erlassen, worin man sich unumwunden erklären müsse, daß es über alles wünschenswerth sei, die Hauptstadt in einen furchtbaren Vertheidigungszustand versetzt zu sehen. Nirgend ist die Rede von einem wider die königliche Familie zu erlassenden Decret; eben so wenig davon, daß im schlimmsten Fall Paris in einen Aschenhaufen verwandelt und die Nationalgarde zur Schlachtbank geführt werden müsse, wie man späterhin für wahr ausgegeben hat.“

„Besonders ist es folgende Stelle, welche man mir als unverzeihlich vorgeworfen hat. Nachdem ich die Frage aufgeworfen, welches Loos Frankreich bevorstehen würde, wenn es den Feinden gelänge, ihm das Oberhaupt des Bourbonischen Hauses aufzuzwingen (imposer), fuhr ich fort:“

„„Wenn in diesem Falle das Oberhaupt dieser Familie auch frei und wahrhaft das Beste wollte, so würd' es solches nicht ausführen können; die Masse der ihm folgenden

Creaturen würde ihm nothwendig die Hände binden; man würde Versprechungen geben, aber, sobald man sich nur mächtig genug dazu fühle, sie nicht halten. Alle, die seit 25 Jahren für die Freiheit gekämpft haben, und vorzüglich die während der neuesten Begebenheiten kämpften, würden wie Aufrührer behandelt werden; ihre Tapferkeit, ihr Unglück würden ein Grund werden, sie Landes zu verweisen. Man würde vielleicht selbst in den Hospitälern ihnen die Plätze verweigern, welche man denen einräumen würde, welchen sie ihre Wunden verdanken; ja ihre Wunden selbst würden in den Augen des Herrschers nur als Schandmale erscheinen!" "

„„Die Besitzer von Nationalgütern, dieser bedeutende Theil der Nation, würden ihres Eigenthums gewaltsam beraubt, der Landmann durch die kleinen Tyrannen von neuem unterdrückt werden, und neue Plackereien würden die Folge sein aller Kämpfe für die seit 25 Jahren unter uns anerkannte Gleichheit vor dem Gesetz!" "

„Dieser Stelle hat man dadurch einen gehässigen und strafbaren Sinn angedichtet, daß man den Begriff des Wortes aufzwingen ganz außer den Gesichtskreis gerückt hat."

„Haben denn nicht aber die verbündeten Fürsten selbst erklärt, daß sie keinesweges gesonnen seien, Frankreich irgend eine Regierung aufzuzwingen (imposer)? Der Zweck des Krieges war lediglich, den Kaiser Napoleon des Reichs zu entsetzen. Uns aber ein Staatsoberhaupt aufzuzwingen, das konnte allein die Absicht und das Werk irgend einer Partei sein. — Wenn aber Ludwig XVIII. nur auf den einmüthigen Wunsch Frankreichs zurückkehrte, so verschwand auch der leiseste Anschein von Aufzwingen, und das ganze Gemälde von den, im Fall des Gegentheils uns bevorstehenden, Leiden wäre durchaus ohne alle Anwendung geblieben. — War denn aber jenes Gemälde nicht vollkommen prophetisch? Wie ist es alles so gräßlich erfüllt worden!"

„Eben so einfältig ist folgende Stelle dieses Berichts mißverstanden und gemißgedeutet worden: ".

„„Es ist offenbar, daß eine unsichtbare Hand die Unterhandlungen Ihrer Gesandten zu leiten bemüht ist. Diese unsichtbare Hand hat die Angelegenheit Europa's gewogen; sie hat sie der Ihrer Partei ungünstig gefunden, denn sie weiß, daß Europa nicht geneigt und veranlaßt ist, Ihnen eine Regierung wie die aufzuzwingen, welche in der Person Ferdinands VII. Spanien zerrüttet.““

„Unter dieser unsichtbaren Hand konnte wohl nicht die gemeint sein, welche den König zurückführte; diese war nicht unsichtbar, denn den König führte die unwiderstehliche Richtung der Begebenheiten seit dem 25sten Juni zurück; diese Hand drohte uns nicht mit dem Aufzwingen einer despotischen Regierung, denn sie gab uns die Verfassung von 1814, und Ludwigs XVIII. Regierung glich noch nicht der Regierung Ferdinands VII.“

„Unter dieser unsichtbaren Hand, welche den Saamen aller Zwietracht unter uns auszusäen sucht, welche sich nur zu oft in den Rath der Könige einzunisten weiß, die sie ins Verderben hinabreißt, wenn sie verblendet ihrer Leitung sich hingeben: was konnte ich anders darunter meinen, als die blinde Rachsucht, welche alles bedroht, was die Herstellung der öffentlichen Ruhe bezweckt, welche sie haßt, weil sie durch dieselbe in ihr Nichts verschwindet?“

„Die Kammer ward am 8ten July gezwungen, sich aufzulösen; ich war eben in Begriff, denen, die mich zu ihrem Repräsentanten gewählt hatten, Rechenschaft von meiner Geschäftsführung zu geben, als eine königliche Verordnung vom 24sten July 1815 nebst Andern auch mir befahl, „„binnen drei Tagen Paris zu verlassen und mich an den von dem Polizei-Minister bestimmten Ort des Innern von Frankreich zu begeben, um dort unter Aufsicht zu bleiben, bis die Kammern entschieden haben würden, wer von den Genannten des Landes verwiesen oder gerichtlich verfolgt werden solle.““

„Als Soldat an unbedingten Gehorsam gewöhnt, begab ich mich sogleich an den mir angewiesenen Ort.“

„Fünf Monate verstrichen unter der hartnäckigsten und kleinlichsten Untersuchung wider die in der Liste Namhaftgemachten. Man fand nichts wider sie, oder vielmehr, es ergab sich keine Thatsache, auf welche hin man sie hätte vor Gericht stellen können.“

„Herr de Corbière, welcher der Commission Bericht abzustatten hatte, berichtete derselben, die Minister hätten keine Thatsachen wider die Individuen der Liste (des 2ten Art.) angebracht; es könne also im Wege Rechtens nicht wider sie verfahren werden.“

„Die Kammern sprachen uns los, indem sie die Unmöglichkeit förmlicher Anklage eingestanden; die Minister sprachen uns ebenfalls los, indem sie auch nicht Eine Thatsache auch nur gegen Einen vorbringen konnten!“

„Daraus entwickelte sich ein seltsames Mißverhältniß zwischen beiden Behörden. Die Minister, wohl bedenkend, daß Verbannung eine Strafe ist und daß die Monarchie in Despotismus ausartet, wenn der Thron zugleich Richterstuhl wird, suchten das Gehässige und Ungerechte den Kammern zuzuschieben. Die Kammern hingegen sahen die Fälle bald, und wollten hinwieder die Verwiesenen der Gnade des Königs überlassen.“

„Man suchte sich indeß aus der Verlegenheit zu helfen: man theilte die Schande des ganzen Verfahrens. Die Kammern sprachen das Verbannungsurtheil über die, welche der König auf der Liste lassen würde, und die Minister wirkten ein Gesetz aus, nach welchem alle auf der Liste blieben.“ — —

„Durch die Verordnung vom 17ten Jan. 1816 wurden sämmtliche Individuen der Liste (des 2ten Art.) Landes verwiesen.“

„Keine Lage ist der eines rechtlichen Mannes vergleichbar, der willkührlich eines Hochverraths beschuldigt wird, dessen Bestrafung die Sicherheit der Völker, die Würde der Krone und die Ruhe Europa's heischen!“

„Jeder Mensch hat das Recht der Vertheidigung. Da ich aber nicht weiß, wessen eigentlich man mich anklagt, so kann ich auch nicht wissen, wogegen ich mich eigentlich vertheidigen soll. Mag denn die aufrichtige Darstellung meines Lebens und meiner Meinungen die Regierung überzeugen, daß ich weder Verräther noch sonst schuldig bin. Mögen meine Mitbürger sich überzeugen, daß ich der Ehre, von ihnen zum Repräsentanten erwählt worden zu sein, mich nie unwürdig gemacht habe.“

„Man stelle mich nach gesetzlicher Ordnung und Vorschrift vor Gericht und sage mir, wessen ich beschuldigt werde. Zehn Zeilen vielleicht würden zu meiner vollkommensten Rechtfertigung hinreichen und die Regierung würde mich nicht der Früchte meiner Anstrengungen im Dienste des Vaterlandes berauben dürfen. Hat man meinen Namen nicht ausgestrichen in den Verzeichnissen der Officiere der Armee, der Mitglieder der Ehrenlegion und der Correspondenten des Instituts? Die Gerechtigkeit wird dereinst meine Unschuld feierlich anerkennen, dessen versichert mich die Reinheit meines Gewissens. — Bis dahin tröstet mich über das erlittene Unrecht die ewige Wahrheit: Daß wer Unrecht thut, mehr zu bedauern ist, als wer Unrecht leidet.“

Wir schließen mit der Nachricht, daß Bory de St. Vincent seinen Aufenthalt in den Staaten des Königs von Preußen gewählt hat, wo ältere Verbindungen und neuere Bekanntschaften ihm eine ehrenvolle Aufnahme sichern.

Gottfried Christoph Beireis.

Von

Dr. J. J. H. Bücking.

Gottfried Christoph Beireis,

welcher den 23. Februar 1730 zu Mühlhausen *) in Thüringen geboren wurde, und den 17. September 1809 als Professor der Medicin und Philosophie zu Helmstädt verstarb, gehört zu den ausgezeichneten Menschen, deren manches Jahrhundert kaum Einen oder ein Paar hervorbringt, weil sich zu selten Natur und Kunst, unterstützt von günstigen Umständen, dazu die Hand bieten. Bei unserm Beireis war dieses der glückliche Fall. Das Schicksal ließ ihn von Aeltern erzeugt werden, die einen hohen Werth hatten, und von denen der Vater seine Körper- und Geistes-Stärke, so wie die Mutter ihre christlichen und moralischen Tugenden auf ihn vererbten. Seinen Vater, Johann Christoph Beireis, Polizeidirector, und, wie sein dort gewöhnlicher Titel damals lautete, Kriegscommissarius in Mühlhausen (welche Stelle ihn in den Stand setzte, dem dortigen Physicus Juch Gelegenheit zu anatomischen Demonstrationen für den jungen Beireis zu verschaffen), einen biedern, liberalen, kraft- und muthvollen Mann, bestimmten selbst diese Eigenschaften vorzüglich mit, seinem Sohne einen Unterricht geben zu lassen, den er

*) Bei dieser Gelegenheit hat es sich gezeiget, wie wenig öfters auf historische Glaubwürdigkeit zu bauen ist. Einer von den bald nach seinem Tode über ihn Schreibenden läßt ihn in Nordhausen, ein Anderer in einem kleinen Städtchen — welches ein Dritter reformirt und dafür Goslar setzt — geboren werden. So ist er auch nicht im 79sten sondern im 80sten Jahre seines Alters gestorben, und hat nicht in Straßburg, sondern, wie sich hernach zeigen wird, in Helmstädt promovirt, wie ja im academischen Calender auf die Jahre 1769 und 1770 nachzusehen war.

außerdem würde haben entbehren müssen, und auf den unter seinen Brüdern und vor seinen Gespielen sich auszeichnenden Knaben seine besondere Sorgfalt zu verwenden: und seine Mutter, Anne Christine geb. Stüler, eine sanfte, im Leiden standhafte, schöne, und gebildete Frau, leuchtete ihm und seinen zwei ältern und vier jüngern Geschwistern mit wahrer Frömmigkeit vor. Beide erwarben so ihrer Familie in dieser kleinen damaligen Republik ein hohes Ansehn, und ihr Haus war eins der ersten und beglücktesten daselbst, als im Jahre 1733 die bekannten Mühlhausenschen Unruhen ausbrachen, indem die Bürger einen förmlichen Aufstand gegen den Magistrat erregten, und die obrigkeitlichen Personen aus der Stadt flüchten machten, von welchen nur der Kriegsherr (wie er dort auch genannt zu werden pflegte) Beireis, im Vertrauen auf die gute Sache, auf seine eigene Rechtlichkeit, und auf seine Kraft, allein zurückblieb, um durch Güte die Ruhe wieder herzustellen: er bemühete sich aber vergebens, und wurde, da er Gewalt brauchen mußte, mit Wunden bedeckt, endlich doch auch zur Flucht gezwungen. Seine Gattin rettete sich durch ein muthvoll ausgeführtes Wagestück, und ihre Kinder — unter ihnen unser Beireis — wurden verkleidet auf einem Pfluge aus der Stadt geschafft; sein Haus aber wurde den Unzufriedenen zur Beute, es wurde von ihnen zerstört, und durch dieses alles die Wahrheit bethätigt, daß höhere Naturen gemeiniglich mit dem Schicksale ringen müssen, während mit beschränkten Seelenkräften Versehene auf ebenem Wege einhergehen, und ein ruhiges gleichförmiges Leben führen.

Nach dieser Katastrophe war die Erziehung seiner Kinder das besondere Augenmerk des an Gesundheit und Wohlstande nun geschwächten Vaters, und ein dem Alter sonst nicht gewöhnlicher Ernst, eine ganz außerordentliche Reizbarkeit, glühende Imagination und Lebhaftigkeit des Geistes, vorzüglich Fassungskraft, und ein alles zu seinem Eigenthum machendes und als solches bewahrendes Gedächtniß — welche Eigenschaften schon damals den Knaben, wie nachher den Jüngling und Mann, characterisirten — waren wohl dazu geeignet, daß sie die Augen des einsichtsvollen Vaters auf sich

zogen, und ihn bestimmten es an nichts fehlen zu lassen, was diese Naturgaben stärken, ordnen und verschönern konnte. Unausgesetzt arbeiteten also, außer ihm selbst, Hauslehrer, und die Lehrer des Gymnasiums, an der Bildung eines Geistes, der schon so früh so viel versprach, und in der Folge sich so eminent zeigen sollte. Er erlernte auf diese Weise früh für sein Alter, das Französische, Englische, und Italienische; sah sich in der Geschichte um, und studirte Mathematik und Physik. Musik und gymnastische Uebungen wurden nicht minder für nöthig gehalten von ihm geübt zu werden, und schon im zwölften Jahre betrieb er mit Liebe und Nutzen das Studium der alten Sprachen.

Schon damals zeigte der wißbegierige Knabe Neigung zur Arzneiwissenschaft, und der damalige Stadtphysicus Juch, ein Freund des Hauses, nährte diese Neigung, und ertheilte ihm auch in dieser Wissenschaft einigen vorbereitenden Unterricht. So lernte unser B. Tag und Nacht, und gewann zugleich, wie er später mehrmals dankbar äußerte, vorzüglich in der Gesellschaft eines ihm wohlwollenden gebildeten Frauenzimmers fortwährend an sittlicher Bildung. War es unter diesen Umständen, und bei dem feurigen Jünglinge, der sich fühlen konnte, und wirklich fühlte, ein Wunder, wenn er nach Polyhistorie strebte, und der Keim der ihm nicht ganz mit Unrecht vorgeworfenen Ehrsucht aufzuschießen anfing?

Funfzehn Jahre war er alt geworden, als sein durch Anstrengungen schon geschwächter Vater, an den Folgen einer Verletzung, die er bei einer Feuersbrunst erlitten hatte, nach langwieriger und schmerzhafter Krankheit, am 5. April 1745, drei und funfzig Jahre alt, mit Tode abging. Dieses zweite, noch mehr als das erste, ihm harte Schicksal, empfand er zwar tief; aber schon hatte sein Geist die Herrschaft gewonnen; der funfzehnjährige Jüngling konnte auf sich selbst vertrauen, und selbst dieses Gefühl der Kraft, in welchem der Geist die Formen, worein sich mehr befangene Seelen zwingen lassen, nicht beachtet, und so freilich auch oft zugleich das Nützliche und Gute verschmähet, gab dem

Character unsers B. früh das Gepräge der Originalität, welche späterhin auf der Einen Seite seinen Ruf so sehr erhöhete, auf der Andern aber auch so manches ungünstiges Urtheil über ihn fällen ließ. Für eine Folge von dieser Stimmung kann man es halten, wenn man diesen so wißbegierigen Jüngling die Schulstunden eben nicht fleißig besuchen, und dagegen ihn, weil er sich selbst das Meiste zu danken haben will, mit rastloser Thätigkeit oft ganze Nächte hindurch für sich im Stillen arbeiten, und sich dadurch Kenntnisse erwerben sah, die ihn dennoch in allen Klassen des Gymnasiums zum Ersten unter seinen Mitschülern und zum Lieblinge seiner Lehrer machten.

Mit sich selbst beschäftigt, fand er keinen Gefallen an den lärmenden, ja auch nur fröhlichen, Vergnügungen seiner Schulgefährten, und suchte dafür die Einsamkeit. Nur von seiner Laute oder Flöte begleitet, durchstreifte er botanisirend die Gegend um seine Vaterstadt, und verweilte am liebsten auf dem Reisenberge bei dem Dorfe Görmar, der ihm eine reizende Aussicht in eine weite Landschaft lieferte, und wo er, den Untergang der Sonne und das Entschlafen der Natur betrachtend, sich den Vorschmack von der Glückseligkeit erwarb, die für ihn in der tiefen Erforschung der Natur lag, welcher er hernach den größesten Theil seines Lebens widmete. Hier genoß er die schönsten Stunden seiner frühern Jahre, und nicht selten fand ihn dort nach durchwachter Nacht, noch in seinen Gefühlen versunken, die wieder aufgehende Sonne. Wie stark diese Gefühle gewesen seyn müssen, beweisen mehrere Stellen seiner Gedichte *),

*) Es sind von diesen lateinischen und deutschen Gedichten noch mehrere vorhanden. Verglichen mit der heutigen Dichtkunst, würden sie allerdings zurückstehen, aber für jene Zeit hatten sie doch einen etwas größern Werth, als den ihnen Reim, und Scansion, und Metrum gegeben hätten. Auch erwarb er sich allgemeinen Beifall, als er Ostern 1750, wie er die Schule verließ, nach einer in lateinischen Versen gehaltenen Abschiedsrede, eine Tragödie „der Tod des Nero" aufführte, welche in gereimten Versen, nach dem Geiste der damaligen Zeit gedichtet, und nicht ohne höhern Aufschwung ist.

wo er derselben erwähnt *), und noch im hohen Alter erinnerte er sich daran mit sichtbarem Vergnügen.

Daß nun diese Anstrengungen, auch bei seinem starkgebaueten Körper, und in den Jahren, nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben konnten, war begreiflich, und in der That erzeugten sie endlich ein Blutspeien, wovon er sich schon damals selbst heilte, und welches auch auf seine übrige Lebenszeit weiter keinen Einfluß hatte **).

Im April 1750 bezog er denn, von Allen, die ihn kannten, geschätzt, und reich an Planen für die Zukunft, die Universität zu Jena, wo er nach seiner Mutter Wunsche über drei Jahre lang die Rechte, als Brodtwissenschaft, aus Neigung aber Mathematik, Physik, Chemie, und Medicin studirte, und auch schon damals den Professor im Auge hatte. Dieses Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, und der dazu erforderliche und wirklich angewandte eiserne Fleiß, bereicherte den jungen Mann mit einer Fülle von Kenntnissen, in den verschiedensten Fächern des Wissens, und eine Naturgabe, de-

---

*) Auch in seinen Universitätsjahren scheint er sich nur an ein Paar ausgesuchte Freunde, die mit ihm überein dachten und fühlten, angeschlossen zu haben. Die Strophe in einem Abschiedsgedichte auf einen Hrn. von Huyßen, von Waldeckschem Adel:

„Wenn unsern Geist die Freude schmelzte,
„Starb oft im Kuß' ein zärtlichs Ach,
„Das zitternd sich zur Seele wälzte,
„Und still mit ihr von Freundschaft sprach.
„In welchem seligsten Vergnügen
„Sah uns noch da die Mitternacht
„Einander in den Armen liegen,
„Wann selbst nicht mehr ein Plato wacht."

bezeichnet Einen von ihnen. Ueberhaupt ist in diesem Gedichte so viel Seele, daß man, von Liebe gegen den Verfasser durchdrungen, nicht umhin kann, sich an von Huyßens Stelle zu wünschen.

**) So heilte er sich auch eine Wunde am Arme, die er noch als Gymnasiast im Duelle bekommen hatte; ein Umstand, der wenigstens seinen Muth bewährte, und wovon noch jetzt Zeugen am Leben sind.

ren sich in dem hohen Grade, wenigstens bei einem so seltenen Scharfsinne, nur Wenige zu erfreuen haben, ich meyne sein herrliches Gedächtniß, ließ von den erworbenen Schätzen nichts wieder verloren gehen, und so kam es denn, daß er schon als Student die Arzneikunst praktisch betrieb, und über ihm vorgekommene Fälle mit berühmten und bekannten Aerzten seiner Zeit, z. B. mit den Professoren Stenzel zu Wittenberg, Junker zu Halle, und dem Dr. Rau zu Geißlingen, in medicinischem Briefwechsel stand, wovon sich noch Einiges unter seinen nachgelassenen Papieren gefunden hat.

Auch seine chemischen Forschungen waren nicht vergebens, und blieben auch nicht unbelohnt, so daß er die Hoffnung, die er schon als Schüler gegen seine Mutter geäußert, in Erfüllung gehen sah, und als Student, das zu ihrer Tröstung, wegen noch unvermeidlicher Unterstützung mehreremale wiederholte Versprechen, ihr nicht nur nicht lange mehr damit beschwerlich zu fallen, sondern auch ihre Entbehrung dankbar zu ersetzen, halten konnte; denn seine chemischen Versuche in Farben, namentlich zu Erfindung einer rothen, welche wegen ihrer Schönheit und Aehnlichkeit mit dem bekannten Producte aus der Cochenille, da sie aus dem Mineralreiche ging, irrigerweise mit dem nämlichen Namen des Carmins belegt worden ist, und welche er zwar schon in dem ersten Semester seines academischen Lebens erfunden, aber, um bei den dazu nöthigen Anstrengungen seine Gesundheit zu schonen, auch aus Mangel eines vortheilhaften Absatzes nur in kleinen Quantitäten bereiten konnte; ich sage, diese Versuche setzten ihn nach geendigten Studien in den Stand, indem er zugleich seinem väterlichen Erbe und jeder fernern mütterlichen Hülfsleistung entsagte, nicht nur seiner Mutter mit kindlicher Pietät ihre Mühseligkeiten und Aufopferungen zu vergelten, dessen sie um so mehr bedurfte, als ihr durch jene unglücklichen Unruhen schon sehr geschwächter Vermögenszustand durch eine für ihren verstorbenen Gatten übernommene Bürgschaft noch mehr heruntergesetzt, und sie dem Mangel und der Sorge überliefert worden: sondern sie erzeugten auch, indem sie ihm den Weg zum Wohlstande, und zu einer freien unabhängi-

gen Existenz bahnten, einen Enthusiasmus für die Wissenschaften bei ihm, welcher ihn, der früher — wenn anders ein leidenschaftlich schönes Lied an eine pseudonymische Phyllis von ihm ist — süßern tugendhaften Gefühlen nicht abhold gewesen zu seyn scheint, schon damals zu dem Entschlusse vermochte, mit Verzichtleistung auf alles häusliche Glück und einen großen Theil der gesellschaftlichen Freuden, einzig ihnen Geist und Leben zu widmen; denn das Ziel, wonach er strebte, war, so weit sie erreichbar ist, Vollkommenheit. Dahin zu gelangen suchte er nun auf jetzt unternommenen Reisen die Kenntnisse der berühmtesten Männer zu benutzen, indem er sich von ihnen in möglichst kurzer Zeit Privatissima lesen, und in diesen nur das Sublimste, ihm noch nicht Bekannte, vortragen ließ, unter welchen er vornehmlich den berühmten Anatomen Jancke in Leipzig mit dankbarer Erinnerung heraushob. Ein zweiter Grund zu diesen Reisen war nebenher, und mußte es seyn, um jene Absicht erreichen zu können, daß er sich Gelegenheit zum Absatze seiner chemischen Producte und zu Abtretung vortheilhafter Geheimnisse an Fabriken und einzelne Personen gegen angemessenes Honorar verschaffen, und zugleich seine Menschenkenntniß noch mehr bereichern, und seine gesellschaftliche Bildung auf eine noch höhere Stufe setzen wollte, welche bei Stubengelehrten leider so oft vermißt wird, wozu er aber schon als Student den Grund gelegt hatte, indem sich in Jena unter den Studirenden ein traulicher Verein der talentvollsten, an Alter und Gesinnungen gleicher, von keinem fremdartigen Interesse gebundener Jünglinge, unter dem Namen der Verehrer der Dichtkunst und Beredtsamkeit, gebildet hatte, wovon auch der vorhin genannte von Huyßen ein Mitglied war, und aus welcher jugendliche Fröhlichkeit und anständige Vergnügungen, welche die schöne, sorgenfreie, nur zu bald vorbeistreichende, und so nie wiederkehrende Zeit des academischen Lebens, die man deswegen den Jünglingen nicht verkümmern, und die kein Gelehrter, wie es nur zu oft geschieht, in der Folgezeit ganz vergessen sollte, zu einer so merkwürdigen Periode des Lebens machen, gar nicht verbannt waren. Beireis Reden über deutsche Sprache und Dichtkunst, welche er bei seiner Auf-

nahme in diese Gesellschaft, wovon er ein vorzüglich geachtetes Mitglied wurde, und als solches jenes Abschiedsgedicht entworfen hatte, ist noch vorhanden.

Diese Reisen, welche drei Jahre währten, und die er im Jahre 1753 im Julio antrat, begleitet von den Segenswünschen seiner Freunde, welche ihm zärtliche Worte der Freundschaft und Liebe in einem gedruckten Abschiedsliede nachriefen, das von dem Verstorbenen noch im spätesten Alter mit frohen Erinnerungen gelesen und vorgezeigt wurde, diese Reisen, sage ich, deckt im Uebrigen, in Rücksicht auf ihr Detail, ein undurchdringlicher Schleier, und durch diesen selbst werden sie merkwürdig; denn ein gänzliches Stillschweigen darüber während ihrer Dauer, indem er auch nicht ein einzigesmal an seine Freunde (wie aus spätern Briefen derer, mit welchen er im genauesten Verhältnisse stand, z. E. des jetzt in Lübeck verstorbenen Herrn Generalsuperintendent Becker erhellet), ja nicht einmal an seine Mutter geschrieben, und nur kurz vor seiner endlichen Zurückkunft, von Langensalza ab, etwas von sich hören ließ, characterisirte seinen Geist, der das Dunkel des Geheimnisses so leidenschaftlich liebte, und zugleich die Beharrlichkeit bei seinen Vorsätzen, über die maaßen. Wir müssen also über diese Periode seines Lebens hinwegeilen, so sehr wir auch gewünscht hätten, weil sie uns überaus wichtig scheint, länger dabei verweilen zu können; denn sie dürfte ohnstreitig manche Erläuterung geben, und manche Vorurtheile in Betracht seiner schwächen. So viel ist aus dem eben angeführten Gedichte ersichtlich, daß er damals noch als „der Rechte Beflissener" in demselben aufgeführt, und Frankreich als das Land genannt ist, welches er zuerst besuchen würde. Das erste Jahr hindurch reisete er in Gesellschaft und mit Unterstützung eines Freundes, wahrscheinlich eines Hrn. von Breitenbauch, die zwei folgenden Jahre aber allein, und ganz aus eigenem Vermögen, durch mehrere Länder von Europa, und nach seinem eigenen Angeben auch nach Aegypten. Mährchen, und zu Mährchen umgestaltete Begebenheiten, wohin die Verfolgungen der Inquisition, die Beireis in Italien und Spanien, angeblich geheimer Künste wegen, erfahren haben sollte;

die seltsamen Gesellschaften in Paris; der Vorfall auf der Straße nach St. Cloud; die Erzählung von den theuern Manschetten; die Bezähmung eines unbändigen Pferdes zu Neapel; der intendirte Meuchelmord zu Rom ꝛc. gehören; dergleichen man nach seinem Tode sich beeifert hat in öffentlichen Blättern dem Publiko aufzutischen, dürften wohl nur die Erwähnung verdienen, in so fern sie zum Theil aus B. eigenen Erzählungen entlehnt worden *), womit er bisweilen absichtlich — wie er gegen noch lebende unverwerfliche Zeugen selbst erwähnt hat — eine unberufene Neugier bestrafen, bisweilen aber auch eine — und dann freilich nicht zu lobende — Geringschätzung schwächerer Geister bezeigen wollte; oder wenn diese Motive nicht zum Grunde lagen, die Eitelkeit, oder vielmehr die Ruhmsucht (denn Eitelkeit sucht ohne Realität nur den Schein, und legt auf sehr unwichtige zufällige Dinge einen Werth), welche allerdings in seinem Character lag, bethätigten; aber auch auf der andern Seite, so oft, und mit hundert Zusätzen und Verdrehungen wiederholt, indem sie, wie eine Schneelauine, die aus einem Balle zum Berge wird, alles Ungewöhnliche, mitunter Unbegreifliche, zum Wunderbaren umschafften, und als das Characteristische an Beireis darstellten, den Satz bewähren, daß die meisten Menschen, nichts ahnend von dem herzerhebenden Gefühle, womit den Edlern der Anblick alles Großen, Erhabenen und Guten erfüllt, um ihrer eigenen kleinlichen Eitelkeit zu schmeicheln, und den ausgezeichneten Mann, zu dessen Höhe sie nicht hinan klimmen können, dadurch, daß sie sein Genie, seine Talente, seine Gelehrsamkeit, seine Verdienste, und selbst seine Tugend übersehen, zu sich herunter zu ziehen, und so zu einem gewöhnlichen, nicht sonderlich zu beachtenden,

*) Abläugnen wollen, daß B. in seinen spätern Jahren nicht Manches dergleichen berührt habe, würde heißen, die Glaubwürdigkeit zu vieler rechtlicher Menschen in Zweifel ziehen. Aber dann ist dem Biographen unbegreiflich, wie es habe zugehen können, daß derselbe in B. Mittelalter, binnen den drei Jahren, die er seines ihm unschätzbaren und fast alleinigen Unterrichts und seines nähern Umgangs genoß, kaum Eins oder das Andere dahin zu Rechnende von ihm gehört habe.

ja wohl gar zu tadelnden Menschen zu machen, an demselben irgend eine Makel zu entdecken, eine Eigenheit zu rügen, eine Schwäche zu belächeln suchen.

Im allgemeinen lassen sich Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland, und mehrere Theile von Deutschland, als die Länder nennen, welche er, hauptsächlich in der Absicht, seine Fabrikate abzusetzen, und nützliche Erfindungen zu Vervollkommnung des Fabrikwesens, und also zum Vortheile der Eigenthümer gegen Honorar an den Mann zu bringen, besucht hat. Beweise hiervon sind seine Bekanntschaften, und die aus Büchern, und gelesenen Reisebeschreibungen nicht zu entlehnenden Details in seinen Erzählungen; und schon a priori wäre es unbegreiflich, wie solch ein Mann mehrere Jahre lang nur Einen Ort zu seinem Aufenthalte hätte wählen können, zumal da solches mit seinem Zwecke in pecuniärer Hinsicht im Widerspruche gewesen seyn würde.

Im September 1756 kam er unvermuthet nach Thüringen zurück, und brachte noch eine Kiste voll von seiner schönen rothen Farbe, und bedeutende Summen Geldes mit, wodurch er zuerst den Ruf von seinem Reichthume begründete. Nachdem er einige Wochen im Kreise seiner Verwandten, die ihn mit Entzücken empfangen hatten, verlebt, und seine Mutter reichlich beschenkt hatte*), reisete er in die Gegend von Braunschweig, um seinen ältern Bruder zu besuchen, der in Braunschweigischen Diensten stand, und nachmals, da er als Rittmeister eine Eskadron reitender Jäger commandirte, nachdem er seinen Fürsten aus einer drohenden Gefahr gefangen genommen zu werden errettet hatte, im siebenjährigen Kriege in einer Action erschossen wurde.

Auf dieser Reise kam er auch nach Helmstädt, wo er sich am 14. October 1756 unter dem Prorecto-

*) Solche Züge müssen aus dem Character eines Mannes, der es darauf angelegt hat, ausgezeichnet zu seyn, besonders heraus gehoben werden; weil sie darthun, daß er auch gut gewesen sey.

rate des Professors Topp von neuem als Student aufnehmen ließ, und mit so unablässigem Fleiße, daß ihn selbst der Hofrath Fabricius, dessen College er nachmals wurde, öfters deshalb zu rühmen nicht Umgang haben konnte, die Collegia besuchte, sich aber vornehmlich an den berühmten Heister attachirte, um sich in der Chirurgie noch immer mehr zu vervollkommnen. Seine meiste Zeit widmete er hier den medicinischen und chirurgischen Wissenschaften, und seine Verbindung mit Heister, und die glückliche Ausrichtung der von demselben erhaltenen Aufträge, erwarben ihm dessen Achtung und Vertrauen immer mehr, und so sehr, daß er ihm nicht nur während seiner letzten Krankheit aus glücklicher Wahl seine ganze Praxis übertrug, sondern ihn auch ausschließlich zu seinem Arzte erkohr. Diese Verbindung war denn auch Ursache, daß nicht allein, als Jener in seinen Armen zu Bornum, wohin er, wider Beireis Rath, weil er schon kränkelte, wegen einer vorgehabten Operation gereiset war, verstarb, nachdem er unserm B. vorzugsweise die Bestellung seines Hauses übertragen hatte, dessen Ruhm und Ruf, (aber nicht, wie wohl geschrieben worden ist, dessen Professuren) auf ihn übergingen; sondern daß er auch von des Herzogs Durchlaucht, welcher bei einem dem kranken Heister gewidmeten gnädigen Besuche ihn kennen gelernt hatte, ohne daß er vorher Professor extraordinarius gewesen, und ohne den Doctorhut erhalten zu haben, am 4. April 1759 zum Professor physices publicus ordinarius ernannt wurde; denn erst am 29 Mai desselben Jahres disputirte er pro gradu und wurde zum Doktor der Philosophie creirt. So war er nun in einen Wirkungskreis getreten, aus welchem er nicht wieder heraus gehen, nur denselben erweitern sollte. War bei ihm schon einmal eine Ausnahme von den gewöhnlichen Formalitäten gemacht worden, so wurde er zum zweitenmale nicht nach dem gewöhnlichen Gebrauche am 17. März 1762 ordentlicher Professor der Medicin, und erst neun Monate später Doctor in dieser Fakultät. Man mußte höhern Orts schon damals überzeugt seyn, daß er dergleichen ungewöhnliche Auszeichnung verdiene, und sein einsichtsvoller und die Wissenschaften liebender Fürst, Herzog Carl, gab ihm und dem Publiko einen aber-

maligen Beweis, wie sehr er ihn schätzte, dadurch, daß er ihn unterm 6. März 1767 zum Hofrathe ernannte, und ihm bald darauf, wie bisher schon einigemale, seinen Gehalt vergrößerte, welches auch wiederum geschah, als ihm am 7. Juli 1768 die Professur der Chirurgie übertragen wurde.

Dieser hohen Achtung, in welcher er bei seinem Landesherrn stand, würdigte ihn auch dessen Nachfolger in der Regierung, der die Wissenschaften schützende und liebende Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, und gab ihm theils durch noch vorhandene zu Beider Ruhme gereichende eigenhändige Briefe, theils indem er am 10. Dec. 1802 ihn zu seinem Leibarzte ernannte, Beweise davon *).

Bisher hatte Beireis mit seinem Wissen wohl größestentheils nur sich und einigen Individuen gedient, wiewohl mittelbar und nicht ohne guten Einfluß im Allgemeinen; aber nun sollte seine Thätigkeit, seine Forschbegierde, und sein schon erworbenes Wissen, mehr ins Ganze eingreifen, indem er Männer bildete, die in alle Welt zerstreut, seine Kenntnisse gleichsam vervielfältigten, und mit dem Zusatze der eigenen ihrigen der ganzen Menschheit zum Segen werden mußten. Sein Lehramt ist es also vorzüglich, in dessen Verlaufe wir ihm folgen müssen, während wir nebenher in ihm den menschenfreundlichen, hülfreichen, fleißigen, und glücklichen Arzt bewundern, und wenn wir ihn aus einem dritten Gesichtspunkte, nach seiner Lebensweise, in seinem Umgange, und als Mensch zeichnen, dieses Wort in seiner wahren Bedeutung mit den erworbenen Vorzügen, und den demselben anklebenden Mängeln, nehmen.

Seine Lehrämter umfaßten in seinem Sinne etwas mehr, als was man ihnen gewöhnlich zutheilt. Ein Fach der Wissenschaften, in welchen er überall tief

*) Das diese Ernennung begleitende Schreiben des Herzogs theile ich unten mit.

eingedrungen und so zu Hause wär, als hätte er sich demselben allein ausschließlich gewidmet, griff bei ihm ins Andere, begründete, erläuterte, erhöhete dasselbe; denn der allen Menschen, besonders aber ihm, einwohnende Trieb zu wissen, hatte ihn so mit Kenntnissen bereichert, und sein ausnehmender Scharfsinn wußte dieselben so zu rechter Zeit, und ohne die geringste, Vielwissern so oft vorzuwerfende Seichtigkeit, zu benutzen, daß über die Gründlichkeit und das Eindringende und Ueberzeugende seines Vortrages wohl nur Eine Stimme seyn wird. Alles aber führte er so gern auf das Studium der Natur zurück, als den Urquell und die Werkstatt alles Lebens, alles Werdens, und aller Vernichtung. Sie, deren Priester (naturae sacerdos) er sich nannte, war ihm das Heiligthum, in welchem er Gott erkannte und verehrte, und wie Moses mit ihm sprach. Sie war es, deren Gesetze zu erforschen, deren Geheimnisse zu ergründen, deren Geist zu erfassen, deren Herrlichkeit zu beschauen und zu bewundern, und gleichsam in sich aufzunehmen, das Endziel seines Strebens und Ringens blieb, und den Ausspruch des Hippokrates: *Δει μεταγειν την σοφιαν εις την ιατρικην, και την ιατρικην εις την σοφιαν, ιατρος γαρ φιλοσοφος ισοθεος*, zu seinem Lieblings-Symbolo machte. Daher waren seine Vorlesungen über die Naturlehre, so wie sie reichhaltig und durchdacht waren, auch zugleich religiös, und zeugten von einem wohlbegriffenen und gern sich mittheilenden Christenthume — was freilich nicht immer, aber doch mitunter mit Danke erkannt wurde — und in der Regel machte er die Stunde des Anfangs, vorzüglich aber die des Schlusses solcher Collegien zu einer ernsten rührenden Feierlichkeit, in welcher er alle Kraft seines Geistes und seiner Beredtsamkeit aufbot, um durch einen tiefen und bleibenden Eindruck den Gemüthern seiner Hörer den festen und beglückenden Glauben an eine alles leitende Vorsehung, wovon er selbst beseelt war, tief einzuprägen. Was Wunder also, daß die Begeisterung, von der er in dieser Stunde ergriffen war, auf die Herzen seiner Zuhörer überging, und diese, wie Mehrere von ihnen einmüthig bekannten, mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllete; eine Wärme, die seine lebhafte und innige Ueberzeugung laut aussprach. Für die An-

fangsstunden dieser Vorlesungen haben sich einige schriftliche Entwürfe vorgefunden.

Seine Beredtsamkeit, sein donum proponendi, welches wohl selten in dem Grade academischen Lehrern eigen seyn mag, kamen ihm bei seinen Vorträgen sehr zu Hülfe, und indem er das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen wußte, fesselte er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, und so wurden seine Collegia um desto lehrreicher. Um dieses seyn zu können, und damit seinen Hauptendzweck zu erreichen, sparte er keine Anstrengungen des Geistes und des Körpers, brachte der Wissenschaft kostbare Opfer, suchte tagtäglich als Gelehrter sich zu vervollkommnen, war Freund und Kenner der Kunst, und drang immer tiefer in die Natur ein. So die innere Oekonomie seines Geistes, die in seinem äußern Leben, welches ruhig, unverändert, und gleichförmig schien, wenig sichtbar wurde. Vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht, worin er öfters kaum drei Stunden des Schlafes genoß, war jeder Augenblick bei ihm ausgefüllt; selbst zu seinen Mahlzeiten gönnte er sich kaum eine Viertelstunde, wobei er noch dazu zu lesen pflegte. Rechnen wir nun noch die sehr häufigen Reisen zu Kranken, da oft mehrere Wagen vor seiner Thüre standen, und er sich unterwegs wieder nach einem andern Orte mußte abholen lassen; den größesten Theil des Tages wegnehmenden Vorlesungen; seine Fakultäts- und, wenn ihn die Reihe traf, Prorectoratsgeschäfte, da er der Entwerfung der dabei zu haltenden öffentlichen Reden nur die Nacht, und oft erst Tages vorher, widmen konnte, hinzu; betrachten wir, daß er von Fremden gleichsam belagert wurde, denen er zu gefallen wußte, ohne darum, als nur äußerst selten, eine Stunde von seinen Vorlesungen auszusetzen; daß er auf die Vorbereitungen zu seinen täglichen physikalischen und chemischen Collegien viele Zeit verwenden mußte; daß seine botanischen Excursionen ihm halbe Tage wegnahmen; daß seine astronomischen Beobachtungen ihre Zeit haben wollten; daß auch seine Sammlungen ihn anhaltend beschäftigten; daß er in dieser letztern Beziehung, so wie in gelehrten Angelegenheiten, vornehmlich aber wegen seiner Kranken, eine

unglaublich ausgebreitete Correspondenz führen, und öftere Gutachten — auch an seinen Landesherrn, der ihn mit den schmeichelhaftesten Zuschriften beehrte *) — abgeben mußte; daß er für einige gelehrte Zeitungen Recensionen aufsetzte; daß er dazu die Bücher durchsehen, und die Gemälde, wie z. B. für Meusel, betrachten und beurtheilen mußte; daß er der Wiederherstellung der Vaucansonschen Maschinen, mit dem dazu eigens von Nürnberg verschriebenen Mechaniker Bischof, einst einige Zeit widmen mußte, und daß er endlich eine ausgebreitetere Praxis als wohl je ein anderer Arzt hatte: so setzte es denjenigen in Verwunderung, der Augenzeuge davon war, und ist nur dem begreiflich, wie er es beschaffen können, dem ähnliche Arbeiten obliegen, und nicht unausführbar sind.

Um seine Anstrengungen in seinem Lehramte würdigen zu kennen, mag es erlaubt seyn zu bemerken, daß er nicht

---

*) Zur Ueberzeugung derer, die diese Verhältnisse in Zweifel gezogen haben, mag hier eine davon abschriftlich gelesen werden:

„Mein lieber Herr Hofrath und Leibmedicus Beireis!

„Ich bitte Sie, das beykommende Patent als einen Beweis „Meiner Hochachtung für Ihre Person, und ausgezeichneten „Verdienste um die Universität Helmstädt, und um das Reich „der Wissenschaften und Künste, gefälligst anzunehmen.

„Erlauben Sie Mir zugleich in der nämlichen Absicht „ein in London mit Kupfern herauskommendes Werk: „Hume's History of England in beykommenden 36 Heften „mit dem Wunsche übersenden zu dürfen, daß Sie demselben „in Ihrer Bibliothek, wofür es Mir als philosophische Ge„schichte und als ein typographisches Kunstwerk geeignet zu „seyn scheint, zur Erinnerung an einen alten Freund, einen „Platz gönnen wollen. Das Werk ist nicht ganz geschlossen, „und behalte Ich Mir daher vor, die folgenden Hefte Ihnen „nach und nach, so wie sie herauskommen, nachzusenden.

„Ich erneure bey dieser Gelegenheit mit den aufrichtig„sten Wünschen für die langjährige Erhaltung Ihrer Ge„sundheit und Ihres Wirkungskreises, die Versicherung der „hochachtungsvollen Gesinnungen, womit Ich stets verbleibe

„Ihr ganz ergebener Freund

„Br. d. 10. Dec. 1802. Carl W. F. H. v. Braunschweig."

nur die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange vortrug und durch Experimente erläuterte, über Naturgeschichte im Allgemeinen, und in ihren verschiedenen Zweigen, las; die Botanik lehrte, und es an botanischen Excursionen nicht fehlen ließ; mineralogische, und insbesondere metallurgische Vorlesungen, und über die Bergwerkskunde, hielt; in der theoretischen und Experimentalchemie Unterricht gab; der Zymotechnik und der Farbenlehre einige Stunden widmete; in der Oekonomie, Gartencultur, Forstwissenschaft unterrichtete, die Grundsätze der Naturlehre und der Mathematik auf die Optik, Hydrostatik, Hydraulik, und Mechanik, bei dem Vortrage dieser Wissenschaften, anwandte, Halotechnik docirte: daß er außer diesen, zum theile von seinen eigentlichen Fächern sehr entfernt liegenden Vorträgen, auf den eigentlichen Gegenstand seines Lehramtes, die mediciniſchen Collegia im ganzen Umfange des Wortes, sein besonderes Augenmerk richtete, und doch dadurch noch Zeit zu gewinnen wußte zu Lehrstunden über Musik, Aesthetik, Malerey, Numismatik, besonders der Alten, Anleitung mit Nutzen zu reisen u. s. w. Die Nützlichkeit dieser Vorlesungen wurde dem Zuhörer durch seine beträchtlichen, wichtigen, und seltenen Sammlungen seiner Kunstschätze, an Naturalien, Präparaten, Gemälden, Münzen ꝛc. und durch seine ansehnliche Bibliothek, erhöhet. Dadurch war er im Stande seine Lehren durch den Augenschein zu unterstützen und zu beweisen, und so sie eindringlicher zu machen, und die Lernbegierde seiner Hörer zu erregen und zu erhalten. Auf Verlangen las er auch alle diese Wissenschaften, vornehmlich aber die nicht zur eigentlichen Medicin gehörenden, privatissime. Mußte nun gleich ein solches Collegium ansehnlich, und wegen der dabei nöthigen oft kostbaren Experimente bisweilen mit 200 bis 400 Rthlr. bezahlt werden, so legte dagegen auch der Zahler sein Geld auf hohe Interessen an *). Denn was er da erfuhr, konnte er in den öffentlichen und Privatvorlesungen nicht hören, aber auch nicht erwarten; und ich werde nicht irren, wenn ich mich überzeugt halte, daß einer seiner Zuhörer,

*) Briefliche Danksagungen aus den entlegensten Ländern, selbst aus Siberien, die sich unter seinen Papieren gefunden haben, geben den Beweis davon.

der ein Privatissimum über Halotechnik bei ihm hörte, und sichs nicht verdrießen ließ jedesmal meilenweit darnach zu reisen, seinen Wohlstand, wie er auch vorhersehen mochte, diesem Unterrichte mit zu verdanken hat. Dieser hohe Preis, den er für ein Collegium privatissimum foderte, und die Strenge, womit er in den letzten Jahren keinem Studenten ein Collegium frei gab, wenn er nicht notorisch, oder wohl gar attestirt, dürftig war, könnte einen Schatten auf seinen Character werfen, und man ihn darnach des Geizes beschuldigen; allein wenn man auch der Erfahrung nicht widersprechen kann, daß das Alter sich zum Geize hinneige, und demnach etwas davon bei ihm auf Rechnung einer zu weit getriebenen Sparsamkeit zu schreiben seyn möchte, weil er in den spätesten Jahren wirklich anfing Mangel zu befürchten; so möchte doch der Grund hiervon mehr der Erfahrung, daß das, was die Studenten durch Freicollegia ersparen, häufig nicht zu nützlichen Dingen verwendet wird; und daß hingegen die Bezahlung selbst zu größerem Eifer anspornt, von den Vorträgen, deren Preis sie ist, Nutzen zu ziehen, so wie dem Grundsatze, daß dem Unterrichte, der die Quelle des künftigen Unterhalts werden soll, zunächst ein solcher Preis zu zollen sey; so wie endlich der stricten Befolgung eines deshalb ergangenen höhern Befehles, beizumessen seyn; war doch sonst, zumal in dieser Hinsicht, in frühern Jahren, die Liberalität unsers Beireis aller Welt bekannt; und er konnte wohlthätig seyn, da seine Einnahme allerdings von Bedeutung war.

Seine Vorträge kann man, nach Inhalt und Form, nicht passender und besser als mit den Worten des weisen Königes bezeichnen, sie waren „goldene Aepfel in silbernen Schalen." Jedes oberflächliche Studium hassend, trachtete er darnach, daß sie sich durch Gründlichkeit, logische Genauigkeit, Lebhaftigkeit, und warmen Eifer charakterisirten, und der V. versetzt sich deswegen noch oft in Gedanken mit lebhafter Freude in seinen Hörsaal. Er hatte die Sprache in seiner Gewalt, und eine Suade, wie sie jedem öffentlichen Lehrer zu wünschen wäre; kurz er war auch in dieser Hinsicht zum Professor geboren. Schweifte er im Collegio auch vielleicht einmal etwas ab, und verließ den Hauptsatz eine Zeitlang, so waren diese

Intermezzo's wahrlich eben so lehrreich, als wenn er dem Compendio Wort vor Wort gefolgt wäre; ja dadurch, daß die erwähnten Beispiele die Aufmerksamkeit des Hörers fesselten, und sich so dem Gedächtnisse desselben tief einprägten, für diesen wohl noch nützlicher. Was ihm aber wohl zum Vorwurfe gereicht, ist eine heftige, wohl gar in Schmähungen ausbrechende Polemik, die der Verstorbenen und Entfernten eben so wenig schonte, als der Näheren; doch da sein angenehmer fließender Vortrag sich mit Gründlichkeit paarte, so dürfte es ihm zu vergeben seyn, wenn er über andere Lehrer, denen bei diesem Formellen das Reelle fehlte, seinen Tadel ergoß. Ich selbst habe ihn, in der frühern Zeit, daß ich seines Umganges genoß, von dieser Seite nicht gekannt. Daß er aber in seinen späteren Lebensjahren sich dergleichen habe zu schulden kommen lassen, das darf der unbefangene Biograph nicht bezweifeln, wenn er die vielen Ohrenzeugen, denen er Glauben geben muß, davon sprechen hört, wiewohl auch hiervon noch ein Theil abzusetzen seyn wird, wenn man auf den Hang der Menschen, alles lächerlich zu finden, auf den Neid, und auf die Nachbeterei ohne eigene Erfahrung, Rücksicht nimmt. Auch muß man, wenn gleich diese Tadelsucht nicht zu billigen ist, sie mit dem Feuereifer entschuldigen, mit welchem er für das Gute, und von ihm als wahr Erkannte, strebte, und mit seiner isolirten Lage, die ihn, zumal in den letzten Jahren, wo man an das, „Laudator temporis acti" denken konnte, und als er der medicinischen Praxis nicht mehr so eifrig sich widmete, immer mehr von den Menschen entfernte. Diese zunehmenden Jahre schwächten denn auch nach grade, nicht sowohl die Kraft, als vielmehr nur die Lust zu den gehäuften Lehrstunden so, daß dieser so viele Fächer menschlichen Wissens umfassende, und sich so gern mittheilende Greis, der sonst wohl zwölf, dreizehn Collegia gelesen hatte, sich im Jahre 1801 darauf einschränkte, daß er im Sommer nur fünf bis sechs, und im Winter bis vier, in seinen noch späteren Lebensjahren gar nur zwei bis drei Stunden täglich dem Lehrvortrage widmete, und darin Physik, Chemie, und Botanik, vortrug. Mangel an Studirenden; neuere, seinem so viele Jahre hindurch gefolgten Ideengange widersprechende Systeme, denen sich noch anzupassen seinem Alter und seiner Ueberzeugung — vielleicht auch etwas Ei-

gensinne — nicht entsprach, und so viele unverdiente Kränkungen, die er zum theile selbst von seinen Schülern erdulden mußte, waren die Ursache, daß er jene Lust verlor. Mußte er sich aber darüber betrüben, so konnte es ihm nicht anders als Freude machen, wenn ihn sein langes Leben die Früchte seiner Bemühungen bei denjenigen Schülern, die nicht wie die Böcke zur linken Hand standen, sehen ließ. Denn welch eine Menge von angesehenen und verdienstvollen Männern hat ihm allein und seinen Lehren ihre Bildung und ihr Glück zu verdanken! In letzterer Hinsicht rechnet sichs der in der literarischen Welt in einigem Rufe stehende Verfasser gegenwärtiger Skizze zur Ehre zu ihnen zu gehören; und viele ruhmwürdige und geschätzte Gelehrte, die in ihrem Ruhme auch den seinigen auf die Nachwelt fortpflanzen, freuen sich, sich seine Schüler nennen zu können. So hat er denn in der Stille, und auf die Dauer, wohl eben so viel, wo nicht mehr und nützlicher, gewirkt, als mancher Gelehrter, der, wie es der Zeitgeist will, durch Schriften zu belehren gesucht hat. Beireis schrieb für den Druck nur wenig *) und seine Dissertationen und eine Rede „de notis, quibus numi antiqui genuini a fictis discerni queant“ (1793) ausgenommen, hat er nur Aufsätze zu der in Helmstädt von Schirach, Henke, Bruns und Günther unter den Titeln: Ephemerides, Commentarii etc. herausgegebenen gelehrten Zeitung, einige Abhandlungen über Gegenstände der Kunst in Meusels Miscelleneen (wodurch er doch wohl den Zweifel an seiner Kunstkenntniß gehoben hat); desgleichen über naturhistorische und physikalische Merkwürdigkeiten und Entdeckungen in den Schriften der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde, und Einiges in der Leipziger Monatsschrift von Leske, Funk und Hindenburg geliefert, und einige Gedichte drucken las-

*) Und doch kann dasselbe, wenigstens in späteren Zeiten, zu den verschiedenen ihm gewordenen Vocationen mit beigetragen haben. So wurde er schon im Jahre 1762 als Leibarzt des Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Schwerin berufen. Im Jahre 1766 wünschte ihn der damalige Hannoversche Premier-Minister von Münchhausen nach Göttingen als Professor der Cameralwissenschaften u. s. w. Auch war er Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften und Academien.

sen. Ueber den Werth aller dieser Schriften mag das Publikum, dem sie vor Augen liegen, urtheilen. Man hat sich gewundert, daß er kein fruchtbarerer Schriftsteller gewesen ist, und hat ihn wohl gar deswegen getadelt, indem man der Meinung war, daß er so Vieles billigerweise nicht hätte sollen mit sich begraben werden lassen, und sich gefragt: warum er diesen, dem eigenen Vortheile, dem Publiko, und den Wissenschaften so ersprießlichen Weg zu Ruhme und Rufe zu gelangen, nicht betreten habe? Aber sollte er wohl Unrecht haben, wenn er in einer seiner academischen Reden sagt: „Innumeros habemus libros re„centiores. Germani praesertim scribunt multum et „multa, atque mulorum more ex sexcentis voluminibus ea, quae sibi utilia esse putant, comportant, „crambemque sexcenties recoctam repetunt, quam „lectores avidissime devorare solent: magna vero „est differentia inter solidam eruditionem et polymathiam.“ Auch war es ihm, der auf das Geheimnißvolle so viel hielt, nicht möglich, sich so weit zu vergessen, daß er durch Verkündigung der Entdeckungen, denen er sein Vermögen verdankte, und durch Bekanntmachung der Geschichte seines Lebens, den Schleier, der alles dieses verhüllte, gelüftet hätte, wenn er nicht sich selbst und seinen Character umschaffen wollte, um etwa als Schriftsteller genannt zu werden, er, dessen Ruhme schon größere Opfer gebracht waren. Und in der That, hat denn das Publikum, oder vielmehr der bequeme, nicht selbst denken wollende, zu dessen Vorsprecher sich aufwerfende Gelehrte, auch nur das entfernteste Recht, solche Offenbarungen oder Mittheilungen zu verlangen? Es ist einmal sein selbst und oft mit Kosten und Mühe, wenigstens durch kluges Nachdenken, erworbenes, mitunter zwar auch wohl einmal durch einen Zufall überkommenes Eigenthum, welches zu verschenken, oder zu verkaufen, oder zu behalten, in seiner Willkühr stehen muß, besonders wenn es ihm ein sorgenfreies Leben sichert, und jene Neugierigen oder Eigennützigen ihm kein Aequivalent dagegen anbieten können oder wollen. Und wenn ers gethan hätte, wer weiß, was er dann gewesen und geworden wäre. Schrieb aber auch unser B. nicht für die Mit- und Nach-Welt, so bildete er für die Erstere Schüler und heilte Kranke, wodurch jener Ausfall in der von den Gelehrten auf sein Conto gezogenen

Rechnung, wohl hinlänglich gedeckt wird. Auch haben diejenigen, die in dieser Hinsicht über ihn urtheilen, ihn und den Umfang seiner Arbeiten, und den daraus entspringenden Mangel an Zeit, nicht gekannt. Mehr wie einmal mußte er, wie schon erwähnt worden, sogar, von einer weiten Reise kommend, seine des andern Tages zu haltende öffentliche Rede in der Nacht vorher ausarbeiten. Nehme man die vorerwähnten mannichfaltigen Beschäftigungen, und seine schriftliche Correspondenz über wissenschaftliche Gegenstände, in welcher sich sein Briefwechsel mit dem Grafen Maximilian von Lamberg zu Wien auszeichnet, desgleichen in Verwandtschafts- und Freundschaftsverhältnissen, auch wegen seiner Sammlungen, und die immer gefälligen Beantwortungen der an ihn gerichteten unzähligen vorzüglich alchemistischen Anfragen, Bitten und Betteleien (seine Lectüre und die auf den geistigen Genuß seiner Kunstsammlungen zu verwendende Zeit nicht zu vergessen), hinzu, so wird man sich schämen diesen Ton auch nur aufs leiseste angeschlagen zu haben. Ueberdem sah er voraus, daß er mit den Begriffen der Neuern und Neuerer nicht harmoniren, und folglich von ihnen zurückgeschoben werden würde, weil seine Gedanken nicht die ihrigen waren, welches ihm einestheils nach seinem Temperamente unerträglich gewesen wäre (wie er denn deshalb auch aufhörte für Meusel zu schreiben, weil man einen seiner Aufsätze eigenmächtig castrirt hatte), und wozu er anderntheils nicht Lust und nicht Zeit hatte, und so es gern Andern überließ eine Rolle in der wissenschaftlichen Welt zu spielen. Aber dennoch war er in dieser Hinsicht für sich nicht ganz unthätig. Außer den gedruckten Dissertationen, wovon er Verfasser war, haben sich unter seinen Papieren die Concepte von funfzehn öffentlich gehaltenen Reden von nicht unwichtigem Inhalte, und mehrere kleine Gedichte, gefunden, die, wenn sie gleich nicht einen höhern Genius der Poesie beurkunden, doch nicht ohne interessante Gedanken und angenehme Bilder sind. Besonders glücklich war er in Chronodistichis, und konnte augenblicklich sowohl in deutscher als in lateinischer Sprache den Sinn eines Verses auf drei- bis vierfache Weise ausdrücken. Zum Beweise diene das Impromptu bei Heisters Leichensteine, der erst nach langem Suchen und nicht ohne Hülfe seines Enkels Crell, welcher sich der Gegend noch

ohngefehr erinnerte, wo er seinen Großvater in seiner Jugend hatte begraben sehen, auf dem Helmstädtschen Kirchhofe aufgefunden wurde, und dessen Inschrift fast nur durch das darauf gewachsene Moos leserlich war:

Ostende Heisterum monumenta tegentia summum,
Dixit iter faciens; quaesiit ista nepos.
Laesa haec invenit praelongo tempore, musco
Natura inscripsit denuo grata suo.

Welches er auch sogleich zwiefach im Deutschen so gab:

Zeig' uns das Monument, das Heisters Asche ehret,
Sprach Scarpa. Crell fand es, vom Zahn der Zeit versehret;
Und von der Aufschrift wär' auch keine Spur geblieben,
Hätt' es nicht die Natur dankbar mit Moos beschrieben.

Und:

Wie? Dieses Denkmal nur dem großen Mann zu weihn!
Sprach jüngst ein Reisender bei Heisters Leichenstein.
Ich sprach: Die Welt that nichts; doch die Natur genug;
Sie schrieb sein Lob mit Moos an seinen Aschenkrug.

So überraschte er auch wohl die ihn besuchenden und ihm gefallenden Fremden mit manchem nicht unglücklichen höflichen Impromptu, und legte auch dadurch eine feine, sich sehr zart zu benehmen wissende Lebensart an den Tag.

Zu jenen erstgenannten, größeren, poetischen Versuchen gehört die oben erwähnte Tragödie „Nero" (1750). Ein Gedicht, welches die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, und vorzüglich die Thaten Gustav Adolphs, seines gepriesenen Helden, den er leidenschaftlich verehrte, besingt (1755); und ein vom Jahre 1748 angefangenes, und bis ins höhere Alter fortgesetztes, religiöses Gedicht, wozu er nur in jeder Christnacht Eine Strophe machte. Seine Kunstsachen, vorzüglich die Gemälde, versah er häufig mit lateinischen Distichis, welche gewöhnlich den Sinn des Gegenstandes ausdrückten, und den Künstler angaben; aber eben durch diese Beschränkung selten einen interessanten Gedanken enthielten.

Theilte er sich aber, diese Beispiele vom Gegentheile ausgenommen, fast nur mündlich — aber freilich in reichlichem Maaße — Andern mit; so suchte er dagegen unaufhörlich sich selbst geistige Schätze zu sammeln, und die erworbenen für sich anzuwenden. Seine Mußestunden — wenn man sagen kann, daß er im eigentlichen Sinne des Wortes welche hatte — verwandte er demnach auf das Lesen, vorzüglich alter, zum theile jetzt vergessener, und wohl gar verachteter, Werke, die er als einen Schatz betrachtete, weil er unter dem Aberglauben und der Einfalt der verflossnen Jahrhunderte Wahrheit und Weisheit verborgen liegen fand. Dieses Gold trachtete er aus der Gesteinmutter heraus zu scheiden. Daß er dadurch sich gewissermaßen einer Ungerechtigkeit gegen sein Zeitalter schuldig machte, ist nicht zu läugnen, indem er, das längst Gestorbene aufgrabend, das mit ihm Lebende übersah, und nicht gehörig würdigte; aber eben so wenig kann man läugnen, daß man in den neuern Schriften nur zu oft auf längst Gewußtes stößt, das höchstens neu aufgestutzt und in einem modernen Kleide erscheint.

Widmete aber Beireis einen Theil seiner Zeit dem Studiren, so verwandte er einen andern auf chemische Arbeiten; seit 1761 jedoch, als er sich bei der angestrengtesten Arbeit, zum drittenmale eine höchst gefährliche Krankheit damit zugezogen, in welcher er selbst an seinem Aufkommen gezweifelt, und deswegen sich selbst gelobt hatte, sich nicht mehr damit abzugeben, nicht mehr auf die Bereitung des Arkans, dem er seinen Wohlstand verdankte. Diese vortreffliche chemische Erfindung war, wie eingangs erzählt worden, eine rothe Farbe, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen aus thierischem Stoffe bereitet werdenden Carmine, zwar auch mit diesem Namen belegt wurde, ihren Grundstoff aber im Mineralreiche hatte. Außer dieser hat er eine Menge anderer, auch wichtiger chemischer Entdeckungen leider mit ins Grab genommen, und nur einige wenige sind von ihm würdigen Männern mitgetheilt worden, deren Dankbarkeit von dem Glücke zeuget, das sie dadurch gemacht haben. Sein eigener Wohlstand, zu dem er nach einem dreimaligen Verluste, immer wieder sich empor hob, ist ein zweiter Beweis von seinem Besitze zeitliche Vortheile verschaffender Kunstkenntniß. In

diese Kategorie gehört auch noch eine, den Indigo vollkommen ersetzende blaue Farbe auf Tuch, und ein chemischer Proceß, der aus dem Kobalte ging, für dessen Mittheilung ihm, laut vorhandener Correspondenz, von einer sächsischen Bergwerksbehörde mehrere tausend Thaler geboten, von ihm aber, wegen einer beigesetzten ihn kränkenden Bedingung, damals ausgeschlagen wurden. Ferner, eine Methode ohne Pottasche blau zu färben, wofür ihm ähnliche Anträge gemacht waren; eines vorzüglich schönen rothen und blauen Siegellacks; so wie die Fabrikation eines wohlfeilen und guten Essiges, und eines Branntweins, welcher an Geschmacke und Geiste von ächtem Franzbranntweine nicht zu unterscheiden war, u. dergl. m. Hierdurch läßt sich denn die oft aufgeworfene Frage: ob B. habe Gold machen können? gar leicht beantworten. Denn mag gleich der Möglichkeit, da der menschliche Geist bei aller Forschbegierde und Kenntniß in die geheimsten Werkstäten der Natur noch nicht eingedrungen ist, an sich nichts im Wege stehen, und dieselbe nicht apodictisch geläugnet werden können, weil das, was noch nicht da, und auch nicht wahrscheinlich ist, darum noch nicht unmöglich ist (wie wir in unsern Tagen, um nur Eins zu nennen, an der Luftschiffahrt erlebt haben) und man doch fast sich gezwungen sieht sie zuzugeben, wenn man anders die von von Justi mitgetheilten Nachrichten von Seefeld, und den von der Juristenfakultät zu Jena entschiedenen Proceß über das zweifelhafte Eigenthum goldener aus Silber gemachter Geschirre, nicht in Zweifel ziehen will: so bedurfte es doch dieser Kunst bei B. als Besitzern anderer nicht minder einträglicher chemischer Arkane nicht. Denn er konnte ja mit seinen Producten selbst Handel treiben, oder sie durch Andere verschleißen, oder auch — wie es auch höchst wahrscheinlich der Fall gewesen ist — das Geheimniß selbst für eine einmalige Zahlung einer nahmhaften Summe an große Fabriken abstehen, und das Geld in öffentlichen Fonds auf Zinsen anlegen, oder aber sich eine Leibrente dafür ausbedingen. Daß eins von diesem werde statt gehabt haben, scheint eine Stelle in einem Schreiben an des vorletzt verstorbenen Herzogs von Braunschweig Durchl. zu beweisen, wo er sagt, daß er schon im siebenjährigen Kriege durch die großen Banqueroute der Gebrüder Clifford und den Neufvilleschen, so

wie durch die im Herbste 1799 ausgebrochenen Londoner Banqueroute sein baares Geld zu dreienmalen verloren habe, und der Umstand, daß er in den Braunschweiger Messen oft sehr große Geldsummen in Golde ausgezahlt bekam. Ohnerachtet nun zwar B. Aeußerungen, wenn die Rede von Verwandelung der Metalle war, nicht grade sagten, daß er ein Adept sey, so ließ es sich doch daraus, wenn man wollte, allenfalls und um so mehr entnehmen, als er für einen Mann bekannt war, der gern in allen Stücken außergewöhnlich seyn wollte, und gab zu jener Frage einige Veranlassung. Sie ist also verzeihlich, aber, wie gesagt, überflüssig; aber doch ist sie hier und da aufgeworfen, kritisirt, bespöttelt, und — mirabile dictu — entschieden worden.

Verschaffte ihm die Chemie — eines seiner Lieblingsfächer — mit dem Vergnügen auch Nutzen, so suchte er vornehmlich Ersteres in den reichen Sammlungen, die er besaß, und zum theile schon in der frühern Zeit in Helmstädt, zum theile — z. B. die der Gemälde — erst seit 1787 vorzüglich, angeschafft und vervollständigt hatte. Sie waren seine hauptsächlichste Freudenquelle. Er sammelte mit Kenntniß und Studium, und scheuete keine Kosten, und gab oft ungemessene Aufträge, um ihm vorzüglich merkwürdig scheinende Stücke zu bekommen *). Aufgefundene Briefe bestätigen, daß er manche Münze von 2 Ggr. innern Werthes mit eben so vielen hundert Thalern bezahlt habe. Hätte man nicht diese authentischen Beweise von der Wahrheit, wie würde man sie ihm, wenn er sie gesagt hätte, geglaubt haben: und muß man nicht, nach diesem Beispiele, von der Charlatanerie, die man so gern auf seine Rechnung schrieb, wenn ihm etwa einmal eine solche Versicherung entschlüpfte, ein Großes absetzen? Und doch kann man nach dem gemeinen Gange, den die Beurtheilung der Handlungen Anderer zu verfolgen pflegt, dergleichen Vorurtheil wieder Manchem nicht verargen. Denn wer ist denn im gemeinen Leben so enthusiastisch, selbst für eine Liebhaberei — wenn ich die Tulpenwuth, die einst in Hol-

*) Wie der Einsender aus eigener Erfahrung bezeugen und mit B. Briefen belegen könnte.

land herrschte, ausnehme — eingenommen, oder wer kann es, und wenn er den Willen hätte, daß er diesen Luxus bestreite? Es war aber dennoch nicht Luxus, der ihn auf diese Weise ein Museum bereiten ließ, dessen gleichen nur selten ein Privatmann dürfte aufzuweisen haben. Nein! es diente ihm, wie oben erwähnt worden, zur Erläuterung und verstärkten Eindringlichkeit seiner Lehrvorträge; es befriedigte seine Forschbegierde, und vor allem verschaffte es ihm, der so vielen Freuden des Lebens entsagte, den Genuß und die Erheitrung, welche, das Gleichgewicht der Seelenkräfte zu erhalten, unentbehrlich sind, und so konnte er mit Rechte in seinem 79sten Lebensjahre in einem Briefe sagen, daß er sich noch immer nicht älter als 18 Jahre fühle; daß diese durch 13 Sammlungen erzeugte Geistesfreude der Hauptgrund sey, warum er alle Geschäfte mit der Thätigkeit eines Jünglings verrichten könne. Und doch wären diese Sammlungen, seine Bibliothek, seine Naturalien- (insonderheit Mineralien-) sammlung, seine physiologisch-anatomischen Präparate, seine astronomischen, mathematischen, physikalischen Instrumente (worunter sich die für die Geschichte der Erfindungen merkwürdigen Instrumente des Otto von Guerike auszeichnen), sein chirurgischer Apparat — größestentheils aus dem Heisterschen Nachlasse — und die Sammlung von mechanischen Seltenheiten und Antiquitäten, so schöne und seltene Stücke sie auch enthielten, für einen Andern nicht brauchbar gewesen, und nur sein ungewöhnlich starkes Gedächtniß konnte sie benutzen und sich ihrer erfreuen; denn er hatte nicht die Zeit gehabt, und sich die Mühe nicht gemacht sie zu ordnen, ausgenommen die Gemmen und Münzen, und die Lieberkühnschen anatomischen Präparate, welche, in zierlichen Schränkchen und Kisten vor jeder Beschädigung gesichert, von ihm als sein vorzüglichstes Kleinod bewahret wurden. Aber auch noch andere Anlässe zu dieser Unordnung lagen bei ihm im Hintergrunde, wovon ein Theil wohl allerdings die Furcht vor Ausgaben betreffen mochte, der weit größere aber sich aus der Erfahrung dreier erlittener Diebstähle (bei deren einem ihm, außer den dabei verlornen Münzen, besonders die Entwendung seines schönsten, wahrhaft bewundernswürdigen Weltauges, am schmerzlichsten fiel), und der dadurch erzeugten Furcht betrogen und bestohlen zu wer-

den, herleiten ließ. Die mit den Jahren doch wohl auch unvermerkt eintretende Hinneigung zu mehrerer Ruhe, die ihm eine Störung in seiner gewohnten Weise, welche z. E. bei einer Verändrung seiner Zimmer zu jenem Zwecke — wozu ihm sein Fürst den huldreichen Antrag gethan — unvermeidlich gewesen seyn würde, möglichst vermeiden hieß, mochte wohl auch das ihrige mit dazu beitragen. Vielleicht lag auch ein Grund davon in der, seinem Eremitenleben und seinem Character, nach welchem sich alles bei ihm in einer gewissen Verborgenheit befinden mußte, angemessenen Freude der Ueberraschung, wenn er den Fremden, die seine Kunstschätze zu betrachten kamen, und denen das Geordnete eine leichtere Uebersicht verschafft haben würde, unvermuthet ein an dem Orte nicht erwartetes Stück hervornahm, und mit sichtbarer Freude den unverdächtigen Beifall humaner *) Beschauer für sein

*) Ich spreche das Wort „human“ mit Nachdrucke aus; denn es gab mitunter auch Besucher, die unter der Herrschaft der Erbsünde standen, und inhuman genug waren, statt Besucher Versucher zu seyn, und nur die Gelegenheit ergreifen wollten, irgend eine Schwäche des ihnen sich doch so ganz widmenden Mannes aufzuhaschen. Aber nicht immer konnte sich die Falschheit so ganz verstecken, daß er sie nicht durchschauet hätte, und da war es denn, wo er absichtlich durch Rodomontaden und ähnliche, von jenen für wirkliche angenommene, simulirte Schwächen, ihrer spottete. Ich könnte einen unverwerflichen Zeugen dafür aufstellen, weil er es diesem, der keinen Mißbrauch davon machen konnte, und übrigens ein schlichter Naturmensch war, auf dessen, in dieser Qualität an ihn gerichtete Frage: wie es komme, daß ihn die Welt für einen Windbeutel halte? jene Erklärung darüber gab. Er bewies es aber auch schon durch die That selbst. Denn wie wandelte sich die Sprache der Hoffarth und Ruhmredigkeit in schöne Bescheidenheit um, wenn er sich mit Männern unterhielt, die er selbst hochschätzte! Dann blieb von jenem eiteln Prunke nichts übrig, als die Lebhaftigkeit seiner Gedanken; die Wärme seiner Empfindungen trat rein und unverfälscht hervor in seiner Rede, zum schönen Symbol seines Innern sich gestaltend, und griff Geist und Herz an. Was Wunder also, wenn sich so das Räthsel auflöfete! Mußte er nicht von denen, die ihn näher kannten, und ihn zu würdigen verstanden, hiernach unendlich hoch geachtet werden? da sie neben den bei einem ungewöhnlichen Manne stärker hervorspringenden Mängeln, seinen Geist sowohl als seine Kenntnisse nicht aus den Augen verloren, und sich nicht an der Schaale begnügten, sondern an den Kern hielten; zu welchen denn vorzüglich sein Herzog gehörte, welcher ihn vor andern schätzte und durch ein vorzügliches Vertrauen ehrte.

Bestreben nach seiner gefälligen Art sie von dem Nutzen, der Merkwürdigkeit und der Kostbarkeit der vorgezeigten Stücke zu unterhalten, deren Werth und Zahl, so wie sein interessanter und lebhafter Vortrag sie in Erstaunen setzte, einärndete. Diese seine Freude entsprang vornehmlich aus dem Bewußtseyn, alles, was er besaß, sich selbst und allein zu verdanken zu haben, und erfüllte ihn mit inniger Selbstzufriedenheit. Dieses Gefühl belebte ihn dann ganz. Unermüdlich sprach er stundenlang, holte alles, was er zeigen wollte, selbst herbei, und trug es wieder weg; belebte das Gespräch durch eingemischte Anecdoten, und manchmal auch, wie schon gesagt nicht ohne Absicht, durch paradore Meinungen. Oefters aber riß ihn auch wohl sein Ehrgeiz hin, viel von sich selbst zu rühmen, die ihm gezollte Achtung ehrwürdiger und verehrlicher, und hoher, Personen bemerklich zu machen, den Werth der Sachen heraus zu streichen, und die bedeutenden Summen, die sie ihm gekostet, zu nennen, und dabei auf seinen Reichthum, und daß es in seiner Macht stehe diesen unermeßlich zu vermehren, hinzudeuten, von seinen Reisen und Geheimnissen zu sprechen, die Schwächen der Menschen, vorzüglich in Hinsicht auf ihren Verstand, aufzudecken, und es zu rügen, daß sie nicht Herren genug über sich selbst seyn könnten, um sich, den Vergnügungen des täglichen Lebens entsagend, die höheren Freuden zu erringen ꝛc., und gab so leider den traurigen Beweis, daß nun einmal von der menschlichen Natur, auch der edelsten, Schwachheiten unzertrennlich seyn. Dieses — darf ich sagen mitleidigen — Gefühls scheinen Jene nicht empfänglich gewesen zu seyn, die in öffentlichen Blättern, nach seinem Tode, wo er ihnen nichts mehr entgegen setzen konnte, ihn zu verunglimpfen, zu verschreien, ihn zu lästern suchten, ohne ihn, oder höchstens ein paar Stunden, gekannt zu haben, wie sie größestentheils selbst bekennen; oder ihre Aburtheilung auf einen Brief, dem so Mancherlei, was sie nicht wußten, zum Grund liegen konnte; auf die vage Aussage eines eben so wenig zu urtheilen fähigen Reisenden, oder von ihm vielleicht nicht glimpflich behandelten, und dadurch freilich zu einer gelegenheitlichen, obwohl nicht sehr anständigen, kleinlichen Rachsucht aufgereizten Gelehrten, gründen. Beireis hervorstehende Eigenthümlichkeit konnte man in Einer Stunde wohl wahr-

nehmen, aber nicht erforschen, wieviel hinter diesem auffallenden Aeußern im Innern, im Kopf, und Herzen, und Gemüthe, verborgen sey. Glücklicherweise kann ich denn aber auch die gerechten Urtheile würdiger Männer, die man der Partheilichkeit nicht beschuldigen kann, dagegen aufstellen *). Oberthür (s. dessen Opera omnia sanctorum patrum latin. Vol. XIII. p. XII—XVI.) hat seinen Character vorzüglich richtig aufgefaßt, indem er sich über ihn folgendermaßen ausläßt: Portento similia visa sunt, quae de Beireisio, ejusque gazophylacio audivi. Praesens rem fama et exspectatione majorem reperi. Muhlhusiae in Thuringia natus est. Corpus habet statura justa, cetera tenerum et gracile. Facies animum humanum, ingenium mite, mentem alacrem, industriam semper occupatam intentamque prodit. Comiter excipit quemcunque hospitem, et tractat liberaliter. Nunquam fatigatus, ipse solus per diem noctemque integram — quod saepe fit mihique ipsi contigit — gazophylacii sui curiosis spectatoribus non interpretem tantum agit, sed bajulum etiam; ut ipse ex aliis cubiculis apportet, quae spectent. Plerumque ad coenam invitat lentam et elegantem, quos per totum diem habuit se strenue fatigantes. Extollit viri humanitatem, omnibusque gratificandi studium, quod non gravatus saepius idem per hebdomadem facere, nec tantum rerum peritis, qui aestimare, qui in usum suum vertere, tam quae viderint, quam quae audierint, sciunt, indeque aliquomodo viri labores consolantur, et compensant; sed etiam plebeis, qui aeque omnia mirantur, et circumforaneum funambulonem, et praestigias inanes, et grandia naturae phaenomena, et sapientem naturam arte et industria imitantem; quos Flaccus ait, media inter carmina poscere aut ursum aut pugiles. Omnium quae ostendit, rationem reddit, totumque pandit statum, stupendae vir

*) Unter der auch nicht geringen Zahl derselben, will ich nur Stark den ältern in Jena (der ihn im N. Anz. v. 1799. 1ten B. Nro. 66. „den großen Beireis in Helmstädt" nennt); und Loder, der gegen den B. mündlich Helmstädt für B. Wirkungsraum zu enge hielt; und einen Landprediger (in Nro. 46. 47 und 48. des Freimüthigen von 1810); Dr. Schmeißer in Altona u. s. w. erwähnen; der in unserer Nähe lebenden würdigen Männer nicht zu gedenken.

memoriae, eruditionis maximae, studii indefessi, animi ad tam diversa pari modo intenti, stili etiam in scribendo et narrando sane venusti. Vitam vivit quotidie occupatissimam: tredecim quandoque horas publicis varii argumenti praelectionibus dicunt impendisse. Aegros invisit non negligenter, rusticanos etiam, subire paulum ab Helmstadio remotiores. Commercium quoque literarum colit diligenter. Ad respirandum, animumque recreandum et corpus, pauca sibi momenta velut decerpit; parum juris, hocque raptim, carptum et haustum totius prandii et coenae loco est; quam tamen sibi frugalitatem, cum hospites ad coenam vocat, compensare videtur, id sibi etiam tunc indulgens, quod hospitibus paravit dulce a laboribus otium et coenam lautiorem. Virum liberaliorem vix inveneris, sicut vix ullum sui ordinis locupletiorem; pauperibus enim non medici tantum opem impertit gratis, sed medicinam quoque, cui non raro pecuniam quoque addit, qua eorum egestas sublevetur. cet.

Doch ich kehre zu den Hauptgegenständen in seinem Wirkungskreise zurück. Als theoretischen Vielwisser habe ich ihn bisher dargestellt; ich muß ihn auch nun als practischen Arzt schildern. Daß er ein glücklicher Arzt seyn mußte, ergiebt sich schon aus dem Vorhingesagten. Ein Mann mit allem dem ausgerüstet, was dahin führen mußte es zu werden, mußte ein glücklicher Arzt seyn. Nicht so wie es Viele wohl sind, denen das Schicksal, wenigstens gleich im Anfange, reiche und angesehene, leicht und heilbar Kranke zuführt, woher es denn kommt, daß sie in Ruf, und so zu Verdienste und Ehre kommen, und lächerlicherweise die Zahl ihrer Kranken zum Maaßstabe ihrer Verdienste machen: sondern indem ihn sein ärztliches Wissen, verbunden mit so vielen Vorkenntnissen, in den Stand setzte zu einer richtigen Diagnose, und, weil er innig vertraut mit der Krankheit und den ihr entgegen zu setzenden Heilmitteln und deren Zubereitung und Wirkung war, zu einer zuverlässig gewissen Heilung derselben zu gelangen. Einen triftigen Beweis davon liefern seine glücklichen Heilungen Wahnsinniger, von welcher Art Kranken Eine ihm in einem herzlichen Gedichte dankte, welches ich hier nicht übergehen muß.

Dem Geburtstage des Herrn Hofraths Beireis geweihet.

Nur wenig Menschentage blühen,
Die ihre Blüthen weit verstreun;
Nur wenig Menschen wards verliehen,
Für Viele groß und gut zu seyn!

Die Wenigen sind dann die Engel,
Durch welche eines Gottes Hand
Wohlthätig diese Welt der Mängel
Mit seinem Himmel schon verband.

Du Guter, Großer Mann, Dein Leben,
Zum Heil für Viele Dir verliehn —
Dir? — Nein der Menschheit wards gegeben!
O, möcht' es ihr noch lange blühn!

Noch lange! Vom Verdienst bewundert,
Und von dem Neid geheim geschätzt,
Der tief es fühlt, daß kein Jahrhundert
Der Welt je Deine Stell' ersetzt.

Auch mir hast Du aus einer Bürde
Das Leben nun zur Lust gemacht,
Daß mirs in seiner ganzen Würde
Von hundert schönen Seiten lacht!

Hinweg gescheucht ist jedes Wölkchen
Von meinem himmelhellen Sinn:
Entzückt küss' ich das kleine Völkchen,
Dem ich ganz wieder Mutter bin.

Du siehst sie nicht, die stille Zähre,
Die Deine stille Segnung wird,
Wenn sie, voll Dank, auf die Altäre
Der heiligen Natur hier irrt.

O lebe nur so viele Stunden,
Vom Schutz der Menschheit treu bewacht,
Als Du je kranke zu gesunden
Und frohen Tagen hast gemacht.

Er war ein gelehrter und erfahrner Arzt, welcher letztere Beisatz, womit die Aerzte gewöhnlich betitelt zu werden pflegen, nicht immer ein unbedenkliches Encomium für sie ist, wovon denn ihre Spötter häufig Gebrauch machen. Seiner Erfahrung ging eine scharfsinnige Beurtheilungskraft zur Seite, anders als bei dem Empirico, welcher sich allein auf seine sogenannte, aber leider immer gebrechliche, unvollkommene, und unzulängliche Erfahrung stützt und beruft. Um aber seinen Character als Arzt nach Würden zu schildern, muß ich ihn mit dem Menschen in Verbindung setzen, und das ist gar leicht. Denn welches Geschäft hat es wohl unmittelbarer und mehr mit dem Menschen und der Menschheit zu thun, als das ärztliche? Und wer hat mehr Gelegenheit Humanität zu beweisen, als der practische Arzt? Beireis bethätigte dieß auf alle Weise. Glänzte er in dem Sonnenscheine seiner Gelehrsamkeit, so leuchtete er erquickend im milden Sternenschimmer seiner Menschheit; und wenn ächte Frömmigkeit in Werken, und wahre Menschenliebe durch die That bewähret, höhere Achtung verdienen, als alle Talente und Geistesbildung; wenn ein aus einem schönen, reichen Herzen hervorquellendes segensvolles Wirken und Schaffen, Retten und Wohlthun rings um sich her, den Menschen mehr als Klugheit, als Verstand, emporhebt über die gefühllose Natur, über das Irdische, und ihn zu einem höhern Wesen, zu einer wohlthätigen Gottheit umwandelt, so muß uns Beireis, der mit beiden versehen war, in seinem unmittelbaren Berufe als practischer Arzt doppelt ehrwürdig erscheinen. Hippokrates war mit seinem: *Δει μεταγειν την σοφιαν εις την ιατρικην, και την ιατρικην εις την σοφιαν, ιατρος γαρ φιλοσοφος ισοθεος*, sein Vorbild, und dieses hatte er immer vor Augen. Ich habe nicht Ursache mich vor dem Vorwurfe zu fürchten, daß ich aus einem Biographen ein Lobredner werde, wenn ich bei diesem, meinem Herzen so wohlthuenden, Gegenstande ferner verweile; weil ich die Tausende der durch ihn geheilten Kranken auf meiner Seite habe. Der Wahlspruch dieses wahren Menschenfreundes in der vollkommensten Bedeutung des Wortes, war: „Es ist nichts Heiligeres auf Erden, als ein Menschenleben; nichts Edleres, als ein Menschenleben retten;“ und wenn der Arzt von dieser Wahrheit, von diesem Gefühle, nicht durch-

drungen ist, da es ja so oft die einzige Belohnung für sein in jedem Betrachte mühseliges Amt ist, so sinkt seine Kunst in seiner Person zum Handwerke herab, und er muß sehr gefühllos seyn, wenn er sich dann nicht selbst verächtlich findet. Nicht so Beireis. Dieser war ganz was der Arzt seyn soll, war als Arzt ganz was der Mensch seyn soll. Aller Urtheil über ihn in diesem Stücke ist nur Eines, und nicht Helmstädt allein wird seines großen Arztes Asche segnen; die Gegend weit umher, bis Braunschweig, Magdeburg, Stendal, und Halberstadt hin, wird B. Namen lange mit Verehrung nennen. Wenn Einer retten konnte, so rettete Beireis. Und welch ein Retter war er? In der glücklichen Lage, nie Belohnung fodern zu müssen, war ihm jeder Dank genügend, und dieser konnte ihm denn in geistiger, und doch auch pecuniärer Hinsicht nicht fehlen, und hat ihm nicht gefehlt. Ohne Rührung kann man die Aeußerungen der herzlichen Gefühle der durch ihn Geneseten nicht lesen. Und wahrlich er verdiente diesen Lohn. Nicht nur verordnete er die Mittel oft unentgeltlich, sondern er bezahlte sie auch wo es Noth that; und verschaffte den Genesenden die Mittel zur wieder zu erlangenden Kraft öfters selbst durch Geldgeschenke. Ihm, dem schon achtzigjährigen Greise, war kein Weg zu weit, keine Nacht zu dunkel, keine Stunde zu unbequem, kein Winkel zu entlegen, keine Treppe zu hoch, kein Kranker zu arm und zu geringe, um ihm mit gleicher Freundlichkeit, mit gleichem Eifer, augenblicklich Hülfe zu bringen. Er besuchte seine Kranken, mochten sie vornehm oder gering, reich oder arm seyn, nöthigenfalls des Tages mehreremale, und konnte er nicht mehr helfen, so suchte er wenigstens zu trösten, zu erheitern. Mit wie großem Rechte konnte er deswegen an Gleim schreiben:

„Niemand kennt mich, als der, dem die dankbare Thräne des armen
Wieder Genesten mit Liebe mich nennt; da mein Leben im Stillen,
Wie durch Blumen der Bach, ins Meer der Vergessenheit hinfließt.“

Ueber seine Art, sich am Krankenbette als Arzt zu benehmen, über die Wahl seiner Mittel, und über seine einfache Curmethode mich umständlicher auszulassen, würde für den gegenwärtigen Zweck zu vielen Raum wegnehmen; ich will also nur seiner mehrentheils sichern Prognosis erwähnen. Die Liebe zu ihm, und das auf ein günstiges Vorurtheil sich gründende felsenfeste Vertrauen, beförderte eine Folgsamkeit im pünktlichen Gebrauche der verordneten Arzeneien, und in der vorgeschriebenen Diät, wovon die Ueberzeugung vieles zu dieser eintreffenden Vorhersagung der Ereignisse beitrug, welche denn wiederum das Zutrauen immer mehr verstärkte, und ihm eine so ausgebreitete Praxis verschaffte, daß nach seinem Tagebuche auf jede 14 Tage 70 bis 80 neu hinzugekommene namentlich aufgeführt werden konnten, und er selbst im hohen Alter noch Krankenreisen bis nach Hannover und selbst nach Berlin unternehmen mußte.

Es trifft sich wider Verhoffen sehr oft, daß der Gelehrte von Profession, sobald er aus seiner Sphäre tritt, und im Umgange mit Menschen, ganz anders, und gleichsam nicht mehr zu Hause, ist. Mit Entzücken legen wir wohl ein Buch voller Weisheit, voll hoher herrlicher Gedanken, voll Geistes und Lebens aus der Hand, um das Wort auf dem Papiere lebendig aus dem Munde des Schöpfers solcher Werke zu vernehmen, und werden oft schmerzlich getäuscht, wenn wir in ihm einen kalten formenseligen Pedanten, oder einen von Nervenschwäche, von Launen und Thorheiten befangenen, an reiner menschlicher Natur und Lebenssinne todtkranken, weitschweifigen oder aber wortarmen Stubengelehrten uns entgegen treten sehen, und plötzlich wird die Zeichnung von unserm Ideale, und mit ihr die Achtung für jene Werke, ausgelöscht. Nicht so mit Beireis. Dieser nahm in seinem häuslichen und gesellschaftlichen Leben, unter den liebenswürdigsten Männern, welche zu jeder Zeit der Menschheit zur Ehre gereichten, unstreitig einen Platz ein. Eine stille, immer gleiche, Heiterkeit, der Ausfluß ungetrübter Seelenruhe, hatte über sein ganzes Seyn und Wesen ein Licht ergossen, welches wohlthätig erquickend Aller Herzen erwärmte, die sich ihm näherten. Zwar hatte ihm die Natur ein warmes reizbares Gefühl, ein heftiges Temperament, woraus sein per-

sönlicher Muth entsprang, wovon er, wie oben erwähnt worden, schon in seinen Schülerjahren Beweise gab, und eine glühende Phantasie, gegeben; aber der V. hat ihn nur ein einzigesmal, und dann doch noch — wenn man so reden darf — vernünftig, zornig gesehen. Ueber diese Leidenschaft, die doch der eine Grundton seines — des cholerischen — Temperaments ist (denn Cholericus war er im ganzen Sinne des Wortes) hatte er, so wie über das Sinnliche, über Leidenschaft und Neigungen, und über Schmerz und Freude, die Herrschaft gewonnen. Nicht so über die andere Haupteigenschaft dieses Temperaments, den Ehrgeiz. So wie er diesem zufolge selbst immer nach dem Höchsten strebte, so kannte er nichts Mittelmäßiges; alles war hyperbolisch schön und vortrefflich, oder im Gegentheile schlecht und höchst unwürdig. Er erfaßte alles, was ihm entgegentrat, mit Eifer, und Lob und Tadel sprach er in den kräftigsten Worten im Superlativo aus; aber sein Inneres war immer im reinen Einklange. Die tiefen Wunden, ohne welche der große Kampf um diese Herrschaft nie gekämpft wird, waren vernarbet, des feurigen Jünglings leicht bewegliche Lebenswellen waren zur ruhigen Fläche ausgeglichen, in welcher die höhere geistige Natur mit stillem Strahle sich spiegelte. Daher characterisirten herzliche Freundlichkeit und einnehmende Höflichkeit sein Benehmen im gesellschaftlichen Umgange. Seine Unterhaltung war lehrreich und angenehm, geistvoll und lebendig, reich an Gelehrsamkeit und Wissenschaft, aber leider auch prunkend mit Flitterstaate, und der Sucht zu glänzen. Sie riß durch Gewandheit und Gewalt der Rede die Hörer unwillkührlich fort, und erzeugte jetzt Fröhlichkeit und Lachen, jetzt Erstaunen und Grauen, und dann einmal wieder Rührung und Erbauung: und diese Gewandtheit, diese Fülle der Beredtsamkeit war es, die ihn aus der Verlegenheit riß, wenn er sich bisweilen im Flusse der Rede, im vielleicht zu hohen Gefühle seines Werthes, unvermerkt vergaß, und eben sie verhalf ihm zu dem vollständigsten Siege über Diejenigen, die es darauf anlegten, daß er ihnen durch irgend eine prahlerische Aeußerung Blöße geben sollte. Sein leichter gefälliger, und — nur bisweilen hart, immer nicht ohne fremdes Verschulden — treffender Witz machte ihn zum angenehmsten Gesellschafter; denn nie machte dieser Witz den moralischen Cha-

racter zu seiner Zielscheibe. Wenn er gleich gern Schwäche und Thorheit belachte, so war ihm doch der Ruf des Rechtschaffenen heilig, und er entschuldigte leichter als Andere moralische Gebrechen. Man sah und fühlte, daß ihn die reinste Menschenliebe beseele. Auch hat gewiß sein mündlicher Tadel Niemand Schaden gethan, wie wohl die gedruckte Kritiken Anderer, die man alle Tage liest, und sie doch nicht so aufmutzt; und hätte er Jemand geschadet, so wäre es nur Er selbst gewesen. Wer in näheren Verhältnissen mit ihm stand, wer in genauerer Verbindung mit ihm lebte (bis zur Vertraulichkeit brachte es in den spätern Jahren Niemand bei ihm *)) mußte ihn lieben, und zwar mit jener Liebe, welche zugleich das Gefühl der Ehrfurcht und inniger Werthschätzung in sich faßt. Er vergalt diese Liebe mit gegenseitiger Achtung; aber jene hohe geistige Liebe, welche allein das Herz, dem sie Bedürfniß ist, verlangt, mußte man, da seine frühern Freundschaften durch Ortsentfernung zerrissen waren, und in spätern Jahren dergleichen Verbindungen schwerer angeknüpft werden, von seiner Seite nicht erwarten: er konnte sie überdem nicht geben, sie lag nicht in seinem Temperamente, und es trauerte darüber der Genius der Freundschaft.

Mehr noch als den Männern, deren Eitelkeit er durch die seinige nur zu leicht, zu oft und schmerzlich verwundete, leuchteten den Frauen seine Verdienste ein, und er war wiederum gern in ihrer Gesellschaft. In früheren Jahren mochte sein Aeußeres — wovon ich hernach sprechen werde — vieles dazu beitragen; in späteren war es seine geistige Bildung, die diesem mit einem so feinen Tacte begabten, und dieselbe doch immer auch schätzenden, Geschlechte nicht lange verborgen blieb. Sein zartes, gleichmäßiges, und doch von Geiste und Gefühle so sehr belebtes Benehmen im Kreise des weiblichen Geschlechts;

*) Wahrscheinlich rührte dieß von dem Vorsatze oder der Nothwendigkeit her, eine Menge Geheimnisse, als solche, zu bewahren; indem er in den Annäherungen mancher Personen nur zu leicht, und leider oft nicht mit Unrechte, Eigennutz verborgen glaubte. Auch trug gewiß sein Hagestolzenleben vieles mit dazu bei.

das viele Neue und Unbekannte, was seine so vielseitige, nie stockende, frappante Unterredung sie hören ließ, war es, was ihm die Gunst derselben gewann. In jeder Gesellschaft bildete sich ein Cirkel der aufgeklärtesten Frauen um ihn her, selbst die jüngeren, sonst nur an leichte Scherze und Schmeicheleien gewöhnten und daran Gefallen findenden, hörten ihm mit Aufmerksamkeit zu, und schienen ihm dadurch Vergnügen zu machen. Mit Mehrern von diesem Geschlechte stand er bis an seinen Tod in Briefwechsel.

Dieß war aber sein Benehmen nicht bloß in Gesellschaft oder bei dem zweiten Geschlechte; gegen Jedermann war er äußerst höflich. Selbst in Leuten vom geringsten Stande ehrte er den Menschen, und stand Jedem willig und gefällig Rede. Vornehmlich aber war er ein großer Kinderfreund, vorzüglich im höhern Alter; und der scharfe, dem Kindesalter eigene, physiognomische Blick nahm solches bald wahr. Sie fühlten gleichsam instinctmäßig seine mit der ihrigen sympathisirende Herzensgüte, und durch sein zartes Benehmen gegen sie, indem er sie wie Erwachsene behandelte, durch Freundlichkeit und kleine Geschenke gewann er sie vollends, und wurde dafür durch Folgsamkeit in Krankheiten, und innige Anhänglichkeit und zarte Gegenliebe von ihnen belohnt. Er sah in dem Kinde, nach der Wahrheit, die menschliche Natur in ihrer ungetrübtesten Reinheit, ein Anblick, welcher dem Greise, der so viele Verdorbenheit, so viele Entartung kennen gelernt hatte, wohl thun mußte, und in der That ein hoher geistiger Genuß ist, dessen sich auch der Verfasser dieser Skizze in großem Maaße zu erfreuen hat, und den auch, wenn ich nicht irre, Lichtenberg an irgend einer Stelle nach seinem Werthe würdiget, so wie es die Rosier in der „Nachricht von ihren Verhältnissen zu Jean Jacques“ vom Rousseau, und der Verfasser der biographischen Skizze des in Helmstädt verstorbenen Abts „Henke“ von diesem mit den Worten rühmt: „Er war ein Kinderfreund, konnte er also anders als gut seyn?“ Das Lächeln der Unschuld hatte hohen Werth für ihn, und er hielt es höher, als die Verstandesbildung und Umgangsgeschliffenheit vieler erwachsener Personen.

Unverheirathet, und entfernt von seiner Familie und allen Jugendfreunden wohnend, lebte Beireis einsam und abgeschieden. Ein alter Diener, der seines Herrn volles Zutrauen besaß, besorgte nebst Frau und Kindern, den einfachen Haushalt, und begleitete ihn späterhin auf seinen Reisen. Seine Stuben- und Tischgenossen waren, früher, ein kleiner von ihm zu strengem Gehorsame gewöhnter Hund (dieser war es, über den ich ihn, wie oben bemerkt worden, einmal erzürnt sah, denn sonst äußerte er nur tiefen Unwillen), in den letzten Jahren seines Lebens eine schöne Katze, welche er sehr liebte, und der er mehrere Künste zu machen gelehret hatte.

Anders nicht, als wann er von Kranken verlangt wurde, was denn unglaublich oft geschah, unternahm er Reisen, welche die Stille seines Lebens unterbrachen. Daher hat er denn, seit seiner Anstellung als Professor, weder seine Vaterstadt, für die er doch eine große Vorliebe bezeigte, noch eine von ihm erkaufte kindliche Besitzung in der Nähe derselben, von ihm lateinisch praedium genannt, und nicht ohne etwas Eitelkeit von ihm erwähnt, Namens Weidensee, wieder gesehen.

Selten, und dann nur aus Gefälligkeit gegen Fremde, besuchte er öffentliche Vergnügungsörter, war aber öfter als willkommner und unterhaltender Gesellschafter von den Honoratioren der benachbarten Gegend zu Gesellschaften und Lustparthieen geladen, und in frühern Zeiten häufig von der Fürstlichen Familie zur Tafel gezogen. Dagegen aber, vorzüglich in der Blüthe seiner Jahre, versammelte er in seinem Hause kleine gemischte Gesellschaften von zehn bis zwölf Personen, die er bis zu Tische mit Vorzeigung und Erklärung seiner Merkwürdigkeiten zu unterhalten suchte, und dann mit verschwenderischem Aufwande bewirthete, und ihnen jede Art des Genusses zu bereiten suchte; denn er fühlte sich glücklich, wenn er seine Gäste froh und befriedigt sah. Nur auf Kartenspiel und Tabakrauchen mußten sie Verzicht leisten. Seinen Herzog und die Prinzen der Fürstlichen Familie hatte er mehrmals die Freude in seinem Hause zu sehen und zu bewirthen; und auch fremde Fürstliche, zu denen der Ruf des merkwürdigen Mannes und seiner Sehenswürdigkeiten gedrungen war,

versäumten es nicht, auf ihren Reisen in die Nähe von Braunschweig ihn zu besuchen, und König Gustav III. von Schweden hat einige Tage in seinem Hause gewohnt, und in seiner Unterhaltung und der Betrachtung seines Museums Befriedigung gefunden.

Auch ungebeten hatte er, wegen der Nähe einiger Bäder gelehrten und ungelehrten Ueberlauf von Fremden, die aber nichts desto weniger einen in Vorzeigung seiner Sammlungen und Befriedigung ihrer Neugierde, gefälligen, belehrenden, und unermüdeten Mann fanden, der auch gegen sie liberal und gastfrei war.

Unter seinen Sammlungen schätzte er vorzüglich in späterer Zeit, und mit Ausnahme der Lieberkühniana, die seiner Gemälde. So vielen Sinn er aber auch für Malerei hatte, so sehr liebte er zugleich die Musik. Er war Director des academischen Concerts zu Helmstädt, und hatte in früheren Zeiten mehrere musicalische Instrumente gespielt, und componirte eine Trauerkantate, die er selbst gedichtet hatte, auf den Tod des von der Universität so sehr verehrten Herzogs Carl, deren Aufführung den größesten Theil der angestellten Todtenfeier ausmachte. Sie war es, die ein großer Theil seiner Antagonisten zum Gegenstande ihrer Spöttereien machte, weil sie dieselbe — wohl nicht mit Unrecht, da er doch nicht, wie er gern das Ansehn haben wollte, Alles in Allem seyn konnte — den Arbeiten eines Haydn und Mozart gegenüber, von geringerm Werthe fanden. Indessen gesteht doch Einer der über ihn Schreibenden, daß es ihr nur an Melodie gefehlt habe, gegen den reinen Satz aber kein Musikverständiger was vorbringen können.

Hohe Frömmigkeit, fast an Bigotterie gränzend, war das Grundprincip seines moralischen Characters. Treu und fest hing er an den Dogmen der geoffenbarten Religion, und vertheidigte die Lehren und Erzählungen der Bibel mit lebhaftem, aus innigster beseligender Ueberzeugung, aus wahrem christlichen Glauben erzeugtem Eifer, und bewährte es durch die That; und über seine, schwerlich mit größerer Umsicht und Liebe geübte Redlichkeit und Rechtschaffenheit war nur Eine Stimme.

Vielleicht verstand keiner die göttliche und wahrlich nicht leichte Kunst des Wohlthuns besser als Er. Von Jedermann wurde dieß anerkannt; und nur niedrige Rache für fehlgeschlagene Hoffnungen bei unredlichen Absichten oder unverschämten Bitten, konnte ihn des Gegentheils beschuldigen wollen. Seit seinem letzten Universitätsjahre erfreuete sich seine Mutter seiner beständigen dankbaren Unterstützung; so wie er der Wohlthäter und Erhalter einer vom Glücke nicht so begünstigten Schwester war. Jedem ihn um Beistand bittenden Nothleidenden half er, und zwar freigebig; besonders unterstützte er gern durch Unglücksfälle in ihrem Gewerbe Herabgekommene, und Solche, die Kopf genug hatten, durch noch ungenutzte Erwerbzweige ihr Glück zu machen. Und in welch einem vorzüglich schönen Lichte erblicken wir ihn im Wirken und Wohlthun als Arzt, wo er freilich mehr als alle andere Menschen Gelegenheit hatte, sich von allen diesen vortheilhaften Seiten zu zeigen. Nicht hier, aber wohl in pecuniärer Hinsicht, erkaltete sein Eifer in etwas in den letzten funfzehn Jahren. Theils hatten mannichfaltige Unglücksfälle sein Vermögen gar sehr verringert; theils hatten die großen drohenden Ereignisse auf ihn, der so viel zu verlieren hatte, einen tiefen Eindruck gemacht; theils mochte die aus der Erfahrung gezogene, und deswegen dem Alter eigene, Vorsicht was dazu beitragen; theils aber auch war er sehr oft betrogen, seine Güte gemißbraucht und mit grobem schwarzen Undanke vergolten worden. Sparsamkeit und Mißtrauen fingen daher an, in seiner Seele Wurzel zu schlagen; er schränkte sich ein; scheuete Ausgaben; seine Gastereien wurden seltener, obgleich sein Tisch dann nicht karg besetzt war; und in den letzten Jahren wurde er in Hinsicht auf die Zukunft muthlos, und sah in derselben nur Unglück voraus.

Seine zurückgezogene Lebensweise; sein Wohlstand, dessen Grund man sich nicht erklären konnte, und den man sehr übertrieb; seine außerordentlich glücklichen Curen; seine Sammlungen, und unter diesen vorzüglich der berüchtigte Demant; die durch unbegreifliche Kunststücke bekannte Uhr, so wie die Vaucansonschen Automaten; der Glaube, daß er Gold machen könne; die mancherlei frappanten Experimente, durch welche er unwissende Gelehrte

und thörichte Ungelehrte zuweilen scherzend in Erstaunen und Schrecken setzte; selbst die düstern Wände seines Wohnzimmers, und der Schwefelgeruch, durch welchen er den Mottenfraß von seinen Naturalien abhalten wollte, brachten ihn bei dem großen Haufen in den Ruf der Zauberei; und da er das Geheimnißvolle so sehr liebte, und es nicht ungern sah, wenn seine Besitzthümer auch überschätzt wurden, und als Menschenkenner überzeugt war, daß dieser Glaube der beste Schutz für sein Eigenthum in einem großen abgelegenen Hause seyn mußte, das er mit seinem Bedienten allein bewohnte: so widersprach er nicht nur diesem von ihm gefaßten Vorurtheile nicht; sondern er suchte dasselbe wohl gar zu unterhalten *), und zu verstehen zu geben, daß er im Besitze geheimer Kräfte sey; und setzte durch seine Erzählung wunderbarer Mährchen, Manchen, bei dem ers nöthig fand, in Furcht. Daß er aber seine dauerhafte geistige und körperliche Kraft solle solchen geheimen Mitteln zugeschrieben haben, wie man gedruckt sagen wollte, das wird ihm mit Unrechte aufgebürdet, und gehört zu dem vielen über diesen Mann Ersonnenen. Das nimmt auch den Kenner des menschlichen Herzens nicht wunder. Theils der Neid und das Gefühl des eigenen Abstandes von einem seltenen Menschen; theils die Sucht zu tadeln; theils die Meinung sich selbst zu heben und als einen Kenner zu produciren, erzeugen dergleichen Erdichtungen, und vergrößern die Fehler und Mängel, von denen ja kein Sterblicher ganz frei ist, die aber bei einem minder wichtigen Menschen nicht weiter bemerkt oder nicht beachtet, wohl gar entschuldiget werden: denn nur wo helles Licht ist, tritt der Schatten schärfer ins

*) Der V. erinnert sich, bei ihm eine Büchse von Messing, ohngefehr wie hier herum die Geldbüchsen beschaffen sind, gesehen zu haben, von welcher er sagte, daß er mehrere Schüsse damit thun könne. Nimmt man an, daß er — welches ihm wohl zuzutrauen war — schon damals die Wirkung der nachher bekannt gewordenen Knallpulver kannte, die durch bloßes Reiben einen starken Schall erzeugen; und daß Diebe, die nicht wissen konnten, daß er mit diesem Knalle nicht auch zugleich schade, durch denselben erschreckt oder, sich vor Entdeckung fürchtend, verscheucht werden, und die Flucht ergreifen mußten: so hat die Sache wenigstens nichts Unwahrscheinliches, und dient zum Beweise von dem oben Gesagten.

Auge, und es war nicht wohl möglich, daß B. von gewissen Fehlern frei seyn konnte. Sie lägen in seinem ihm angebornen cholerischen Temperamente, von welchem Stolz und Ehrgeiz einen Grundzug ausmachen, und wurden durch alles auf ihn Wirkende unterhalten und vermehrt; und es dürfte schwer halten einen Mann von diesem Temperamente, und bei so unzähligen Anlässen dazu, von diesen Fehlern frei zu finden. Das Bewußtseyn des Besitzes übergewöhnlicher Geistes- und Körper-Kraft *), und eigenen Werthes in ungemeinen Verdiensten in Bildung, und Wissenschaft, und Thätigkeit; die vielfältigen, vielartigen, oft höchst übertriebenen Schmeicheleien von allen Seiten her; und die Ueberzeugung alles dieses sich selbst und allein zu verdanken zu haben, mußten in ihm allerdings einen Stolz erzeugen, von welchem kleine Geister keinen Begriff haben; aber ihn doch nicht mit Unrechte dessen beschuldigen würden, wenn er diesen Fehler anders als bei dem Tadel der Thorheiten, der Irrthümer, und der Vorurtheile sogenannter Gelehrten, bewiesen, und nicht wirklich große und verdienstvolle Männer (ich ziehe hierher jetzt nur den Prof. Jancke in Leipzig, Heister, Brückmann, Loder, und die ältern medicinischen Coryphäen) davon ausgenommen hätte. Aber solchen ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren, und der B. hörte es mit Vergnügen, wie er einen practischen Arzt, mit dem er zur Consultation berufen worden, aus dem Innersten seines Herzens lobprieß. Daß er bei seinem Tadel nicht selten die Gränze einer billigen Beurtheilung überschritt, und Männern von anerkannten Verdiensten, wenn auch nicht eminente Geister, weil er sich noch immer über ihnen stehend gedachte, nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, ist nicht zu läugnen, und es hat ihm Spott, Feindschaft, und Verläumdung zugezogen; aber wenn er auch gleich nicht ungekannt war, auch nicht verkannt wurde, so wurde er doch mißkannt. Denn wer sich sein Vertrauen und seine Zuneigung erworben hatte, der sah durch den Nebel, wußte seinen Character zu würdigen, und war überzeugt,

*) Kann man es doch daher auch dem Apostel Paulus nicht übel nehmen, daß er, seines Werthes sich bewußt, denselben an den Tag legt.

daß, so wie wahres Verdienst und Bescheidenheit nie ganz getrennt seyn können, auch bei B. das ächte Korn da, aber nur von Schlacken umhüllt war.

Ein großer Theil des an B. zu Tadelnden, namentlich seine im Alter sich zeigende Sparsamkeit, die jedoch nicht zur Habsucht, zum Eigennutze, oder einer daraus herfließenden unrechtlichen Handlung ausartete, muß auf die damaligen Zeitläufe geschoben werden. Er, ein täglicher Zeuge der fast unglaublichen Ereignisse und Umstürzungen aller alten Formen und gewohnten Verhältnisse, für seine Person selbst am Stabe des Alters wankend, und sein Fürstenhaus, seinen Jahrhunderte hindurch bestandenen Musentempel sinken sehend, mußte für sich selbst, und für sein Eigenthum besorgt werden, und das um so mehr, als er selbst und sein Vermögen seine einzigen Stützen waren; denn allein stand er im Sturme des Lebens, und von außen konnte ihm keine Hülfe und kein Trost kommen, da er, seinen eigenen Verwandten durch lange, weite, Entfernung fremd geworden, Niemand hatte, dem er sich ganz vertrauen mochte. Denn ehe- und kinderlos lebte er einsam, und genoß nicht die Freuden des geselligen Umganges. Dieses isolirte Leben hatte sogar auf seine Kleidung Einfluß, und verschrob ihn zu manchen Bisarrerieen, die eine kluge und liebende Gattin ihn würde zu vermeiden gelehret haben, während die Beschäftigung und der Umgang mit seinen Kindern seiner Thätigkeit eine andere Richtung gegeben haben würden, als seine Sammlungen, sein Studium und seine Lehrstunden. Ja wären es nicht seine ärztlichen Besuche, und der öftere Zuspruch von Fremden aller Gattung gewesen, die ihn noch mit der Welt in Verbindung erhalten hätten, so würde ihm dieselbe ganz fremd und er zum Pedanten geworden seyn, woran in seinen ersten männlichen Jahren gar nicht zu denken war. Vielleicht ist außer seiner ärztlichen Ueberzeugung, nach welcher er, wenn er allein speisete, wenig Fleisch und nur Gemüse oder Milchspeisen, und keine von ihm für ungesund gehaltene Speisen genoß, auch in dieser einsamen Lage der Grund seiner großen Mäßigkeit zu suchen. Denn wann er Gesellschaft hatte, machte er von jener Regel eine Ausnahme. Alsdann aß er viel, und nahm auf die Zuträglichkeit des Genossenen weniger Rück-

sicht. Aeußerst selten aber trank er Bier oder Caffee, weil er sie, so wie vornehmlich das Tabakrauchen, für sehr nachtheilig für die Gesundheit hielt, gab aber letzteres Getränk seinen Gästen gewöhnlich sehr concentrirt. So trank er auch wenig Wein, aß aber dagegen gern Zucker und überhaupt Süßigkeiten; und man sagt ihm nach, daß er diese Liebhaberei bei Andern als den Beweis von Geistesfähigkeit betrachtet habe.

Liberalität war ihm, wenigstens in den früheren Jahren, nicht fremd, und es ist auffallend, daß sie wohl gar einen verschwenderischen Character annahm. So gab er einst auf einer Reise einem Friseur für Einmal ihn zu frisiren, ein Goldstück, mit der Frage: ob diese halbe Pistolette genung sey? und es war so gar ein Ducat. Der V. steht für die Wahrheit dieses Facti, indem ers aus der ungesuchten, ganz gelegentlichen und unverdächtigen Erzählung von demselben, als dem glaubwürdigsten Manne hat.

So hätte ich nun den merkwürdigen Mann dem Geiste nach geschildert. Der Leser wird nicht mit Unrechte erwarten, daß ich ihm denselben auch nach seinem Aeußern bekannt mache *). Beireis war demnach von mittlerer Größe, wohl gewachsen und von angenehmer Körperbildung, nicht plump gebauet, aber muskulös, gedrungen, stark, und voll Lebenskraft, selbst noch im höchsten Alter, und er schrieb diese erhaltenen Körperkräfte dem geistigen Genusse zu, den ihm die Benutzung seiner schätzbaren Sammlungen gewährte. Um sein vierzigstes Jahr war er in der vollesten Bedeutung des Wortes ein Mann, und man kann ohne zu fehlen hinzusetzen ein schöner Mann. Sein blaues, geistreiches, jedoch mehr kluges als seelenvolles Auge, ward von der ungewöhnlich hohen, gewölb-

*) Dieses Aeußere ist auch, so weit es der plastischen und der zeichnenden Kunst möglich war, in einer einige Zolle hohen Büste von Biscuit, die in der Procellainniederlage zu Braunschweig zu haben ist, im Prospecte — wovon jedoch die Eine Seite etwas weniger ähnelt — und durch einen, ihn wohl etwas zu alt und kümmerlich vorstellenden Kupferstich, aufbehalten worden. In seinen frühern Jahren hat er sich auch im Brustbilde, gut getroffen, in Wachs bossiren lassen.

ten, ausgedehnten, im Alter tiefgefurchten Stirne halb versteckt. Sein Blick, gewöhnlich mit etwas gesenktem Haupte seitwärts aufschauend, war beobachtend, durchdringend, feurig, und wechselte ohne bemerkbare Bewegung des Kopfes, oft und schnell von einer Seite zur andern. Seine Nase war fein gebildet, ein wenig gebogen, und spitz. Sein Mund wurde durch die zu beiden Seiten liegenden, von vielem Reden angeschwollenen Muskeln characterisirt, und die Lefzen waren dünn. Der Kinn war etwas spitz. Die Farbe des Gesichts im männlichen Alter in der Gegend der Jochbeine röthlich; im Alter war sie krankhaft bleich. Seine Züge waren freundlich und einnehmend, besonders gefielen sie im herzlichen Lachen, da sich denn auch sein Auge gleichsam verklärte: sonst war er mehr zum Ernste als zur Munterkeit geneigt. Er hatte eine angenehme Stimme, und eine fließende Rede. Wegen seiner gewölbten Brust und gesunden Lunge konnte er viele Stunden hinter einander reden. In jenen kraftvollen Jahren trug er sein eigenes Haar, frisirt, und einen Haarbeutel nach damaliger Mode, und ging Chapeau-bas. Dieser Hut war aber nicht mit Glanzleinwand, sondern, wie es die Sitte mit sich brachte, mit Taffend überzogen. Einen andern, dreieckigen, nicht modigen, Hut, trug er nur auf Reisen. War er in seinen mittleren Jahren, wie es damals gebräuchlich war, gekleidet, und hielt etwas auf seine Kleidung — wie er denn gewöhnlich weiße seidene Strümpfe trug — so achtete er dieser Körperhülle im Alter wenig oder gar nicht, so daß seine Kleidung als altfränkisch auffiel (worin ihm aber auch andere Professoren auf anderen Universitäten gleich seyn sollen; ein Umstand, der für den Menschenforscher nicht unerheblich seyn dürfte); doch bestand solche gemeiniglich in einem blaßblauen Rocke und dergleichen Weste und Beinkleidern, und mit schwarzen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen. Meistentheils fuhr er, wenn er aber, in seinen mittleren Jahren, je einmal ritt, so waren seine Stiefel ein auffallendes Machwerk. Man muß aber nicht vergessen den Mann nach seinen verschiedenen Lebensperioden hierin zu beurtheilen, und ihn nicht in einzelnen Situationen zu betrachten: Man muß den Jüngling vom Manne, und diesen vom Greise unterscheiden, und vieles von dieser Besonderheit mit auf Rechnung seines ehelosen Standes setzen.

So sehr seine Seele sich gleich blieb, so wenig war das der Fall mit seinem, doch durch keinerlei Ausschweifung geschwächten Körper. Er hatte im höhern Alter alle Zähne verloren; seine Wangen waren eingefallen; und er ging gebückt unter der Last der Jahre. Nichts destoweniger aber war sein Körper noch kraftvoll, sein Wesen immer noch lebhaft und jugendlich, sein Gang munter und rasch, der in seinem Mittelalter bei feierlichen Aufgängen mehr abgemessen war. Seine Sehekraft hatte sich beinahe ungeschwächt erhalten, und auf seinem Antlitze ruhete stille ununterbrochene Heiterkeit, der Abglanz seiner innern Zufriedenheit und Seelenruhe.

So erlebte im Jahre 1809 der würdige Greis zum achtzigstenmale den 29sten Mai, und mit diesem die Feier des Jubeltages der erhaltenen Doctorwürde, und der funfzigjährigen Amtsführung als Professor an der Julius Carls Universität. Später im Jahre, nach dem Schlusse des 99sten Semesters seiner Lehrvorträge, hatte er dieses seltene Fest erwartet, und auch von seiner Seite Vorkehrungen getroffen, es recht solenn zu begehen. Ueberraschend also war ihm die Freude, die ihm die von der Universität veranstaltete Festivität, und die von allen Seiten von den academischen Bürgern und den Stadtbewohnern aufs herzlichste ausgesprochene Theilnahme bereitet hatten, und beseligend die dadurch aufgeregten Gefühle, bei dem Rückblicke auf die lange, heitere Reihe der verlebten Jahre, auf den reichen Schatz von guten Werken, auf die überstandenen Mühen und Leiden. Nie war Beireis jugendliche Kraft im Greisesalter bewundernswürdiger, als während dieses Festes, so wie die Schnelligkeit seiner Gedanken, und die Gewandheit in Sprache und Ausdrucke bei seinen lateinischen Antworten auf die an ihn gerichteten Glückwünschungsreden.

Die Feierlichkeiten dieses Festes hatten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Er schien zu ahnen, daß mit diesem schönen Tage das Ziel seiner irdischen Laufbahn herangerückt sey, und äußerte sich darüber unumhüllet in einem Briefe an seine Verwandten. Auch ging seine Ahnung, und nur zu bald, in Erfüllung. Das letzte Schicksal der Sterblichen erreichte ihn auf seinem Berufs-

wegen, in der edeln Erfüllung seiner ärztlichen Pflicht, indem er von seinen Patienten von einer bösartigen Ruhr angesteckt, seit 48 Jahren zum erstenmale wieder, erkrankte, aber doch noch, bis eine gänzliche Ermattung es ihm unmöglich machte, fortfuhr andern Kranken ferner Hülfe zu leisten, bis er endlich gezwungen wurde das Zimmer zu hüten. Von seinem herannahenden Tode überzeugt, verweigerte er jede fremde ärztliche Hülfe, und setzte auch seine eigenen Verordnungen nicht lange fort. Ohne Aeußerung der großen Schmerzen, welche er litt, wies er jede besondere Pflege, alle Krankenbesuche, selbst die Nachtwachen, ab; und nur mit sich selbst, und dem Gedanken an Gott beschäftigt, erwartete er mit Seelenruhe und Heiterkeit des Gemüths seine bevorstehende Auflösung, welche nach wenigen Tagen in der Nacht zum 17ten Sept. 1809 erfolgte.

Von allen, die ihn, wenn auch nur als ihren Wohlthäter und Retter, kannten, verehrt und tief betrauert, starb er als Senior der Universität. Ohne Gepränge wurde seine irdische Hülle mit stiller Feierlichkeit der Erde zurückgegeben. Kein Marmor mit einer etwa prahlenden Inschrift deckt sein Grab. Diese Art, das Andenken verehrlicher Menschen auf die Nachwelt zu bringen, ist zu unzuverlässig, und zu vergänglich. Konnte doch Beireis selbst, wie oben bemerkt worden, mit Scarpa, des berühmten Heisters Grab, nach dem kurzen Zeitraum von noch nicht einmal 40 Jahren, nur mit Mühe und mit Hülfe dessen bei seinem Begräbniß gegenwärtigen Enkels, auffinden. Horaz errichtete deswegen ein Monumentum aere perennius, und der V. der sich in keiner Hinsicht mit diesem großen Römer vergleichen will; der aber mit unbegränzter Liebe und Verehrung seines treuen Lehrers, dessen Geiste er sich freuet näher als irgend ein Anderer gewesen zu seyn, wie der geneigte Leser aus allem bisher Gesagten ohne Mühe entnehmen wird, demselben nicht nachsteht, hat wenigstens seine Gesinnungen folgendermaßen ausgedrückt:

Ut,
quam sancte coluit,
naturam
intimius perscrutetur,
ejusdemque delectetur
ordine, pulchritudine, stabilitate,
sera quidem, praematura tamen, morte
suis abreptus est
Vir
quem nominasse sat est,
GODOFREDUS CHRISTOPHORUS BEIREIS,
Philosophiae ac Medicinae Doctor,
atque semisaeculum Professor,
Divo
CAROLO GUILIELMO FERDINANDO,
Brunovicensium Duci,
Archiater
et a consiliis aulae etc.
Quamvis enim,
cui animi et corporis integritas
Acrum Hippocratis promiserat,
octogesimum ad dimidium explevisset
aetatis suae annum,
decrepitum tamen nominare nefas foret
Juvenem ingenio,
Virum judicio,
Sapientia senem,
qui,
Decus humani generis,
in scientia erat Pansophus,
in arte Heros,
Discentibus praeceptor sine pari,
amicis
tumulum ejus lacrumis irrorentibus
Exemplum.
Obiit, dysenteria epidemica exstinctus,
Helmstadii d Sept. XVII. MDCCCIX.
natus Anno MDCCXXX. d. XXVIII. m. Februarii
Muhlhusae Thuringorum.
Sit Ei terra levis, sacra nobis illius memoria.

Möchte doch Allen das Andenken dieses verehrungswürdigen Todten heilig seyn! Zu heilig, als daß es durch kleinlichen Neid, und armselige Spöttereien, Mährchen, und Verläumdungen, unwerth jedes edeln Mannes, befleckt werde.

Semper honos, nomenque suum laudesque manebunt.

Nachschrift.

Der Kunstschätze des Mannes, von dessen Lebenslaufe hier nur eine kurze Skizze geliefert worden, waren so viele, sie waren so mannichfaltig, und größestentheils von wirklich so hohem Werthe, daß eine ausführliche Beschreibung derselben dem Leser gewiß sehr angenehm seyn würde; und wenn derselbe sie eben so ungern vermisset, als der Biograph einen raisonirenden Catalogum über die Schätze, welche der Prinz von Santo Severino an physicalischen und chemischen Erfindungen besaß, mit Bedauern entbehret; so muß er es mit dem hier beschränkten Raume entschuldigen. Inzwischen wird es doch gefallen, wenn ich einige besonders merkwürdige Stücke aus jeder seiner Sammlungen heraushebe.

Unter den mechanischen nahmen demnach wohl den ersten Platz die berühmten Vaucansonschen Automate 1.) der Flötenspieler; (der aber nicht, wie Einer behauptet, jede ihm vorgelegte Musik spielt.) 2.) der provenzalische Pfeifer und Trommelschläger. 3.) die fressende Ente, ein. Ich erwähne dieser auch deswegen als der vorzüglichsten, weil ich aus B. eigenem Munde habe, daß er diesen Alles, was er war und was er hatte, verdankte. Die Anecdote ist diese: In seiner Jugend waren diese Maschinen berühmt. B. äußerte gegen seinen Vater den Wunsch sie einst zu besitzen, und wie sein Vater an der Erfüllung dieses Wunsches zweifelt, ist B. Antwort: Wenn ich nur so viel lerne, daß ich sie mir erwerben kann! und der Vater giebt mit einem stillen Lächeln seinen Beifall zu erkennen. Des Sohnes Bestreben ist nun von dem

Augenblicke an, die Erfüllung seines Wunsches auf dem ins Auge gefaßten Wege möglich zu machen, und wir haben gesehen, wie es ihm geglückt ist; und so wie es einen Beweis abgiebt, daß der einsichtsvolle Vater schon frühe Hoffnung von seinem Sohne fassen können, so können wir auch daraus lernen, daß von dem Menschen, wenn er nicht ohne die Kraft dazu geboren ist, und sie dann mit Ausdauer anwendet, vorausgesetzt, daß keine unüberwindliche Hindernisse ihm in den Weg gelegt werden, alles, was nicht an sich unmöglich ist, ausgeführt werden kann.

Die zweite Stelle räume ich der von dem berühmten Jean Jacques Droz à la Chaux de Fonds verfertigten sogenannten Zauberuhr ein. Dieses Kunststück hat zu B. Rufe nicht wenig beigetragen. Und in der That, wenn man die Naturkraft nicht kannte, durch welche z. E. Beireis in ziemlicher Entfernung durch ein anscheinend bloßes Zeigen sie zum Schlagen bringen, oder darin aufhalten konnte u. s. w. so mußte sie Erstaunen erregen. Daß keine äußere, unmittelbare, verborgene Leitung, oder ein solcher Zug vorhanden war, das kann der B. bezeugen, der sie mit eigener Hand auf einen von ihm selbst dazu ausgewählten und dazu hingebrachten Tisch setzte.

Das dritte mechanische Kunststück ist die Hahnsche Rechenmaschine. Sie macht die vier Species von 1 bis 10000 Millionen.

Unter den physicalischen Merkwürdigkeiten muß das Original der von Otto von Guerike erfundenen Luftpumpe zuerst genannt werden: auch verdient der starke künstliche 55 Pfund 19 Loth tragende, und ein kleines, sein eigenes Gewicht 147 mal haltende, Magnet genannt zu werden.

Von großer Wichtigkeit waren seine physiologisch-anatomischen Präparate, und unter ihnen, als einzig, die von Lieberkühn injicirten. Der Neid hat besonders an diesen Stücken seinen Zahn gewetzt, und sie verächtlich einen Ausschuß genannt, indem die Kaiserin von Rußland die besten Stücke von der Witwe Lieberkühn erstanden habe. Die Wahrheit ist, daß diese Fürstin die größere, aber nicht damit zugleich eine bessere Sammlung an sich gekauft hat, und nur der kann jenes behaupten, der die Sammlung bei B. nicht mit eigenen Augen gesehen hat.

Einiger, freilich vorzüglicher Seltenheiten aus den drei Naturreichen zu erwähnen (wovon das Pflanzen- und Thierreich nicht reichhaltig, das Mineralreich hingegen sehr gut besetzt war) dürfte es hier an Raume fehlen; allein des schönsten und wahrhaft bewundernswürdigen Weltauges, das ihm nebst mehrern seltenen Münzen entwendet worden, und dessen Verlust er nicht verschmerzen konnte; so wie des berühmten großen Demantes darf ich nicht vergessen hier zu erwähnen, der von Beireis selbst dafür gehalten wurde, weswegen es bei dessen großer Kennerschaft auffallen mußte, wenn er nur ein schöner Quarzkiesel aus Brasilien, oder ein Topaskrystall aus Bengalen gewesen seyn sollte, als wofür ihn Einige hielten, ohne doch eine so genaue Kenntniß davon bekommen zu haben, als zu solch einer gewissen Behauptung gehören möchte, wie schon diese Verschiedenheit ihrer Meinungen darthut; und auf Vermuthung hin, sollte man doch Keinen compromittiren, um so weniger, da es doch keine Unmöglichkeit ist, daß ein noch größerer als die bekannten größesten, in der Welt seyn könne; denn deren stufenweise Größe zeuget ja selbst dafür. Er war aber größer als ein Hühnerei; und war er ein ächter Demant, so war des Besitzers Behauptung, daß er nicht zu bezahlen sey, sehr wahr. Hierin ganz aufs Reine zu kommen, ist jetzt unmöglich, da ihn B. nach mündlichen und schriftlichen Versicherungen durch Feuer vernichtet hat. Er hat sich auch nach seinem Ableben nicht vorgefunden. Aber einen schönern Demant hat der Seelige mit sich genommen, der allgemein für ächt erkannt, und dessen Verlust allgemein betrauert zu werden verdient: Seinen hellen reichen Geist, und sein menschenfreundliches edeles Herz, das Köstlichste, was er besaß, und was der Mensch besitzen kann.

Unter seinen Sammlungen war aber die der Münzen ohnstreitig die vollständigste und reichste. Sie empfahl sich durch ausgesucht schöne und wohlerhaltene Exemplare. Sie stellt in (wirklichen) Münzen von Blei z. B. aus Ceylon, aus Erz, Blech, Silber und Gold, eine schöne Reihefolge aus dem tiefsten Alterthume, den Zeiten der Punier *),

*) Die Beschreibung dieser Münzen, wenn es der Raum verstattete, würde es bewahrheiten.

Griechen und Römer ꝛc. bis auf unsere Tage herab, dar, und es befinden sich unter ihnen theils sehr schöne, theils sehr seltene, und, nach B. Angabe, nicht wenige einzige Exemplare in ihrer Art. Auch unter den griechischen sind numi unici, wie sie auch von Andern in ihren Beschreibungen benannt werden. Ein gleiches gilt von einigen römischen Münzen.

Ohne Vergleich geringhaltiger, jedoch nicht ohne einzelne ausgezeichnete Stücke war die Collection der geschnittenen Steine. Schöner, besser und vollständiger aber seine Gemäldesammlung, welcher sich eine kleine Folge von Kupferstichen, und einige künstliche auf andere Weise bereitete Bildnereien und Stickereien anschlossen, und ich enthalte mich nur mit Mühe, die Beschreibung der vorzüglichsten Stücke derselben zu geben, da sie den Leser gewiß befriedigen würde. An dieser Sammlung Vervollständigung hat er es mit Vorliebe und bis an seinen Tod nicht fehlen lassen.

Die Kupferstiche bilden eine fortlaufende Geschichte der Holzschneider- und Kupferstecherkunst, nur es ist unter ihnen manches seltene und schöne Blatt, und mehrere classische Werke.

Von seiner schätzbaren Bibliothek liegt der Catalogus der gelehrten Welt vor Augen, und es ist ewig schade, daß dieselbe, so wie einige von den andern Sammlungen, nicht einen einzelnen Käufer gefunden hat, wodurch die Zerstreuung dieser mit so vielem Fleiße, Aufwande, Einsicht und Vorliebe, in langen Jahren beschafften Ansammlung würde verhütet, und jede derselben unendlich nützlich geworden seyn. Allein das ist nun einmal das Loos aller solcher edeln und lobenswerthen Unternehmungen. Selten gehen sie unvereinzelt auf einen neuen Besitzer über. *)

*) Ist es daher nicht zu bedauern, daß der Mensch, wenn er, man möchte bildlich sagen erst sehen gelernt hat, bald wieder seine Augen schließen muß? Sein ganzes Leben hindurch sammelt der Gelehrte, der Kunstfreund, manchmal auch der bloß damit glänzen Wollende, an Schätzen, die es für ihn, oder für das Allgemeine sind, oder dafür gehalten werden, und kaum hat er etwas zusammengebracht, so ruft ihn der Tod davon ab, und es wird wieder in alle Welt so zerstreuet, wie es gesammelt und vereinigt war. Und was hat er für Genuß davon? Sie würden die Wonne eines Einzelnen auf seine Lebenszeit ausmachen, wenn er sie gleich auf einmal bei einander hätte; aber da er sie nach

Seine Alterthümer und Seltenheiten waren auch nicht ganz unbedeutend, und bewiesen, daß der Umfang alles menschlichen Wissens in dem Gesichtskreise dieses außerordentlichen Mannes lag. Dergleichen Menschen sind nun freilich so selten, daß ihre Existenz die Begriffe gewöhnlicher Menschen übersteigt; und da sie so sehr über Andere, etwas weiter Sehende hervorragen, so ist es kein Wunder, wenn bei diesen die Mißgunst rege wird. Und leider ist die menschliche Natur so geartet, daß sich der Kleinere zu vergrößern glaubt, wenn er den Größern verkleinert. Beireis ist es denn eben so gegangen, und mußte ihm nach diesen Principien so gehen. Er ist angefeindet und verlästert worden, aber seinem Biographen, besser unterrichtet wie alle Andere, weil er selbst bei Lebzeiten seines persönlichen Umganges, so wie seines Unterrichts, mehrere Jahre hindurch genoß, und sich auf authentische Nachrichten stützt, wird man hoffentlich mehr Glauben beimessen, und die vorstehende, aus einem dankbaren, redlichen, und wahrheitsliebenden Herzen geflossene treue Schilderung des in der That großen Mannes, als die wahrhaftere, und in dem günstigen Urtheile über ihn, auch das gerechtere erkennen.

Außer den Flugblättern und Tagebüchern, welche mir zu Gesichte gekommen sind, und welche des Guten, das an ihm war, gleichsam nur beiläufig erwähnen, und an die Fabel von dem kranken Löwen erinnern, hat sich vornehmlich Hr. Doct. Sybel in Brandenburg mit einem eigenen Tractätchen unter dem Titel: Biographische Nachrichten über den zu Helmstädt verstorbenen Hofrath und Doctor G. C. Beireis, bekannt gemacht; aber aus so unlautern und seichten Quellen geschöpft, daß er, wenn er noch lebte, und seine Schrift nur mit dem gegenwärtigen Aufsatze zusammenhalten wollte, bereuen würde, sie

---

und nach anschaffen muß, so hat er den Verdruß, die später und immer später angeschafften Stücke — wie es denn auch bei B. der Fall war, nicht einmal auspacken, geschweige denn ordnen, studiren und benutzen zu können; und die früher erhaltenen dienen höchstens, wenn er ein gefügiger Mann ist, einigen Neugierigen zum Vergnügen oder zum Zeitvertreibe; gemeiniglich aber dabei und dadurch dem Eigenthümer zum Zeitverderbe. Dieser Gedanke ist sehr niederschlagend, und würde den Wunsch zu sammeln kaum entstehen lassen, wenn nicht die Triebfedern dazu auf verschiedenartige Weise nun einmal im Menschen lägen.

bei der unzulänglichen Kenntniß von dem Manne, dessen Leben er beschreiben und beurtheilen wollte, drucken lassen zu haben. Ich müßte die ganze Broschüre widerlegen, wenn ich alle die darin enthaltenen Unwahrheiten — zum theile wirkliche Ungereimtheiten — ans Licht ziehen wollte, will also nur auf die S. 17. 35. 36. 37 und 50 befindlichen, fast in keinem Worte wahren, Nachrichten und besonders auf die S. 43 stehende Begebenheit mit der fremden Dame, aufmerksam machen, deren Entstellung ich aufs gewisseste bezeugen kann. Und wie konnte er auch auf Wahrheit, ja nur auf Wahrscheinlichkeit, Anspruch machen, da er, wie er selbst sagt, nur Einen Tag in Beireis Hause gewesen, nur einige flüchtige Stunden mit ihm im persönlichen Zusammenseyn verbracht, ihn außerdem nie gesehen und in keinerlei Verbindung mit ihm gestanden hat. Er hat sich also von einem Schadenfroh, oder heimlichen Feinde von B. (und große Männer haben dergleichen am meisten) derb was aufheften lassen. Alles dieß war wahrlich nicht dazu geeignet, daß es über den Character und die Lebensweise eines Mannes absprechen ließ, den man auch in mehreren Jahren nicht gänzlich erforschen konnte, weil er das Verborgene hierin liebte. Wie sehr aber bloße Erzählungen, deren moralischen Grund man auch nicht immer weiß, ein Factum entstellen können, davon sollten doch wohl die allgemeine und die besondere Geschichte Beweise genug darbieten. Wenn man mit der Verdorbenheit der menschlichen Natur nicht Mitleid haben müßte, so sollte man bisweilen über die gänzlich erdichteten Mährchen, und die Verunstaltung des wirklich sich begeben habenden, zu lächeln bewogen werden. Aber beklagenswerth ist es, daß ein paar in der That verdienstvolle und ehrwürdige Männer sich von diesem Dämon der Eifersucht auch mit haben hinreißen lassen, zur Herabwürdigung dieses edeln Menschen ein Scherflein beizutragen. Ich heiße sie verdienstvoll und ehrwürdig, und deswegen mögen ihre Namen hier nicht hingeschrieben werden. Einige davon sehen in jener Welt schon vielleicht ihr Unrecht ein, sonst würden sie gewiß ihr Wort in dieser zurücknehmen; und andere, noch lebende, mögen seine Manen mit stiller Reue versöhnen.

Johann Eustach Graf von Schlitz genannt von Goertz.

Von

J. von Arnoldi.

Digitized by Google

Vorbericht.

Unter den Staatsmännern unseres Zeitalters, deren Wirksamkeit auf die wichtigsten Begebenheiten Europa's von sehr bedeutendem Einfluß war, verdient wohl nach allgemeinem Anerkenntniß eine der ersten Stellen der würdige Greis, von dessen Leben und Wirken hier für Mit- und Nachwelt eine Schilderung aufzustellen versucht wird. Wenigen war es gleich ihm vergönnt, in einem langen Zeitraum für den Staat, dem er seine Dienste gewidmet hatte, mit dem besten, oft glänzendsten Erfolg, thätig zu bleiben; sich, obwohl er in demselben ein Fremder war, und eines dreimaligen Regierungswechsels ungeachtet, in ansehnlichen, ehrenvollen Stellen, und in der Gunst der drei auf einander folgenden, in Character und Denkungsart sehr verschiedenen, Monarchen zu erhalten, deren volles Vertrauen zu genießen, und daher von jedem in den wichtigsten und schwierigsten Angelegenheiten und Verhandlungen gebraucht zu werden. Selten hat wohl eine diplomatische Person bei fremden Höfen und Ministerien so viel Bei-

fall gefunden; allenthalben und allgemein, als Staatsmann und Stellvertreter mächtiger Souveraine, so wie als Mensch, in solchem Ansehen und hoher Achtung gestanden, durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse, durch Gewandtheit und Erfahrung in Geschäften, durch Würde ohne Stolz und Anmaßung, durch Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit und strenge Sittlichkeit, so allenthalben, wo er auftrat, und so allgemein, selbst seinen Gegnern, Ehrfurcht gegen sich geboten, als Graf Goertz. Durch eigene Ansicht und Erfahrung ist der Verfasser der nachfolgenden Darstellung zu dieser Ueberzeugung gelangt, während dem der Graf die Stelle eines Preußischen Subdelegirten bei der Reichsfriedensdeputation zu Regensburg im J. 1802 und 3 vertrat. Die große Schaar der damals dorten versammelten Diplomatiker erkannte ihn einstimmig als ihren Veteranen und Meister. Nicht leicht mag wohl über irgend einen erheblichen Gegenstand eine Berathung oder ein Beschluß Statt gefunden haben, worüber nicht vorläufig mit ihm sich besprochen worden wäre. Auch bei den Gesandtschaften der vermittelnden Mächte war sein Ansehen und Einfluß vorzüglich groß. —

Ein früheres Urtheil über den würdigen Mann möge auch hier einen Platz finden. Es ist in dem bekannten Memoire sur la Revolution de Hollande des vormaligen Bevollmächtigten der französischen Republik Caillard enthalten, der übrigens mit der Einmischung des Preußischen Hofs in die Niederländischen Unruhen und dem Benehmen des Grafen bei der Unterhandlung im Haag nichts weniger, als zufrieden sich zeigt. Indem er, mit Tadel, die Geschichte der Preußischen Mission nach Holland im J. 1786 nach seiner Weise, das heißt mit offenbarer Partheilichkeit gegen Preußen und den Erbstatthalter, erzählt, sagt er doch

von Goertz: „Son (des Miniſters Hertzberg) choix „se fixa sur le comte de Goertz, *negotiateur „expérimenté*, connu depuis longtemps par des „missions delicates et difficiles, qui lui avoient été „confiées par le grand Fréderic, et qu'il avoit „remplies à la satisfaction de ce Prince; homme „d'une imagination trop ardente? peut-être, mais „*irréprochable dans ses moeurs, noble dans son „caractère, vertueux par principe, et scrupuleuse-„ment attaché à ses devoirs.*“ — Wer den würdigen Mann perſönlich kennen gelernt hat, wird dieſe kurze Characteriſtik, wie ſie hier ein Fremder giebt, völlig beſtätigt gefunden haben. —

Der Verfaſſer hat übrigens keinen Anſtand genommen, das Leben des berühmten Staatsmanns für die Zeitgenoſſen zu bearbeiten, wenn er gleich mit demſelben in engeren Verhältniſſen zu ſtehen das Glück hat, gewiß einer der größten Verehrer des großen Mannes iſt, und ſich öffentlich rühmen darf, deſſen Freundſchaft gewürdigt zu werden. Die Einwendungen, welche man daraus etwa gegen den Beruf des Vf. zu dieſer Arbeit hernehmen möchte, hat wohl der Herausgeber in der Vorrede zum 1. Band des Werks S. XIX. ff. im Allgemeinen ſchon hinlänglich beſeitigt. — Hier mag alſo nur noch bemerkt werden, daß eben jene Verhältniſſe den Verf. vor anderen Biographen, denen er ſonſt in der Kunſt der Darſtellung gern den Rang zugeſtehet, in den Stand geſetzt haben, aus zuverläſſigen Quellen zu ſchöpfen, alſo mit geſchichtlicher Treue zu ſchreiben, und damit dem höchſten Geſetz ein Genüge zu leiſten, auf welches die Mitarbeiter an den Zeitgenoſſen angewieſen ſind, und welches der Verf. ohnehin bei allem, was er ſeither für die Geſchichte zu thun verſuchte, ſtreng zu befolgen bemühet geweſen

ist. — Auch würden befangene, unrichtige Darstellungen sehr übel in dem Leben eines Mannes angebracht seyn, der von Tausenden in und außer Deutschland gekannt wird, dessen ganzes Leben im eigentlichsten Sinne ein öffentliches gewesen ist. — Also Wahrheit haben die Leser zu erwarten, auch Vollständigkeit, so weit sie in der Geschichte eines großen Staatsmanns erwartet werden kann, der selbst noch zur Freude seiner Kinder, Verwandten und Freunde, im einundachtzigsten Jahre bei vollen Geisteskräften lebt, um in Rücksicht auf mehrere Lebende, mit denen er während vieljähriger Thätigkeit in Berührung gekommen, und in mancherlei Verhältnissen gestanden hat, seinen Grundsätzen nach, der Oeffentlichkeit gewisse Schranken setzen muß. Wenn dem Publicum dadurch manche wichtige Aufklärung vorerst noch verborgen bleibt; so wird es doch gewiß das Princip ehren, mit dem Biographen aber den Wunsch hegen, es möge der würdige Greis vor seinem Hinscheiden noch solche Anordnungen treffen, damit die in seinen Papieren enthaltenen schätzbaren Beiträge zur Geschichte unserer Zeit, den Geschichtsfreunden nicht für immer entzogen werden.

Graf Johann Eustach von Goertz *) ward am 5. April 1737 in der väterlichen, an der Fulda gelegenen, vormals unmittelbaren, zum Buchischen Quartier des Fränkischen Rittercantons Rhönwerra gehörigen, jetzt unter Großherzoglicher Hessischer Hoheit stehenden, Herrschaft Schlitz, als das dreizehnte und jüngste Kind seiner Eltern, des Grafen Johann von Schlitz, und dessen Gemahlin, einer Frein von Schlitz genannt Goertz, geboren.

Seine erste Erziehung bis ins eilfte Jahr erhielt er im väterlichen Wohnsitze auf dem Lande. Durch die öftern und langen Abwesenheiten seines Vaters, der in Kurhannöverischen Diensten stand, und am 28. Juny 1747 verstarb, ward sie ziemlich vernachlässigt. Denn sein und seines drei Jahre älteren Bruders, dessen unten noch gedacht werden wird, eigentlicher Erzieher und Lehrer war ein durch Altersschwäche pedantischer Mann, Tobias Raab, dem es an allen zu seinem Beruf erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnissen durchaus fehlte, der in seinem Zögling wohl nichts weniger, als den künftigen großen Staatsmann ahnden mochte. Seine natür-

*) Königl. Preußischer wirklicher Geheimer Staats- und Kriegsminister, Grand Maitre de la Garderobe, des schwarzen u. rothen Adlerordens Ritter, zuletzt Reichstagsgesandter, auch Subdelegirter bei der Reichsfriedensdeputation zu Regensburg, wo er noch lebt.

lichen Anlagen wären vielleicht erstickt worden, und sein Name, als eines Landedelmanns, der Geschichte unseres Welttheils fremd geblieben, hätte nicht die Mutter ihn, mit seinem eben gedachten Bruder, in Begleitung eines Hofmeisters Lynker oder Linker *) auf das Carolinum nach Braunschweig geschickt. Diese Lehranstalt stand damals unter der Aufsicht und Leitung ihres Vorstehers, des bekannten würdigen Abts Jerusalem, im größten Flor. Ihr verdankt der Graf noch in seinem hohen Alter die Grundlage seiner Bildung, seines Emporkommens. Doch ward er schon nach zwei Jahren in das mütterliche Haus zurückberufen. Sein Bruder trat in Hessen-Casselsche Kriegsdienste. Er blieb, ohne Führer, ohne Unterricht, sich selbst noch anderthalb Jahre überlassen, muß aber doch diese Zeit nicht unbenutzt gelassen haben.

Denn nach deren Ablauf, im Frühjahre 1752, konnte Graf Goertz die Universität Leiden beziehen. Durch Familienverbindungen scheint die Wahl dieser Niederländischen Lehranstalt veranlaßt worden zu seyn. Der älteste Bruder des Grafen war mit einer Baronin von Linteloo, Wittwe des Grafen Chr. Albr. von Rechteren, vermählt. Mit deren Schwestersohn Pallard tot Keppel erhielt er einen Lothringer Villers zum Hofmeister, der doch eben nicht glücklich gewählt war. Denn dieser Mann hatte sehr beschränkte Kenntnisse, war dabei ein schlechter Haushälter und dem Trunk ergeben. Der nachtheilige Einfluß, den solches auf den Jüngling hätte haben können, ward dadurch abgewendet, daß der damalige Lehrer des allgemeinen und deutschen Staatsrechts zu Leiden, der zu seiner Zeit sehr geschätzte Professor Weis, aus Basel gebürtig, und ein gelehrter und fleißiger Repetitor Museus, sich seiner väterlich annahmen. Durch diese beiden würdigen Männer, welchen die vorzüglichen Anlagen des Grafen nicht unbemerkt bleiben konnten, erhielt er den ersten Antrieb, die diplomatische Laufbahn einzuschlagen, in der er einst glänzen sollte.

---

*) Von diesem Manne, und welchen Antheil derselbe an der Bildung des jungen Grafen gehabt, ist dem Vf. weiter nichts bekannt.

In dieser Rücksicht ward ihm auch die Nähe des Haags sehr nützlich. Dort verweilte er meistens während der langen auf den Niederländischen Universitäten üblichen Ferien. Der Zutritt, den er in den angesehensten Familien, besonders auch bei den vorzüglichsten dasigen Gesandtschaften erhielt, verschaffte ihm die günstigste Gelegenheit, mit dem Leben in den höheren Ständen vertraut zu werden, sich frühzeitig Welt- und Menschenkenntnisse zu erwerben, überhaupt für seine künftige Bestimmung gebildet zu werden.

Im Frühjahre 1754 ging Graf Goertz zu seiner Mutter nach Schlitz zurück, im September des nemlichen Jahres aber auf Anordnung seines ältesten Bruders zur Vollendung seiner Studien nach Straßburg. Der berühmte Schöpflin, dem er besonders empfohlen war, und dessen Bibliothekar Lamey, waren hier seine vorzüglichsten Lehrer, deren Plan er auch bei seiner weiteren gelehrten Ausbildung befolgte. Hauptsächlich benutzte er Schöpflins Vorlesungen über Staatengeschichte, Staatsrecht, Friedensverträge ꝛc.

Nach Vollendung seiner Studien faßte er den Gedanken, in Französische Kriegsdienste zu treten. Glücklicher Weise ward er in dem Augenblick der Ausführung durch Umstände, die dem Vf. unbekannt geblieben, daran gehindert, und dagegen in seinem 19ten Jahre nach dem Wunsche seiner Mutter und durch Verwendung des Sachsen-Gothaischen Oberhofmeisters von Rothberg, dem er von Straßburg aus durch dessen Verwandte empfohlen war, von dem eben erst aus der Minderjährigkeit getretenen Herzog Constantin zu Weimar, als Regierungsassessor, mit dem Titel eines Legationsraths, doch ohne Gehalt, angestellt. Zugleich nahm ihn der eigentlich die Regierung führende, gelehrte Graf Bünau zur Besorgung seiner Correspondenz in sein Haus. Goertz fand sich aber bei dem mürrischen stolzen Mann sehr unglücklich. Auch der damals nicht zum besten gebildete Hof mißfiel ihm. Schon in den ersten Tagen bemühte er sich, Gotha, welches er bei der

Durchreise als weit angenehmer kennen gelernt hatte, mit Weimar zu vertauschen. Dieses gelang ihm auch durch abermalige Vermittelung des obengedachten Herrn von Rothberg. Bei einem Besuch des Gothaischen Hofs an dem Weimarischen im Sept. 1756 begehrte die regierende Herzogin Louise von dem Grafen Bünau seine Ueberlassung in Gothaische Dienste, in welche er dann auch bereits im November des nemlichen Jahrs als Kammerjunker und Regierungsrath, später Hofrath, eintrat. Doch diente er auch hier wieder ohne Gehalt, und war, außer der freien Tafel an Hof, auf seine in den Familienverträgen bestimmte Appanage von 1500 Fl. eingeschränkt. Es hatte sich aber damals an dem Gothaischen Hofe um die geistreiche Herzogin ein eben so angenehmer, als lehrreicher Zirkel von ausgezeichneten liebenswürdigen Männern und Frauen gebildet, in welchen dann auch der junge Graf eingeführt ward. Noch als Greis nennt derselbe in dankbarer Erinnerung und mit Wärme, als die vorzüglichsten unter mehreren Würdigen, die Oberhofmeisterin von Buchwald geborene von Neuenstein, den gelehrten Herrn von Einsiedel, den Geheimenrath und Kanzler von Oppeln und den Geheimenrath von Lichtenstein. Dem zuvorkommenden aufmunternden Wohlwollen jener Frau von seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, der Freundschaft und dem belehrenden Umgang mit den genannten und anderen vortreflichen Männern, während eines dreijährigen Aufenthalts in Gotha, schreibt der Graf seine völlige Ausbildung und vieles, ja fast alles zu, was ihm noch in mancherlei Verhältnissen und in seinem ganzen Leben von besonderem Nutzen gewesen ist.

Vor Ende des J. 1759 ward Goertz von der verwittweten Herzogin Amalie, als Obervormünderin, wieder nach Weimar berufen, um die Erziehung ihrer beiden unmündigen Söhne Carl August und Constantin *) zu übernehmen. Wenn die Wahl einer zärtlichen Mutter, welche dabei als eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit allgemein anerkannt ist, auf einen jungen kaum 22 jährigen Mann fallen konnte, um Prinzenerzieher zu seyn, und

*) †. 6. Sept. 1795.

mehr noch die Erziehung und Bildung eines künftigen Regenten zu übernehmen; so bedarf es wohl keines weiteren Zeugnisses oder Beweises, daß Graf Goertz in dem Alter, in welchem die meisten vielleicht selbst noch eines Führers oder Aufsehers bedürfen, bereits zu einem seltenen hohen Grad von Ausbildung, Selbstständigkeit und Festigkeit des Characters müsse gelangt gewesen seyn, auch eine Untadelhaftigkeit sittlicher Eigenschaften müsse erprobt haben, wie sie dessen nachheriges ganzes Leben bewährte, bei Jünglingen aber eben nicht häufig gefunden wird, welche, sich selbst überlassen, von der Universität unmittelbar in die große Welt und das Hofleben eintreten.

Nicht ohne einiges, wohl nur aus zu großer Bescheidenheit herfließendes, Mißtrauen in seine Kräfte und Fähigkeiten, doch von leidenschaftlichem Triebe beseelt, durch Bildung eines künftigen Volksbeherrschers sich ein Verdienst zu erwerben und nützlich zu werden, trat der junge Mann das ihm aufgetragene höchst schwierige und mühsame Geschäfte im J. 1761 wirklich an, als der jetzt regierende Großherzog eben sein viertes Lebensjahr zurückgelegt hatte.

In der Hofnung, jenen Zweck zu erreichen, erhielten und bestärkten den Grafen die vortreflichen Anlagen und liebenswürdigen Eigenschaften Carl Augusts. Schon als Kind versprach er viel von dem, was er später dem jetzt unter seiner Regierung so glücklichen Volke gewährte. Als sein Großoheim Friedrich der einzige im J. 1765 den fünfjährigen Prinzen in Weimar zuerst sahe, urtheilte er schon sehr günstig von ihm. Bei dem Wiedersehen in Braunschweig, acht Jahre später, unterhielt sich der große König und Menschenkenner lange mit dem jungen Prinzen und äußerte dann gegen den Großvater Herzog Carl von Braunschweig, „er habe nie einen Prinzen von dem Alter gesehen, der so viel Hofnungen gäbe.“ Solche belohnende frohe Aussichten und Erwartungen erleichterten es dem Grafen sehr, das übernommene, ihm durch mancherlei Sorgen und Hindernisse doch auch erschwerte Erziehungsgeschäfte vierzehn Jahre lang fortzuführen. Während derselben hatte Goertz mit seinen Zöglingen eine Zeit lang auch die Landesuniversität Jena besucht, und gegen das

Ende mit ihnen eine sieben Monate lange Reise nach Carlsruhe und Paris gemacht. Er genoß dabei des Vergnügen, daß der junge Herzog Carl August allenthalben mit ausgezeichnetem, allgemeinem Beifall aufgenommen ward.

Auf dieser Reise, im December 1774, verlobte sich auch der Herzog zu Carlsruhe mit der wegen ihrer glänzenden Eigenschaften allgemein verehrten, an Geist und Herz gleich großen Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, welche später in den bedenklichsten, gefahrvollsten Zeiten, besonders im J. 1806 nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, durch ihre unerschütterliche Standhaftigkeit, ihren hohen Muth, ihre Weisheit und ihr kluges Benehmen, hauptsächlich die Retterin des Hauses und der Weimarschen Lande ward.

Wenige Tage nach der Zurückkunft von dieser Reise, im Juny 1775 und drei Monate früher, als Carl August, mit erlangter Volljährigkeit, die Regierung seines Landes antrat, ward Goertz von der Herzogin Mutter und Regentin ehrenvoll, doch ganz unerwartet, entlassen. Wenn ihm diese plötzliche Trennung von seinen Zöglingen in mancher Rücksicht schmerzlich war; so konnte er doch mit dem beruhigenden Bewußtseyn scheiden, alle seine Kräfte der Erfüllung seiner Pflichten gegen Mutter und Söhne mit gewissenhafter Treue, Pünctlichkeit und Eifer, geopfert zu haben. Auch blieb der Graf nicht unbelohnt. Ihm ward eine lebenslängliche Pension von 1500 Rthlr. verwilligt, welche er auch jetzt noch genießt. Die Landstände machten ihm daneben zum Beweis ihrer Dankbarkeit das ansehnliche Geschenk eines Capitals von 20000 Rthlr. — Doch den schönsten Lohn seiner Verdienste um das Weimarsche Haus und Volk erndtet der Graf fortwährend durch den Erfolg seiner redlichen Bemühung. Von dem Lobe, welches ganz Deutschland mit so vielem Grund einem Regenten zollt, der Herrschertugenden in hohem Grade besitzt und übt, dem des Volks und jedes einzelnen Rechte über alles heilig sind, der seine erlangte Souverainetät nicht in Napoleonsche Willkühr setzt, der Grundgesetze und Verfassung ehrt, darum auch billig als Muster für größere und kleinere deutsche Bundesfürsten dasteht,

von diesem Lobe des Zöglings fällt mit Recht ein Theil auf den würdigen Erzieher zurück, welcher den Samen ausstreute, der jetzt die herrlichste Erndte gewährt. — Dem Biographen sey hier der patriotische Wunsch erlaubt: Möchten doch alle deutschen Fürsten Carl Augusts erhabenem Beispiele folgen, und möchte jeder deutsche Fürstensohn einen Erzieher und Führer, wie Goertz finden! —

Auch nach seiner Entlassung verblieb der Graf, auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs, doch nur als Privatmann, noch ferner in Weimar, begleitete den Herzog zu seiner Vermählung nach Carlsruhe, und übernahm bei der Zurückkunft, durch Betrieb des damaligen Kurmainzischen Statthalters von Dalberg zu Erfurt, die Stelle eines Oberhofmeisters der jungen Herzogin. Diese legte er aber im folgenden Jahre 1776 schon wieder nieder, doch ohne Weimar zu verlassen, welches erst im J. 1778 mit dem Eintritt in einen höheren Geschäftskreis erfolgte.

Ehe zu diesem zweiten Abschnitt übergegangen wird, sind aus der ersten Periode noch einige Ereignisse nachzuholen, welche zum Theil auf das folgende Leben des Grafen einen, meistens glücklichen, Einfluß hatten.

Bereits im J. 1765 hatte er auf Antrag und nach dem Wunsch seines ältesten Bruders Georg die Erziehung der beiden Söhne desselben, Carl Heinrich und Carl Ludwig, übernommen. Sie blieben unter seiner Aufsicht und Leitung erst in Weimar, dann in Jena, bis zum J. 1773, da der älteste als Hofrath in Kursächsische, der jüngste in Französische Kriegsdienste trat, aus denen er nachher in Preußische überging. Carl Heinrich, später Sächsischer Gesandte in Copenhagen, dann am Pfalzbayerischen, zuletzt am Berliner Hofe, und nun Königl. Sächsischer Bevollmächtigter Minister am Bundestage zu Frankfurt, ward 1797 Erbe der altväterlichen Herrschaft Schlitz. Durch eine kluge Wirthschaft stellte er die zerrütteten Umstände der Familie wieder aufs glänzendste her, und belohnte dadurch reichlich die Mühe und Sorgfalt seines Oheims und treuen Erziehers.

Diesem waren dann auch, mit seinen beiden älteren Brüdern, im J. 1767 die Fideicommißgüter in der Wetterau zugefallen, und seine Einkünfte dadurch um 1200 Fl. vermehrt worden, worauf er sich im October des folgenden Jahres mit Caroline, einer Tochter des Sachsen-Gothaischen Geheimenraths Freiherrn von Uechtritz auf Wangenheim, vermählte. Ihren Tugenden, ihrem ausgebildeten Verstand und reiner Herzengüte verdankte der Graf während einer langen Reihe von Jahren großes häusliches Glück, und die Bildung vortreflicher Töchter *), betrauert aber nun seit Sept. 1809 das Hinscheiden dieser treuen Lebensgefährtin. —

Einen empfindlichen Verlust erlitte Goertz durch den unglücklichen Schloßbrand zu Weimar im May 1774, bei welchem seine schätzbare Büchersammlung auch ein Raub der Flammen ward.

Manche Ereignisse im Menschenleben, manche Wendungen des Schicksals, ganz gegen eigene Neigungen und Plane, müssen nothwendig sehr räthselhaft erscheinen, wenn nicht der Einfluß einer höheren Leitung auf dieselben angenommen wird. Einen solchen glaubt auch Graf Goertz vorzüglich in seiner zweiten Lebensperiode zu erkennen, und einer leitenden Vorsehung überließ er, nach dem Rath seines Freundes Herder, den Ausgang und die Folgen, sein ganzes künftiges Lebensglück, als ihm, ohne seine Veranlassung, Friedrich der einzige im Anfange des J. 1778 Dienste antragen ließ.

Von Jugend auf hatte der Graf, vielleicht ohne daß er selbst sich die Gründe davon erklären konnte, einen

---

*) Von den noch lebenden ist die älteste, Caroline, mit einem Freiherrn v. Lades im Mecklenburgischen, seit der Erhebung in den Grafenstand u. Adoption durch seinen Schwiegervater, Graf von Schlitz genannt, die jüngste, Mariane, mit dem Grafen Aloys v. Rechberg, Königl. Bayerischem Staatsminister, vermählt.

Widerwillen gegen den Preußischen Staatsdienst gehabt. Selbst gegen den großen, so allgemein verehrten, König hatten gewisse Vorurtheile ihm eine eigentliche Abneigung eingeflößt. Diese war so tief gewurzelt, daß selbst durch Beweise von der Gunst Friedrichs, womit derselbe doch nichts weniger, als verschwenderisch war, Goertz nicht bewogen werden konnte, bei einigen Gelegenheiten sich dem Könige vorstellen zu lassen. Bereits im J. 1763 hatte Friedrich bei seiner Anwesenheit in Weimar ihn sehr freundlich angesprochen, auch gegen andere sich mit ausgezeichnetem Wohlwollen über Goertz geäußert. Wiederum zu Braunschweig im J. 1771 urtheilte der König über den mit seinen Zöglingen dort anwesenden Grafen, als Prinzenerzieher, sehr vortheilhaft bei dem Herzoge und der Herzogin. Er nahm selbst, um dem Grafen einen Beweis von seinem Wohlwollen zu geben, dessen Bruder, als Oberst, aus Dänischen in seine Dienste zu sich nach Potsdam, wo derselbe täglich um den König war. Von diesem Bruder, dem Grafen Werthern, dem bekannten Grimm und anderen Reisenden, welche von Berlin oder Potsdam nach Weimar kamen, hörte Goertz oft, wie der König fortwährend sich seiner gnädigst erinnerte. Durch den ersten ließ er ihm sogar im J. 1776 schreiben, er wünsche ihn noch einmal zu sehen, und freue sich im voraus auf das Wiedersehen eines alten Bekannten. Das bewog denn endlich den Grafen zu einer Reise nach Potsdam, wo er während eines Aufenthalts von drei Wochen mehrere stundenlange Unterredungen mit Friedrich hatte, der ihm bei dem Abschied noch sagte: adieu! nous nous reverrons. Doch hatte Goertz das Zureden seines Bruders und anderer Freunde nicht bewegen können, dem Könige seine Dienste anzutragen, obwohl dieser es zu erwarten schien. Ohnehin kannte der Graf keine seinen Vermögensumständen und seinem Alter angemessene Stelle, um die er hätte bitten mögen. — Bruder und Freunde fuhren indessen mit schriftlichen Aufforderungen fort, besonders als Graf Werthern aus dem Ministerium ausgetreten war. So entwarf denn endlich Goertz zwar ein Bittschreiben um dessen erledigte Stelle, zögerte aber immer noch mit der Absendung, bis Friedrich selbst durch einen andern Antrag seiner Unentschlossenheit ein Ende machte.

Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern war am 30. Dec. 1777 plötzlich, der letzte seines Stammes, mit Tode abgegangen. Sein nächster Lehnserbe und Nachfolger war Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz, und demnächst — da dieser nur natürliche Söhne hatte — Herzog Carl von Pfalz-Zweibrücken. Oesterreich wollte aber alte Ansprüche an Bayern haben, oder hatte eigentlich die Begierde, sich mit diesem ihn sehr gelegenen Lande zu vergrößern. Der jetzige Augenblick schien günstig. Schon vor Maximilians Tode ward mit dem schwachen Nachfolger unterhandelt, und vier Tage nachher eine Uebereinkunft in Wien abgeschlossen, welche auch Carl Theodor am 14. Jan. 1778 genehmigte, nachdem Oesterreichsche Truppen bereits den abzutretenden Theil von Bayern in Besitz genommen hatten. Es fehlte nur noch die Einwilligung des nächsten Agnaten, an deren Erlangung auch schon gearbeitet ward.

Die ganze Sache war sehr geheim betrieben worden. Dennoch hatte Friedrich einige Kundschaft davon erlangt. An eben dem Tage, als in Wien der Theilungstractat unterschrieben ward, kam ihm die Nachricht von Maximilians Tode zu, und in eben dem Augenblick war auch sein Entschluß gefaßt, die Zerspitterung Bayerns nöthigenfalls mit gewaffneter Macht zu hintertreiben. Nur wollte der König, ehe er weitere Maßregeln nahm, und öffentlich auftrat, von dem, was etwa schon mit dem Wiener Hofe verabredet worden und von den Ansichten und etwaigen Planen der Pfälzischen Agnaten zur Aufrechthaltung ihres Erbrechts und der Hausverträge, näher unterrichtet seyn. Hierzu bedurfte er eines klugen zuverlässigen Mannes, und seine Wahl fiel um so mehr auf den Grafen Goertz, als derselbe nicht in des Königs Diensten stand, seine Sendung also kein Aufsehen erweckte, und leichter verborgen bleiben konnte. Bereits am 7. Januar 1778 traf des Grafen Bruder, jetzt General in der Suite des Königs, mit einem eigenhändigen, doch nicht unterschriebenen Auftrag Friedrichs, in Weimar ein. Dieser ging, ohne dem Grafen einen öffentlichen Character beizulegen, dahin, die Gesinnungen des Pfälzischen Hofs und des nächsten Agnaten, des Herzogs von Zweibrücken, auch wenn beide schon von Oesterreich gewonnen seyn sollten, des Prinzen Maxi-

milian von Zweibrücken und des Pfalzgrafen von Birkenfeld, zu erforschen. Stillschweigend lag darin zugleich die Ermächtigung zu einigen Eröffnungen, welche doch den König nicht compromittiren sollten.

Für einen Neuling in der Diplomatie konnte nicht leicht eine schwierigere Aufgabe ersonnen werden, als die Uebernahme eines so wichtigen Geschäfts, dessen Behandlung die Feinheit, Vorsicht und Klugheit eines geübten Diplomatikers zu erfordern schien. Ihre Lösung ward durch den Mangel einer öffentlichen Beglaubigung noch mißlicher, selbst mit einiger Gefahr verknüpft, wenn Friedrich etwa hiernächst die Schritte seines Abgeordneten nicht anzuerkennen gut fand, sich von dem Manne, der nicht in seinen Diensten fand, zurückzog, ihn damit vielleicht dem Hasse und der Verfolgung des Wiener Hofs preisgab. Diese und andere Bedenklichkeiten würden vielleicht das Uebergewicht gewonnen, und eine ablehnende Antwort bewirkt haben, hätte nicht General Goertz, aus seiner letzten Unterredung mit dem Könige, seinen Bruder über Friedrichs unerschütterlichen Vorsatz, die Sache nicht fallen zu lassen, beruhigen können, und wäre der Graf nicht von einem unwiderstehlichen Trieb beseelt gewesen, der Welt noch ferner nach seinem Vermögen zu nutzen. Dabei erkannte Goertz in diesem unerwarteten Ruf einen besonderen Wink der Vorsehung, dem er folgen müsse. Dennoch beweiset der Entschluß des Grafen ein auf Bewußtseyn und Gefühl eigener Geisteskräfte und Fähigkeiten sich gründendes Selbstvertrauen, welches sonst nur durch Uebung in wichtigen Geschäften erlangt wird. — Schon am 10. Jan. reisete Goertz unter einem Vorwand von Weimar ab.

In Eisenach mußte er sich einem ihm bekannten Kaufmanne anvertrauen, um durch dessen Hände seinen Briefwechsel mit Friedrich gehen zu lassen, und sich Creditbriefe zu verschaffen. Denn an Reisekosten hatte der König vorerst nicht gedacht. — Seiner Instruction nach sollte Goertz nach Mannheim gehen. Carl Theodor war aber auf die Nachricht von dem Einmarsch der Oesterreicher in Bayern bereits nach München abgegangen. Der Graf wendete sich daher nach Franken, und drang von Würzburg aus bei dem Könige auf eine förmliche Beglaubigung, indem

er sonst dem schwachen und in Furcht gesetzten Hofe zu München kein Vertrauen werde einflößen können. Einstweilen begab er sich, um mehr in der Nähe zu seyn, nach Regensburg, wo ihm der allgemeine Glaube, er werde die auf der Erledigung stehende Stelle eines Herzogl. Sächsischen Reichstagsgesandten erhalten, zur Verbergung der wahren Absicht seiner Reise sehr zu Statten kam. Doch mußte er, um seinen Zweck zu erreichen, sich einige Vertrauten wählen. Mit einem derselben machte er eine Reise nach München, überzeugte sich dorten von der Verlegenheit des Kurfürsten, und der allgemeinen Abneigung der Bayern, gegen eine Zersplitterung ihres Vaterlandes, konnte aber keine weiteren Schritte thun, da er auch bei der sehr patriotischgesinnten Herzogin Clemens wegen der Etikette bei der Trauer kein Gehör erlangte. Doch sammelte er noch manche wichtige Nachrichten ein, überzeugte sich fast aus mehreren Umständen, daß der Kurfürst mit Oesterreich abgeschlossen habe, und kehrte unverzüglich nach Regensburg zurück, wo seine Vermuthung durch eine von den Kaiserlichen Ministern dem Reichstage bereits gemachte Eröffnung bestätigt ward. — Goertz säumte nun nicht länger, durch den Pfälzischen Gesandten Brentano den Kurfürsten, der vielleicht den Wiener Vertrag noch nicht genehmigt hatte, mit den Gesinnungen Friedrichs und dem Zweck seiner Sendung bekannt machen zu lassen und ihn von einem verderblichen Schritte etwa noch abzuhalten. Brentano erhielt aber, mit einem Verweis, eine völlig ablehnende Antwort, indem der Kurfürst bereits mit Marie Theresie feierlich abgeschlossen habe und deren Truppen die Hälfte des Landes besetzt hätten.

Während dem erhielt zwar der Graf das verlangte Beglaubigungsschreiben an Carl Theodor, und wiederholte Aufträge des Königs, bei diesem Fürsten einer Uebereinkunft mit Oesterreich entgegenzuarbeiten. Nach allem dem, was mittlerweile vorgegangen war, konnte er sich aber von einem weiteren Versuch bei dem Münchner Hofe keinen Erfolg versprechen. Dagegen kam es nur noch darauf an, den Beitritt der Agnaten zum Wiener Vertrag zu hintertreiben. Es war damit keine Zeit zu verlieren. Goertz wagte es, mit Beiseitsetzung des Königl. Befehls,

statt nach München, vielmehr zum Herzoge zu reisen, zugleich aber sich und seinen Plan der Herzogin Clemens und dem Zweibrückischen Geheimenrath von Hofenfels zu entdecken. Dieses war entscheidend. Denn Hofenfels hatte bereits die bestimmten Befehle seines von allen Seiten gedrängten und aller Aussicht auf Hülfe beraubten Herrn zur Unterzeichnung des Wiener Tractats in Händen. Sie sollte geschehen, ehe der Herzog selbst noch in München anlangte. Das Schreiben von Goertz bewog den redlichen uneigennützigen Mann, der für seine Unterschrift eine, in seiner Lage ihm sonst sehr erwünschte, Belohnung von mehr als 400000 Fl. zu erwarten hatte, dennoch erst noch seinem Herrn bis Augsburg entgegenzugehen, und ihn zur Rückkehr nach Zweibrücken zu bestimmen. Hierzu wollte sich zwar der Herzog zur Vermeidung alles Aufsehens nicht entschließen; dagegen versprach er dem Grafen in einem nach Zweibrücken abgeschickten Schreiben, welches denselben aber verfehlte, seine Unterschrift zu verweigern und in wenigen Tagen wieder in seiner Residenz zu seyn.

Goertz erfuhr indessen in Canstadt die Abreise des Herzogs nach München, und so sehr dieses seine Verlegenheit vermehrte, entschloß er sich doch schnell einstweilen nach Augsburg zurückzugehen, und dorten die Antwort auf ein dem Herzoge durch einen Courier nachgeschicktes Schreiben zu erwarten, in welchem er um eine geheime Zusammenkunft mit ihm oder einem seiner Vertrauten in München bat. Diese Antwort erhielt der Graf am 6. Febr. und ward, nach Anleitung derselben, nemlichen Abends durch einen verschwiegenen Diener der Herzogin Clemens heimlich und unter fremdem Namen in deren Gartenpalast vor den Thoren von München aufgenommen. Hier übergab er alsbald dem Herzoge und dessen Ministern schriftliche Eröfnungen über die Gesinnungen Friedrichs, mit Auseinandersetzung der Gründe, welche die Agnaten bewegen müßten, sich einer Zerstückelung Bayerns entgegenzusetzen, und sich an Preußen anzuschließen. Am folgenden Abend ließ der Herzog seinen beifälligen Entschluß erklären. Ein dem gemäßes Schreiben an den König sollte alsbald ausgefertigt und dem Grafen zur Beförderung zugestellt werden. Es verzögerte sich aber damit länger, als Goertz nach den Versicherungen der Zweibrückischen Minister er-

warten durfte, und versetzte diesen in neue Verlegenheiten, die ihn noch stärker beunruhigten, als die Französische Gesandtschaft in München in einer geheimen Berathung über die Angelegenheit die Zweibrückischen Minister ihm als verdächtig und an Oesterreich verkauft schilderte. Hofenfels, der etwas später sich auch zu dieser Conferenz einfand, gab selbst noch durch sein schiefes Benehmen und seinen verworrenen unverständlichen Vortrag zur Begründung dieses Verdachts Anlaß. Erst später entdeckte sichs, daß Mangel an Fertigkeit sich in Französischer Sprache gut und leicht auszudrücken die wahre Ursache der Verlegenheit des redlichen Mannes war. —

Nachdem Goertz die Nacht und die Hälfte des folgenden Tags noch immer in einiger Ungewißheit und Unruhe über den Erfolg geblieben war, kam ihm endlich am folgenden Nachmittage das Schreiben des Herzogs an den König zu, in welchem derselbe die ihm angebotene Unterstützung des Preußischen Hofs annahm. Mit Einsendung dieses Schreibens machte der Graf dem Könige zugleich den Antrag, zum Beweis seiner Uneigennützigkeit bei der ganzen Sache auf seine Ansprüche an Jülich und Berg zu verzeihen, wozu sich Friedrich auch verstand, so wie er es vollkommen billigte, daß wegen seines hohen Alters der Herzog sich nach Goertzens Rath vorläufig auch der Freundschaft des Thronfolgers, des Kronprinzen von Preußen, zu versichern suchte.

Der Graf hatte seine Anwesenheit in München so zu verheimlichen gewußt, daß sie auch dem Kaiserlichen Gesandten, dem übermüthigen Lehrbach, welcher den Herzog schon völlig bestrickt zu haben glaubte, unbekannt blieb, so daß er an der Kurfürstlichen Tafel höhnend äußerte, er bedauere den armen Goertz, welcher jetzt in Zweibrücken, wohin er nach der abschläglichen Antwort des Kurfürsten von Regensburg aus sich begeben, viel Langeweile haben werde. Tief mochte der stolze Mann sich gedemüthigt fühlen, als er bald nachher erfahren mußte, der Gegenstand seines Hohns, ein Anfänger in der Diplomatie, habe ihm in München selbst den Sieg abgewonnen. Nun fand aber Goertz, nachdem er den Hauptzweck seiner Sendung so glücklich erreicht, und nach-

dem er noch die Erklärung, welche der Herzog bei der Reichsversammlung einreichen sollte, entworfen hatte, nicht rathsam länger in München zu verweilen, und ging einstweilen dem Herzoge nach Zweibrücken voraus. Hier fand er erst die Befehle Friedrichs, welche ihm die Schritte vorschrieben, die er bereits mit dem glücklichsten Erfolg ohne Instruction gewagt hatte, erhielt auch bald nachher die vollständige Genehmigung seiner ganzen Ausrichtung, und die schmeichelhaftesten Beweise der Zufriedenheit des Königs, des Kronprinzen und des Berliner Ministeriums.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Zweibrücken kam auch der Herzog dahin zurück, nachdem er die verführerischen Anerbietungen des Wiener Hofs, um ihn von Preußen abzuziehen, standhaft ausgeschlagen hatte. Doch hatte Goertz, der nun auch vom Könige förmlich bei dem Zweibrücker Hofe beglaubigt war, fortwährend noch mancherlei Zweifel und Besorgnisse des Herzogs und seiner Räthe über den Ausgang dieser großen Angelegenheit zu bekämpfen, welche hauptsächlich das zurückhaltende und fast zweideutige Benehmen des Cabinets zu Versailles unterhielt.

Eine am 28. März ausgefertigte Acte des Königs, wodurch derselbe dem Pfalz-Zweibrückischen Hause die Nachfolge in Bayern, und die Integrität der sämtlichen Pfalzbayerischen Lande feierlich garantirte, beruhigten endlich den Herzog völlig, welcher dagegen sich verbindlich machte, ohne Zustimmung des Königs mit dem Kaiserlichen Hofe keine Uebereinkunft zu schließen. Am 10. April ging der großmüthige Beschützer der deutschen Freiheit und Verfassung bereits zu seiner Armee nach Schlesien ab, um sich den ungerechten Absichten des Wiener Hofs mit seiner ganzen Macht entgegenzusetzen. Der Erfolg des kurzen Kriegs und dessen Beendigung durch den Teschener Frieden sind bekannt *).

---

*) Die vollständigste Nachricht darüber ist in von Dohm's Denkwürdigkeiten s. Zeit 1. B. S. 23—250 enthalten.

Mit der Auswechslung der obenbemerkten Urkunden am 3. April 1778 vollendete Goertz in Zweibrücken das übernommene schwierige Werk. Er hatte sich seines Auftrags auf eine Art entledigt, welche dem geübtesten Staatsmanne Ehre gemacht haben würde. Um das Pfalzbayerische Haus, um ganz Deutschland, erwarb er sich dadurch bleibende Verdienste. Friedrich belohnte ihn noch während seines Aufenthalts in Zweibrücken mit der durch den Abgang des Grafen Werthern erledigten ehrenvollen Stelle eines Grand Maitre de la Garderobe und eines wirklichen Staatsministers *).

In den ersten Tagen des May traf der Graf in Berlin ein, wohin ihm nun auch seine Familie folgte, und im Juny ward er als Minister in den Staatsrath eingeführt. Noch als Greis ist ihm die gute Aufnahme in dankbarer Erinnerung, welche er und die seinigen am Königlichen Hofe, bei den Ministern und allenthalben in Berlin fanden.

Sein dasiger Aufenthalt war aber von keiner langen Dauer. Bald nach der Zurückkunft Friedrichs aus dem Bayerschen Erbfolgekrieg, zu Ende May 1779, ward Goertz zum Könige nach Potsdam berufen, der ihm den wichtigen Gesandtschaftsposten am Petersburger Hofe bestimmt hatte. Drei Wochen lang unterhielt sich Friedrich mit ihm täglich mehrere Stunden lang nach der Tafel über seine Verhältnisse mit Rußland und über den dasigen Hof. Jede Unterredung gab dem Grafen Beweise von des Königs hohem Geiste, von seinem hellen Blick, von seiner Heiterkeit. — Lebhaft erinnert sich Goertz auch noch eines Merkmals von Friedrichs gefühlvollem Herzen. Der König sprach von dem unglücklichen Ende Peter III. Mit

*) Eine umständlichere, immer noch sehr interessante, und für jeden Staatsmann lehrreiche Erzählung der ganzen Unterhandlung hat der Graf selbst geliefert, in dem bei Eßlinger in Frankfurt 1812 erschienenen: Memoire histor. de la Negotiation en 1778 pour la succession de la Baviere, confiée par le R. de Pr. Fred. le Grand au Comte Eust. de Goertz. 10 B. in 8.

Thränen in den Augen, in wehmüthigem Tone fügte er hinzu: „ich werde ihn ewig beweinen. Peter war mein „einziger Freund, mein Retter — ohne ihn hätte ich „(im siebenjährigen Kriege) unterliegen müssen.“ u. s. w. Als Friedrich endlich im Garten von Sanssouci den Grafen beurlaubte, trat er plötzlich vor ihn, machte dreimal ein Kreutz und sagte: „je vous donne l'absolution comme „Archeveque de Magdebourg de tous les mensonges, „que vous direz en mon nom. Adieu.“ Hiermit verließ er Goertz bewegt, aber heiter. — Am 17. Aug. 1779 trat der Graf die Reise nach Petersburg an. Die sechs volle Jahre dauernde Trennung von seiner Familie war für ihn ein schweres Opfer, welches er der Dienstpflicht und dem Preußischen Staate bringen mußte. Den Plan, im nächsten Frühjahre Gemahlin und Kinder nachfolgen zu lassen, fand er wegen der großen Theurung in Petersburg unausführbar, da neben eigenen Einkünften von ungefähr 5000 Rthlr. der ihm sparsam ausgesetzte Gehalt von 10000 Rthlr. auch bei der strengsten Oeconomie zu einem standesmäßigen Auskommen mit einer Familie nicht hingereicht haben würde.

Außerdem, daß jene langwierige Trennung von den Seinigen, die er zärtlichst liebte, die Lage des Grafen in Petersburg schon sehr unangenehm machte, ward sie ihm durch politische Verhältnisse noch mehr verbittert. Der scharfsichtige Staatsmann entdeckte bald, daß Catharine II. nur noch zum Schein sich als Freundin und Bundsgenossin seines großen Königs betrug. Früher, und wahrscheinlich schon während des letzten Türkenkriegs, hatte Ehrgeitz der Kaiserin den riesenmäßigen Plan eingegeben, die Osmanen aus Europa zu vertreiben, in Constantinopel ein neues Griechisches Kaiserthum zu errichten. Potemkin bestärkte sie darin. Aber die Minister, unter ihnen besonders Graf Panin, waren dagegen. Mit Beistand anderer Russischen Großen hofte er sie davon zurückzubringen. In dieser Hofnung hatte er dann auch Goertzens Vorgänger, den Grafen Solms, vermocht, seinem Könige nichts davon zu berichten und so war Friedrich mit den Absichten der Kaiserin unbekannt geblieben. Die Geburt eines zweiten En-

kels (May 1779) begeiſterte aber Catharinen vollens zur Ausführung ihres Plans. Ihm hatte ſie den neuen Thron beſtimmt. Schon vor ſeiner Geburt waren Säugammen für ihn aus Griechenland verſchrieben worden. Der Name: Conſtantin war vorbedeutend gewählt. Griechen und Griechinnen bedienten ihn ausſchießlich während ſeiner Kindheit. Auf das künftige neue Kaiſerthum ſich beziehende Denkmünzen wurden geſchlagen. Ein geſchickter Engliſcher Künſtler mußte für Catharinen dieſes künftige wichtige Ereigniß in einem großen allegoriſchen Gemälde darſtellen. — Zur Ausführung des giganteſken Plans konnte die Fortdauer einer näheren Verbindung mit Preußen nicht nutzen. Wohl konnte ſie läſtig und hindernd werden. Darum ſuchte auch Joſeph II. die Kaiſerin in ihrem Vorhaben zu beſtärken. Er ſahe darin ein Mittel, Rußland ganz von Preußen abzuziehen, und wieder mit Oeſterreich enger zu verbinden. In dieſer Abſicht kam er perſönlich zu Catharinen nach Mohilow, begleitete ſie nach Petersburg und unterhandelte dort im Geheim mit ihr und Potemkin. Joſeph verſprach der Kaiſerin Mitwirkung zu ihrem Plan, ſobald er zur Alleinherrſchaft gelangt ſeyn würde. Und da Marie Thereſie nur zu frühe (Nov. 1780) verſtarb; ſo kam bereits im folgenden Jahre eine Allianz zwiſchen den beiden Kaiſerhöfen wirklich zu Stande.

Durch dieſe nicht zu hintertreibende Ereigniſſe ward Preußen aus dem vorzüglichſten, oft einzigen, Bundsgenoſſen Rußlands ein nachgeſetzter, vernachläſſigter, wohl gar beſchwerlicher. Selbſt die von Goertz angerathene Sendung des Kronprinzen nach Petersburg bewirkte hierin keine Aenderung *). Alles äußeren Scheins ungeachtet erkaltete Catharine immer mehr gegen Friedrich.

---

*) Wegen dieſer Reiſe des Kronprinzen, nachherigen Königs Friedr. Wilh. II. können Dohm's Denkwürdigk. 1. und die Zuſätze im 2ten B. nachgeſehen werden. Hier iſt auch das vom Grafen Goertz für den Kronprinzen entworfene Memoire abgedruckt, welches eine meiſterhafte Schilderung des damaligen Hofs zu Petersburg enthält.

Nothwendig mußte diese widrige Stimmung auch auf die Lage des Gesandten Friedrichs einen sehr unangenehmen Einfluß haben. Seine Rolle war fast ganz auf die eines bloßen Beobachters eingeschränkt. Goertz bat deßwegen mehrmals um seine Zurückberufung, aber vergeblich. Er mußte sechs Jahre ausharren. Zuletzt kam ihm noch ein sehr unangenehmer Auftrag zu.

Joseph II. hatte den Gedanken an die ihm durch den Teschener Frieden entgangene Erwerbung Bayerns noch nicht aufgegeben. Er wollte es nun gegen die ihm entlegenen Niederlande eintauschen. Catharinens Mitwirkung hierzu ward von ihm als Gegendienst gefordert, dieser auch nicht geweigert. Obwohl die Kaiserin selbst den Teschener Frieden vermittelt und garantirt hatte, ließ sie dennoch durch ihren Gesandten den Grafen Nicolas Romanzow dem Herzoge von Zweibrücken mit Drohungen begleitete Anträge machen, um dessen Einwilligung zu diesem Tauschproject zu erzwingen. Graf Goertz mußte aber nun Catharinen den festen und bestimmten Widerspruch seines Königs gegen einen solchen Tausch erklären, der dann auch durch den von Friedrich veranlaßten deutschen Fürstenbund hintertrieben ward. Die Vollziehung dieses Auftrags machte den Grafen nun auch für seine Person der Kaiserin unangenehm. Goertz benutzte daher einen in seinen Geschäften für den Augenblick eingetretenen Stillstand, zur Herstellung seiner Gesundheit sich Urlaub zu erbitten, den ihm auch Friedrich alsbald verwilligte, wahrscheinlich weil er von dem Grafen über seine Verhältnisse mit Rußland vollständiger und genauer durch dessen mündliche Vorträge unterrichtet zu werden erwartete. Nach seiner Zurückkunft in Berlin (5. Nov. 1785) dauerte es aber noch einige Monate, ehe er seine völlige Abberufung vom Könige durch wiederholte Vorstellungen auswirken konnte *).

*) Der König behielt den Grafen mehrere Tage in Potsdam bei sich, um sich über alles umständliche Auskunft geben zu lassen. Außerdem überlieferte Goertz dem Königl. Ministerium eine Denkschrift, in welcher er sämmtliche, zum Theil sturmische und un-

Die aus den politischen Verhältnissen hervorgegangenen Unannehmlichkeiten abgerechnet, hatte übrigens der Graf das gesellschaftliche Leben in P. sehr angenehm gefunden. Auch war es ihm durch gute Ordnung seines Hauswesens möglich geworden, des verhältnißmäßig geringen Gehalts ungeachtet, mit Anstand zu leben.

Wenn Goertz sich glücklich fühlte, nach mehr als sechsjähriger Trennung mit der besten, zärtlichsten Lebensgefährtin, mit geliebten hofnungsvollen Kindern, wieder vereint zu seyn; so ward doch sein Vergnügen durch die Kränklichkeit seiner Gemahlin oft gestört. Auch verminderte es seine Zufriedenheit, Berlin nicht so wieder zu finden, wie er es verlassen hatte. Ueberall war Luxus sehr in dieser Königsstadt gestiegen. Empfindlicher fiel ihm die in den Gesinnungen und dem Benehmen seiner vormaligen vertrautesten Freunde bemerkbare Veränderung. Das als nahe vorauszusehende Ende des großen Königs, und die damit zu erwartende Thronveränderung, setzte die Leidenschaften des Ehrgeitzes und Eigennutzes in Bewegung. Cabalen waren an der Tagesordnung. Goertz überzeugte sich bald, daß Männer, deren Einfluß bei der neuen Regierung am stärksten seyn würde, seine Freunde nicht seyn könnten. Einstweilen in Unthätigkeit versetzt, erwartete er ruhig die Entscheidung seines künftigen Schicksals. Der Tod Friedrichs (17. Aug. 1786) führte solche schnell herbei.

Schon seit mehreren Jahren hatte sich in den Vereinigten Niederlanden, durch Intriguen des Cabinets zu Versailles hauptsächlich, eine sogenannte patriotische Par-

---

angenehme Auftritte während seines gesandtschaftlichen Lebens in Petersburg aufgezeichnet hat. Sie muß wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte enthalten, außerdem auch für Staatsmänner höchst belehrend seyn. Darum wäre zu wünschen, der Graf möge sich entschließen, diese noch unter seinen Papieren befindliche Schrift durch den Druck bekannt zu machen.

thei gebildet, welche durch Aufhetzungen Französischer Gesandten und Emissaire die Absicht immer mehr blicken ließ, dem Hause Oranien seine mit der Erbstatthalterschaft verknüpften verfassungsmäßigen Rechte zu beschränken, dasselbe wohl ganz zu verdrängen. Im J. 1785 war hierzu schon ein auffallender Schritt geschehen. Auf Einladung der Staaten von Friesland wollte die statthalterliche Familie den Feierlichkeiten des Jubiläums zu Franecker beiwohnen. Dorthin war Wilhelms Gemahlin mit ihren Kindern bereits abgegangen, der Erbstatthalter im Begriff zu folgen, als einige Häupter jener Parthei im Haag bei der Zurückkunft von einer Spatzierfahrt aufrührische Bewegungen und Reden auf der Straße bemerkt und gehört haben wollten. Ohne die Wahrheit dieses Angebens durch eine Untersuchung ins Licht zu stellen, ward davon der Vorwand genommen, Namens der Staaten von Holland unmittelbare Befehle an die Besatzung zu geben, mit Vorbeigehung Wilhelms, dem als Generalcapitain das Commando darüber zustand. Mit seinen Beschwerden ward er nicht gehört. Eben so fruchtlos blieben die Widersprüche der übrigen Provinzen gegen diese Gewaltthat und Eigenmacht, und die Vorstellungen, welche K. Friedrich II. gegen diese Beeinträchtigungen des Oranischen Hauses machen ließ. Der Erbstatthalter war inmittelst seiner Familie gefolgt, konnte auch nun nach dem Haag nicht zurückkehren, so lange jener einseitige Beschluß der Holländischen Machthaber nicht zurückgenommen worden, durch welchen seine Ehre verletzt und selbst seine persönliche Sicherheit gefährdet worden wäre. Der Hof ging deßwegen einstweilen nach dem Loo und später nach Nimwegen. In der Zwischenzeit gab die auf Verlangen der Gelderschen Staaten erfolgte militairische Besatzung der gegen ihren Souverain aufrührischen kleinen Städte Hattem und Elburg der Patriotenparthei einen weiteren Vorwand zu immer mehrerer Beeinträchtigung des Erbstatthalters. Ein förmlicher Bürgerkrieg in der Republik war dem Ausbruch nahe.

Dem Französischen Cabinet selbst mochten die Patrioten zu weit gehen. Vielleicht besorgte es auch, mit Preußen in Händel verwickelt zu werden. Es hatte daher noch in den letzten Tagen Friedrich II. bei dem Berliner

Ministerium den Wunsch geäußert, daß der König einen besonderen Gesandten nach den Niederlanden absenden möge, um in Gemeinschaft mit Frankreich den Streit durch Vermittelung beizulegen. Graf Esterno, der Franz. Gesandte in Berlin, schlug hierzu den Grafen Goertz vor, weil dieser mit dem Botschafter Verac im Haag zu Petersburg bereits im besten Einverständniß gelebt hätte. Jetzt ersuchten auch der Erbstatthalter und seine Gemahlin, Friedrich Wilhelm II. um Rath und Verwendung bei den Generalstaaten sowohl, als bei Frankreich, und dieser bestimmte nun, daß Goertz zu dem Ende als außerordentlicher Gesandte nach den Niederlanden abgehen sollte. Von dem Könige selbst ward dem Grafen dieser Auftrag bekannt gemacht. So sehr sich Goertz hierdurch geschmeichelt fand, so konnte er doch nicht umhin, dem Könige auseinanderzusetzen, wie wichtig, im Erfolg aber höchst schwierig und mißlich dieser Auftrag sey. Alle Europäische Höfe würden auf diesen ersten öffentlichen Schritt des Thronfolgers des großen Friedrich ihre Augen richten. Nach dem Erfolg desselben werde der Einfluß und die Achtung bestimmt werden wollen, die der König zu behaupten gesonnen sey. Dem höchsten Interesse gemäß müsse die Vermittelung des Königs dem Erbstatthalter alle verfassungsmäßige Rechte, die ihm jetzt entzogen würden, wieder verschaffen. Dieses werde aber von den verblendeten Patrioten und von Frankreich selbst nur alsdann zu erhalten seyn, wenn der König sich entschlossen zeige, seine Verwendung auch durch alle in seiner Macht stehende Mittel geltend zu machen. Dem Einwand des Königs, daß er jetzt — da er von den Gesinnungen Kaiser Josephs gegen Preußen noch nicht unterrichtet sey — sich in einen Krieg über die Niederländischen Angelegenheiten nicht verwickeln lassen könne, setzte Goertz entgegen: Frankreich vermöge nicht, wegen Zerrüttung seiner Finanzen, sich auf einen Krieg einzulassen. Alle Nachgiebigkeit sey vielmehr zu erwarten, wenn einestheils Preußen seine Forderungen auf Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit gründe, anderentheils aber dem Französischen Hofe alle Hofnung auf Nachgiebigkeit benommen werde. Zu einer Erklärung in diesem Sinne wünschte er dann ermächtigt, oder eines sonst doch erfolglosen Auftrags ganz enthoben zu werden. Auch in drei folgenden Audienzen wiederholte er diese Anträge und der

König schien ihm Beifall zu geben, so wie er den Herzog von Braunschweig, obwohl nur mit Mühe, von seiner vorgefaßten Meinung abbrachte und ihn überzeugte, daß ohne eine solche bestimmte und nachdrückliche Erklärung dem Erbstatthalter kaum noch ein Schatten seiner verfassungsmäßigen Vorrechte bleiben würde. Minister Herzberg schien ebenfalls hiervon überzeugt und voll Eifers für die Sache zu seyn, während dem auch der König auf die schleunige Abreise des Grafen drang. Dennoch fand Goertz seine Instructionen nicht, wie sie ihm versprochen waren und er sie erwartet hatte, sondern ziemlich schwankend, und so reiste er in den ersten Tagen des Septembers (1786) zu seiner neuen Bestimmung ab, doch unter trüben Aussichten auf einen günstigen Erfolg. Er fand den Oranischen Hof auf dem Loo. Von der Erbstatthalterin, einer an Herz und Geist gleich großen Frau, von welcher er sich über die wahre Lage der Angelegenheiten unterrichten zu lassen angewiesen war, erhielt er einen eigenhändigen Aufsatz, welcher sämtliche Umstände und Verhältnisse lichtvoll darstellte *). Was der Graf hier erfuhr, erregte — eben keine Hofnungen, mit dem besten Willen und dem regesten Eifer etwas ausrichten zu können. Im Haag ward er von Verac, der in Petersburg sein vertrauter Freund, und dem er bei mehreren Gelegenheiten dorten nützlich gewesen, sehr kalt empfangen. Die Eröfnung, welche ihm Goertz von dem Zweck seiner, durch Frankreich selbst veranlaßten Sendung, von der Unpartheilichkeit seines Königs und von dem Vertrauen machte, welches er bei diesem Geschäfte auf Verac's Mitwirkung setze, unterbrach der Botschafter mit der Erklärung, ein ihm in der Nacht von dem Minister Vergennes zugekommener Courier habe ihn zwar von des Grafen Sendung unterrichtet, zugleich aber den Befehl überbracht, an dessen Verhandlungen keinen Theil zu nehmen, nur stiller

*) Es ist zu bedauern, daß Goertz diese Denkschrift einer der größten Frauen unserer Zeit bei seiner Abreise zurückgeben mußte. Sie würde ein merkwürdiges Actenstück für die Zeitgeschichte seyn, und zur Berichtigung vieler, in Deutschland cursirenden unrichtigen Vorstellungen von den damaligen Verhältnissen in Holland dienen können.

Beobachter dabei zu bleiben, indem sich Frankreich in die inneren Angelegenheiten der Republik nicht mischen könne. Alle Entgegnungen des Grafen blieben ohne Wirkung, und er überzeugte sich bei diesem ersten Schritte schon, daß der Franz. Hof keinen Statthalter mehr wolle, daß demselben die Preußische Vermittelung unangenehm sey, und daß man ihm in seinen weiteren Unterhandlungen nur entgegen arbeiten werde. Alles dieses bestätigte sich vollkommen, als die Staaten von Holland am folgenden Tage, nachdem Goertz seine Beglaubigung den Generalstaaten übergeben hatte, durch einen förmlichen Beschluß den Erbstatthalter aller seiner Ehren und Würden in der Provinz entsetzten. Die Beleidigung, welche hierin für seinen Monarchen lag, bewog Goertz zu dem Antrag, ihn, wenn nicht ganz ab — doch aus Holland zurückzurufen, um in einer der anderen weniger feindseligen Provinzen die Verhandlung mit den Generalstaaten fortzusetzen, dabei aber eine ernstlichere Sprache führen zu dürfen. — Statt dessen ward er zu Mäßigung und Nachgiebigkeit, zur Vermeidung eines nachdrücklichen Tons bei Fortsetzung der Unterhandlung angewiesen. Die Hofnung eines günstigen Erfolgs verschwand nun immer mehr. Zwar war Goertz so glücklich, die Zurückberufung eines geheimen Französischen Emissairs, der die übrigen Provinzen gegen den Erbstatthalter aufwiegeln mußte, zu erwirken. Auch ward der erste Commis des Bureau des affaires etrangéres, Rayneval, zur Unterhandlung mit Goertz nach dem Haag abgeschickt, und dieser schien in den ersten Tagen sehr nachgiebig, fast ganz mit dem Grafen einverstanden zu seyn. Rayneval sollte eine Uebereinkunft mit dem Erbstatthalter über alle seine künftige Gerechtsame entwerfen. Diese wollte dann Goertz demselben in Nimwegen vorlegen, und deren Annahme zu erwirken sich bemühen. Ueber die Hauptpuncte waren G. und R. ganz einig. Als aber Goertz nun den Entwurf selbst in Form eines Schreibens erhielt, waren solche im wesentlichen völlig abgeändert. Der Graf sahe voraus, daß der Erbstatthalter auf solche nachtheilige Bedingungen nicht eingehen könne. Dennoch ging er, um dem Willen seines Königs möglichst Genüge zu leisten, mit diesem Schreiben nach Nimwegen ab, legte es — noch mit Weglassung der beleidigenden Stellen — dem Oranischen Hofe vor, der aber die Vorschläge, wie zu

erwarten war und sie es verdienten, nicht annahm. Doch wurden noch mehrere Schreiben und Noten zwischen den Unterhändlern gewechselt. Statt einer Antwort auf die letzte Oranische Erklärung machte aber Rayneval dem Gesandten v. Thulemeyer im Haag seine Zurückberufung bekannt und ging am 16. Jan. 1787 nach Paris zurück. Graf Goertz ward nun auch abberufen und verließ Nimwegen im folgenden Monat mit dem schmerzlichen Gefühl, seinen Zweck, wie er freilich vorausgesehen und vorausgesagt hatte, verfehlt zu haben *). Durch ein von der Erbstatthalterin an ihn erlassenes Schreiben **), so wie durch die im nemlichen Jahre erfolgten Begebenheiten, ward aber der Graf vollkommen gerechtfertigt. Die sanfte Sprache, welche er nach seiner Instruction hatte führen müssen, machte die Volksverführer in ihren Anmaßungen nur noch dreister. Sie ließen sich beigehen, Friedrich Wilhelms Schwester auf einer Reise von Nimwegen nach dem Haag gefänglich nach Schoonhoven zurückzuführen und nach einigen Tagen zur Rückkehr nach Nimwegen zu nöthigen. Vergebens forderte der König Genugthuung. Sie mußte, und nun auch die Herstellung des Hauses Oranien in seine Rechte, mit gewaffneter Macht erzwungen werden, was dann auch Carl Wilh. Ferdinand von Braunschweig in zwei Monaten bewerkstelligte. Hätte Goertz bei seiner Abreise nach den Niederlanden Gehör gefunden, vielleicht wäre diese militairische Unternehmung, wovon das gehässige doch zum Theil, obgleich unverschuldet, auf die Oranische Familie fiel, ganz überflüßig geblieben, oder der Zweck hätte doch wohl mit einer bloßen Demonstration erreicht werden können. Bei dem allem verlor der Graf durch den Nichterfolg seiner Unterhandlung in dem Zutrauen und der Gnade Friedrich Wilhelm II.

*) Pieces authentiques relat. à la négociation confiée à Mr. le Comte le Goertz — et à Mr. de Rayneval, befinden sich in den: Staatskundige Geschriften — van H. Tollius. 2. D. s'Gravenhage 1815.

**) Der würdige Greis hat zu seinem großen Verdruß dieses Schreiben unter seinen Papieren nicht gleich wieder auffinden können. Kommt es dem Vf. noch zu, so wird es unter den Beilagen erscheinen.

Dagegen fand er, neben dem beruhigenden Bewußtseyn, daß er sich keinen Vorwurf zu machen habe, einige Entschädigung für jenen Verlust in dem hohen Glück, den großen Geist, die Tugenden und so viele ausgezeichnete Eigenschaften der erhabenen Schwester seines Königs in der Nähe kennen gelernt und sich die noch fortwährende Gnade und das Wohlwollen dieser merkwürdigen Frau erworben zu haben. — Nach hergestellter Ruhe in den Niederlanden ließ auch die Erbstatthalterin, zum Beweis ihrer höchsten Zufriedenheit mit Goertz, ihrem Bruder durch den Herzog von Braunschweig den Wunsch zu erkennen geben, daß der Graf wieder als ordentlicher Gesandter nach dem Haag geschickt werden möge. Auch Goertz wünschte dieses. Es ward aber vom Könige nicht gut gefunden, und der Graf blieb vorerst ohne Diensigeschäfte und ohne Aussicht auf eine andere Anstellung, womit es sich auch noch über ein ganzes Jahr verzog.

Im Anfange des Augusts 1788 kam dem Könige Friedrich Wilhelm die Anzeige von dem Tode seines Reichstagsgesandten von Schwarzenau zu Regensburg zu. Am nemlichen Tage noch ward Graf Goertz zu dessen Nachfolger ernannt. Diesen, nicht gesuchten, ihm aber ganz angenehmen Posten bekleidete er bis zu der im J. 1806 für ganz Deutschland eintretenden Unglücksperiode mit Ehre und Auszeichnung, auch bei mehreren Gelegenheiten mit großem Nutzen für den Preußischen Hof und andere deutsche Fürstenhäuser, welche ihm ihre Stimmen auf dem Reichstage anvertraut hatten, als Baden, Sachsen-Weimar, Oranien-Nassau, zu verschiedenen Zeiten auch Kurbayern und Mecklenburg.

Während dieser achtzehn Jahre trat Goertz auch bei zwei Kaiserwahlen, als zweiter Preußischer Wahlbotschafter, der zugleich Stimmführer bei den Verhandlungen über die neue Capitulation war, mit großem Ansehen und allgemeiner Achtung in Frankfurt auf, zuerst bei der Wahl Leopold II. im J. 1790, nach welcher er, hauptsäch-

lich auch wegen einer anderen glücklichen Unterhandlung mit Leopold, den schwarzen Adlerorden erhielt; das anderemal bei der Wahl Franz II. im J. 1792. — Dann ward er von K. Friedrich Wilhelm III. gleich nach dessen Thronbesteigung (Nov. 1797) aus eigener Bewegung zum ersten Preußischen Gesandten bei dem Friedenscongresse zu Rastadt ernannt, welcher erst im April 1799 einen fruchtlosen unglücklichen Ausgang hatte. Standen gleich hier seinem Diensteifer und seiner Wirksamkeit die, oft gar schwankenden, Instructionen des damaligen Cabinetsministers Grafen Haugwitz vielfältig im Wege, so ward ihm doch auch in dieser Stelle das Verdienst, wenigstens manchen Nachtheil abgewendet zu haben. — Endlich war er auch in den J. 1802 und 3 erster Kurbrandenburgischer Deputirter bei der zum Vollzug des Lüneviller Friedens in Regensburg zusammengetretenen außerordentlichen Reichsdeputation. Hiervon ist schon oben im Vorbericht Erwähnung gethan worden. Goertz machte sich auch bei diesem Geschäfte um die Preußische Monarchie und einzelne deutsche Fürsten wieder sehr verdient. Seine Klugheit und Redlichkeit, sein durch allgemeine Achtung erworbener Einfluß bei den Gesandten der vermittelnden Mächte, der Kaiserlichen Principalcommission und den sämtlichen Subdelegirten, traten oft den Intriguen des Adjoint de la legat. Française, Citoyen Matthieu, entgegen.

Der Rheinbund, dessen von keinem ächten Deutschen ohne Unwillen und Verwünschungen gedacht werden kann, lösete, mit Vernichtung der Reichsverfassung, auch die Reichsversammlung zu Regensburg im J. 1806 auf, und setzte damit zugleich der öffentlichen Thätigkeit des Grafen ein Ziel, nachdem ihn Europa, seit fast dreißig Jahren, als einen der größten würdigsten Staatsmänner verehrt und bewundert hatte. Die für Preußens König und den Staat so unglücklichen Ereignisse in den J. 1806 und 7 veranlaßten Goertz gleich nach dem Tilsiter Frieden seinem geliebten, aber damals so sehr bedrängten, Monarchen ein freiwilliges Opfer mit Verläugnung alles Eigennutzes, der ihm immer fremd geblieben, darzubringen, indem er seine Stellen niederlegte und auf einen Gnadengehalt ganz

verziehe. Das Antwortsſchreiben Friedrich Wilhelms mag hier eine Stelle finden, als Beweis, daß der König den Eifer und die Treue des Grafen während 30jähriger Dienſte vollkommen anerkannt habe:

„Votre lettre du 17. d'Aout, que Je viens „de recevoir, n'a pu qu'a jouter encore à la „haute estime que Vous m'avez de tout tems „inspirée. J'y reconnois le caractère loyal, le „zele patriotique, l'attachement à Ma maison, „dont pendant une longue carrière Vous Lui „avez donné tant de preuves et auxquels Je „n'ai cessé de rendre justice. Quelque peine „que Je ressente en Me separant d'un servi- „teur tel que Vous, Je dois ce sacrifice à la „necessité des circonstances et à Votre propre „voeu. Je vous accorde donc la retraite que „Vous désirez. Emportez avec Vous le te- „moignage d'avoir toujours vecu pour Vos de- „voirs et de Vous être concilié la considera- „tion et l'approbation générale, Ma reconnois- „sance de Vos anciens et fidèles services et „l'assurance de Ma bienveillance, de Mon „affection et de l'interèt sincère que Je pren- „drai constamment à Votre bonheur. Il me „seroit doux, de trouver encore quelqu'occa- „sion de Vous en donner des preuves; mais „comptéz au moins sur l'invariabilité des sen- „timens que Je me suis fait un plaisir de „Vous exprimer.“

„Memel le 2. Sept. 1807.“

„Frederic Guillaume.“

Früher noch, und bald nachdem das Unglück über Preußen eingebrochen, hatte der edelmüthige Maximilian Joseph von Bayern sich der großen Dienste erinnert, welche Goertz seinem Hause ehehin geleistet. Unaufgefordert und großmüthigst setzte er dem Grafen einen lebenslänglichen Gnadengehalt aus, den er noch beziehet, ein Beweggrund mit, daß Goertz sein Leben in Regensburg zu beschließen sich bestimmte. Auch Wilhelm Friedrich I. von Oranien ließ bald nach seiner Wiedereinsetzung in seine Erblande demselben aus freiem Entschluß eine jährliche Pension von 1200 Fl. auf Lebenszeit anweisen. Noch genießt der Graf eine Sachsen-Weimarische von 1500 Rthlr. und eine Badensche von 1500 Fl. — „Und so erwarte ich" — schrieb Goertz am 19. Jul. 1817 dem Verfasser — „hier in meinem 81sten Jahre, vertrauend auf die „göttliche Barmherzigkeit mit einem ruhigen Gemüthe „und Ergebung in den göttlichen Willen meine Auflö„sung." — Möge sie noch weit entfernt seyn!

Folgende Schriften sind von Graf Goertz im Druck erschienen:

1.) Briefe eines Prinzen-Hofmeisters über Basedows Prinzenerziehung und hauptsächlich über dessen Agathokrator. Heilbronn 1771. 8. (Weimar bei Hofmann.)

2.) Les rapports entre la morale et la politique, p. Ch. Baron de Dalberg, trad. de l'allemand par Eust. Comte de Goertz. à Berlin chez Unger. 1787. 8.

3.) Memoire ou precis histor. sur la neutralité armée et son origine, suivi de pièces justificat. p. M. le C. de Goertz. à Berlin chez J. Decker. 1801. 8.

4.) Memoires et actes authent. relatifs aux negociations qui ont précédés le partage de la Pologne, tirés du portefeuille d'un ancien ministre du XVIII. siecle. à Weimar 1810.

5.) Das oben schon angeführte Memoire über die Bayersche Erbfolgesache.

Auch können hierhin gerechnet werden:

6.) Die auch oben schon angezogenen Pieces authent. wegen der Unterhandlung in den Niederlanden; und

7.) Das Memoire über den Russ. Hof für den Kronpr. von Preußen in v. Dohm's Denkwürdigkeiten.

Jean Paul Friedr. Richter.

Von

..... Meißner *).

---

*) Diese Charakteristik Jean Pauls erschien zuerst im 7ten Bande des Conversations-Lexicons. Für die Zeitgenossen ist solche vom Verf. sorgfältig nachgesehen und bedeutend erweitert worden.

B.

Es gehört auch unter die wehmüthigen Bemerkungen, an welchen unsre immer mehr ausglühenden Zeiten so sehr reich sind, daß es seit einiger Zeit immer deutlicher und offenbarer werden will, wie der literarische Himmel mit seinen Sternen erster Größe in seinem gegenwärtigen Jahreslauf schon seit einiger Zeit über den Culminationspunkt hinweg ist — ein großer Stern nach dem andern in dem westlichen Horizonte sich verliert und dagegen in den östlichen nur trübe Nebelflecke und namenlose Sternenhaufen eintreten. Der literarische Himmel steht offenbar mit dem astronomischen in dem vollkommensten Gegenschein, an welchem letztern in der kalten, unfruchtbaren Jahreszeit die schönsten Sterne sichtbar sind. Desto erfreulicher aber ist es, unter diesen verschwindenden Himmelslichtern die zwei schönsten noch in jugendlicher Pracht an dem blauen Gewölbe, Licht und Freude spendend, glänzen zu sehen, als hätte die Gewalt der Finsternis an ihnen allein keine Macht, so wie die höchsten Berge am längsten im Lichte stehen. Und wenn den einen jeder Deutsche erräth, ohne daß wir ihn nennen, so stellen wir getrost den trefflichen Dichter, welchen unsre Ueberschrift nennt, ihm an die Seite, überzeugt, daß Deutschland viele Jahrzehende kreisen und gebähren wird, ohne eine Doublette zur Welt bringen zu können. Es ist unverkennbar eine glänzende Trophäe des herrlichen Genius — Trophäen zeigen ja immer auch die Waffen der

Feinde, um so rühmlicher Zeugnisse des Siegs, je schneidender und gewaltiger sie waren — daß auf dem großen literarischen Markt von Deutschland schon seit dreisig Jahren kein Nahme öfter genannt worden ist, von Freunden und Feinden, Anbetern und Spöttern, als der unsers J. P. Wir aber haben mit einer sich selbst gnügenden Ueberzeugung erkannt, daß in ihm unter den zahllosen Blitzen, die in der Luft wieder spurlos verpuffen, ein herrlicher Strahl niedergezückt hat, der, mit den Feuerkräften einer ewigen Geisterwelt geschwängert, zündet und in nie zu verlöschender Flamme fortlodert.

Wir wünschten uns einen Theil des herrlichen Humors, der über diesem wahrhaft genialen Dichter von dem ersten Blitz seiner geistigen Fulgurationen an geschwebt hat, indem wir von ihm zu sprechen gedenken. Denn das Gleiche wird überall am besten vom Gleichen erkannt. Aber wie uns diese Gabe, die man — im Vorbeigehn gesagt — so wenig kennt, daß man sie an unserm Dichter selbst hin und wieder geläugnet hat, ganz abgeht, so wird es uns eben so wenig helfen, ein Jahr lang, in der noch lange nicht gezeitigten Puppenhülle des akademischen Raupenstandes, über dem Haupte des Trefflichen, dem Leibe nach dem Himmel um sechzehn Treppenstufen näher als er, in Leipzig, das gerade seine ärmsten Bewohner dem Himmel am nächsten placirt, gewohnt zu haben. Wir glauben darum, den besten Ausweg gefunden zu haben, wenn wir den genialen Humoristen nöthigen, in einem freilich gar nicht in dieser Absicht ausgesprochenen Worte, von seinem Dreifuß, selbst, den Standpunkt zu bestimmen, von welchem wir sein Bild in dem richtigsten Lichte erblicken. So geben wir also zuerst von dem Unsrigen mit kurzen, dürren Worten seine äußere Lebensgeschichte, und dann möge als Desertwein, oder lieber als Confect, mit den von uns darum gewickelten eben so kurzen Devisen, in seinen eignen Worten sein inneres Leben folgen.

Wir sind in Verlegenheit — um wenigstens mit echt diplomatischer Genauigkeit zu Werke zu gehn — die richtige Chronologie für seine Nahmen zu finden, aber sehr ungesucht können wir füglich in dieser Hinsicht die beiden Stände, den der Erniedrigung und Erhöhung, unterscheiden. Denn nachdem er zuerst zu der Abbreviatur des

Jean Paul, die nur einmal hinter der Vorrede zu den Teufelspapieren in J. P. F. Hasus (ein Beweis, daß hier nur κρυψις, nicht κενωσις Statt fand) verlängert worden war, sich erniedrigt hatte, ist er zuerst im Quintus Firlein zum völligen Gebrauch seines Tauf- und Familiennahmens wieder erhöht worden. Mit diesem vollständigen Nahmen war er unstreitig bald nach dem 21sten März, seinem Geburtstag, im herrlichen Friedens-Jahr 1763, in dem freundlichen Wunsiedel, am Fuß der herrlichen Lurburg, der Krone des Fichtelgebirges, getauft worden, der Sohn des damaligen Rectors daselbst, und nachmaligen Pfarrers zu Schwarzebach an der Saale. Das Gymnasium zu Hof gab ihm 1779 eine Stelle in seiner obersten Classe, und 1780 zog er schon, unter der Flagge der besten Zeugnisse nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Sein Sinn für die glückseligen Inseln der Poesie wurde indeß sehr bald reif; er entsagte der ernsten Theologie, und lebte eine Zeit lang, seinem süßen Hange folgend, in Schwarzebach, gleichsam brütend über den schönen Früchten seiner Zukunft. Von da wandte er sich bald genug nach Hof, und sandte hier seine zündenden Blitze in ganz Deutschland aus, so daß er schon vom Weinmonat 1797 an als ein sehr gefeierter Nahme unter den privatisirenden Gelehrten Leipzigs glänzen, und wohl alle überglänzen konnte. Er ging von da nach Weimar, Berlin, Meinungen, Coburg u. s. w., wie der Paradiesvogel im Fliegen so auf den Fittichen seiner pittoresken Wanderungen seine Jungen ziehend — und sirirte sich endlich in Bayreuth, vom Herzog von Sachsen-Hildburghausen aus eigner Bewegung mit dem Titel eines Legationsraths, und vom damaligen Fürsten Primas mit einer ansehnlichen jährlichen Besoldung ausgestattet, welche letztere ihm nach den öffentlichen Blättern der edelmüthige König von Bayern zu gewähren sich anheischig gemacht hat. Hier in Bayreuth, der von ihm in seinen Schriften nicht selten verherrlichten Hauptstadt seines Geburtslandes, mag er in einem von dem Zauber der Liebe mit lauter Rosenketten umsponnenen Ehestande mit einer Gattin, die mehr ist als alle Lianen und Thienetten, die beste Gelegenheit finden, die Probe zu machen, ob das Exempel, das er in seiner Levana berechnete, ein richtiges Facit gibt oder nicht.

Mehr wissen wir nicht über sein äußeres Leben zu sagen, und da wir nirgends angemerkt finden, ob und welche akademische Lehrer unser Autor in Leipzig gehört habe, so müssen wir auch diese interessante Notiz vorenthalten, können auch, weil wir überhaupt gar nichts von seinem akademischen Leben weiter vernommen haben, nicht bestimmen, welchen hymettischen Honig diese Biene des herrlichen Fichtelgebirges von der Heide der leipziger Ebne eingesammelt habe *). Vielleicht ist jedoch gerade hier ein passendes Plätzchen, um wenigstens die wichtigsten seiner Schriften zu nennen, wobei wir seiner zahllosen Aufsätze in den fliegenden Blättern unsrer Zeitschriften gar nicht gedenken wollen. Sein erster humoristischer Ausflug waren die grönländischen Prozesse (Berlin 1783), dann folgte die Auswahl aus den Teufelspapieren (1788), ferner die unsichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Quintus Firlein (1796 und 1800), biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke (1796), der Jubelsenior, das treffliche Campanerthal mit seinem satirischen Anhang (1797), Palingenesien (1798), seine Briefe und bevorstehender Lebenslauf (1799), Titan (1800-1805), seine Flegeljahre (1803-1805) u. s. w. Im Jahr 1804 trat er mit dem ersten bedeutenden Werke von philosophischer Tendenz, der Vorschule der Aesthetik, auf. Zu ihm gesellte sich (1807) die freundliche Levana, ein rechtes Buch für Mütter, und, nachdem er sich aufs neue an dem schönen Stillleben seines Fibels erquickt, hat er, außer seiner Friedenspredigt, noch in: Mars und Phöbus Thronwechsel im Jahr 1814, am vollständigsten wohl in seinen in diesem Jahre (1817) bei Cotta in Tübingen erscheinenden Fastenpredigten in der Marterwoche Deutschlands, die wir noch nicht zu Gesicht bekommen haben, im Felde der politischen Zeitgeschichte mit dem gewohnten Glücke sich versucht.

*) Bekanntlich gibt es eine Heidebienenzucht, d. h. Bienenstöcke, die, wenn die Heide (erica) blüht, in die breiten Flächen der Heidegegenden transportirt werden, um von da angefüllt wieder zurückzukehren.

Täuschen uns nicht die consequentesten Folgerungen und psychologisch-anthropologisch-gewissesten Schlüsse, und haben wir den zukünftigen Lebenslauf unsers Verfassers (siehe vorher das Verzeichnis der J. P.schen Schriften) der nun schon wieder zum Theil Vergangenheit geworden ist, nicht ohne Nutzen gelesen — befremden darf es nun wenigstens den Trefflichen nicht, daß sein Biograph hinter die Gardinen seiner Zukunft sehen will, da er ja selbst nicht einmal diesen ernsten Vorhang geschont hat und überhaupt Biographen sogar längst verstorbener Menschen oft genug aus dem Nachfolgenden das Vergangene erklären müssen, geschweige solche, unter deren Oculirmesser das anatomische Präparat noch in der frischesten Lebenslust zappelt — so — man verzeihe den späten Nachsatz, den wir unserm Autor abgelernt haben — deutet seine gegenwärtige lange schriftstellerische Ruhe auf ein großes literarisches Gewitter und wahrscheinlich geht das, was wir von einem deutschen Donquirote in vielen Bänden aus dem Munde wahrhafter Zaubervögel vernommen haben, bald in Erfüllung.

Ueber unsern trefflichen Jean Paul ist viel gesprochen und geschrieben worden, und wenn wir mit dem breslauer Museum deutscher Künstler und Gelehrten anfangen, wo er im V. Stück, wenigstens in dem vorgesetzten Portrait, nicht getroffen ist, wie wir aus eigner Ansicht versichern können, so möchten wir eine hübsche Gallerie Schriften und Aufsätze über ihn nahmhaft zu machen im Stande seyn, wenn wir auch die mannichfaltigen Recensionen seiner Schriften in unsern Literaturzeitungen mit ihrem Aprilwetter voll Sonnenschein und Regen – Lob und Tadel – nicht erwähnen wollten. In seiner freilich ziemlich beschränkten Manier hat am ausführlichsten Franz Horn über ihn lobpreisend sich ergossen, und, wie es scheint, in seiner Latona, so wie früher in seiner Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit sich so erschöpft, daß er in seinem neusten Werke: die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts, nur noch in das letzte allgemeine Stoßgebet und Herzensseufzen: „Richter ist der reichste und gemüthlichste aller Dichter des achtzehnten Jahrhunderts," ausbrechen kann. — Auf diese Vorgänge können wir unsre Leser verweisen, wenn sie alles Gute und

Böse, was von unserm Autor gesagt werden mag, vollständig haben wollen. Aber etwas müssen wir doch auch noch hinzu thun, um unsern Artikel nicht allzudürftig unter seine ältern und jüngern Brüder einzuschieben, wobei wir übrigens freilich glauben, unsre Armuth und Blöße mit dem angeführten Reichthum und Schmuck dieser Vorgänger hinlänglich bedeckt zu haben.

Wir haben versprochen, den trefflichen Autor sich selbst Recht und Urtheil sprechen zu lassen, um allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, und so wählen wir die merkwürdige Stelle aus: „dem Billet an meine Freunde statt der Vorrede," vor den Zettelkästen des Quintus Fixlein S. 7., die wir mit einer andern gleichen Inhalts in Titan vertauschen würden, wenn wir diesen gerade bei der Hand hatten. Zu Nutz und Frommen derer, denen vielleicht gerade der arme Schulmann abgeht, setzen wir sie ganz her. „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, ausfindig machen. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: — gerade herabzufallen ins Gärtchen, und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest herausspäht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln." In dieser Stufenleiter oder den drei gradibus comparationis der Geister und Charaktere weis't sich unser Schriftsteller nicht undeutlich seine Stelle an, und wir dürfen nur zu den letzten Worten noch das setzen, was er S. 15 sagt, so ist es wohl außer allem Zweifel, daß es die zuletzt bestimmte sey. Denn hier hat er uns offenbar einmal einen Blick hinter die Gardinen seiner sonstigen selbst biographischen Scherze thun lassen. „Kann er (der siegende Dictator) so schön aus dem Wege des genialen Glücks in den des häuslichen einbeugen, so ist er wenig verschieden von mir

ſelbſt, der ich jetzt (wiewohl mir die Beſcheidenheit verbieten ſollte, es merken zu laſſen), der ich jetzt, ſag' ich, mitten unter der Schöpfung dieſes Billets doch im Stande war, daran zu denken, daß wenn es fertig iſt, die gebackenen Roſen und Hollundertrauben auch fertig werden, die man für den Verfaſſer dieſes in Butter ſiedet."

Wir halten es für einen großen Fehler unſrer gelehrten Deutſchlande, unſrer Charakteriſtiken noch lebender Gelehrten u. ſ. w, daß man das aufgeſpannte Charakterbild, wie der Mahler das vom Liebenden beſtellte Porträt der Geliebten, mit gewiſſen gangbaren und gleichſam ſtehenden Schönheitszügen zu verſchönern gewohnt iſt, und darüber die Treue verſäumt. Es ſcheint dies eine Art literariſche Höflichkeit — Galanterie zu ſeyn, und man glaubt ſeinem biographiſchen Vorwurf vornähmlich bei der Begrüſſung und beim Abſchied irgend etwas Schönes, Verbindliches ſagen zu müſſen, bei dem man aber wie überhaupt bei Complimenten — complimentiren d. h. complete mentiri — in der Converſation gewöhnlich gar nichts denkt.

Wir wollen uns vor dieſer Charybdis hüten, ſollten wir auch darüber in die Scylla der allzugroßen Strenge gerathen, und ſo wünſchen wir uns für unſre wenigen Worte über jenes herrliche Wort Jean Pauls zwar durchaus gerechte, aber doch vor allem aufmerkſame Leſer. Wir haben vielfältig gehört, daß uns der wahre Humor deutſcher Kunſt und Art erſt im Jean Paul vollſtändig erſchienen ſey, und daß ſelbſt Hippel nur Vorſpiel und einleitendes Wetterleuchten zu dem humoriſtiſchen Gewitter war, das mit unſerm Autor befruchtend über dem 18ten Jahrhundert aufgegangen iſt. Und wie? wenn denn gerade Humor das Mittlere zwiſchen den beiden Aeußerſten wäre, das unſer Held oben nach Ort und Stelle deutlich genug bezeichnet hat?

„Unter allen Gäſten," ſchreibt der tolle Friedrich im Wilhelm Meiſter, „ſoll ein guter Humor der angenehmſte Gaſt ſeyn," und wenn auch der Humor, der hier gemeint wird, eine andre Species iſt, ſo gilt dies doch auch von dem herrlichen Humor unſers Autors. Man hat Humor

als die mittelste Drillingsschwester des Komischen und Satirischen bezeichnet. Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß etwas Wahres darin sey. Allein ganz trifft die Erklärung den Nagel nicht, und wir möchten überhaupt Humor lieber für den rechten Vater der Satire und des Komischen halten und denken, in den beiden letztern kündige sich die Abhängigkeit vom Object, vom Einzelnen zu deutlich an, als daß wir sie zu Gattungsbegriffen erheben könnten, was der Humor gewiß ist. Der Humor — wir wollen hier ein Mal den Aristoteles nach dem Homer machen, und es ist ja ohnehin schon eingestanden, daß wir unsre Theorie von unserm Autor selbst erst abstrahirt haben — der Humor ist uns eine von dem mannichfaltigen Weltansichten, die wir aber sehr gern zum Range jener höchsten und vornehmsten erheben möchten, deren es nach unserm Helden vornähmlich drei gibt. Wir fahren, obiges Bruchstück des Billets für unsern Zweck commentirend und anwendend, fort: wenn es eine helle, sonnenreiche Region am Parnaß gibt, in welcher wie auf den Eisgipfeln der höchsten Gletscher um die Zeit des längsten Tags, noch ehe der Schimmer des Abendroths verglommen ist, schon das Morgengold des neuen Tags wieder anfliegt, und alles in einem reinen, klaren, ewigen Lichtäther schwimmt, so gibt es eine mittlere Region, wo Lichter und Schatten in geschiedenen Massen einander gegenüber stehn, und sich an einander nur ein desto grelleres Daseyn erschaffen, bis in der untersten Region, in den dumpfigen Thälern, endlich der mühsame Werkeltag mit seinen Schatten selbst in den lichtesten Tag hereinfällt, und die Sonne, wo sie erscheint, fast beständig nur im Aufgehn und Untergehn begriffen ist. Die mittlere Region ist uns der Humor, und wir verstehn, dünkt uns, die Erklärung der Vorschule der Aesthetik vom Humor, daß er die Anwendung des Endlichen aufs Unendliche, des Verstandes auf die Idee sey, hier am besten. Der Humor schwebt wie ein singender Vogel zwischen Himmel und Erde, und wenn er das eine Auge zum Himmel wendet, so ruht das andre mit Wohlgefallen und nicht ohne Lüsternheit auf der Erde — die Nachtigall unterbricht ihre schmelzendsten Töne, um den Wurm, der unter den gefallenen Blättern rauscht, zu haschen. — Unter seinem Hohlglase wird alles zu solchen beidlebigen Gestalten und der Heitere steigt nach jeder Sprosse, die ihn dem

Himmel näher brachte, auf einer andern auch wieder eben so weit zur Erde herunter. Der Himmel ist der Correctionswinkel der Erde, aber die Erde streckt auch ihre Arme aus, um den Himmel zu umfassen, und sein Bild in dem Wasser ihrer Thränen feucht und verklärt zurückzuwerfen. Er macht das Größte zum Kleinsten, und erhebt wieder das Kleinste zum Größten und aus diesem scharfen Licht- und Schattengegensatz, der alles durchdringt und erfüllt, erklärt sich Inneres und Aeußeres, Form und Inhalt des Humoristischen — seine Schlaglichter und Schlagschatten — all seine Ecken und Spitzen und wunderlichen Combinationen — unter welchen ja doch die des Himmels und der Erde selbst am Ende die allerwunderlichste ist — die Neigung desselben zum Satirischen wie zum Komischen u. s. w.

Dieser Geist des Humors, unverkennbar ist er der herrschende Planet, unter dessen Einfluß jede jean-paulsche literarische Pflanze emporgewachsen ist, und der Form und Inhalt, vom himmmelanstrebenden Titan bis zum „warmen Lerchennest" des Firlein oder seines nicht unwürdigen Nachbruders Fibel bestimmt. Unser Autor stellt sich, wie angeführt, selbst dem siegenden Dictator an die Seite, der sein Kriegstheater zum Haustheater umzustellen weiß, worauf seine Kinder einige gute Stücke aus dem Kinderfreund aufführen. — Ich wüßte hiernach gar nicht, wie nur die „Hundspostage" und „Extrablätter" und „Haubenmuster" und „Appendix" — so manchem Orthodoxen ein großes Aergerniß, mit der ganzen utopischen Geographie von Haarhaar und Flachsenfingen u. s. w. fehlen könnten, und wie man diese Arabeskenverzierung für etwas anders als für die natürlichste Einfassung des Humoristischen ansehen möchte. — Eben so ist es nun ganz in der Ordnung, daß der Flug dieses freundlichen Vogels oft aus der höchsten Höhe der Empfindsamkeit, wo in Aetherduft und Sehnen alles zu verrinnen schien, auf einmal in die Niedrigkeit des gemein Komischen herabfällt, wie der letzte Spährenton einer Lerche auf der schmutzigen Scholle endet, wo sie sich niederläßt. — Die Anekdotensammlungen kennen wohl kaum eine echt humoristischere als jene von Thales, der, die Augen zu

den Sternen gerichtet, immitten in die Grube fällt, die schon längst seinen Tritten entgegengeklafft hatte. — Wenn unser Autor, eben als er sein Billet schrieb, an seine Rosen und Hollundertrauben denken und — was noch wichtiger ist — es nicht einmal für sich behalten konnte, so ist dies das Eigenthümliche aller jean-paulschen Schriften, daß sie im höchsten Fluge doch immer die Erde nicht aus den Augen verlieren, und sich, wie mit vieler Behaglichkeit und Wollust der freundlichen Gabe der Erde zu freuen, so an ihren Dornen mit nicht weniger Empfindlichkeit zu stechen wissen. Daher — jenes genaue Detail von allen auch den geringfügigsten Dingen des gemeinen Lebens — jener berechnende uns bis ins Innerste scheidende Verstand in der Nähe eines oft gar sehr überschwenglichen Gefühls — jene Schweintreiber im Heidenvorhof der Vorschule der Aesthetik — jene ausgelernte, raffinirte Sinnlichkeit neben der reinsten, kindlichsten Unschuld und Unbefangenheit, jene vorzügliche Neigung und Fähigkeit, Stillleben und Miniaturbilder zu zeichnen, und mit niederländischer Genauigkeit ins kleinste Detail auszuspinnen, die offenbar in dem ausgedehnten und höhere Ansprüche machenden Titan, nicht ohne gestraft zu werden, verletzt wurde. Wer sieht nicht in allem diesen den rechten Character des Humoristischen — das Größte und Kleinste neben einander, das demüthige Meisterlein Wutz als Hauswirth und Logenmeister seines eignen genialen Schöpfers — Himmel und Erde in wunderbarem Wetterleuchten sich berührend — Haß und Liebe, Eros und Eris, woraus die Welt geboren ist, recht blitzend ihre divergirenden Strahlen gegen einander schießend und an ihnen gerade das zu recht schneidenden, eckigen Contrasten herausgehoben, was sie trennt.

Ein humoristischer Genius kann seine Fittiche über alles ausbreiten, was unter den Horizont des menschlichen Wissens und Schauens gehört, und so möchten wir dem Humor beinahe eben so viel Prädicate geben, als die Natur in den orphischen Hymnen hat, und wenigstens ein gut Theil mehr, als ihm unser Autor selbst in seiner Aesthetik gegeben hat. Dieser letztere hat wirklich auch zum Beweis unsrer Behauptung mit

wahrer Polyhistorie in unendlichen Formen sich versucht, und wir mögen ihm leichter mit den Xenien den Vorwurf der Verschwendung machen, als mit manchen andern, die gern in ihrer Ueberfüllung an allem Ekel empfinden, die Wiederholung der lieblichen Perlenschnur seiner Männer und Frauen in verschiedenen Gewändern vorrücken. Es ist merkwürdig, wie Jean Paul in dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft seinen humoristischen Einstand mit einer königlichen Freigebigkeit bezahlt hat, und von seiner Friedenspredigt bis zu seiner philosophischen Levana und der Vorschule der Aesthetik und seinen Teufelspapieren und Blumen-, Frucht- und Dornenstücken — welch eine große Bahn auf dem Felde der Autorschaft hat er nicht schon zurückgelegt! Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunst, und das männliche Alter sah ihn im Gebiete der Wissenschaft, selbst der Politik seine schimmernden Flügel schlagen, aber doch auch immer wieder zu den heitern Regionen der Kunst zurückkehren. Seine Levana ist ein Strauß der herrlichsten Erziehungsblumen, und — wenn wir auch zugeben, daß in dieses Bouquet sich da und dort manche Wiesen-, wohl auch schädliche Blumen eingemischt haben — wenn uns überhaupt jedes philosophische Werk unsers Jean Paul mehr ein mussiviſches Stück Arbeit, als ein von einer Idee getragenes und gebohrnes Ganzes ist, so wird der Billige darin nichts weiter sehn, als die natürliche Schranke des Humoristischen, und es eben nie vergessen, daß gerade hier der Erdgeist sich nothwendig eindrängt, und die Flügel der Psyche mit seinem lastenden Staube niederzieht.

Die Natur versucht jedesmal verschiedne Würfe, ehe sie den rechten trifft, und wir wollen uns freuen, es noch erlebt zu haben, daß sie uns in J. P. einen Humoristen gab, um den uns selbst die Ausländer beneiden müssen. Wenn wir bedenken, wie sein glücklicher, immer neuer Witz selbst unter der Last der vielseitigsten Gelehrsamkeit nicht erlahmt, sondern gerade aus allen Fächern des menschlichen Wissens sich Honig für seine Zellen zu sammeln weiß, auch zugegeben, daß manches, auf diesem Weg gefunden, nur Futterbrei

ist, und nie zum hellen, durchsichtigen Honig sich aufklären kann, so müssen wir einen Genius bewundern, der nun schon beinahe ein Drittel Jahrhundert mit dem größten Rechte die Aufmerksamkeit des Publicums erregt hat, und können wir anders als mit dem echt humoristischen Wunsche schließen, daß ihm der Himmel noch lange seinen Himmel auf Erden gönnen möge, ehe er ihn aus diesem Wolken- und Sternenhimmel in das Empyreum des himmlischen Lichts hinüberruft?

Andeutungen

zu

Biographieen und Charakteristiken

der Zeitgenossen.

Digitized by Google

Freiherr von Thielmann,

geboren 176., jetziger königlich preußischer Generallieutenant und Militärgouverneur der zwischen der Weser und dem Rhein belegenen königlich preußischen westphälischen Provinzen, stammt aus einer angesehenen bürgerlichen, im königlich sächsischen Staatsdienste ausgezeichneten Familie. Nachdem er die ungemein glänzenden Eigenschaften seines Geistes durch eine reichhaltige, wissenschaftliche Bildung erhöht hätte, folgte er noch im Jünglingsalter seiner unwiderstehlichen Neigung zum Militärstande. Bei Errichtung des königlich sächsischen Husarenregiments, einer Truppe, die sich von Anfang an durch ihren militärischen Geist und durch die ausgezeichnete Bildung ihres Offiziercorps hervorthat, erhielt er eine Lieutenantsstelle, und der damals eben ausgebrochene erste französische Revolutionskrieg gab ihm die erwünschte Gelegenheit, Talent und Beruf in der erwähnten Laufbahn zu bewähren. In allen Affairen, an denen sein Regiment Antheil nahm, ward er mit Belobung genannt, und seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit als Muster aufgestellt. Ein baldiges Avancement zum Rittmeister, und die Decoration des königlich sächsischen Heinrichsordens waren der Lohn dieser Anstrengungen. Nach hergestelltem Frieden kehrte das Regiment in seine Garnisonen im thüringischen Kreise zurück. Derselbe Eifer und Enthusiasmus, der den General Thielmann auf dem Felde der Ehre charakterisirte, wurde nunmehr auf die Wissenschaften gewendet. Die

Nähe von Weimar und Jena, der damals hoch aufgeregte Geist der philosophischen Forschung, der Umgang mit ausgezeichneten Regimentscameraden (unter denen wir nur des berühmten Geschichtschreibers des Kaisers Friedrich, des Generallieutenant von Funk gedenken), ferner die Freundschaft Hardenbergs-Novalis, und des unvergeßlichen F. V. Reinhard, welche gemeinschaftlich mit ihm an der Hand dreier liebenswürdiger Töchter des charpentierschen Hauses zu Freiberg ihr häusliches Lebensglück begründen wollten, endlich die nähere Verbindung mit dem körnerschen Hause, und allen durch Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten Personen, die sich in Dresden vereinigten, — alle diese Umstände gaben dem rastlosen Geiste die glücklichste Nahrung. Der Feldzug von 1806 rief ihn zu den Waffen zurück; das Unglück bei Jena, die unfreiwillige Unthätigkeit des sächsischen Auxiliarcorps, eine unerwartete Audienz beim Kaiser Napoleon zu Merseburg, und die dem sächsischen Hofe aufgedrungene Wendung seiner Politik bewirkten, was eine frühere Reise nach Paris nicht vermocht hatte. Sie öffneten ihm die Augen über die Lage von Deutschland, über den Charakter der leitenden Personen, über den Werth jenes militärischen Systems, dem auch er bis dahin von ganzem Herzen angehangen hatte. Weder geblendet, noch geschreckt durch die französischen Waffen, aber gedemüthigt durch die erwiesene Ohnmacht der Deutschen, ließ ihm der Drang des Augenblicks und die Pflicht des Dienstes zwar keine Wahl, aber der Gedanke der Rettung Deutschlands, und der Wunsch, die Schule des Feindes dereinst zu seiner Niederlage benutzen zu können, hat ihn in den folgenden Jahren niemals verlassen. Wer möchte ihm verdenken, daß er unter der Hoffnungslosigkeit der Jahre 1806 bis 1812 sich die Möglichkeit einer solchen Niederlage nicht anders als seine deutsche Zeitgenossen einzubilden wußte, nämlich als das dereinstige Werk eines außerordentlichen Heerführers, eines Antinapoleon; und daß er, seines tüchtigen Herzens und seines vaterländischen Willens gewiß, sich für einen Divisionär desselben berufen hielt. Augenzeugen können bestätigen, daß er schon 1807 dahin, aber auch nach nichts Höherem strebte; und die ihn näher kennen, wissen, daß er sich diesen Wunsch nie-

mals eingestanden hat, ohne ein begleitendes Gebet, daß es ihm nur unbeschadet der Dienstpflicht gegen seinen angebeteten Herrn gelingen möge. Die Treue gegen seinen Herrn zu bethätigen, gaben die Jahre 1806, 1807, 1809 und 1812 die glänzendsten Gelegenheiten; durch rühmlichen Antheil an der Belagerung von Danzig und an der Schlacht von Friedland stieg er zum Range eines Obristen und Adjutanten des Königs. Wie er dem Könige 1809 als nunmehriger Generalmajor mit einer ermüdeten und hülfsbedürftigen Truppe von 2000 Mann, und weniger Cavallerie und Artillerie gegen vierfache Uebermacht, und was mehr sagen will, gegen die Uebermacht seines eignen deutschen Gefühls, sein Land behauptet und seine Hauptstadt befreit, wird auch in den deutschen Jahrbüchern jenes unvergeßlichen Krieges mit Ruhm beschrieben werden. Sein ausgezeichneter Antheil an allen glänzenden Ereignissen der Campagne gegen Rußland, wie daß er den schrecklichen Ausgang dieses Krieges von Moskau bis jenseit der Berezina und Wilna in der näheren Umgebung des Kaisers Napoleon zu durchkämpfen hatte, ist weltbekannt. Der König von Sachsen erhob ihn in den Freiherrnstand. Seine Schule war vollendet; er hatte sie mit den kräftigsten Jahren seines Lebens und mit seiner Gesundheit bezahlt; das Pfand der Dienstpflicht gegen seinen Herrn hatte er redlich und gewissenhaft eingelöst. Es war wohl Zeit nunmehr, das Ziel seines Lebens, die veränderten Umstände, und die Morgenröthe, die durch höhere Fügungen inzwischen über das deutsche Vaterland aufgegangen war, ruhig zu betrachten. Als ihm die Vertheidigung Torgaus übergeben wurde, noch mehr aber in jenem hoffnungsreichen Zeitpunkte, wo sich der König von Regensburg gegen Prag wandte, mußte die Ahnung, daß der Gedanke seines Lebens in Erfüllung ginge, sich wohl seiner ganzen Seele bemächtigen. Er kannte das Geheimniß der Größe Napoleons, also auch seines Verfalls. Man denke sich den schrecklichen Augenblick seines Lebens, wo er die Partei, welche der König ergriffen, erfuhr, und nun in seinen Mauern, fast im Angesichte der Zukunft Deutschlands und Sachsens, vor dem Bilde seines Königs erwog, welche Partei er zu ergreifen hätte. Es war eine Lage, wo die irdischen Gesetze und Rücksichten

ihre Kraft verlieren, und wo man nur den jenseitigen Richter im Auge hat. Torgau, das letzte Unterpfand, welches er von seinem Herrn empfangen, gewissenhaft zurückstellen, seine Dienste niederlegen, und das heiligste, unveräußerliche, langgeprüfte Gefühl seiner Brust dahin retten, von wo allein Rettung für das unglückliche Sachsen kommen konnte: dies war die Partei, welche er ergriff. Deutschland war kein wesenloser Name mehr; Souverainität und Krone waren dem gewissenhaften Herrn aufgedrungen; wenn auch kein deutscher Kaiser, doch die kaiserliche Herrschaft des Rechts war im Anzuge; vor solchem Tribunal konnte der deutsche Freiherr den edelmüthigen, frommen Fürsten, der ihn dazu ernannt hatte, ruhig erwarten; in diesem Sinne wird die Nachwelt den Schritt des Generals Thielmann beurtheilen. Was er auf der Seite der Alliirten, zumal zur Vorbereitung der Schlacht von Leipzig und für den Erfolg des ersten Feldzuges gegen Frankreich gethan, ist in Aller Gedächtniß. Der Kaiser von Rußland hat es durch die Ertheilung des Commandeurkreuzes des hohen Ordens vom heiligen Georg anerkannt. In dem Siege, der die Laufbahn Napoleons unwiderruflich beschloß, zeigte sich zwar kein Antinapoleon; der irdische Ruhm des Tages bei Waterloo wurde unter zweien getheilt, damit die Welt des unsichtbaren Herrn der Heerschaaren eingedenk seyn sollte; aber wie alle tüchtige und rechtliche Absicht auch irdisch erfüllt wird, so fand sich der General Thielmann an diesem entscheidenden Tage als Divisionär jenes Feldherrn, der die ungetheilteste Bewunderung seiner Zeitgenossen davon getragen, und hatte das Glück, zu dem Erfolg wesentlich mitzuwirken.

Freiherr Anton Baldacci,

Großkreutz des Oesterreichisch kaiserlichen Leopold-Ordens, Präsident der Obersten Rechenkammer, Armee-Minister 1813, 1814, 1815.

Er wurde 1767 zu Presburg aus einer adelichen ungarischen Familie gebohren, die aus Corsika herstammend,

in den Freiheitskriegen wider Genua, ihr Vaterland freiwillig verließ, als es unterjocht wurde. — Baldacci's aufkeimendes Talent fand gar bald einen entschiedenen Beförderer an dem Grafen Balassa, der unter Joseph II. und Leopold II. in den ungarischen Angelegenheiten eine Rolle spielte und als lezterer Monarch eine eigene illyrische Hofkanzlei errichtete, an die Spitze derselben trat. Baldacci zeichnete sich in allen Verwaltungszweigen so sehr aus, daß er 1797 bei der gallizischen Hofkanzlei, unter dem Grafen Mailath, wirklicher Hofrath und Referendair wurde, 1802 aber Sitz und Stimme im Staatsrathe erhielt. — Seine ungeheuere Thätigkeit, bei einer, fast immer wankenden Gesundheit, hob ihn im öffentlichen Vertrauen eben so sehr und hielt ihn gegen vielerlei Anfechtungen, als die bewunderungswürdige Energie seines Characters, die sich vorzüglich in einem göttlichen Haß gegen Bonaparte und in allem, was bonapartisch war, auf eine, jedem Oesterreicher unvergeßliche Weise äusserte. Die beiden Landsleute Bozzo di Borgo und Baldacci haben dem Korsikaner Bonaparte nicht weniger Feinde und Gefahr erweckt, als der nommé Stein! in dem unvergeßlichen Heldenjahr 1809, im Jahre der Landwehr, der Reserven, der Tyroler Insurrection, im Jahre von Aspern, war Baldacci mit dem Grafen Stadion die Seele dieses Krieges, voll Unglücks und Ruhms, der die Unterjochung der pyrenäischen Halbinsel gehindert und dadurch die langsame Verblutung des allgemeinen Tyrannen, das Umwenden seines Glücksrades, die Befreiung der Welt vorbereitet und herbei geführt hat. Die glänzendste Epoche Baldacci's waren aber die Jahre 1813, 1814 und 1815, wo er als Armee-Minister endlich in Paris das Ziel aller seiner großen und schönen Arbeiten, seiner unerschrockenen Aufopferung und jahrelangen Beharrlichkeit unter allen Lockungen und Gefahren erlebte, der Sturz Bonaparte's. Nach wieder hergestelltem, allgemeinen Frieden, trat Baldacci in die Leitung des General-Rechnungs-Directoriums zurück, immer auch zugleich im Kabinet des Monarchen zu den wichtigsten Staatsgeschäften verwendet.

Graf Franz Saurau,

gebohren zu Wien am 19ten Sept. 1760, zog als Kreis-Commissair in Oesterreich Josephs II. besondere Aufmerksamkeit auf sich, wurde von ihm, bei dem damals viel besprochenen, aber bald ganz verunglückten Geschäfte der allgemeinen, neuen Steuerregulirung verwendet, schnellen Schrittes und früher Jugend, zum böhmischen Gubernialrath, zum Stadthauptmann in Prag, zum Hofrath beim Directorium in Wien, befördert. Mit dem ersten Wahlbothschafter und Ollmützer Cardinal Erzbischofe Colloredo, bei der Kaiserwahl Leopold II. verrichtete er dort das Amt eines Hofmarschalls der Kur- und Krone Böhmen. Er wurde niederösterreichischer Regierungspräsident und dem Minister Freiherrn von Thugut enge verbündet, vereinigte er eine Zeitlang die Gewalt eines Polizei- und Finanzministers. In dem Wirkungskreis der leztern fiel die gezwungene Arrosirung der Obligationen und der Anfang zur unverhältnißmässigen Emission des Papiergeldes, in jene der ersteren, die Jakobiner-Geschichten, die der Anlaß einer eigenen Verfügung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches wurde, welche Verleitung zum Verbrechen, und Steigerung desselben, um es dann anzugeben und strafen zu können, streng untersagt wurde. — Bald nach dem Austritte des Ministers Baron Thugut, trat auch Saurau vom Finanzminister-Posten ab und gieng als Bothschafter nach Petersburg, wohnte auch zu Moskau der Krönung des neuen Kaisers Alexander bei. — Nach der Beendigung des deutschen Entschädigungsgeschäftes, wurde er 1804 von Petersburg zurück berufen, kurze Zeit ohne Anstellung, sehr bald österreichischer Landmarschall, 1805 Gouverneur in Innerösterreich. Als solcher organisirte er mit dem Erzherzog Johann die Organisation der Reserven und Landwehr und alle Vorbereitungen zum Kriege von 1809. In demselben begleitete er eine Zeitlang, eben bei der Armee von Innerösterreich, unter den Befehlen des Erzherzogs Johann, den Posten eines bevollmächtigten Hofcommissairs. Er war bestimmt den Masseaufstand seiner Provinz zu organisiren, und mit dem heldenmüthigen Tyrol in Verbindung zu setzen, als die

Bewegungen des Grafen Giulay Bannus den Grätzer Schloßberg entsetzt und Steyermark, so wie der Tyroler Landsturm ganz Oberkärnthen befreit hat. Im November 1809 wurde Graf Saurau wieder, was er vor 14 Jahren gewesen war, Regierungspräsident zu Wien, aber mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederösterreich, 1814 Gouverneur des neu erworbenen lombardischen Königreichs, 1817 Bothschafter in Spanien, an des Grafen Kaunitz Stelle. Eine Zeitlang war er auch bevollmächtigter Minister beim Heere des F. M. L. Bianchi gewesen, welches Ferdinand IV. wieder auf den Thron von Neapel setzte und der abentheuerlichen Herrlichkeit Joachim Murats ein Ende machte.

Graf Joseph Wallis,

Oesterreichischer Staats- und Conferenz- auch ehemaliger Finanzminister,

aus einem uralten irländischen Hause, schon seit dem 30-jährigen Kriege in der österreichischen Monarchie begütert, Enkel des Feldmarschalls Grafen Olivier Wallis, der durch die verlohrene Schlacht bei Krotzka den Belgraderfrieden herbeiführte, Neffe des F. M. und Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Michael Wallis und des F. Z. M. Grafen Olivier Wallis, weihte sich schon in seiner ersten Jugend dem Staatsdienste und den Wissenschaften mit jener ungemeinen Energie, und jener unermüdbaren Thätigkeit, welche ihn auf seiner ganzen Laufbahn unverrückt ausgezeichnet haben. Es ist beinahe kein Zweig der Administration, den er nicht wissenschaftlich ergründet und durch Erfahrung eingeübt hätte. Vom Hofrath und Referendair Böhmens, wurde er 1802 Landrechtspräsident in Prag, 1803 eben daselbst Präsident des Appellations- und Criminalobergerichts, 1804 Gouverneur in Mähren, 1805 Gouverneur und Oberstburggraf des Königreichs Böhmen, 1809 bevollmächtigter Hofcommissair bei der, durch die Insurgenten und Russen, aus beiden Gallizien nach Mähren und Böhmen verdrängten Armee des Erzherzogs Ferdinand, 1810 Finanzminister, wo er dann am 1ten

März 1811 jenes folgenreiche Finanzpatent herausgab, welches mit einem Schlage das Papiergeld und die öffentliche Staatsschuld um ein Fünftheil des Numerärs herunterſetzte und in vielen Sectionen der Verwaltung heilsame Sparsamkeit einführte. Als aber das große Gottesgericht in Rußland, die Nothwendigkeit neuer und schneller Rüſtungen und die Möglichkeit eines Umſturzes der Zwingherrschaft Bonaparte's über alle Welt, in heller Morgenröthe andeutete, mußten auch blos administrative und finanzielle Rückſichten höhern politiſchen Combinationen und der heiligſten liebſten Hoffnung der Welt weichen. Die Maſſe des Papiergeldes wurde zur Beſtreitung jener ungeheuren Staatserforderniſſe wieder vermehrt, dem Walliſiſchen Papiergelde, den Einlöſungsſcheinen, die auf die Reduction der Wiener Bancozettel gefolgt waren, traten jetzt noch unter neuerlicher Verbürgung die Anticipationsſcheine zur Seite. Graf Wallis verließ unter dieſen Umſtänden das Finanzminiſterium und damals Staats- und Conferenzminiſter im Staatsrathe, das Portefeuille des Innern.

Graf Ludwig Walmoden,

Oeſterreichiſcher Generallieutenant und Oberbefehlshaber der kaiſerlichen Truppen in Neapel,

gebohren zu Wien am 9ten Febr. 1769, wo ſein Vater der hannöveriſche F. M. Hanns Ludwig Graf von Walmoden, vom brittiſchen Könige Georg II. väterlich geliebt, als Geſandter ſtand. Der junge Walmoden trat ſehr früh in das hannöveriſche Leibgarde-Regiment, 1790 aber in preußiſche Dienſte. Er verließ ſie als Huſaren-Rittmeiſter und Generaladjutant des Diviſionairs Wolfradt 1795, als Preußen, Kraft des Baſlerfriedens, den Kriegsſchauplatz verließ und das nördliche von dem ſüdlichen Deutſchland losriß. Er trat in öſterreichiſche Dienſte und machte von 1796 an alle Feldzüge mit, gar bald als ein trefflicher Partheigänger bekannt, zugleich auch vielfältig in diplomatiſchen Miſſio-

nen gebraucht, wie in den lezten Monaten des Jahrs 1808 zur Vorbereitung jenes ewig unvergeßlichen Heldenkampfes Oesterreichs, wider den allgemeinen Tyrannen und die mit ihm verbündete Welt, nach England, um den Bundes- und Subsidienvertrag zwischen den Kabineten von S. James und Wien zu stiften, was ihm auch vollkommen gelang. Der Fürst Starhemberg löste ihn gerade noch zur rechten Zeit ab, daß Walmoden (5ten und 6ten July 1809) einer der Helden von Wagram werden, und an diesen merkwürdigen Tagen das Theresien-Ordenskreutz zu erringen.

Nach abgeschlossenem Wienerfrieden, wurde Walmoden, der vom Rittmeister bis znm F. M. L. in der österreichischen Armee gedient hatte, Divisionair in Böhmen und verlebte seine Zeit meist in Prag, keinen großen politischen Ereignissen fremd. Im Febr. 1813, nach dem großen Gottesgericht auf Rußlands Eisfeldern über Bonaparte und seine Rotten, quittirte Walmoden die österreichischen Dienste, um in gleichem Charakter in russische zu treten und die deutsche Legion zu commandiren, die aber in der Folge nicht zu Stande kam, jedoch wohl durch Preußens römische Entschlossenheit und heldenherrlichen Beitritt zu Kalisch, eine ganz andere Ausdehnung und viel höhere Bedeutung erhielt. Walmodens vortreffliches Benehmen in diesem ganzen Feldzuge, selbstständig und unter dem Kronprinzen von Schweden, sein herrlicher Sieg an der Görde und die gänzliche Vernichtung der Division Pocheur, die kluge und kühne Behauptung des Meklenburgischen, wider Davoust's große Uebermacht, endlich der Feldzug in Schleswig, Holstein und Jütland, welcher von Dänemark den Frieden und Norwegens Abtretung erzwang, sind bekannt genug. Walmodens Name wetteiferte mit jenem des Gemahles seiner Schwester Wilhelmine, des Ministers, Carl Friedrich Freyherrn von Stein, zu Nassau. Nach dem zweiten Pariserfrieden verließ Walmoden wieder die russischen Dienste, und kehrte in das ihm von jeher besonders werthe Oesterreich zurück. — Als der Graf Laval Nugent, römischer Fürst, neapolitanischer Herzog und Generalissimus der Truppen Ferdinands IV. wurde, berief der Fürst von Metternich den Grafen Walmoden nach Wien,

um ihm den Oberbefehl des im Königreiche Neapel verbliebenen österreichischen Armee-Corps zu übertragen. Anfangs May 1817 trat er diese Stelle wirklich an.

Freiherr Johann Philipp Wessenberg,

aus einem ursprünglich schweitzerischen Hause, die ältesten Dienstmannen des österreichischen Kaiserhauses, heimisch auf den sogenannten Eigen, zunächst des Stammhauses Habsburg, seit das Aargau schweitzerisch ist, aus Breisgau übersiedelt, wo der Freiherr Johann Philipp 1775 gebohren wurde. Er erhielt seine erste Bildung an der Freiburger hohen Schule, bildete sich auch auf auswärtigen Universitäten und trat früh in Oesterreichs Dienste und zwar in die diplomatischen. Der große Johannes Müller, damals Hofrath in der Staatskanzlei zu Wien, erkannte der erste diese hoffnungsreich und herrlich aufkeimende Blüthe. 1798 und 1799, auch im folgenden lezten Feldzuge vor dem Lüneviller-frieden, leistete Wessenberg ausgezeichnete Dienste in der damals revolutionirten Schweitz bei der Armee des Erzherzogs Carl unter dem Minister Grafen Lehrbach, darauf arbeitete er viel in dem großen Geschäfte der allgemeinen Secularisation und Indemnisation in Deutschland. 1803 wurde er Minister Resident zu Frankfurt am Main, 1805 beim Kurfürsten von Hessen-Cassel, welchem er bei Mortiers Invasion und gegen Lagrange's argwöhnische Habsucht und tyrannische Willkühr die allergrösten Dienste leistete, 1808 Gesandter in Berlin, da die damaligen politischen Verhältnisse dem Könige nicht erlaubten, das diplomatische Corps bei sich in Königsberg zu versammeln. Die Bewegungen des Jahres 1809, auch unter Preußens Heer und Volk, Schills abentheuerlicher Zug und Heldentod, Katts und Dörrenbergs verunglückte und verrathene Versuche, der Aufstand in Cassel, ꝛc. sind bekannt. 1811 gieng der Freiherr von Wessenberg als Gesandter nach München. Seine Klugheit und Freimüthigkeit legten den ersten Grund zur Versöhnung beider Höfe. 1813 stiftete er den Bund zwi-

schen England und Oesterreich, nahm darauf den entscheidendsten Antheil an dem ersten, wie an dem zweiten Pariserfrieden, an den Verhandlungen des Wienercongresses, auf den Gang des Deutschen Bundestages zu Frankfurt, kurze Zeit hindurch, war er auch Vicepräsident der, für die von Oesterreich neu erworbenen Provinzen geschlossene Central-Organisirungshofcommission (1814—1815).

Graf Johann Philipp Stadion,

von der ältern Friedrichs-Linie zu Warthausen, gebohren zu Mainz am 18ten Juny 1763 aus einem uralten Hause Hohenrhätiens, dessen berühmtester Ahnherr Walter von Stadion 1352 in der Schlacht bei Näfels, mit allen seinen Rittern, für Oesterreich das Leben gelassen. — Graf Johann Philipp war der jüngere Sohn, der ältere Bruder Friedrich, gebohren am 6ten April 1761, ergriff den geistlichen Stand, wurde Domherr zu Mainz und Würzburg, Domcapitular zu Bleydenstadt, mainzischer und würzburgischer Regierungspräsident, 1798 würzburgischer Gesandter zum Rastadter Friedenscongresse, 1803 (nachdem er es ausgeschlagen, bei der damaligen schmerzlichen Entwürdigung des Deutschen Vaterlandes, Coadjutor seines ehemaligen Freundes Dahlberg, als Fürst Primas zu seyn) böhmischer Reichstags-Gesandter zu Regensburg, 1806 Gesandter zu München, 1809 Armeeminister, nach dem Wienerfrieden, samt seinem Bruder, von allen Geschäften zurückgezogen, privatisirend zu Prag, meist auf den böhmischen Herrschaften in ländlicher Einsamkeit am 12ten December 1811 allzufrüh entrissen dem Staate, den Wissenschaften und seinen Freunden, zu einer Zeit, welche dieses herrlichen Deutschen Mannes nimmermehr oder noch nicht würdig war. — Die Gebrüder Stadion entwickelten ihre ausgezeichneten Talente vorzüglich auf der Georgia Augusta zu Göttingen, unter der Leitung des Abbé Colborn, nachmaligen Weihbischofs. Der große Kaunitz gewann den Grafen Johann Philipp schon als Jüngling lieb und sendete ihn 1787 als Ge-

sandten nach Schweden, als eben Gustav III. zu Gunsten der Türken, eine mächtige Diversion gegen Rußland unternahm, wogegen in seinem Landheere in Finnland, kräftig aufgestachelt, durch den russischen Bothschafter Rosumowszky, Meuterey ausbrach. — Von der Krönung Leopolds II. wurde Graf Stadion als Gesandter nach London geschickt, quittirte aber, als 1793 der österreichische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Baron Thugut dem alten Grafen Mercy d'Argenteau, vormaligem Bothschafter in Paris, neben dem Grafen Stadion die wichtigsten Geschäfte der Mission in England übertrug, und zog sich theils nach Regensburg, theils nach Wien, theils auf seine schwäbischen Güter zurück, vermählte sich auch am 22ten Jenner 1794 mit der Gräfin Marianne Stadion von der Philippischen Linie zu Tannhausen. — Als 1801 Baron Thugut ganz aus dem Ministerium getreten war, und der Graf, nunmehrige Fürst Trautmannsdorf eine Zeitlang das Portefeuille führte, kam Graf Stadion als Minister nach Berlin, 1803, an des Grafen Saurau Stelle, als Bothschafter nach Petersburg, wo er, so wie der Graf, nun Fürst Metternich in Berlin die dritte Coalition von 1805 stiftete, die mit ungeheueren Kräften und mit einem großen Plan, doch nur an Preußens allzuspätem Beitritt gescheitert hat. — Das Unglück und die Schmach von Ulm rächte sich an den Preußen fürchterlich bei Jena, an Bonaparte bei Leipzig und in Dresden. Vor dem Abschlusse des Presburgerfriedens, trat der Minister Graf Ludwig Cobenzl und der Staatssecretair Collenbach aus dem Ministerium, auch der bis dahin allen Stürmen und allem Wechsel unzugängliche Kabinetsminister Graf Franz Colloredo, Erzieher des Kaisers, Graf Stadion wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in dem Zeitpunkte des ungeheuersten Uebermuthes Bonaparte's; als er offen und früh ankündigte, mehr als die Riesenmonarchie Carls des Großen wieder herzustellen und durch Lehns- oder Familienbande den ganzen Occident in einen Körper zu vereinigen. Man sah nach einander die so oft garantirte Republik Holland, die Thronen von Neapel, Etrurien, Portugall und Spanien gestürzt, die dortigen Bourbons und den Pabst gefangen, Preußens Größe an dem einzigen Tage von Jena zusammengestürzt,

Rußland zum Tilsiterfrieden gezwungen und in Erfurt zu einer Art von Schutz- und Trutzbündniß im erobernden Sinne, Oesterreich, das die lästigen Bedingnisse des Presburgerfriedens mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit erfüllt hatte, mit dem bittersten Hohn aller und jeder Früchte desselben beraubt. — Oesterreich wurde der Mittelpunkt und das Panier, um welches sich alle Freunde des alten Rechtes und der alten Ordnung sammelten, Graf Stadion der Mittelpunkt derselben in Oesterreich. Hätte das unglückselige Jahr 1805, das den uralten, 1809 wieder neu verherrlichten Ruhm der österreichischen Waffen so arg verdunkelt hatte, nicht das Heer, insonderheit die Reiterei, die Vorräthe, überhaupt die großen Erfordernisse und Elemente des Krieges, zu tief zurückgesetzt gehabt, Graf Stadion hätte schon nach der Schlacht bei Eylau losgebrochen. So muste aber die wahre innere Gesinnung um so mehr verborgen und auf den heiligen Tag der Rache gespart werden, je argwöhnischer der Soldatenkaiser sich über jede, wenn auch nur streng defensive Maaßregel bezeigte. Inzwischen nahmen die Anstalten im Innern einen würdigen, großen, durchgreifenden Gang. Man zeigte dem Volke Vertrauen, man bearbeitete es, und die Armee durch Schriftsteller. Die geheimen Bonapartisten, die feigen und schläfrigen, wurden endlich überstimmt, die Entwürfe der Nationalbewaffnung, der Landwehren, der Reserven, der ungarischen Insurection drangen endlich durch, eine bewaffnete Macht von 600,000 Mann wuchs durch einen Zauberschlag empor, aus jener heiligen unerschöpflichen Erde Oesterreichs. Dennoch darinn und in der Befestigung entscheidend wichtiger Punkte, die unstreitig zu spät, und großen Theils vereinzelt geschahen, erwies es sich recht, daß der Sieg des kriegerischen Muthes und wahrhaft vaterländischer Tugend über den Knechtsinn und die Verzagtheit lange ungewiß gewesen und hartnäckig bestritten worden sey. Niemals wehte in Oesterreichs Heer und Volk eine so heilige und so lebendige Begeisterung, wie 1809. Unübertroffen, selbst durch die großen Ereignisse von 1813 und 1814, bleibt der Glanz, der damals entwickelten, bürgerlichen und soldatischen Tugenden. Graf Stadion begab sich mit dem Kaiser selbst zur Armee, sein Bruder Graf Friedrich verließ den Münchner Gesandtschaftsposten, um als Generalintendant

der große Reiz der Erzählung liegt in der Art, wie Ludwig Ganghofer sie erzählt. Er ist ein Meister der Schilderung, und wenn er auch nicht immer ganz neue Stoffe bringt, so weiß er doch jeden Stoff so zu behandeln, daß er neu erscheint. Er ist ein Meister der Charakteristik, und wenn er auch nicht immer ganz neue Charaktere bringt, so weiß er doch jeden Charakter so zu zeichnen, daß er neu erscheint. Er ist ein Meister der Sprache, und wenn er auch nicht immer ganz neue Worte bringt, so weiß er doch jedes Wort so zu setzen, daß es neu erscheint. Er ist ein Meister der Komposition, und wenn er auch nicht immer ganz neue Formen bringt, so weiß er doch jede Form so zu gestalten, daß sie neu erscheint. Er ist ein Meister der Ironie, und wenn er auch nicht immer ganz neue Witze bringt, so weiß er doch jeden Witz so zu machen, daß er neu erscheint. Er ist ein Meister der Satire, und wenn er auch nicht immer ganz neue Spitzen bringt, so weiß er doch jede Spitze so zu schärfen, daß sie neu erscheint. Er ist ein Meister der Parodie, und wenn er auch nicht immer ganz neue Nachahmungen bringt, so weiß er doch jede Nachahmung so zu machen, daß sie neu erscheint. Er ist ein Meister der Travestie, und wenn er auch nicht immer ganz neue Verkleidungen bringt, so weiß er doch jede Verkleidung so zu machen, daß sie neu erscheint. Er ist ein Meister der Persiflage, und wenn er auch nicht immer ganz neue Spöttereien bringt, so weiß er doch jede Spötterei so zu machen, daß sie neu erscheint. Er ist ein Meister der Karikatur, und wenn er auch nicht immer ganz neue Übertreibungen bringt, so weiß er doch jede Übertreibung so zu machen, daß sie neu erscheint. Er ist ein Meister der Groteske, und wenn er auch nicht immer ganz neue Verzerrungen bringt, so weiß er doch jede Verzerrung so zu machen, daß sie neu erscheint. Er ist ein Meister der Burleske, und wenn er auch nicht immer ganz neue Possen bringt, so weiß er doch jede Posse so zu machen, daß sie neu erscheint. Er ist ein Meister der Farce, und wenn er auch nicht immer ganz neue Schwänke bringt, so weiß er doch jeden Schwank so zu machen, daß er neu erscheint. Er ist ein Meister der Komödie, und wenn er auch nicht immer ganz neue Lustspiele bringt, so weiß er doch jedes Lustspiel so zu machen, daß es neu erscheint. Er ist ein Meister der Tragödie, und wenn er auch nicht immer ganz neue Trauerspiele bringt, so weiß er doch jedes Trauerspiel so zu machen, daß es neu erscheint. Er ist ein Meister der Tragikomödie, und wenn er auch nicht immer ganz neue Mischungen bringt, so weiß er doch jede Mischung so zu machen, daß sie neu erscheint. Er ist ein Meister der Komödie, und wenn er auch nicht immer ganz neue Lustspiele bringt, so weiß er doch jedes Lustspiel so zu machen, daß es neu erscheint. Er ist ein Meister der Tragödie, und wenn er auch nicht immer ganz neue Trauerspiele bringt, so weiß er doch jedes Trauerspiel so zu machen, daß es neu erscheint. Er ist ein Meister der Tragikomödie, und wenn er auch nicht immer ganz neue Mischungen bringt, so weiß er doch jede Mischung so zu machen, daß sie neu erscheint.

Waffenstillstand trug beinahe die Nothwendigkeit des Friedens in sich. Der Krieg hätte in einem Lande und bei Bonaparte's Zögerung in einer Jahreszeit geführt werden müssen, wo jede Vorrückung äusserst schwer, jeder Rückzug eine völlige Vernichtung war. Die Armee zog nähmlich aus Böhmen durch Mähren, nach Ungarn. Zu Altenburg begannen Friedensunterhandlungen, begonnen durch den aus Paris zurückgekommenen Bothschafter Grafen Metternich und den Generalquartiermeister der Armee des Erzherzogs Johann, Grafen Nugent, fortgesetzt in Wien und Schönbrunn durch den F. M. Fürsten Johann Lichtenstein. (Der nach dem Erzherzog Carl den Oberbefehl übernommen hatte.) Graf Stadion war von der Schlacht von Aspern, bis zu jener von Wagram, in des Kaisers Hoflager, in dem nahen Wolkersdorf gewesen, nach der Schlacht begab sich der Monarch nicht ohne Gefahr vor dem nachsetzenden Feinde, über die Jablunka nach dem neu befestigten Comorn, Graf Stadion nach Prag, kehrte aber bald wieder nach Totis zum Kaiser zurück. Bonaparte selbst ertheilte in seinen Gesprächen, mit dem F. M. L. Grafen Bubna, Stadions Plan, seiner rastlosen Thätigkeit, seiner Integrität, ein aus diesem schwarzen Gaumen sehr seltenes Lob. Dessen ohngeachtet wiederholte Stadion die Bitte, um seine Entlassung vom Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, worinn sein Nachfolger Graf Metternich wurde. Er privatisirte zu Prag und auf seinen böhmischen Gütern, bis die Vernichtung der bonapartischen Rotten in Rußland wiederum aller Augen auf ihn wendete und Graf Metternich selbst verlangte, er möge in diesem, das Loos der Welt vielleicht für immer entscheidenden Augenblick, Mitwisser und Mitberather aller großen Geschäfte seyn. Er gieng nach der Schlacht bei Lützen ins Hauptquartier des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm, den heiligen Bund für die gemeinsame große Sache zu schließen, zu den Unterhandlungen zu Frankfurt und Chatillon, zu dem Pariserfrieden. Er brachte das neuerliche Opfer nach dem Frieden und während er beim Wiener Congresse in den bedeutendsten Angelegenheiten gebraucht wurde, ein höchst wichtiges, undankbares, ihm noch dazu ganz fremdes Departement, jenes der verwirrten und erschöpften Finanzen zu übernehmen.

Graf Ludwig Cobenzl,

Ritter des goldenen Vließes, Großkreutz des ungarischen St. Stephanordens, österreichischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, vom Lüneviller- bis zum Presburgerfrieden,

gebohren am 21ten November 1753 zu Brüssel, wo sein Vater bevollmächtigter Minister war, that die ersten Dienste in dem neu erworbenen Gallizien und Lodomerien unter seinem väterlichen Freunde, dem Staats- und nachherigen Polizeiminister Grafen Pergen, nebst seinem Vetter Grafen Philipp Cobenzl (geb. 28ten März 1741) durch des Fürsten von Kaunitz besonderes Wohlwollen ausgezeichnet, folgte dem berühmten Marquis d'Yve als k. k. Gesandter in Copenhagen bald nach der Revolution von 1772, der Gefangennehmung der Königin Caroline Mathilde und der Hinrichtung des unglücklichen Struensee, 1775 wurde er Gesandter bei dem großen Friedrich und blieb in Berlin bis zum Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges, 1779 wurde er als Friedensgesandter auf den Congreß von Teschen bestimmt, aber von den Polen überfallen, mußte er diese Ehre seinem Vetter Philipp überlassen, der hierauf als Hof- und Staats-Vicekanzler in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten trat. Graf Ludwig gieng als Bothschafter nach Petersburg, gewann die höchste Gunst und gehörte zum vertrauten Zirkel Catharinens. Die Vernichtung aller preußischen Versuche, den engen Bund zwischen Oesterreich und Rußland zu zerstören, vereitelte Cobenzl und behauptete in den großen Geschäften unter Joseph und Leopold II. einen außerordentlichen Wirkungskreis, im türkisch-schwedischen Kriege und in dem leider nicht zu wendenden Angelegenheiten Polens, dessen zweite und dritte Theilung in die ersten drei Jahre des französischen Revolutionskrieges fielen. — Catharinens Liebling, hatte er einen schweren Stand, ihrem Thronfolger Paul gegenüber, dennoch behauptete er sich nicht nur, sondern er wurde das thätigste Werkzeug der großen zweiten Coalition gegen Frankreich, in deren Folge russische Heere unter Suwarow und Korsakow nach Italien und in die Schweitz zogen. — Graf Ludwig Cobenzl unterzeichnete am 17ten October 1797 den Frieden von Campo Formio.

und versah kurze Zeit das Ministerium der auswärtigen Geschäfte, aus welchen sich der Freiherr von Thugut zurückziehen zu wollen schien, um die friedfertigen Gesinnungen seines Hofes hiedurch um so mehr zu bestätigen. — Er schloß zu Rastadt mit Bonaparte die den Frieden von Campo Formio und dessen geheime Artikel ergänzende Militair-Convention und hielt zu Seltz, mit dem Erdirector François de Neufchateau, neuerliche Versöhnungs-Conferenzen, als der Auflauf in Wien, wegen der Aussteckung der dreifärbigen Fahne, aus dem Hotel des Bothschafters Bernadotte, wiederum heftige Spannung zur Folge gehabt hat. Als die Revolutionirung der Schweitz und alle andern Schritte des französischen Pentarchats nur zu deutlich zeigten, es sey mit ihnen kein Friede, sie sännen unersättlich und unaufhörlich auf neue Zerstörung, eilte Cobenzl wiederum nach Petersburg, dem Schauplatze seiner frühern großen Verdienste. Bald traten Oesterreich; Rußland, Großbritannien, Neapel und die in Egypten angefallene Pforte in einen Bund zusammen und die obgedachten russischen Hilfsarmeen setzten sich in Bewegung. Der Rastadter Friedenscongreß zerschlug sich. Aber Erzherzog Carl rettete bei Ostrach und Stokach Deutschland, Suwarow durch Kray und Chasteler eroberte ganz Italien. Aber im folgenden Feldzug vernichtete der Tag von Marengo und die Siege Moreau's über Kray alle die herrlichen Früchte von 1799. Fürst Dietrichstein schloß im July 1800 zu Parsdorf Waffenstillstand. Dennoch wurde der übereilte Separatfriede nicht ratificirt, welchen General Graf St. Julien mit Talleyrand schloß, Er auf ein paar Monate in die Festung Carlsburg nach Siebenbürgen geschickt. Zur Armee kam Erzherzog Johann mit dem F. Z. M. Baron Lauer. Der Armeeminister Graf Lehrbach glaubte sich einen Augenblik schon als Nachfolger des Barons Thugut, selbst mit Verdrängung des Grafen Ludwig Cobenzl, der inzwischen zu Lüneville mit Joseph Bonaparte Frieden unterhandelte. Moreau's Sieg bei Hohenlinden entschied die Trennung von England und den wirklichen Friedensschluß zu Lüneville. Nach Thuguts Austritt führte interimistisch Graf Trautmannsdorf die auswärtigen Angelegenheiten, bis im August 1801 Graf Cobenzl das Portefeuille selbst übernahm und es behielt bis zum Presburgerfrieden im December 1805, während der großen Besitzveränderung

in Deutschland und der daraus weiters entsprungenen Irrungen, während des Wiederausbruches des französisch-englischen Krieges, der Verwandlung Bonaparte's Consulats in ein Kaiserthum, der Schöpfung des Königreichs Italien, der Verschlingung Genua's ꝛc. — Die Trennung der österreichischen Streitkräfte in Ulm unter Mack, die alle mit einander und unter dem Erzherzog Ferdinand, die größtentheils gefangen wurden, der Franzosen Durchbruch durchs Anspachsche, Preußens Neutralität, der Fall Wiens, des Feindes schneller Uebergang über die dortigen, nicht abgebrannten Donaubrücken, endlich die Schlacht der drei Kaiser bei Austerlitz in Mähren entschieden das Schicksal der dritten Coalition. Graf Ludwig Cobenzl trat ab, Graf Stadion wurde sein Nachfolger. Er lebte hierauf ganz zurückgezogen in Wien, mit seiner vielgeliebten Schwester, der geistreichen Gräfin Rombeck, und starb am 22ten Februar 1808. Sein ganzes Geschlecht erlosch am 30ten August 1810, mit seinem Vetter Grafen Philipp Cobenzl, durch fünfzehn Jahre unter Kaunitz Hof- und Staats-Vice-Kanzler, darauf Bothschafter in Paris.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des zweiten Bandes.

V.

	Seite
Friedrich Carl Freiherr v. Tettenborn. Von C. D.	3
Carl Franz Dominique v. Villers. Von B. A. . .	53
Edmund Burke. Von J. C. Hüttner in London. .	79
d'Espréménil und d'Entraigues. Nach dem Franz. von Ludw. Schlosser.	123
Elisabeth von Frankreich und Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog v. Enghien. Nach dem Franz. von Ludw. Schlosser.	143
Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken der Zeitgenossen:	
Fürst Metternich und Graf Stadion. . .	169
Friedr. Schleiermacher.	172
A. H. L. Heeren.	173
Ludwig v. Berger.	176
Beyme.	180

VI.

Wilhelm I., König der Niederlande. Von J. v. Arnoldi.	5
Ludw. Timoth. Freih. v. Spittler. Von K. L. v. Woltmann.	65
Gottfried Aug. Bürger. Von O. R. L. . .	99
Aug. Wilh. Iffland. Von P. S. . . .	127
Andeutungen zu Biographien und Charakteristiken der Zeitgenossen:	
Erzherzog Johann von Oesterreich. . . .	149
Sulpiz u. Melchior Boisserée u. Johannes Bertram.	156
Johann Gabriel Marquis von Chasteler. . .	163
Franz, Freiherr v. Hager.	169
Anton Schneider.	172
Ernst v. Pfuel.	175
Joseph v. Hammer.	177
Joseph Ludwig Stoll.	180
Anton Gramberg.	185
Friedrich Buchholz.	189

VII.

Friedrich II., König v. Würtemberg. . .	5
Leopold Friedrich Franz, Herzog zu Anhalt-Dessau.	39
Ulrich Jaspar Seetzen.	85
Franz, Freiherr v. Hager-Allensteig. . .	109
Gallerie der vorzüglichsten jetzt lebenden Pariser Schauspieler. Von G. L. P. Sievers in Paris.	
Einleitung: Ueber die französische Schauspielkunst. .	127

Allgemeine Übersicht
Übersicht der Mitglieder des Ausschusses
Bericht des Ausschusses 1
Bericht des Schatzmeisters 3
Bericht des Bibliothekars 4
Bericht des Archivars 5
Bericht des Museumsvorstehers 6
Bericht des Redakteurs 7
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Vorzeit 8
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Römerzeit 9
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung des Mittelalters 10
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Neuzeit 11
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Kunstdenkmäler 12
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 13
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 14
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 15
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 16
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 17
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 18
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 19
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 20
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 21
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 22
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 23
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 24
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 25
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 26
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 27
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 28
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 29
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 30
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 31
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 32
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 33
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 34
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 35
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 36
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 37
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 38
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 39
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 40
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 41
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 42
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 43
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 44
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 45
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 46
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 47
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 48
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 49
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 50
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 51
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 52
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 53
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 54
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 55
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 56
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 57
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 58
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 59
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 60
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 61
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 62
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 63
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 64
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 65
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 66
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 67
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 68
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 69
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 70
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 71
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 72
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 73
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 74
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 75
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 76
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 77
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 78
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 79
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 80
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 81
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 82
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 83
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 84
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 85
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 86
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 87
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 88
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 89
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 90
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 91
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 92
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 93
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 94
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 95
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 96
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 97
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 98
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 99
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 100
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 101
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 102
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 103
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 104
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 105
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 106
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 107
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 108
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 109
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 110
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 111
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 112
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 113
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 114
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 115
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 116
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 117
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 118
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 119
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 120
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 121
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 122
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 123
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 124
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 125
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 126
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 127
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 128
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 129
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 130
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 131
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 132
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 133
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 134
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 135
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 136
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 137
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 138
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 139
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 140
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 141
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 142
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 143
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 144
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 145
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 146
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 147
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 148
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 149
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 150
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 151
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 152
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 153
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 154
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 155
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 156
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 157
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 158
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 159
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 160
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 161
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 162
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 163
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 164
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 165
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 166
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 167
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 168
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 169
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 170
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 171
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 172
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 173
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 174
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 175
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 176
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 177
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 178
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 179
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 180
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 181
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 182
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 183
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 184
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 185
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 186
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 187
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 188
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 189
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 190
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 191
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 192
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 193
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 194
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 195
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 196
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 197
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 198
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 199
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 200
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 201
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 202
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 203
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 204
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 205
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 206
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 207
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 208
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 209
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 210
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 211
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 212
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 213
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 214
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 215
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 216
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 217
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 218
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 219
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 220
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 221
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 222
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 223
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 224
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 225
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 226
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 227
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 228
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 229
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 230
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 231
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 232
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 233
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 234
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 235
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 236
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 237
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 238
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 239
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 240
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 241
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 242
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 243
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 244
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 245
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 246
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 247
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 248
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 249
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 250
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 251
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 252
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 253
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 254
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 255
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 256
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 257
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 258
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 259
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 260
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 261
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 262
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 263
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 264
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 265
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 266
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 267
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 268
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 269
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 270
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 271
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 272
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 273
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 274
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 275
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 276
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 277
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 278
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 279
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 280
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 281
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 282
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 283
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 284
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 285
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 286
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 287
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 288
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 289
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 290
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 291
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 292
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 293
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 294
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 295
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 296
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 297
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 298
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 299
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 300
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 301
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 302
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 303
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 304
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 305
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 306
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 307
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 308
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 309
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 310
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 311
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 312
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 313
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 314
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 315
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 316
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 317
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 318
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 319
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 320
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 321
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 322
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 323
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 324
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 325
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 326
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 327
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 328
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 329
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 330
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 331
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 332
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 333
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 334
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 335
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 336
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 337
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 338
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 339
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 340
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 341
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 342
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 343
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 344
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 345
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 346
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 347
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 348
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 349
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 350
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 351
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 352
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 353
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 354
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 355
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 356
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 357
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 358
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 359
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 360
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 361
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 362
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 363
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 364
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 365
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 366
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 367
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 368
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 369
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 370
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 371
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 372
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 373
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 374
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 375
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 376
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Musikdenkmäler 377
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Theaterdenkmäler 378
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Baudenkmäler 379
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Bodendenkmäler 380
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Naturdenkmäler 381
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Volkskunde 382
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Sprachdenkmäler 383
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für Erforschung der Literaturdenkmäler 384
Bericht des Vorsitzenden der Kommission für

Vom 1sten July bis Ende December dieses Jahrs sind in der Verlags-Buchhandlung von F. A. Brockhaus zu Altenburg und Leipzig folgende neue Werke und Schriften wirklich fertig geworden und durch alle deutsche Buchhandlungen zu erhalten.

Archiv für thierischen Magnetismus, herausgegeben von Eschenmayer, Kieser und Nasse. Drittes und Viertes Heft. gr. 8., jedes Heft 18 gr.

(Die Fortsetzung dieses Archivs erscheint im Selbstverlage des Herrn Dr. Kieser. Im Verlage von Brockhaus erscheint dagegen ein neues Archiv für den thierischen Magnetismus auch unter dem Titel: Neues Asklapieion, oder allgemeines Zeitblatt für die gesammte Heilkunde nach den Grundsätzen des Mesmerismus. Das erste Heft davon ist unter der Presse und wird allen seitherigen Abnehmern des Kieser'schen Archivs zur Ansicht mitgetheilt werden.)

Arnoldis, Joh. v., historische Denkwürdigkeiten. gr. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Betrachtungen über die verschiedenen Formen der bewaffneten Macht. Von einem vormaligen Landwehr-Offizier. (Eine Schrift gegen das System der Landwehr.) gr. 8. 12 gr.

Conversationslexicon oder Encyclopädisches Handwörterbuch für die gebildeten Stände. Vierte Originalausgabe 9ter Band. (Seetzen—Tiz.) (Auch unter dem Titel: Allgemeine Handencyclopädie für die gebildeten Stände.)

Deppings, (Ch. B.), Sammlung der besten alten Spanischen historischen Ritter- und maurischen Romanzen. Mit Anmerkungen und einer Einleitung. 12. 2 Thlr. 12 gr.

Essai sur l'histoire de l'économie politique des peuples modernes jusqu'au commencement de l'année 1817. Deux parties. 8. 2 Thlr. 12 gr.

Hasse (Prof. F. Chr. A.), Europa's Gestaltung seit dem Ende des Mittelalters bis auf die neueste Zeit nach dem Wiener Congreß. Versuch einer histor. statistischen Entwickelung. Erster Theil mit einer historischen Karte. gr. 8. 2 Thlr. 6 gr.

Falks, Johannes, Liebe, Leben und Leiden in Gott zu Luthers Gedächtniß, herausgegeben von einem seiner Freunde und Verehrer, (Adolph Wagner) im Jahre unsers Herrn 1817. 8. 14 gr.

Geschichte des Theaters der Stadt Leipzig von seinem ersten Entstehen bis auf die neueste Zeit (Von O. H. G. R. Blümner.) 12.

John, (Prof. J. F., Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. Zweiter Band. F—K. Mit 1 Kupfertafel. 8. (Mit Nonpareil gedruckt.)

Kunstblatt Leipziger, für gebildete Kunstfreunde. Erster Jahrgang 1817. compl. 5 Thlr. 8 gr.

Löben, (O. H. Graf v.), Rosengarten; Dichtungen von, Zweiter Theil. 8. 1 Thlr. 16 gr.

— — — Cephalus und Procris, ein romantisch musikalisches Drama. 8. (Aus dem 2ten Theile des Rosengartens besonders abgedrukt.) 16 g

Monographien, kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche, aus der neuern Zeit seit dem Jahre 1792. Zweiter Theil mit 5 Kupfern, worunter 2 Pläne. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Murhard, Dr. Carl, Theorie des Geldes und der Münze. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Petrarca, (Francesco), dargestellt von C. L. Ferndw. Nebst dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgaben-Verzeichnissen, herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Petrarca's, Sonette und Canzonen, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Carl Förster. 1r Th. 8. (Mit gegenüber gedruckten Original-Text.) 2 Thlr. 12 gr.

Pierers, Dr., anatomisch-physiolog. Realwörterbuch zu umfassender Kenntniß der körperlichen und geistigen Natur des Menschen in gesundem Zustande. 2r. Bd. C—E. gr. 8. 3 Thlr. 18 gr.

Quandt's, G., Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien. 1s Bändchen. 8. 1 Thlr.

Reise eines Gallo-Amerikaners (Simonds) durch Großbritannien in den Jahren 1810 und 1811. Deutsch herausgegeben von Ludw. Schlosser. Zweiter Theil mit 3 Kupfern, nebst einem Anhang über den Zustand Frankreichs im Jahre 1815 u. 1816. 2 Thlr. 12 gr.

Rosenmüllers, Dr. J. D., Handb. eines allgemein faßlichen Unterrichts in d. christl. Glaubens- u. Sittenlehre, nach seinem christl. Lehrbuche für die Jugend. 1r Bd. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Schlieben, W. A. E. v., die Elemente der reinen Mathematik, durch technische Beispiele erläutert. Zweiter Band. 8. 18 gr.

Schopenhauer, Johanna, Ausflucht a. d. Rhein u. dessen nächste Umgeb. im Sommer des erst. friedlichen Jahrs. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Sprengel, (Prof. Curt.), Geschichte der Botanik. Neue Bearbeitung und bis auf die jetzige Zeit fortgeführt. Zweiter (und letzter) Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Supplementband zum Conversationslexicon für die Besitzer der zweiten und dritten Ausgabe, die Nachträge und Verbesserungen der Vierten Ausgabe enthaltend. 8. (65 Bogen). 1 Thlr. 12 gr.

(vom 8ten Bande an sind die 2te, 3te und 4te Aufl. sich ganz gleich.)

Urania, Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1813. Mit zwölf Kupfern nach Opitz von Jury, Johannot, Reinhold, Roßmäßler jun., Heß und Andern 2 Thlr.

Dasselbe auf Velinpp. gr. Format, mit Kupferabdrücken avant la lettre. 4 Thlr.

(Dieser Jahrgang der Urania enthält an seiner Spitze: „die bezauberte Rose," romantisches Gedicht in 3 Gesängen von Ernst Schulze; das gleich sehr als Schwanen-Gesang des jungen Dichters, als durch seine hohe Vortreflichkeit, die ihr auch den ersten Preis der von der Redaktion ausgesetzten Preis-Aufgaben erworben hat, die Aufmerksamkeit aller Freunde der Poesie erregen muß.)

Venturini's, Dr. C., Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft unter Napoleon Buonaparte, in den Jahren 1812—1815. 3r Theil. Krieg von 1814 mit 6 Kupfern und 1 Karte. 2 Thlr. 16 gr.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Zweiten Bandes vierte und letzte Abtheilung (VIII.) gr. 8. Druckpap. 1 Thlr. Schreibpap. 1 Thlr. 12 gr. Velinpap. 2 Thlr.

Bestellung des Bürgermeisters.

§. 3.

Wenn der Bürgermeister abgeht, oder auf eine andere Art seine Stelle erledigt wird, so ist binnen 14 Tagen eine neue Wahl vorzunehmen.

Bis dahin hat der Gemeinderath einen Stellvertreter zu bestellen.

§. 4.

Der Bürgermeister ist Vorsteher des Gemeinderathes und der Gemeinde.

Er hat die Sitzungen des Gemeinderathes einzuberufen, zu leiten und die Beschlüsse desselben zu vollziehen.

Er hat die Gemeinde nach Außen zu vertreten, und alle Urkunden, welche die Gemeinde verbindlich machen, zu unterfertigen.

Er hat die Gemeindeämter zu überwachen, und die Gemeindevorsteher zu leiten.

Er hat die Gemeindeangelegenheiten zu besorgen, welche ihm der Gemeinderath oder der Gemeindeausschuß zuweist.

Er hat die Gemeindeangelegenheiten zu besorgen, welche ihm die Gesetze und Verordnungen zuweisen.

Er hat die Gemeindeangelegenheiten zu besorgen, welche ihm die Bezirksbehörde zuweist.

Er hat die Gemeindeangelegenheiten zu besorgen, welche ihm die Landesbehörde zuweist.

Er hat die Gemeindeangelegenheiten zu besorgen, welche ihm die Landesregierung

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers III

Vorwort des Verfassers V

Einleitung 1

Erstes Buch. Von der Natur der Dinge.

Erstes Kapitel. Von der Natur der Dinge überhaupt 5

Zweites Kapitel. Von der Natur der Dinge insbesondere 9

Drittes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Ursachen 13

Viertes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Wirkungen 17

Fünftes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Zeit 21

Sechstes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihren Ort 25

Siebentes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Veränderungen 29

Achtes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Bestimmung 33

Neuntes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Vollkommenheit 37

Zehntes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Ordnung 41

Elftes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Schönheit 45

Zwölftes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Harmonie 49

Dreizehntes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Einheit 53

Vierzehntes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Mannigfaltigkeit 57

Fünfzehntes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Gesetze 61

Sechzehntes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Kräfte 65

Siebzehntes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Grenzen 69

Achtzehntes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Ewigkeit 73

Neunzehntes Kapitel. Von der Natur der Dinge in Beziehung auf ihre Unendlichkeit 77

Zweites Buch. Von dem Menschen.

Erstes Kapitel. Von dem Menschen überhaupt 81

Zweites Kapitel. Von dem Menschen insbesondere 85

Drittes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Ursachen 89

Viertes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Wirkungen 93

Fünftes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Zeit 97

Sechstes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seinen Ort 101

Siebentes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Veränderungen 105

Achtes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Bestimmung 109

Neuntes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Vollkommenheit 113

Zehntes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Ordnung 117

Elftes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Schönheit 121

Zwölftes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Harmonie 125

Dreizehntes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Einheit 129

Vierzehntes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Mannigfaltigkeit 133

Fünfzehntes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Gesetze 137

Sechzehntes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Kräfte 141

Siebzehntes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Grenzen 145

Achtzehntes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Ewigkeit 149

Neunzehntes Kapitel. Von dem Menschen in Beziehung auf seine Unendlichkeit 153

Aufgabe, in der Absicht, sich selbst zu retten, oder sich selbst zu verderben, sich selbst zu erhalten, oder sich selbst zu vernichten, sich selbst zu bessern, oder sich selbst zu verschlimmern, sich selbst zu heiligen, oder sich selbst zu entheiligen, sich selbst zu segnen, oder sich selbst zu verfluchen, sich selbst zu verherrlichen, oder sich selbst zu entehren, sich selbst zu ehren, oder sich selbst zu verachten, sich selbst zu lieben, oder sich selbst zu hassen, sich selbst zu erbauen, oder sich selbst zu zerstören, sich selbst zu erlösen, oder sich selbst zu verdammen, sich selbst zu vergeben, oder sich selbst zu verurtheilen, sich selbst zu rechtfertigen, oder sich selbst zu verklagen, sich selbst zu trösten, oder sich selbst zu betrüben, sich selbst zu ermuthigen, oder sich selbst zu entmuthigen, sich selbst zu stärken, oder sich selbst zu schwächen, sich selbst zu ermuntern, oder sich selbst zu ermüden, sich selbst zu ermahnen, oder sich selbst zu verführen, sich selbst zu warnen, oder sich selbst zu betrügen, sich selbst zu bekehren, oder sich selbst zu verstocken

Inhalt.

Einleitung. Allgemeine Ideen der Physik.
Physik der Erde. Allgemeine Ideen der Physik. 1
Physik der Erde. Allgemeine Ideen der Physik. Fortsetzung. 2
Physik der Erde. Allgemeine Ideen der Physik. Fortsetzung. Schluß. 3

Physik der Erde. Allgemeine Ideen. 4
Physik der Erde. Allgemeine Ideen. Fortsetzung. 5

Physik der Atmosphäre.
Physik der Atmosphäre. 6
Physik der Atmosphäre. Fortsetzung. 7
Physik der Atmosphäre. Fortsetzung. 8
Physik der Atmosphäre. Fortsetzung. 9
Physik der Atmosphäre. Fortsetzung. . . . .

Digitized by Google

Digitized by Google

10196

Digitized by Google